This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06825532 6

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Christenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Sechster Band.

Gott in der Natur.

Siebenzehnte

vollständige und verbesserte Original-Ausgabe.

Mit königlich Würtembergischem Privilegium.

Aarau 1834.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

1.

Die Stufenleiter in der Schöpfung.

Psalm 104, 1 — 35.

Empor, mein Geist, zu Höherem erkoren,
Als für den Staub!
Du warst, wirst sein, bist nie verloren,
Nie Todesraub!

Empor, durchfleug mit Morgenrothes Schwingen
Die Ewigkeit;
Hier, wo der Wurm, dort, wo die Himmel singen,
Strahlt Göttlichkeit!

Durchschwebe kühn der Wesen große Leiter, —
Aus dunkler Nacht
Steigt sie in alle Sphären auf und weiter,
In Gottes Pracht.

Sie schimmert aus dem Weltbau dir entgegen.
Der Halm der Flur,
Und dort wo sich die Sternenheere regen,
Sind Stufen nur.

Auch du stehst auf der Leiter aller Wesen
In Hoheit schon,
Und steigst, zu schönern Zielen auserlesen,
Zu Gottes Thron.

Die göttliche Haushaltung in der Natur hat meine Seele schon oft mit unbeschreiblichem Erstaunen und Entzücken erfüllt, und noch oft werde ich zur Betrachtung derselben zurückkehren.

Denn wenn ich das ganze unermeßliche Weltgebäude als das Haus Gottes, meines himmlischen Vaters, ansehe; wenn ich, der ich nicht fähig bin, das Unendliche mit meinem Geist zu ermessen, nur einen geringen Theil von der wundervollen Schöpfung zum Gegenstand meiner Aufmerksamkeit mache — wenn ich dann auch in diesem kleinsten Theile der von Gott geschaffenen Dinge wiederum dieselbe Vollkommenheit und Unermeßlichkeit entdecke, die im ungeheuern Raume des ganzen Weltalls prangen: so zittert meine Seele in einer stillen

Wonne, die keine Sprache nennt; so fühle ich mich selbst wie aufgelöset in meinem Gott; ich bin von himmlischen Offenbarungen umgeben; eine Thräne des Entzückens füllt meine Augen; ich möchte beten, und bin allzubewegt und kann es nicht, und meine Thräne wird Psalm auf Gott.

Wohl sehnt sich mancher schwache Sterbliche nach ausserordentlichen Dingen, und erwartet Zeichen vom Himmel. Kurzsichtiger, was deine Hand berührt, ist wunderbar, du kennst es nicht; dein Fuß wandert durch den Staub, aber er schwebt über Welten, die du nicht ahnest; du siehst die erstaunlichen Erscheinungen mit deinen Augen, und sie bleiben dir dunkel.

Hast du eine würdige Vorstellung von der Allmacht, von der Weisheit und Größe deines Schöpfers? — Nun wohl, so würdest du wissen, daß in diesem Hause der Gottheit, in dem unendlichen Palast des Weltalls, nichts zu klein, nichts zu gering ist. Was sind doch die Reichthümer und Herrlichkeiten eines Königs, dessen Wohngebäude du mit Verwunderung anstaunst, dessen Marmorsäle, dessen Goldschmuck in den Zimmern, dessen Teppiche und Gemälde dich entzücken! Es ist nur Staub, aus todtem Staube gesammelt, von kunstreichen Händen an einander geordnet. Unendlich größer, als ein sterblicher König, ist der Herr aller Welten, und unendlich prachtreicher ist das Weltgebäude, von dem dich die allgegenwärtige Majestät Gottes anstrahlt.

Nichts ist in diesem unermeßlichen Palast zu klein, zu gering; Alles hat seine hohe Bedeutung, Alles steht darin mit einander in ewiger Verknüpfung. Die Welt hängt sowohl an dem Faden einer Spinne, als an der Kraft, welche die Sonnen, die kreisenden Sterne und die Kometen in ihren Bahnen festhält.

Du trittst einen gering scheinenden Kiesel mit Füßen, der am Ufer des vorbeifließenden Wassers liegt. Einst war er der Theil eines Felsens am Gebirge. Ströme spülten ihn bis hierher. Er verwittert an der Luft und wird Erde. Eine aufwachsende Pflanze zieht Theile von ihm an, und Thiere nähren sich

von dieser Pflanze. Jener Stein lag also dort nicht vergebens; er hatte seine Bestimmung.

Es fand ein Fischer am Ufer des Weltmeeres den goldgelben Bernstein; die Eitelkeit machte ihn zum Schmuck; der Weise entdeckte in ihm eine verborgene Kraft, und durch eine Reihe weiterer Entdeckungen ergab es sich, daß die Kraft dieses Steines derjenigen verwandt ist, welche den Blitz und den rollenden Donner erzeugt.

Vom umwölkten winterlichen Himmel sinken Tausende von Schneeflocken. Unter dem vergrößernden Glase erscheint jede dieser Schneeflocken wie ein Stern, regelmäßig, mit hundert kleinern, glänzendern Fasern, und mit solcher Zartheit und Schönheit geordnet, daß keine sterbliche Hand den vom Himmel gefallenen silbernen Stern nachbilden könnte. Er fällt auf deine Hand; es zerschmelzen von ihrer Wärme die wunderbaren Kristalle des Eises. Statt des Sternes hast du einen leichten Thautropfen, dessen Wasser verdünstet; das in Dunst verwandelte Wasser steigt aufwärts und der gefallene Silberstern des Schnees kehrt in luftiger Gestalt zu seinen himmlischen Quellen zurück. Er hat seine Bestimmung nun erfüllt; er hat dich zur Aufmerksamkeit an die göttliche Wunderwelt gezogen, inzwischen Millionen anderer Flocken den Erdboden erwärmend umhüllen, um die Saaten des Landmanns und die Pflanzen deines Gartens gegen den Frost zu beschirmen.

Als Gott einst das hohe Allmachtswort sprach: das Weltall werde! und sein Weltall ward, und sich glänzend und herrlich in unvergänglicher Pracht bewegte, da war nichts von dem, was geworden war, vergebens da; auch der Wurm im Grase hatte seine Bestimmung für das Ganze, und das Samenstäubchen hatte einen göttlichen Beruf erhalten. Alles ist in dieser unendlichen Schöpfung für ein einzelnes Wesen da, und das einzelne muß da sein für das unermeßliche All. Durch die ganze Einigkeit der Dinge herrscht allgemeine innige Verwandtschaft, und in der allgemeinen Harmonie steht das Höchste mit dem Tiefsten, das Entfernteste mit dem Nächsten. Auch du, o mein Geist, bist ein Theil dieses glanzvollen, in unendlicher

Weisheit gegründeten Reiches; Alles ist für dich, und auch du bist für das All! —

Ich sehe in der langen und unermeßlichen Kette der geschaffenen Dinge eine bezaubernde Mannigfaltigkeit und ein allmäliges Fortschreiten vom Unvollkommenen zum Bessern, vom Bessern zum Vollkommnern, vom Vollkommnern zum Vollkommensten. Diese Kette umschlingt alle Wesen, und die entferntesten Wesen hängen als Glieder an ihr. Sie ruht auf der bunten Oberfläche des Erdballs, geht durch die Tiefen des Meeres, sinkt bis in die Eingeweide unsers Weltkörpers; sie steigt hinauf durch die Lüfte und Wolken, dringt in die endlosen himmlischen Räume, und verschwindet unserm Blick in den ungeheuern Fernen, wovon nur noch einzelne Glieder als matt schimmernde Gestirne hernieder funkeln.

Dies ist die wahre Himmelsleiter der Schöpfung, wo sich von Stufe zu Stufe die Vollkommenheiten vermehren, vom Staube, der unsern Fuß umspielt, bis zum Seraph, der durch die verklärtere Ewigkeit wandelt.

Und diese Stufen — so niedrig und arm ist der Mensch, das reine Sprache ihre Zahl nicht ausdrücken kann! — Noch kennen wir nicht alle Arten von Pflanzen, die auf Erden wachsen, und doch kennen wir schon mehr denn zwanzigtausend Arten, also zwanzigtausend Sprossen in der irdischen Schöpfungsleiter. Und unter diesen Pflanzen ist vielleicht keine, die nicht eine oder mehrere Arten von Thieren ernährt. Die Thiere, oft bis zur Unsichtbarkeit klein, wohnen auf oder in ihnen, und dienen andern wieder zur Nahrung. Es sind eben so viel kleine Welten, die wieder andere kleine Welten in sich schliessen.

Ein Reich dunkler Kräfte, deren Wirkungen wir mit Erstaunen wahrnehmen, verbindet die Urstoffe alles Irdischen. So entstehen Wesen und Wesen. Sie verwittern, sie verwelken, sie sterben, verschwinden, und ihre Theile gehen als Urstoffe in neue Verbindungen, in neue Gestalten über. Könnte unser Auge erleuchtet das dunkle Gebiet jener nach ewigen Gesetzen wirkenden Kräfte anschauen: es würde der Schleier von einer ganz neuen Welt aufgezogen werden; die ganze Natur,

dann gleichsam durchsichtig geworden, würde uns keins ihrer Geheimnisse mehr verbergen. Hier würden wir sehen, wie in den finstern Klüften des Erdballs sich die Metalle erzeugen, dort, durch welchen Zauber die Rose sich mit der lieblichsten Röthe schminkt.

Himmlische Geister, Wesen höherer Art, erhaben über uns, wie wir erhaben stehen über dem Wurm, der am Morgen geboren wird, und Abends vor Alter stirbt, — himmlische Geister! vielleicht sehet ihr mit hellem Blick das Unergründliche, das für uns noch im Schatten liegt. O ihr Seligen, ihr seid der Schöpfung Zeugen, und Lichtstrahlen umschweben euch, wo wir unter finstern Räthseln irren, die der Verstand keines Sterblichen lösen kann! Ihr sehet nur Gott, den ewigen Vater, heller, als wir; ihr wohnet in der Klarheit seiner Wunder.

Felsensteine, Erden, die mannigfaltigen Metalle und Salze sind unsern Augen nur rohe Stoffe, ohne Leben, ohne besondere Werkzeuge zu eigener Vermehrung und Vervollkommnung. Sind sie aber die untersten Glieder an der unendlichen Kette alles Erschaffenen? Und doch, welche Pracht schon in ihnen! Bezwingt nicht des Goldes und Silbers Gewalt selbst die Herzen der Menschen? Wie strahlt der feste Diamant, und wie lieblich leuchtet der Rubinen röthliches Licht!

Schon kennen wir viele Tausende von Steinarten, und noch kennen wir sie nicht alle. Sie erscheinen in allen Gestalten, und spiegeln mit allen Farben. Die regelmäßigen Bildungen der Kristalle entzücken das Auge; kein irdischer Künstler kann so genau und zierlich schneiden, als die Natur diese Steine formte.

Manche Steine sind wie Kräuter aus zart zusammengelegten Blättern gebildet; der Asbest ist aus langen, feinen Fäden zusammengeballt, die man von einander lösen und zu Gewändern verspinnen und weben kann; andere Steine wachsen als feines glänzendes Haar, und manche edle Metalle treiben zwischen Felsenrissen gleich Bäumen mit Aesten und Laubwerk; andere erscheinen wie niedrige Moose und Steinflechten.

Hier bildet das Steinreich den allmäligen Uebergang zur Pflanzenwelt, welche von einer endlosen Zahl der Gräser und Halmen, der Kräuter, Stauden, Gesträuche und Bäume bevölkert ist. Welche unübersehbare Stufenfolge immer größerer Vollendung steht zwischen der Trüffel, welche wie ein Erdklumpen, ohne Wurzel, ohne Zweig unter dem Boden anschwillt, und der Rose, welche eine Königin der Garten heißt! — oder zwischen dem Schwamm und Pilz, der in einer Nacht aufschießt, und der erhabenen Eiche, die Jahrhunderte wächst; oder dem Kateloschenbaum Afrika's, der Jahrtausende wächst, und in dessen Schatten sich ein ganzes Thal verbirgt!

Die Pflanzen edlerer Art nähern sich schon in ihren Verrichtungen den Thieren. Geboren aus dem milchreichen Samen, wie das Thier aus dem Ei, saugen sie aus der Erde ihre Nahrung, und die Wurzel ist ihr Mund. Wie das Blut in den Thieren, steigen in ihnen Säfte verschiedener Art auf und ab. Es herrscht unter ihnen männliche und weibliche Geschlechtsordnung. Sie begatten sich, indem der umhergehende Blumenstaub die weiblichen Blüthen befruchtet. Sie dünsten aus, wie die Thiere, und sterben entweder ohne Nahrung oder im Uebermaße der Hitze oder der Kälte, wie die Thiere.

So sind die Pflanzen gleichsam an die Stelle des Erdbodens festgewurzelte Thiere; so sind die Thiere willkürlich umherwandelnde Pflanzen. Viele Pflanzen haben einen Schlaf, den sie Abends mit Sonnenuntergang durch das Zusammenlegen ihrer zarten Blätter verkünden; andere erwachen und entfalten sich erst des Nachts. Das schüchterne Fühlkraut verräth sogar thierische Empfindungen: es legt, wird es verwundet, seine Blätter zusammen, und zieht seine Zweige ein.

Hier ist die verschwimmende Grenze, wo Pflanzen- und Thierreich an einander hängen. Die edle Blutkoralle wächst baumförmig im Grunde des Meeres, aber sie enthält einen nackten Wurm, der dies steinigte, harte Gewebe aufführt und lebt und sich nährt. Ganze große Inseln des Meeres sind aus Korallen, aus diesen Gebäuden schwacher Würmer, hervorgegangen, und tragen jetzt Wälder und Dörfer.

Der Polip im Waſſer gleicht einer fadenförmigen, ſchleimigen Pflanze, er hat Aeſte und Zweige. Zerſchneide ich ihn, wachſen neue Zweige und Aeſte hervor. Aber ein Würmchen ſchwimmt durchs Waſſer: ſogleich ſchlingen ſich alle Aeſte und Zweige jener Pflanze um das kleine Geſchöpf, führen es zum obern Theil des Stengels, wo ſich eine Oeffnung erweitert, um den Wurm zu verſchlingen und Nahrung davon zu ziehen.

Unmerklich, wie der Uebergang von der vollkommenſten Pflanze zum unvollkommenſten Thiere, welches ſchon Empfindung und willkürliche Bewegung hat, ſchreitet die ſteigende Vollendung durch die ganze Kette der Thierwelt, von den einfachen Korallen zu den Muſchelthieren, von den Muſcheln und Inſekten und kriechenden Thieren, von dem Geſchlecht der Schlangen zu dem Aal des Waſſers und zu den Wundern der Meere, durch die Legionen der Fiſche bis zum Seelöwen und dem geflügelten Fiſch, der ſich in die Luft erhebt. Der Vogel, den ſtatt der Schuppen Federn, ſtatt der Floſſen Flügel zieren, durchſchwebt die Regionen der Wolken. Aber unter den vierfüßigen Thieren nähert ſich dieſen gefiederten Geſchöpfen die Fledermaus, oder jenen der erhabene Strauß in den Wüſten, der mehr läuft als fliegt, und deſſen Flügel nur den Dienſt der Füße erleichtern.

Die vierfüßigen Thiere kommen in tauſend mannigfaltigen Abſtufungen allmälig der menſchlichen Geſtalt näher, und der Affe zeigt ſchon große Aehnlichkeit mit dem Menſchen.

Der Menſch aber ſelbſt, das erhabenſte Glied der irdiſchen Weſenkette, geht mit aufgerichtetem Antlitz durch die Welt; ſein Auge ſieht zum Himmel; er beherrſcht die Reiche der Steine, Pflanzen und Thiere. Er ſtürzt den Adler aus der Luft, er zieht den Fiſch aus dem tiefſten Meeresgrund. Ihn leitet nicht mehr der blinde, dunkle Inſtinkt oder Naturtrieb, ſondern eine Alles beleuchtende Vernunft iſt ſein Eigenthum. Er hat den freien Gedanken und die Gabe der Sprache. Mit ſeinem Geiſte erhebt er ſich weit über ſein eigenes Selbſt; ihm ſtrahlen die erſten Funken göttlicher Offenbarung in die Seele — der

Mensch allein weiß hienieden von einem Gott. Er erhebt sich bis zu ihm, und sinkt vor seinem Throne nieder, und betet ihn im Staube der Erdenwelt an.

Von himmlischem Licht erleuchtet, eilt er den Weg zur Ewigkeit, und streckt mit zitternder Freude die Hand nach der Krone der Unvergänglichkeit, und schmückt damit sein unsterbliches Haupt. Welch ein ungeheurer Zwischenraum dehnt sich nicht zwischen dem todt fliegenden Samenstaub und der erhabenen Menschenseele aus, die Gott denkt! Welche Millionen Stufen und Stufen in unabsehbaren Reihen vom niedrigsten Geschöpf, das wir kennen, bis zu der Höhe, wo der Mensch steht!

Aber wie? ist hier schon die letzte Höhe? Endet nun schon die Himmelsleiter der Schöpfung? Ragt der gebrechliche Mensch schon unmittelbar an die Majestät Gottes? Verlaß, o meine Seele, mit deinem Blick die Erde, und sieh empor in jene Regionen, wo unzählbare Welten in unnennbaren Fernen schweben, und die wir wegen ihrer ungeheuern Weite nur noch als glimmende Funken erkennen. — Wie wird dir bei diesem Anblick? Du siehest und ahnest neue Stufen, neue Wesen, neue Kräfte droben! Aber ein undurchdringlicher Schleier verhüllt uns dies prachtvolle Schauspiel. Durch die Kunst der Fernröhren haben wir nun erfahren, daß jene kleinen Sterne Weltkörper sind, so groß und öfters noch viel tausendmahl größer, als der Erdball, auf dem wir wohnen.

Und wenn ich denn aus dem schliessen darf, was ich hienieden sehe, auf das, was mir dort dunkel ist; wenn die Stufenleiter zur göttlichen Vollkommenheit ins Unendliche fortgeht: so sind dort vielleicht Welten, ähnlich verwandt unserer Erde, wie die Pflanze dem Thiere, wie das Thier dem Menschen; so stehen dort Weltkörper, neben deren Größe und Pracht unser Erdball nur ein flüchtiger Sonnenstaub ist; so stehen dort Welten von höhern Wesen bewohnt, die stufenweise emporgehen über uns, wie wir über Pflanzen und Thiere!

Und die schimmernde Kette der Schöpfung steigt mit den-

ſelben höher, immer höher durch das Reich aller Möglichkeit, aller Vollendungen. Darf ich glauben, daß ich das vollkommenſte Weſen der Allmacht ſei? Ich bin es hienieden, aber bin ich es in andern Regionen? Wie lange iſt noch die Reihe beſſerer vollkommener Geiſter über mir!

Himmliſche Weſen, heilige Engel, Erzengel, oder mit welchem Namen die dürftige Menſchenzunge euch ſchmückte, ihr erhebet euch durch das Ewige zum Urquell des Lichts und des Heiligſten! Ach, werde ich einſt zu euern erhabenen Stufen gelangen? Werde ich, entbunden von dieſer Erde, emporgehen zu der unterſten eurer Reihen? — höher dringen und höher zu euerm und meinem Schöpfer?

Und ihr, himmliſche Weſen, ihr, die ihr auf der letzten Sproſſe der Vollendung in namenloſer Seligkeit ſchwebet, der Gottheit nahe, in ihrer Herrlichkeit wohnend, auch ihr verſchwindet endlich wie ein Nichts vor der Majeſtät des Allerhöchſten ſelbſt! — Euer Daſein ſtammt nur von ihm, aber er ſelbſt iſt durch ſich ſelbſt. Er iſt, der er war, und ſein wird; ihr ſeid nur Schatten. Eure höchſte Vollendung und Seligkeit ſind nur matte Strahlen des Glanzes; Gott aber iſt der Unendlich-Vollkommene, ein Ozean des Lichts, in welchen kein Cherub zu ſchauen wagt. (1 Tim. 6, 16.)

Herr! Herr! o mein Gott, o du Namenloſer und Unerforſchlicher! ich ſinke vernichtet in den Staub zurück, wenn der Gedanke an Deine Majeſtät mit Schauer und Entzücken durch meine Seele dringt. O mein Gott, o du Allmachtvoller! wenn mein Geiſt in den Wundern Deiner Schöpfung mit ſeligen Empfindungen untergeht, wenn er auf den Flügeln ſeiner Einbildungskraft durch die uferloſe Ewigkeit hinſchwebt, wenn er von Stern zu Stern, von Welt zu Welt immer heller die Verherrlichung Deiner Größe ſieht — da fühle ich mein Nichts. Ich bin ein unbedeutender Punkt unter den Millionen und Millionen Weſen, die Dein grenzenloſes Weltgebäude bewohnen. Ach, meine ganze Stärke iſt vonnöthen, um mich zu überzeugen, daß auch Du in meiner Niedrigkeit

auf mich herabblickest! Da geht mir einst das Licht heller auf über die Unermeßlichkeit Deiner Gnade, daß Du auch meiner gedenkest!

Womit denn, o mein Herr und mein Gott, womit denn habe ich es verdient, daß Du mir auf der Stufenleiter Deiner Schöpfung schon eine so hohe Stelle anwiesest? Ich konnte ein Staubkorn, eine Pflanze, ein Wurm sein, Du aber riefest meine Seele aus dem Nichts hervor! Deine Offenbarungen strahlten in ihrem Innern wieder; ich darf Dich denken und eine Unvergänglichkeit hoffen, wie Deine Liebe unvergänglich ist und unerschöpflich!

Ringen will ich, ohne Ermüdung ringen, höher zu klimmen an der göttlichen Schöpfungsleiter. Ringen will ich und nie müde werden, durch heiligern Wandel und durch Ausbildung und Entwickelung meines Geistes den erhabenern Wesen näher zu kommen, die über mir stehen. O Allmächtiger, gib mir Stärke! Ich bin nichts, ich habe nichts! Durch Deine Gnade allein bin ich, was ich bin, und habe ich, was ich habe. Ohne eigenes Verdienst muß ich nur Deine ewige Barmherzigkeit anrufen und Deine ewige Liebe!

2.

Der geſtirnte Himmel.

Pſalm 8, 4. 5.

Um Erden wandeln Monde,
Erden und Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne,
Vater unſer! der Du biſt in den Himmeln!
Auf allen dieſen Welten, leuchtenden
Und erleuchteten,
Wohnen Geiſter an Kräften ungleich
Und an Leibern.
Aber alle denken Gott, und freuen ſich Dein:
Geheiliget werde Dein Name!

Wenn am Abend das ſchöne Licht des Tages verſchwindet, wenn finſtere Schatten Stadt und Dorf, Felder und Gebirge unziehen; wenn das laute Geräuſch des Lebens verſtummt, und alle müden Sterblichen, und alle lebendigen Geſchöpfe zum Schlaf niederſinken; wenn gleichſam ausgeſtorben der weite Erdball wie ein Todter im dunkeln Grabe verſunken ruht: dann erhebt ſich mit begeiſternder Feierlichkeit die Nacht, und vom Himmel herab ſtrahlen die ewigen Geſtirne in unſere Finſterniß hernieder; wir ſehen keinen Erdball mehr mit ſeinen Schönheiten und Wildniſſen — wir ſehen nur fremde Welten, die aus der Unendlichkeit des Weltalls freundlich herablächeln.

Jede Nacht erneuert mir das Vorbild von meinem Tode. Der Schlaf, des Todes Bruder, will mir die Augen ſchließen; meine Gebeine ſehnen ſich zur Ruheſtätte; die Welt hat keine Reize mehr; die verfinſterte Erde hat ihr Licht und ihren Schmuck verloren, nur noch der Himmel ſtrahlt. Schließt dereinſt der Tod mein brechendes Auge, und verſinkt dies Leben in Nacht auf ewig — habe ich Alles verloren — dann glänzt noch der Himmel, dann erſt ſchließt ſich die Ewigkeit ſtrahlend vor mir auf.

Die Weisheit des Schöpfers hat dies Alles nicht vergebens

also geordnet. Nicht vergebens mahnt er mich durch die Nächte, welche den Erdball verdunkeln, an die Zeit, da er auf immer unter mir verschwinden wird. Nicht vergebens läßt Gott die strahlenden Welten des Himmels aus unermeßlichen Fernen allmälig auf mich niederleuchten. Sie mahnen mich an die Erscheinungen der Ewigkeit, an mein Fortdauern jenseits des Todes. Jene entfernten Sterne sind Weltkörper, alle unendlich größer, als der Erdball, welchen ich jetzt bewohne. Sie schimmern noch mit ewigem Licht aus der Unendlichkeit nieder. Sie verkünden die Größe des Schöpfers, die Gnade des ewigen Vaters, sie sind die Wohnungen im göttlichen Weltall.

Die Hälfte meines Lebens ist Tag; die Hälfte meines Lebens kann ich mich irdischen Geschäften weihen und dieser Welt gehören. — Aber auch die Hälfte meines Lebens ist Nacht, und fremde Welten flammen im unendlichen Firmament über mir, die mir zu sagen scheinen: „Betrachte uns! Du gehörst nicht der Erde allein an; du gehörst auch dem Himmel an. Du bist aus Leib und Geist zusammengesetzt; deine Zeit besteht aus Tag und Nacht; du gehörst zur Hälfte dieser Welt, aber auch zur Hälfte der Ewigkeit an. Vergiß über der Erde nicht des Himmels!“

Wie gleichgültig aber geht der Sterbliche unter der Pracht des gestirnten Himmels hin; wie selten erhebt sich beim Anblick desselben sein Gemüth zu der Majestät des Schöpfers! Er ahnet nicht die Größe der Allmacht; er versteht die Zeugen der Ewigkeit nicht, die zu ihm sprechn. Höchstens bewundert er mit kindlichem Wohlgefallen die glänzenden Punkte am Firmament, und freut sich der tausend ewigen Feuer über seinem Haupte, ohne weiter zu gehen in seinen Betrachtungen, gleich dem Thiere, welches unbekümmert und gedankenlos durch die Wunder der Schöpfung hingeht.

Aber nicht also du, o wahrhafter Jünger Jesu, o Christ! — Nie erscheine dir die Pracht und Herrlichkeit des Sternenhimmels, ohne den Gedanken der Ewigkeit zu fassen. — Nie erhebe dein Auge zu den flammenden Sonnen und Erden des

grenzenlosen Weltalls über dir, ohne der Majestät Gottes und seiner Allmacht zu gedenken, die zu fassen kein menschlicher Verstand vermag.

Denke dir, indem du hinaufschauest, jener Sterne unendliche Mannigfaltigkeit und Anzahl. Mit bloßen Augen kann man beim reinsten Himmel des Nachts beinahe eilfhundert Sterne, das heißt eilfhundert Weltkörper zählen, die größer als unser Erdball sind. Wird aber der schwache Blick des Auges durch die Kunst der Fernröhre bewaffnet und schärfer: so erkennet man in dem ungeheuern Raum des Himmels, welchen wir übersehen, achtzigtausend Sterne, von denen einer immer tiefer hinaus im ewigen Raum des Weltalls steht, als der andere. Durch die besten Fernröhre aber entdeckt man eine noch bei weitem größere Summe von Gestirnen. Sternkundige haben vermittelst ihrer weitsehendsten Fernröhren nur an einem kleinen Fleck des Himmels so viel Sterne gezählt, daß, wenn alle Theile des Firmaments mit eben so viel Gestirnen bevölkert sind, der ganze Himmel über fünfundsiebenzig Millionen Sterne trägt. Könnte menschliche Kunst das Auge noch mehr schärfen, daß es in noch fernere Gegenden des unendlichen Weltalls dringen würde — die Zahl der Himmelskörper wäre nicht mehr durch menschliche Worte auszudrücken.

Aber die Entfernung der Gestirne von unserm Erdball ist nicht weniger ausserordentlich groß, als deren Menge. Die meisten dieser Sterne schweben in so ungeheurer Weite von uns, daß sie auch durch die allerkostbarsten Fernröhren nicht größer erscheinen, als wir sie mit bloßen Augen sehen. Es gibt keine Zahl, ihre Entfernung von uns auszudrücken. — Einer der allernächsten Sterne für uns, und zwar derjenigen Sterne, die mit eigenem Lichte glänzen, ist das prachtvolle Tagesgestirn, die Sonne. Sie vergrößert sich noch durch das Fernrohr betrachtet, und doch beträgt ihre Entlegenheit von uns einundzwanzig Millionen Meilen! Welche mächtige Ferne!

Wie klein erscheint in dieser Ferne der prachtvoll strahlende Weltkörper, den wir Sonne nennen, er, der doch eine Million vierhundert und achtundvierzigtausend Mal größer ist, als unser

Erdball! — Das Licht der Sonne, welches kaum mehr als acht Minuten Zeit braucht, um den unermeßlichen Raum von sich bis zur Beleuchtung des Erdballs zu durchfliegen, würde eben so viele Jahre nöthig haben, um den noch unermeßlichern Raum von sich bis zu dem nächsten der mit eigenem Lichte strahlenden Sterne zu durchfliegen.

Welche Größe des Weltalls! welche Unendlichkeit! Und doch sehen wir gewiß nur den geringsten Theil dieser im grenzenlosen Himmelsraum wandelnden Sonnen und Erden. Noch strahlen und wandeln Millionen und Millionen derselben in weit entlegenern Gegenden. Denn von Jahrhunderten zu Jahrhunderten haben die Sternkundigen hin und wieder einen neuen, fremden Stern erblickt, der viele Jahre lang neben andern Gestirnen leuchtete, dann wieder schwächer glänzte, und, sich in die Ewigkeit des Weltalls verlierend, verschwand. Wohin ging er? Wem leuchtet er jetzt? — Eben so erscheinen von Zeit zu Zeit jene unter dem Namen der Kometen bekannten Gestirne. Sie treten aus unbekannten Fernen allmälig immer heller hervor, strahlen mit sonderbarem Glanz, wenden sich wieder von uns ab, werden, je weiter sie in den grenzenlosen, weiten Weltraum zurückkehren, kleiner, leuchten immer blässer, bis sie dem Auge ganz entfliehen. Wer sagt uns, wo im uferlosen Weltall ihre Heimath sei?

Jene Tausende von Sternen, welche wir am unbewölkten Nachthimmel mit bloßen Augen erkennen mögen, gleichen darin unserer Sonne, daß sie, wie diese, mit eigenthümlichem Lichte strahlen. Es sind also wahrhafte, aber unendlich weit von uns prangende Sonnen, geschaffen, um andere, dunklere Weltkörper oder Sterne zu erleuchten, die kein eigenes Licht haben, wie unsere Erde, oder wie der Mond, oder wie andere Sterne, die wir unter dem Namen Planeten kennen.

Zehn solcher Hauptplaneten, welche Licht von unserer Sonne erborgen (ohne Sonne versänken sie und wir in ewige Nacht und Erstarrung), schweben um die Sonne. Sie alle sind Erden, wie unser Erdball; ihrer viele sind kleiner, andere größer, als der Stern ist, welchen wir noch heute bewohnen.

Und die allernächste von diesen Erden ist doch noch acht Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt; aber derjenige Erdball, der am allerentferntesten von der Sonne schwebt, ist beinahe vierhundert Millionen Meilen weit von ihr. Die Einbildungskraft schaudert, wenn sie an diese unermeßlichen Räume gedenkt, in denen so viele große Welten sich frei schwebend um die Sonne, wie um ihren erwärmenden und beleuchtenden Mittelpunkt, schwingen. Die Seele verliert sich in dem Unermeßlichen, und zittert vor der unbegreiflich hohen Majestät des Schöpfers.

Und wie unsere Sonne, um welche unser Erdball schwebt, zehn andern großen Weltkörpern nebst andern Monden Licht und Tag gibt: sollten jene tausend Millionen Sonnen, welche uns nur als kleine Sterne erscheinen, ihr Licht vergebens ausgießen? Sollten sie nicht auch jede ihre dunkeln Weltkörper um sich her zu beleuchten haben? Wie unendlich weit also muß eine Sonne, ein Stern mit seinen Nebenweltkörpern vom andern Stern entfernt sein, wo wir sie am Himmel alle gedrängt beisammen zu sehen wähnen! Also scheinen oft in einem Walde die fern von einander stehenden Bäume, aus gewisser Ferne betrachtet, doch beisammen befindlich zu sein.

O Gott, o majestätischer, durch unendliche Schöpfung verherrlichter Gott, welch eine Pracht, welch ein Ozean des Lichts und des Lebens, welche Unermeßlichkeit, welche Ewigkeit. — Wenn ich den Himmel ansehe, Deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die Du bereitet hast: o, was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest? und des Menschen Kind, daß Du Dich seiner annimmst? (Ps. 8, 4. 5.)

Aber mein Erstaunen über die Größe des endlosen Raums, welchen ich Sternenhimmel nenne, steigt mit jeder neuen Betrachtung. Ich sehe einen hellen, weißglänzenden Streifen, wie eine entfernte hellglänzende Wolke, mitten durch den heitern Nachthimmel gezogen. Dieser weiße, ewigbleibende Schimmer wird von uns die Milchstraße genannt. Umsonst will das Auge, mit den köstlichsten Fernröhren bewaffnet, diese erhellte Himmelsgegend durchforschen. Es findet nichts als ein unge-

heures Meer unveränderlichen Glanzes. Es sind die verworrenen Strahlen von Millionen und abermal Millionen entfernten Sonnen, es ist das Licht von so weit im unermeßlichen Abgrund der Himmel befindlichen Gestirnen, daß wir diese selbst nicht mehr sehen können. Nur der letzte matte Schimmer ihrer Strahlen rührt noch schwach unsern Blick. Wohnten wir auf einem andern, jener Milchstraße näher schwebenden Weltkörper, dann würden wir, statt des weißglänzenden breiten Streifens am Himmel, einen Ozean von Glanz und Licht aus Milliarden Sonnen, Stern so dicht an Stern gedrängt sehen, daß Alles nur ein einziges Feuer zu sein schiene.

Die verwegenste Einbildungskraft schaudert in dieser Grenzenlosigkeit der Schöpfungen furchtsam zurück. Und könntest du mit Flügeln, schneller als der Blitz, schneller als das Licht, schneller als der Gedanke, von Stern zu Stern dich schwingen; hättest du die Erde und ihre Sonne weit hinter dir zurückgelassen — und flögest du von einem Jahrtausend durch das andere Jahrtausend — du suchtest vergebens das Aufhören des Weltalls. Immer neue Gestirne, neue Schöpfungen würden dir aus endlosen Entfernungen entgegenstrahlen. Und hättest du sie erreicht, so würden sich wieder neue glanzvolle Welten aus neuen Fernen dir offenbaren. Du sieheſt kein Ende, kein Ufer. Du verlierst dich schwindelnd in der Ewigkeit des Seins. Du erreichst nicht den Saum der Allmacht und ihrer Wirkungen.

So viel es menschliche Erfindung und Kunst bisher vermochte, ist die Natur und Gestalt und äussere Oberfläche der uns am nächsten stehenden Weltkörper untersucht. Der Mond steht uns so nahe, daß die Sternseher durch Hilfe ihrer Werkzeuge schon einen Punkt daran erkennen, was auf Erden eine der größten Städte sein würde. Man hat in ihm zahlreiche Gebirge, zahlreiche Thäler entdeckt. Aber jene Gebirge des Mondes scheinen ganz anderer Art, wie die Berge auf Erden zu sein. Viele durchziehen in langen Ketten den ganzen Weltkörper; andere gleichen einem Ringe, dessen Inneres dunkel ist. — Eben so wunderbar ist die Sonne. Bei genauen Beobachtun-

gen ist es wahrscheinlich geworden, daß auch die Sonne, gleich unserer Erde, ein dunkeler, bewohnbarer Weltkörper sei, aber umgeben von einem blendenden, strahlenden Licht, welches über und um den Sonnenkörper wallt, wie die dunkeln Wolken um den Erdball. Jene Licht- und Glanzfülle der Sonne wallet oft näher zusammen; oft scheinen sich die hellstrahlenden Gewölke zu trennen, und man sieht durch sie, wie durch einen zerrissenen Strahlenschleier, auf die dunkele Oberfläche des Sonnenkörpers hinab. — Wenn jener prachtvolle Weltball der Sonne von vernünftigen Wesen bewohnt ist: so wandeln sie im ewigen Licht. Ein Ozean von Glanz erfüllt ihren Himmel, statt daß wir auf Erden über unserm Haupte die schwebenden Wolken erblicken.

Und wie, sollten jene Erden, jene Millionen Welten, todt und unbevölkert geblieben sein? — Die Allmacht Gottes hätte sie in das Dasein gerufen ohne Absicht und Zweck? — Nur unser Erdball, einer der kleinsten aller Weltkörper, ein bloßes Staubkorn im unendlichen Weltgebäude, genösse allein den Vorzug, von vernünftigen Wesen bewohnt zu sein, die Gott verehren und seine Herrlichkeit anbeten können? — Wer möchte dies glauben? — Wer kann es glauben, daß des Schöpfers unendliche Macht und Güte, die auf unserer Erde auch den kleinsten Grashalm mit Gewürmen und Thieren aller Art bevölkerte, die größten Welten todt und öde ließ? — — Nein, nein, das Weltgebäude ist nicht ausgestorben! Geister, die Gott verehren können, bewohnen auch die übrigen Welten und Reiche, und verherrlichen seinen Namen. Der Erdball, auf welchem wir leben, und dessen Dasein gar nicht einmal vermißt werden würde unter so vielen Millionen Welten, wenn er in Nichts verschwände, dieser Erdball, sage ich, der gleichsam nur ein Sonnenstäubchen im unermeßlichen All des göttlichen Reiches ist, dieser Erdball ist nicht allein ein Wohnplatz vernunftbegabter Geschöpfe! — Andere Wesen, wohl vollkommener und edler noch, als wir, leben in andern Welten. Auch sie gehören zu der Familie des himmlischen Vaters; auch sie sind Bürger des Reiches Gottes, und vollziehen vielleicht sei-

nen heiligen Willen vollkommener als wir. O, welche erhebende Aussicht in das Reich der Unendlichkeit! Welche endlose Stufenreihe geistiger Vollkommenheit! Wie dehnt sich die Laufbahn vor meinen Blicken! Wie unendlich hoch über mir steht das Ziel des Strebens! Werdet vollkommen, ruft uns das Weltall zu, werdet vollkommen, wie Gott vollkommen ist.

Anbetend sinke ich, ewiges, höchstes Wesen, ich armer Staub, vor Dir im Staube hin! Du, dessen Namen, dessen Größe Millionen Wesen, auf Millionen Welten, mit Andacht feiern; Du, der allbeseligend im unendlichen Ganzen wohnt, und Freude und Entzücken über alle Sterne hinstreut; Du, in dessen Lichte unermeßliche Welten, wie geringe Sonnenstäubchen, spielen, und dessen Schöpfungen keine Schranken kennen; Herr, Herr, vor dessen Majestät alle Geister ehrfurchtvoll beben, und der Seraph schaudernd das Antlitz verhüllt — du Höchstes, du Ewiges, du Alles! Du bist mein Vater! —

Ach, laß mich Dich Vater nennen! In dem Worte liegt mir nun ein nie empfundener Himmel, eine Seligkeit, eine Beruhigung, werth, von Engeln genossen zu sein. — Vater, Vater, der Du bist in den Himmeln, Dein Name wird in tausend und tausend Welten geheiligt, Dein Reich ist auch zu unserm Erdenstern gekommen, und umfaßt beglückend die weite Ewigkeit.

Ja, wenn die Nacht mit begeisternder Herrlichkeit emporsteigt, und sie den Schleier von Sonnenstrahlen hinwegzieht am Firmament; wenn wunderbar aus ewigen Fernen, aus den Tiefen des Weltalls, tausend neue Sonnen, neue Erden schimmern: dann hebe sich mein entzückter Blick nie wieder zur stillen Pracht der Gestirne, ohne Deiner Hoheit, Größe und Macht zu gedenken.

Jene Gestirne predigen Deine Majestät herrlicher, als es der Geist eines Sterblichen vermag. Jene Gestirne, die aus dem ewigen All mich anstrahlen, sind heilige Offenbarungen von oben her, sind Propheten der Ewigkeit, die mich anrufen. Sie sind Weissagungen von dem unbekannten Jenseits, welches mich erwartet. — O mein Gott, mein Gott, vielleicht habe

ich nun schon mir unbewußt, den Blick in das Geheimniß der Ewigkeit geworfen. — Vielleicht sah ich schon Strahlen einer Welt, die einst meine Welt, in der verklärt und veredelt die Geister meiner Geliebten mit überirdischem Entzücken wallen; — ach, sie sehnen sich nicht mehr zu dieser Erde zurück! Vielleicht erkennen sie dieselbe kaum noch als einen kleinen Punkt unter den Sternen, wissen nicht, daß dieser Punkt einen kurzen Traum lang ihr Wohnort gewesen — wissen nicht, daß noch auf diesem Punkt ein liebendes Herz wohnt, welches sie vergebens ruft. —

O zurück, mein Geist, von diesen kühnen Vermuthungen! — Dein Blick schwang sich von Stern zu Stern in das Unendliche; dich umschauerten süße Ahnungen der Ewigkeit — gehe, verbirg dich in die Einsamkeit, sinke knieend vor dem Thron der Gottheit hin und bete ihn an!

3.

Der Morgen.

Hiob 38, 7.

Daß sie ihm danken müsse,
Verhüllt Gott seine Welt
In güt'ge Finsternisse,
Wie in ein sich'res Zelt.

Zu neuer Kraft genesen
Drängt dann, im frohen Chor,
Verjüngt sich jedes Wesen
Ans Morgenlicht hervor.

Wie herrlich ist die Erde:
An jedem Morgen spricht
Der Herr ein neues „Werde!"
Und es wird wieder Licht.

Wie in den verschiedenen Zeiten des Jahres, hat der Schöpfer auch selbst jeder besondern Tageszeit eigene Reize und Schönheiten gegeben. Ich bemerke dies täglich, sogar mitten unter meinen Beschäftigungen, im Getümmel meiner Arbeiten.

Wie ganz andere Empfindungen durchströmen mich am Morgen, wenn ich vom wohlthätigen Schlummer erquickt

hervortrete, die Meinigen wieder begrüße, und das rege Leben wahrnehme, mit dem Alles seine Tagesgeschäfte beginnt; — wie verschieden von jenen heitern Gefühlen sind diejenigen, welche mich des Abends durchdringen, wenn sich Alles nach Stille und Ruhe zurücksehnt, wenn meine Glieder ermattet sind, und Himmel und Erde in Dämmerung und Finsterniß zurücksinken! Oder wie anders erscheint mir die Welt, wenn sie im hellen Glanz des Mittags schimmert, und alles Leben gleichsam die höchste Stufe der Thätigkeit erreicht hat; wie ganz anders, wenn ich in der dunkeln Mitternachtsstunde wach bin, und das Schweigen des Todes und die Finsterniß des Grabes mich zu umringen scheint.

Ja, die Verschiedenheit der Tageszeiten wirkt so mächtig auf jeden Sterblichen, daß er ein ganz anderer Mensch am Morgen, ein ganz anderer am Abend zu sein scheint. Am Morgen, voller Kraft, sieht er Alles heiterer und heller, beurtheilt Alles billiger, ist freundlicher, hoffnungsvoller; am Abend ist er unwillkührlich ernsthafter, schüchterner; er urtheilt strenger, ist leichter gereizt und empfindlich, sei es für Freude oder Kummer; sieht Vieles bänger und zaghafter und unter ungünstigerm Lichte an. Am Abend verwundert er sich oft über die Kühnheit seiner am Morgen gemachten Entwürfe, und am Morgen verspottet er selbst die Muthlosigkeit, die er des Abends empfand.

So hat der Schöpfer in Alles, selbst in das Gewöhnlichste unsers Lebens, eine wunderbare Mannigfaltigkeit gelegt, die uns nie ermüden läßt. Ein fortdauernder Wechsel der Gegenstände und Gefühle reizt uns zu anhaltender Thätigkeit, weil ohne Thätigkeit keine Verbesserung unsers Zustandes möglich ist.

Und sollte ich gegen diese Veranstaltungen meines Gottes gleichgültig sein? gegen Veranstaltungen, die er zu meiner Glückseligkeit auf Erden, zu meiner allmähligen Veredlung getroffen hat?

Nein, ich bin ein Christ! Nichts ist mir gleichgültig, worin sich mir Gottes Weisheit und Güte offenbart. Ich bin ein Kind Gottes, des Allmächtigen: wie sollte ich ohne das tiefste Vergnügen die Werke meines ewigen Vaters erblicken?

Umgebet mich, o ihr Erinnerungen aller glücklichen Morgen, die ich auf Erden lebte! Erwachet wieder in mir, ihr heiligen Empfindungen, die ihr mich beseligt habt, wenn ich über die blühende Natur eine strahlende Sonne durch die Wolken des Morgenroths aufsteigen sah, und durch die ganze Schöpfung der Lobgesang auf die ewige Güte ertönte! Werdet wieder rege, o ihr süßen Thränen meines Entzückens, welche mein Auge zuweilen umdunkelten, wenn mich Gottes Majestät und Herrlichkeit aus seinen wundervollen Werken in einer goldenen Frühstunde umschwebten! Den will ich preisen, ihn bewundern, der des Weltalls Schöpfer und auch mein Schöpfer, der des Weltalls Vater und auch mein Vater ist.

Fürsten der Erde, verschwendet eure Schätze, um euch in prachtvollen Festlichkeiten ergötzen zu können, die ihr selbst erfunden habt; wie nackt und armselig erscheint eure Pracht neben dem Glanze eines Sonnenaufgangs über die erwachende Welt, neben dem Strahl der Morgenröthe, welcher den ewigen Himmel durchdringt!

Die Natur feiert an jedem Sommermorgen ein Fest ihrer eigenen Schönheit, und selbst den rauhen Wilden erschüttert die Gewalt dieser göttlichen Erscheinungen. Welche Gefühle nun müssen des erleuchteten Christen Herz da bewegen!

Die Nacht hat ihr erquickendes Werk vollbracht: sie hat dem Müden neue Kraft, sie hat dem Kranken balsamischen Schlummer, dem Unglücklichen Träume des Trostes gegeben. Nahe ist die Stunde des Erwachens Aller. Schon umschwimmt eine blasse Dämmerung die Hügel und Wälder; Hütten und Gebüsche treten schon verworren und klarer aus den geheimen Finsternissen, und silberweiße Nebel lagern auf den Wiesen und über den Flüssen enger zusammengedrängt. Zu den Wolken des Himmels steigt singend die Lerche, um den werdenden Tag zu begrüßen; aus der Ferne herüber tönt des Hahnes Krähen, und verkündet den anbrechenden Morgen. Kalt und düster schweben, wie riesenhafte Schatten, am Rande des Gesichtskreises die hohen Gebirge.

Immer heller glänzen die Farben der nahen Gegenstände.

Der Morgenstern funkelt blaß über Gewölke nieder, deren Saum sich in der Tiefe entzündet und mit dunkeler Gluth über die Fluren leuchtet. Ein goldenes Feuer strömt durch den ganzen Himmel herauf; es wird gewaltiger von Augenblick zu Augenblick. Die Gipfel der Berge lodern wie Flammen auf Opferaltären, Verklärung umfließt die Haine und Höhen, und selbst die Wolken des Abends leuchten herrlich zurück. Die Vögel in den Gebüschen erwachen und entflattern ihren Nestern; die Heerden werden rege; der thätige Landmann tritt vor die Hütte in die Wohlgerüche der blumenreichen Flur hinaus. Aber tiefe Stille waltet noch immer in der Welt, und wie in großer Erwartung liegt Alles lauschend da.

Und ein kühler Hauch von Morgen her durchschauert alle Wesen, durchbebt die blühenden Zweige des Baums, und die Blumen des Feldes zittern darin. Die Gebirge erglänzen. Wie schimmernde Rauchsäulen wälzen sich plötzlich die Nebel von Wiesen und Strömen gen Himmel empor. Es rauscht freudiger die Welle des Baches; die Lüfte ertönen vom Gesange mannigfaltiger Vögel; frohes Leben rauscht in Dörfern und Städten — die ganze Erde jauchzt, der ganze Himmel flammt — — die Sonne ist aufgegangen.

O welch ein Gewühl von reizenden Farben und Tönen! Welch ein begeisterndes Schauspiel, die Weltschöpfung aus dem Leeren und Wüsten der Nacht! — Gottes Tempel ist aufgeschlossen. Die Sonne hat den heiligen Vorhang hinweggezogen von der Herrlichkeit der Schöpfung. Der Erdball ist ein einziger Altar. Alles, was Odem hat, preiset durch freudiges Gefühl der verborgenen Vater, den so viel Glanz umhüllt. Der Morgenstern verschwindet, um andern Welten die Macht des Schöpfers zu preisen.

Fürsten der Erde, verschwendet eure Schätze, um euch in Festlichkeiten zu ergötzen, welche ihr selbst erfunden habet. Aber was ist der Glanz eures Goldes neben dem Licht eines flammenden Himmels; was die Pracht eurer Edelsteine neben den Millionen Thautropfen, die auf den Halmen der Wiesen schimmern; was euer Purpur und Seide, in welche der gebrechliche

Leichnam gewickelt wird, neben dem Farbenzauber der Blumen, die zu unsern Füßen zittern und aus ihren zarten Kelchen Wohlgerüche opfernd in die Lüfte streuen? Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eins. (Matth. 6, 29.)

Dem Christen, dem Freunde Gottes, ist jeder neue Morgen ein neues, stilles Fest im Innern seines Gemüthes. Und streut die Morgenstunde des Winters, statt der Blüthen, auch nur spielende Flocken Schnees um die Fenster eurer Hütten — hier ist nicht minder Pracht, nicht minder Schöpfersgüte! Auch im Winter durchdringt uns die gleiche Erquickung, die gleiche freudige Stimmung. Während der Sommermorgen unsere ganze Seele in der unendlichen Anmuth der Natur gleichsam auflöset, führt der Wintermorgen uns tiefer in unser Selbst zurück, macht uns mehr zu unserm Eigenthum, und zum Eigenthum unserer Lieben.

Ja, Allmachtvoller, Gütevoller! in allen Jahreszeiten bist Du, Gott, unser Gott, unerschöpflich an neuen Gaben Deiner Huld und Macht! Du liessest es niemals, Du lässest es in keiner Stunde an Beweisen Deiner Gegenwart und Größe fehlen. Daß wir Dich, Gott, unsern Gott, überall und in Allem erblicken, dazu muß uns Dein Geist selbst durchdringen, dazu muß uns Religion die Augen der Seele öffnen. Das Thier sieht nur das Thierische, Grobe, Sinnliche; der Geist aber ahnet nur das Geistige, das Ueberirdische, das Göttliche in den Erscheinungen des Irdischen.

Verschieden ist daher, wie die Religiosität der Menschen, auch ihre Empfindung, ihr Genuß des Morgens. Der sinnliche, nur um irdische Bequemlichkeit, um sein bürgerliches Dasein bekümmerte Mensch, entschlief am Abend unter wollüstigen Träumen, unter sorgenvollen Entwürfen, unter Leidenschaften, und erwacht mit ihnen. Er endete am Abend eine Plage seiner selbst, um sie am Morgen zu erneuern. Da ist kein Vertrauen, kein stiller Hinblick auf den Weltregierer, und auch keine harmlose Freudigkeit. Er denkt beim Erwachen: Womit will ich mich nähren? womit mir Freude machen? womit mich rächen am

Feinde? womit meine Widersacher demüthigen? Er ist Thier, und thierisch ist sein Begehren, sein Hoffen, sein Bemühen. Und ist der Tag verflogen im Wechsel von Lust und Leid, von Lustbarkeiten und verdrießlichen Zufällen, so steht er arm da am Abend, wie er am Morgen war, ohne bleibende Aernte, ohne Beruhigung seines Gemüths. Er hat eine fröhliche Stunde genossen, die nicht mehr vorhanden ist; und hat einen Schmerz, eine Reue, eine Sorge gewonnen, die mit ihm zum nächtlichen Lager schleicht. Er hat im Schweiße seines Angesichts gearbeitet, sein alltägliches Werk beendet, sein Eigenthum um ein Geringes vermehrt, aber nicht seine innere Zufriedenheit erhöht. Er legt sich halb ruhig ins Lager, und hat einen Tag für die Freude und Veredelung seiner Seele verloren. So wiederholen sich die Geschichten der Tage, der Wochen, der Jahre. Der Mensch wird Greis, der Greis eine Leiche. Das Leben war ihm zwecklos. Was er erworben, bleibt dahinten; was er genossen, ist verschwunden.

Wie anders erscheint dem geistigen Menschen, dem Schüler Jesu, jeder Morgen des Lebens! Wie ganz andere Empfindungen beleben sein gestärktes Gemüth, wenn er erwacht vom Schlummer! Er sieht dankend zu Gott empor — denn nur diesem lebt er, nur diesem erwacht er. Gottes Macht war es ja, die ihn beschirmte vor mancherlei Unfällen, während Alles im tiefen Schlafe gefesselt dalag, und kein Anderer für uns wachte. Er sorgte für uns, inzwischen wir von uns selbst nichts wußten; so wie er schon unser gedacht hat, ehe wir da waren. Es scheint jeden Morgen die Stimme Gottes an ihn zu ergehen, wie sie einst an Hiob erging: Wo wareſt du, da ich die Erde gründete? Sage mir's, bist du so klug. Weissest du, wer ihr das Maß gesetzt hat? Oder wer hat ihr einen Eckstein gelegt? Da mich die Morgensterne mit einander lobeten und jauchzeten alle Kinder Gottes. (Hiob 38, 4—7).

Betend weiht er sich dem Allbarmherzigen, dem Allerheiligsten. Dankend sinkt er im Geiste vor der ewigen Liebe nieder.

Ohne Namen, ohne Schranken,
Gott, ist Deine Güte! Danken

Soll die ganze Seele Dir;
Vater, wie viel thust Du mir!
Niemals, niemals wirst Du müde,
Vater, ach, mit welchem Liede,
Welchem Herzen preis' ich Dich?
Ach, ich stammle: Staub bin ich!

Und doch darf ich vor Dich treten,
Kindlich, Vater, zu Dir beten,
Ich, der ich auch diesen Tag
Nichts, nichts ohne Dich vermag.
Gerne höreſt Du mein Flehen,
Gerne willſt Du bei mir ſtehen,
Mir, ſo viel mein Herz umfaßt,
Thun, was Du verheißen haſt.

Der Chriſt, wenn ſolche Morgenempfindungen ſein Gemüth heiligen, hat damit ſein ganzes Tagewerk geheiligt. Er geht, ein beſſerer Menſch, in das Gewühl des alltäglichen Lebens hinaus, ohne ſich darin zu verlieren. Der Vater grüßt freundlicher die erwachſenen Kinder; ſie ſind ihm jeden Morgen neue Geſchöpfe aus Gottes Hand; die Gattin ſchließt zärtlicher den frommen Gatten an ihr Herz; Gott hat ihn ihr erhalten. Die Religion verbreitet ihren ſanften Glanz über alle Gegenſtände, auch über das Geringſte, indem ſie das Herz zu mildern Empfindungen, zur Sanftmuth, zur Duldſamkeit, zur Liebe ſtimmt.

Einem Morgen, welchen uns die Religion verſchönerte, kann kein trüber Tag folgen. Denn was wir thun, es iſt mit Gott und in Gott gethan. Was wir erleben, es iſt die Leitung der ewigen Vorſehung, deren Weisheit höher, als aller Menſchen Vernunft, deren Güte unbegreiflich iſt, wie unſer ganzes Daſein. Wir zittern vor keiner Gefahr, die uns bevorſteht, denn der ſie uns ſendet, iſt unſer Vater im Himmel. Wie er in der ſtillen Nacht für uns, für unſere Lieben wachte: ſo ſind wir immerdar, auch während des Tageslaufes, der Gegenſtand ſeiner Liebe.

Selbſt der Leidende, den eine Krankheit auf ſein Schmerzenslager gefeſſelt hat, oder welchen die Laſt der Armuth beugt, oder welchem Unglück in der Familie das Herz mit Kummer füllt, oder welcher ſchmerzlich einen begangenen Fehler zu büßen hat — ſelbſt er hat die Hälfte ſeines Leidens ſchon über-

wunden, wenn er sich in der Morgenstunde über das Irdische erheben, seine Seele gleichsam dem Himmlischen vermählen kann. Die Frucht der Morgenandacht, wo sich die Seele muthiger und freier ihrem Schöpfer entgegen schwingt, ist jenes stille, unüberwindliche Vertrauen zum Urheber unserer Schicksale, ist jene fromme, feste Hingebung in seinen Willen, die kein Ungemach ganz stören mag. Die erste unserer Frühempfindungen tönt gleichsam durch alles andere Geräusch des Tages in unserer Seele fort, wie oft ein Morgentraum unser Gemüth in einer besondern Stimmung bis zum Abend hin erhalten kann. In der Andacht der gottgeweihten Morgenstunde erhebt der Geist sich leichter zu jener Höhe, wo man das Irdische erst nach seiner wahren Nichtigkeit schätzen lernt, und ihm nicht größern Werth beimißt, als es verdient.

So schön, so wohlthätig aber für die Christen auch die Erhebung des Gemüths zu seinem Schöpfer und Vater in der Frühstunde des Tages ist, so unfruchtbar würde sie sein, wenn man darunter ein bloßes Gewohnheitswerk, ein Herlesen oder Hersagen gewöhnlicher, auswendig gelernter Gebetsformeln verstände, bei denen man so wenig denkt und fühlt. Der wahre Christ betet nur selten, nur bei den lebhaftesten Bewegungen der Seele, mit dem Munde; immer aber betet sein Herz. Er redet in seinen Gedanken zu Gott. Und dieser fromme, innige Gedanke, dieser stille Seufzer zum Führer unsers Lebens wiegt stundenlange Gebete auf, bei denen wir nichts empfinden.

Das andachtvolle Lesen schöner Morgengebete hat freilich ebenfalls seinen großen Nutzen für das Gemüth. Nicht aber darin, daß wir einem Andern die Gebete nachstammeln, sondern darin, daß sich unsere Andacht an der Andacht des Andern erwärmt; daß sich unsere Empfindungen an den Empfindungen des Andern entzünden; daß fremde Gedanken erst die Selbstthätigkeit unseres eigenen Gemüthes erwecken. Denn was wir empfinden, was wir bedürfen, was wir hoffen, wünschen, leiden, das weiß kein Fremder, welcher Gebete zur Erbauung schrieb. Unsere Freude, unsere Noth, unsere Sehnsucht, unser

Zweck ist ja ausser uns Niemandem bekannt, als dem Allwissenden allein.

Gewöhnlich sind daher die fleißigen Alltagsbeter, nachdem sie ihren Morgenspruch hergestammelt haben, so leichtsinnig, wie zuvor. Sie glauben in ihrem Wahn, Gott das gebührende Opfer gebracht zu haben, und wollen nun auch wieder ihren Alltagsneigungen das Opfer bringen. Sie legen das Morgengebet bei Seite, verlieren den Gedanken an Gott, und gehen, ihren Bruder zu übervortheilen, ihre Mitschwester zu verleumden, ihre Eitelkeit zu kitzeln, ihre Unschuld zu beflecken. — Ach, sie sind nicht Jünger Jesu! Die Weihe ihres Morgens war keine Weihe, die segensvoll den ganzen Tag lieblicher machen konnte. Sie sinken wieder in den Schlamm ihrer Sünden, ihrer unreinen Begierden unter — kein Morgen- und kein Abendgebet reinigt sie davon.

Wahre Frühandacht, in Jesu Sinn begangen, wie er uns selbst beten lehrte (Matth. 6, 6.7.), kann nicht möglich sein, ohne daß wir, indem wir uns im Geiste dem allerheiligsten der Wesen nahen, unsere Unwürdigkeit, unsere Schwächen, unsere Fehler wahrnehmen. Sie kann nicht möglich sein, ohne daß wir uns vor dem Blick des Allerreinsten, des Allwissenden unserer Flecken schämen. Und diese Scham und Scheu vor uns selbst, dies innere Erröthen vor unserer geheimen Schande, vor unsern eingewurzelten Gewohnheits- oder Naturfehlern, ist zugleich die Mutter unserer bessern Vorsätze, wird das feierliche Gelübde, es diesen Tag kräftig zu versuchen, ein von Fehlern unentweihtes Leben zu führen, edler, gemeinnütziger, liebevoller, versöhnlicher, menschenfreundlicher zu sein, als jemals.

Nur solche Morgenandacht ist wahre, christliche Einweihung des Tages; nur solches Opfer, welches wir der Gottheit darbringen, ist das köstlichste, was wir zu bringen vermögen; nur solcher Morgenstunde folgt Seelenfreudigkeit des Tages.

Darum ist dem Christen sein erstes Erwachen vom Schlummer ein feierlicher Augenblick, der über den Werth des ganzen Tages entscheiden kann. Dies Erwachen in der Morgenfrühe aus

einer vielstündigen Art von Bewußtlosigkeit ist ihm eine Mahnung, eine Vorbedeutung von dem Erwachen aus dem Schlafe des Todes. — Du lebst! dies ist dein erstes Gefühl. Du bist erwacht! und wäre in diesem Schlafe deine Seele vom Leibe gewichen, weinten jetzt Freunde und Freundinnen am Todtenlager über deinen Leichnam: du wärest doch erwacht; nicht hier, wohl anderswo! Du bist erwacht; so wirst du immerdar aus der Finsterniß kurzer Bewußtlosigkeit, Schlaf oder Tod geheißen, hervorgehen. Den Wechsel dieses Schlummers und Erwachens ordnete des Schöpfers Weisheit nicht vergebens an. Alles hienieden ist ein Vorbild des künftigen Lebens und der Ewigkeit.

Ich werde, ja ich werde einst erwachen vom letzten Schlummer, o Gott, o Ewiger! Wie wird mir sein, wenn dann nicht mehr das Licht der Erdenwelt in meine Augen fällt, sondern das Morgenroth der Ewigkeit mich umstrahlt! Ich werde erwachen, und wie ich hier nach jedem Schlummer meine Freunde wieder finde, so auch einst! Ich werde mich wieder unter meinen Geliebten sehen, auch dort; werde auch wieder begrüßen, die vor mir starben, die früher als ich vom Traum des Erdenlebens erwacht sind. — O welch ein Morgen, dieser Morgen der bessern Welt! Welch ein Erwachen, dies Erwachen zur Ewigkeit! Von unbeschreiblicher Wonne zittert meine Seele.

Daß ich auch dann noch vor Wonne zittern möchte, nicht vor Furcht! Daß ich auch dann noch, o mein Gott, mit dieser Heiterkeit, mit diesem Vertrauen auf Deine unendliche Liebe hinblicken könnte, wie jetzt, wenn ich hinieden, von den Fesseln des Schlafes befreit, zu Dir hinaufsehe! Vater, o mein Vater, verlaß mich auch dann nicht. O das Schlafengehen ist süß, wenn man einem fröhlichen Morgen entgegen hoffen darf; und der Tod nicht bitter, wenn man kein schreckliches Erwachen zu fürchten hat. Vater, o mein Vater, verlaß mich nicht!

Die Erstlinge meiner Gedanken, die Erstlinge meiner Gefühle will ich, so lange ich auf Erden wohne, jeden Morgen Dir weihen. Durch sie will ich mein Tagewerk heiligen, Dir heiligen! Durch sie will ich mich läutern, reinigen, bessern, daß ich keinen Abend ermüdet zur Ruhe sinken könne, ohne das

Bewußtsein: ich habe diesen Tag nicht vergebens gelebt; ich habe doch wenigstens eine gute That versucht!

Und wie hier, o Gott, mein Gott, sei Du mein erster Gedanke wieder, wenn ich zum Morgen des ewigen Seins aufwache!

4.

Der Mittag.

Spr. Sal. 10, 4. 5.

Fallet nieder, fallet nieder,
Betet Gottes Wunder an!
Unzählbare hat, ihr Brüder,
Unser Gott für uns gethan.
Seht, wir schöpfen, was wir haben,
Aus dem Strome seiner Gaben,
Jede Lust, die uns entzückt,
Jeden Vorzug, der uns schmückt.

Ruft uns die stille Morgenstunde zu heiligen Vorsätzen, die Ruhe des Abends zur ernstern Ueberlegung: so sind es die Mittagsstunden vorzüglich, welche unsere Thätigkeit auffordern. Da ist es, wo wir gleichsam im Getümmel der Tagesgeschäfte stehen; wo wir unsers Tugendsinnes am meisten vonnöthen haben. Im Geräusche des Tages, wo allerlei Verhältnisse unsere Aufmerksamkeit ergreifen, wo hundert Anlässe unsern Zorn und Rachsucht, unsern Neid, unsere Schadenfreude, unsere Begierde nach fremdem Gut, und unzählige andere Leidenschaften erwecken: da ist es, wo unsere Vorsätze auf der Probe stehen, wo unsere Tugend gegen anstürmende Versuchungen im vollen Kampfe begriffen ist. Leicht mag es sein, schöne Entschlüsse zu fassen; aber schwer ist es, sie im Gedränge des bürgerlichen Lebens allezeit mit christlicher Besonnenheit und Klugheit auszuführen.

Daher ist die Mitte des Tages einer der wichtigsten Augenblicke für den Christen. Er steht nun auf der halbvollendeten Bahn eines der kurzen Abschnitte, aus denen sein Leben zusammengesetzt ist. Die edelsten Morgenentwürfe, die schönsten

Abendbetrachtungen sind verloren, wenn ihnen nicht die Werke des Tages entsprechen. Diese sind von unserm Leben der allerwichtigste Theil; alles andere ist nur Vorbereitung oder Nachklang.

Wie der Mensch in der Mittagsstunde, ist gewissermaßen die ganze Natur mit ihm auf dem höchsten Gipfel ihrer Thätigkeit. Die Sonne strahlt von der Mitte des Firmaments nieder. Alles, was Leben hat, was auf Erden kriecht, in den Lüften fliegt, in der Tiefe von Flüssen, Seen und Meeren sich regt, ist wachsam, und mit seinen Zwecken beschäftigt. Alles ist Leben und Glanz. Erschöpft von der Arbeit sucht der Ermüdete Erquickung. Freundliche Hände bereiten den Hungrigen ein Labsal, ihnen neue Kräfte zur Vollendung des Tagewerks zu geben. Und der Segen des Herrn erquickt Millionen und Millionen seiner Erschaffenen mit Speise und Trank! Sein Reichthum wird nie erschöpft. Allen ist Nahrung bereitet, und der Ueberfluß endet nimmer. Der Begüterte schwelgt an köstlich besetzter Tafel; der Arme findet sein Brod. Der Adler in der Luft, der Wurm im Staube, der Löwe in der Wüste — alle finden ihr Futter. Für Alle sorgt der große Erhalter der Natur — Keins ist von ihm vergessen.

Wenn dein Geist auf das ungeheure Gastmahl blickt, welches von der Güte des Schöpfers alle Tage seinen Erschaffenen eröffnet wird, den Tausenden, deren Zahl wir nicht auszusprechen vermögen: warum kümmerst du dich so ängstlich, Kleingläubiger, um dein tägliches Brod? Warum sorgest du so bange, und sprichst: was werden wir essen! was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? — Warum wirfst du so ängstliche Blicke in die Zukunft, und sprichst: Werde ich auch immer genug zu leben finden? Werde ich auch genug haben, um meine Kinder zu nähren und zu kleiden? Wie wird es den Meinigen ergehen, wenn ich ihnen nicht mehr helfen kann? Was für ein Schicksal werden sie haben, wenn ich plötzlich durch die Hand des Todes von ihnen weggerissen würde? Wer möchte sich ihrer annehmen, wenn ich sie nun mit allzuwenigem Vermögen zurückliesse? ...

Kleingläubiger, siehe auf das unendliche Gastmahl, welches dein väterlicher Gott dir, den Seinigen und allen Lebendigen von Tag zu Tag bereitet. Speiset er nicht noch täglich mit wenigen Broden Tausende in der Wüste? Wer sorgte bisher für dich, für deine Angehörigen? Wer sorgte für deine Vorfahren? Glaubst du, sein Reichthum könne erschöpft werden? seine Güte und Liebe habe ein Ziel?

Denke, wenn du dich des Mittags zu deinem Tische setzest, und fröhlich die Gaben genieſſest: in diesem Augenblicke nährt der Herr Millionen Völker des Erdbodens, wie dich, und der Thiere unzählbare Heere. Er sättigt den Reichsten und Aermsten, und läßt Keinen umkommen. Welch einen überschwenglichen Reichthum von Segen hat er über die ganze Welt verbreitet, daß Jeder für sich genug findet, und doch noch davon übrig bleibt!

Darum sorget nicht für den andern Morgen mit übertriebener Furcht, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe. (Matth. 6, 34.)

Jeder Mittag erinnert uns an die treue Vaterliebe Gottes gegen uns und die Unsrigen. Es ist sein Segen, der uns nährt und tränkt. Und wie wir seine Gaben genieſſen, sind dieselben eine Erinnerung für uns, daß wir ihm vertrauen sollen; Erinnerung, daß wir uns derselben nicht unwürdig machen sollen. Wie er für uns gesorgt hat, wie er uns mit seinem Ueberflusse beschenkt, sollen wir auch derer eingedenk sein, die durch mancherlei, vielleicht selbst verschuldete, Umstände nicht so froh zum Tische gehen können, als wir. Wir sollen bei unserm Ueberflusse derer gedenken, die da Noth leiden, und kaum haben, was wir von unserm Tische den Thieren zuwerfen, oder verderben lassen.

Gedenket der Armen, ihr Begüterten, wenn ihr euch in den Freuden des Gastmahls wohlthut. Ach, was euch ein einziger Mittag kostet, wo ihr mit verschwenderischer Hand Gold ausstreuet für köstliche Getränke und seltene Leckerbissen, euern Gaumen für wenige Augenblicke zu kitzeln, das wäre ja hinreichend, eine dürftige, brodlose, rechtschaffene Familie meh-

rere Wochen lang zu erhalten. Werdet Götter in euerm Wirkungskreise, werdet die Engel der Hilflosen, und erbarmet euch ihrer, wie Gott sich eurer annahm. Dieser Reichthum, in dessen Genuß ihr wohllebet, er ist nicht euer Eigenthum, sondern nur Darlehn, von dem ihr eine Zeit lang Nutznieſſer seid. Er ist das euch vom Himmel anvertraute Pfund, mit welchem ihr wuchern, mit welchem ihr euch Freunde auf Erden, Schätze im Himmel gewinnen sollet. Er ist nicht euer Eigenthum, sondern Gottes Eigenthum, der ihn euch verliehen, daß ihr die würdigen Vertheiler und Anwender desselben sein sollet. So wendet ihn göttlich an. So speiset den Hungrigen, tränket den Durstigen, kleidet den Nakten, sorget für den Kranken. Was ihr einem der Geringsten eurer Mitmenschen thut, das habt ihr Jesu gethan, das habt ihr Gott gethan! (Matth. 25, 45.)

Mahnt uns der Mittag mit lauter Stimme an die Wohlthaten Gottes, so mahnt er uns auch eben so leicht an unsere Dankbarkeit für dieselben. Dankbarkeit aber äussert sich nicht bloß in leeren Worten, sondern in Thaten. Es ist nicht genug an einem Dankgebet bei Tische, sondern unser Thun und Lassen während des ganzen Tages soll die Empfindungen unserer Erkenntlichkeit gegen den Geber so vieler guten Gaben aussprechen.

In vielen christlichen Haushaltungen ist es noch eine wohlhergebrachte, ehrwürdige Sitte, daß man sich nie zum Genusse der Gottesgabe niedersetzt, ohne ein Dankgebet gesprochen zu haben, sei es leise im Herzen, oder laut, indem Einer für Alle betet. Diese Sitte ist in manchen andern Haushaltungen, wo man von falscher Scham geblendet ist, und erröthet, Gottes Wohlthat öffentlich anzuerkennen, gänzlich unterlassen. Man setzt sich zum Tische, ohne des Allsegnenden zu gedenken, wie das vernunftlose Thier, welches im Walde seine Nahrung findet, und die hingestreuten Samenkörner verzehrt, ohne auch nur zu den Zweigen des Baumes hinaufzublicken, der sie niederstreute.

Es ist wahr, daß bei einer täglich und zu derselben Stunde hergesprochenen Gebetsformel, die sich dem Gedächtniß einverleibt, bis man sie hersagt, ohne weiter beim Schall dieser Worte

etwas zu denken — es ist wahr, sage ich, daß bei solchen gewöhnlichen Tischgebeten oft wenig Andacht statt finden mag. Und eben dieses kann bei vielen guten Christen Anlaß geworden sein, sie ganz abzuschaffen. Allein damit ist auch zugleich das wenige Gute vernichtet, was noch hin und wieder dadurch in einzelnen Herzen erreicht werden konnte. Der Leichtsinn und die Vergessenheit des göttlichen Gebers ist damit befördert, und der Mensch, welcher die ganze Woche nie durch das Beispiel anderer Menschen an Gott erinnert wird, gewöhnt sich leicht, seiner nie zu gedenken.

Die alten Aegypter pflegen bei ihren fröhlichsten Gastmählern die einbalsamirten Leichname der Vorfahren an den Gästen vorüberzutragen, um sie an Mäßigkeit im Genusse der Freude, um sie an ihre eigene Sterblichkeit, an den Wechsel aller Dinge zu einnern. Warum sollten Christen nicht bei ihren Gastmählern, und so oft sie sich mit den Ihrigen versammeln, den Segen Gottes zu geniessen, an die Pflichten der Dankbarkeit gegen den großen Allversorger gemahnt werden?

Ehe Jesus Christus, wenn er mit seinen Jüngern zu Tische saß, das Brod nahm und für sie brach, dankte er Gott. Warum sollten die, welche Christi Namen führen, und seine Nachfolger heißen, Jesu ehrwürdige Uebung tadelhaft finden und verwerfen wollen? Sind wir besser und edler, als der edelste unter den Sterblichen, oder weiser, als der Weiseste derer, die jemals im Staub der Erde wandelten?

Auch nur das leise Gebet vor dem Genusse der Speisen, auch nur die betende, ehrerbietige Stellung der Hausgenossen, die feierliche Stille, welche für einige Augenblicke eintritt, veranlaßt manchen Einzelnen, seine Gedanken voller Erkenntlichkeit auf den Schöpfer alles Lebensgenusses hinzuwerfen; dieses Ehrerbietung einflößende Aeussere, diese Stille, diese kurze Feierlichkeit wirkt mehr oder weniger denn doch bald auf dieses, bald auf jenes Gemüth, und führt es heute oder morgen mit der Erinnerung an den göttlichen Wohlthäter zusammen. — Warum verwerfet ihr das leichte und schöne Mittel zur Beförderung und Bewahrung religiösen Sinnes? Ist es euch unnütz,

wiſſet ihr denn, was Andere dabei empfinden können? Seid ihr nicht auch Andern eure Aufmerkſamkeit, eure Achtung ſchuldig?

Laut hergeſprochene, lange Gebetsformeln nach dem Eſſen, die alle Tage die gewöhnlichen ſind, ermüden freilich, gewähren zuletzt wenig Erbauung, wecken keine Andacht. Und wenn dieſe Gebetsformeln wirklich Anreden an die Gottheit ſelbſt ſind, Empfindungen des Dankes gegen den Allgütigen ausſprechen ſollen, und doch ohne Andacht, ohne Geiſtesgegenwart von den Lippen hergeplappert werden: ſind ſie wirklicher Mißbrauch des Gebets, Entehrung des Ehrwürdigen, Entweihung göttlicher Dinge, leichtſinnige Verſpottung des Allerhöchſten, dem man mit leerem Lippenſchall danken will, wo er Herzen fordert.

Aber warum verwerfet ihr ſelbſt, ihr Verſtändigen unter den Chriſten, auch den einfachen, kurzen, gedankenreichen Denkſpruch, welcher diejenigen an Gott mahnt, welche von ſeinen Wohlthaten genieſſen, ſeines Segens froh ſein wollen? Solch ein frommer Denkſpruch iſt, ohne ein wirkliches Gebet zu ſein, doch feierliche Aufforderung, ſich der unerſchöpflichen Gnade des Allgebers zu erinnern, und wird oft wohlthätig an das Herz derer ſchlagen, die ihn vernehmen.

Am rührendſten iſt dieſe Feierlichkeit und auf alle Tiſchgenoſſen am wirkſamſten, wenn man nicht, wie es leider oft Sitte iſt, das Gebet oder den heiligen Denkſpruch von einigen oder mehrern Kindern herplaudern läßt, welche weder eigene Andachtsgefühle erregen, noch leicht erwecken; ſondern wenn der Hausvater oder die fromme Hausmutter im Kreiſe der Ihrigen durch einen auserwählten, leichtverſtändlichen Spruch an die Güte des liebevollſten Vaters im Himmel erinnert. Noch wirkſamer und beſſer, wenn ſtatt eines gewöhnlichen Spruches, ein frommer Gedanke ausgeſprochen werden kann, wie ihn das Herz eben eingibt. Doch mit dieſer bloßen Erinnerung an Dankbarkeit gegen göttliche Gnadenbezeugungen iſt es dem wirklichen Chriſten, dem ächten Weiſen nicht genug gethan. Sein ganzes Tagewerk muß die Empfindungen verkündigen, welche ſein Herz beleben.

Nicht, daß er nun Gottes Namen andächtlerisch bei allen seinen Geschäften im Munde führe; nicht, daß er jeder seiner Reden beifüge: wenn's Gott gefällt! oder: mit Gottes Hilfe! oder: wenn es des Herrn Wille ist! — nein, auch dergleichen Redensarten verwandeln sich zuletzt in nichtssagende Gewohnheiten, und geben dem, der sie angenommen, mehr den heuchlerischen Schein, als das Wesen wahrer Frömmigkeit — sondern er strebt durch seinen Fleiß in der Arbeit, durch seine Wohlthätigkeit im Betragen gegen Andere, durch alle Tugenden der Liebe und Menschenfreundlichkeit, zu beweisen, wie sehr es ihm Ernst ist, Gott ein erkenntliches Herz zu weihen.

Es ist bei der Beschränktheit unsers Geistes, der zu einerlei Zeit nur Eins im Auge haben kann, unmöglich, fortdauernd und bei allen Geschäften nur an Gott zu denken. Aber wohl können wir Grundsätze und Handlungsweisen uns zu eigen machen, die uns bei Allem, was wir thun, vor dem Gemüthe stehen. So können wir es dahin bringen, daß wir am Mittage, wo wir in der Mitte unserer ganzen Wirksamkeit, in der Mitte unserer Geschäfte stehen, auf die Arbeiten und Begebenheiten des vergangenen Morgens einen, wenn auch nur flüchtigen, Blick senden; daß wir uns befragen: „Habe ich alle meine Pflichten gewissenhaft vollstreckt? Habe ich mich von keiner unreinen Begierde zu unerlaubten Handlungen und Gesinnungen verführen lassen, die ich zu bereuen Ursache hätte? Habe ich heute schon irgend einem Menschen Freude gemacht, für die er mich segnen könnte? Wohl denn, was ich in der ersten Hälfte des Tages nicht gethan oder zu thun Gelegenheit fand, das will ich in der zweiten Hälfte vollbringen. Dieser Tag soll in meinem Lebenslauf keiner der schlechtesten sein, noch weniger ein Tag, der einst gegen mich zeugen könnte!“

Allerdings sind wir fähig, jeden Mittag eine solche augenblickliche Ueberlegung anzustellen. Selbst bei unsern Geschäften noch finden wir Zeit dazu. Und eben darum ist sie wahrhaft Pflicht für uns. Denn wenn wir uns zu solcher Denk- und Handlungsweise mitten im Drange unserer Tagesgeschäfte gewöhnen, erwerben wir dadurch ein köstliches Gut, welches

nicht mit Gold aufzuwiegen iſt; ein Gut, welches uns vor manchem unvorhergeſehenen Uebel bewahren kann; ein Gut, welches die beſte und ſicherſte Schutzwehr unſers innern Friedens und Glückes wird — und dies Gut iſt Beſonnenheit in Worten und Werken.

Nicht in der harmloſen Ruhe des Morgens, nicht in der Einſamkeit des Abends, ſondern im Gewühl der Geſchäfte, im Umgang und Zuſammentreffen mit freundlichen und feindſeligen, mit guten und ſchlechten Menſchen, iſt uns Beſonnenheit vonnöthen, daß wir nichts ſagen, nichts beginnen, ohne dabei zu denken: Iſt das recht? iſt das vorſichtig? iſt das menſchenfreundlich?

Und nun mit dieſem Sinne tritt wieder in den Kreis deiner Berufsgeſchäfte. Sei du nun der Erſte, welcher durch Fleiß und Arbeitſamkeit den Seinigen das Beiſpiel gibt, wie man Gott auf eine würdige Art für die von ihm empfangenen Geiſtes- und Leibeskräfte danken müſſe. Gehe hin, und beweiſe in deinem Berufe, daß, indem du die Pflichten desſelben erfüllſt, indem du deine Anlagen, deine Eigenſchaften, deine Kenntniſſe und Fertigkeiten auf nützliche Beſchäftigungen verwendeſt, du Gottes Zwecke befördern willſt. Und was iſt der Zweck der Gottheit? Glückſeligkeit der Menſchen, Zufriedenheit ſeiner Kinder, und Wohlſein! Alles Nützliche aber, was du vollbringſt, iſt zur allgemeinen Glückſeligkeit ein Beitrag, wenn er auch noch ſo gering wäre.

Gehe hin, auf den Wegen deines Berufs, und erfülle deine Pflichten mit Heiterkeit und Freude; der Frohſinn, welcher auf deinem Angeſichte glänzt, iſt ein Zeuge deiner innern Selbſtzufriedenheit, belebt den Muth derer, die ermüden wollen, und theilt ſich allen Deinigen mit. Was mit Freuden gethan wird, das wird leichter vollbracht und beſſer geleiſtet.

Erfülle deinen Beruf ſo, daß er dich ehre. Er ehret dich aber, wenn du in Allem mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit handelſt, mit unbeſtechlicher Ehrlichkeit wandelſt, und Jedem gibſt, was ihm gebühret. Das dadurch erworbene Vertrauen der Mitbürger ruft den Segen Gottes auf dein Haus und ſtreut zahl-

lose kleine Freuden auf deine Lebensbahn, wie Reichthum sie dir kaum gewähren kann.

Erfülle deinen Beruf, deine Tagesgeschäfte mit jener Ordnung und Pünktlichkeit, welche die Hälfte aller Arbeit sind. Handle gütig gegen diejenigen, welche dir dein Brod verdienen helfen, oder welche in deinem Berufe von dir abhängig, oder sonst dir untergeben sind. Sei ihnen Vater, Mutter, Freund, Lehrer, Rathgeber. Nirgends kann sich deine Menschenfreundlichkeit leichter offenbaren, als hier; nirgends bist du fähiger, so schnell Freude und Wohlsein, und mit so geringer Mühe, zu verbreiten, als hier. Nirgends wird dir die Güte deines Herzens schneller vergolten, als hier, wo ein väterlicher Zuspruch, ein freundlich lohnender Blick dir jede Zuneigung erwirbt, während ein zänkischer Ton, ein mürrisches Wesen, ein immerwährendes Unzufriedensein auch die Bessern von dir zurückstößt, und ihnen ihre Lage bitter macht. Hier säe Freuden, und du wirst sie ärnten im Lauf des Tages.

So zeigst du, mehr als durch Worte, dem himmlischen Wohlthäter deinen erkenntlichen Sinn; so wird jedes deiner Tagewerke eine Verherrlichung deines herrlichen Glaubens. So wird die Mittagsstunde für dich der Ruhepunkt in der Mitte eines Festes, wo du die Freuden und das Gute und Nützliche überblickst, was du schon gethan hast, oder noch vollbringen wirst.

Vater, o mein Vater im Himmel, der du uns gibst unser tägliches Brod: wie unwürdig habe ich es oft aus Deiner Hand empfangen! Wie selten dachte ich daran, daß ohne Deine Gnade ich der Elendeste der Sterblichen wäre; daß ohne Deinen Segen mir aller Ueberfluß nicht gedeihen würde! Daß ich athme, daß ich lebe, daß ich Kräfte habe, nützlich zu werden, und mir und den Meinigen, die Du mir gabst, Wohlsein zu bereiten, danke ich nur Dir. Und doch, wie oft vergesse ich Deine Wohlthätigkeit; wie oft schrieb ich Alles, was ich bin und habe, nur meiner eigenen Klugheit und Vorsicht, meinem Fleiße, meiner Geschicklichkeit zu! — Aber Du ermüdest nicht

in Deiner Gnade, und Deine Barmherzigkeit leuchtete freundlich über mich Unwürdigen, wie über den Würdigen!

Nein, nicht länger will ich der Undankbare sein. Jede Mittagsstunde soll mich an Deine unerreichbare Güte erinnern, und an meine Pflicht, Dir durch nützliche Anwendung der von Dir verliehenen Gaben und Kräfte dankbar zu werden.

Dankbar? O was hätte ich, womit ich Dir vergelten könnte? Was könnte ich geben, das ich nicht von Dir empfangen hätte? — Ach, meine ganze Dankbarkeit soll ja nur mein eigenes Glück sein! Nichts willst Du, nichts forderst Du, als daß ich glückselig sei. — Dir Dank bringen heißt also mein eigenes Glück und Wohl befördern. O gnadenreicher Gott, wie erhaben bist Du, wie unwürdig bin ich Deiner unendlichen Huld!

Dich, mein Vater, will ich loben
Demuthvoll bis in den Tod!
Ewig sei von mir erhoben
Ueber Alles, o mein Gott!
Angebetet sollst Du werden,
Weil im Himmel und auf Erden,
Niemand Dir, Erhabner, gleicht,
Niemand Deine Größ' erreicht.

5.

Der Abend.

Ev. Luk. 24, 29.

Halte dich nicht länger, fließe,
Stille Zähre meines Danks.
Meine volle Seel' ergieße
Sich in Strömen des Gesangs.

Gott, wie viele frohe Tage
Flossen, weil mir nichts gebrach,
Ohne Unruh, ohne Klage,
Wie ein sanfter, stiller Bach!

Hatt' auch Einer Müh und Sorgen —
Sie entflohn: die Sonne sah
Wiederum am andern Morgen
Mir ganz neue Freuden nah.

Hab' ich nicht aus Deiner Fülle
Was mein Herz nur wünschen mag,
Speis' und Trank und Dach und Hülle,
Schutz und Hilfe jeden Tag?

Immer kam und kommt Dein Segen
Unerwartet mir entgegen.
Und wo mir ein Uebel droht,
Rettung oder Trost in Noth.

Holdeste unter den Tageszeiten, stiller Abend, Stunde der Erholung, da der Mensch am Tagesziele steht — auch du bist der Betrachtung des Christen würdig! Wie viel Freuden hast du mir nicht schon gegeben, und mit wie viel schönen Empfindungen mein Herz erfüllt! — Wenn ich am Morgen unruhig den Blick auf das Tagewerk hinwarf, das vor mir zu thun lag; oder ich manchen Augenblick zu fürchten hatte, der mir nun entscheidend erscheinen sollte; oder ich mich auf einen angenehmen Genuß des Tages freute — am Abend war das Alles vorüber, wann ich dem stillen Lager der Nacht zueilte. Und Manches, das ich gefürchtet hatte, es war dann am Abend ganz anders, als ich es vorher erwartet hatte. Nur Erinnerungen und Bilder des Vergangenen umschwebten mich noch, die endlich in den Träumen des Schlafes sich verloren.

Wie lieblich tönt dem Müden die stille Feierabendstunde! Wie süß ist, nach nützlicher Arbeit, die Ruhe! Und mit wel-

chen ganz eigenthümlichen Reizen hat die Hand des Schöpfers den Abend geschmückt, der uns mit Erquickung belohnen soll!

Gehört nicht ein schöner Sommerabend zu den prachtvollsten Erscheinungen der Natur? Wer sah nicht schon mit Entzücken das majestätische Schauspiel eines Sonnenuntergangs, wenn das große Tagsgestirn hinter fernen Gebirgen niedersank, um andern Welttheilen zu erscheinen, und Leben und Freude zu bringen? Noch glühen vom scheidenden Sonnenstrahl geröthet die Höhen und die Wipfel der Wälder, wie Flammen auf dem Dankaltar der Erde, zum Himmel empor. Der Landmann kehrt heim vom Felde, seines vollbrachten Tagewerkes froh; die Heerden verlassen ihre Wiesen, und eilen den Ställen entgegen. Das Getümmel der Thäler und Dörfer wird leiser, und wie die Schatten dämmernd Städte und Haine und Hütten und Paläste verschleiern, verstummt der Gesang der Vögel. Alles tritt in tiefere Stille zurück, Alles sinkt in die Arme der ersehnten Ruhe.

Selbst der Winterabend, mag auch die Natur von aller sommerlichen Pracht entkleidet sein, gewährt uns seine besondern Genüsse. Er führt die Freunde enger zusammen am gesellschaftlichen Herd; er vereint die frohen Familien früher in den warmen, erleuchteten Zimmern zu traulichen Gesprächen, leichten Beschäftigungen oder erheiternden Spielen, während der Sturm draussen Regen und Schnee an den sichern Wohnungen in der Finsterniß vorüberführt, um das Erdreich zu größerer Fruchtbarkeit in den milden Jahreszeiten vorzubereiten.

Der größte Theil der Menschen, seit der Morgenstunde von den Arbeiten und Mühseligkeiten des Tages bedrängt, hat seine frohesten Augenblicke dem Abend zu danken. Der Abend ist das Fest der Müden: er ist aber auch das Fest der Guten.

Die Dunkelheit trennt uns gleichsam von der ganzen Welt ab, und beschränkt uns bloß auf den Umgang mit einigen vertrauten Wesen — zuletzt nur auf uns selbst. Finsterniß verhüllt unsere Werkstätten, unsere Lustplätze, die Wohnungen unserer Feinde und Freunde. Die Welt stirbt uns gleichsam mit jedem

Sonnenuntergang ab, bis wir allein übrig bleiben mit unsern Empfindungen und Erinnerungen der Vergangenheit.

Diese Einrichtung der Natur ist wahrlich nicht blos vorhanden, um in der uns gebotenen Ruhe Erholung des ermüdeten Körpers zu finden; sondern auch, um den durch die Gegenstände und Begebenheiten des Tages zerstreuten Geist wieder zu sammeln, daß er seiner mächtig werde. Das Ohr vernimmt nichts mehr; aber das ist der Augenblick, den uns die göttliche Weltordnung verleiht, unser Inneres desto ungestörter zu behorchen. Rings um uns her ist Alles still; aber desto lauter sind in uns noch mancherlei Gefühle und Wünsche, die eine Wirkung der Tagesvorfälle waren. Unser Auge sieht nichts mehr; die Farben und der Glanz des Tages können unsern Blick nicht mehr fesseln und zerstreuen — aber nun ist es Zeit, mit den Augen des Geistes zu sehen, und unser Selbst zu beobachten. Wir sind nicht mehr dieselben Personen, die wir noch am Morgen waren; jeder Tag wirkt auf unser Gemüth, und bringt darin größere oder geringere Veränderungen hervor. Warum beobachtest du so gern die Verwandlungen draussen und den Wechsel der Menschen und Dinge, die dich umgeben? Bist du dir nicht selbst der Nächste? Verdienst du nicht, daß du dir selbst einen aufmerksamen, forschenden Blick gönnst?

Du erlebst keinen Abend, ohne nicht eine Menge wichtiger oder geringerer Erfahrungen gesammelt zu haben während des verflossenen Tages. Was macht uns denn weise und verständig, als die Erfahrung? Die Stille und Dunkelheit der Abendstunde ladet dich ein, über diese Erfahrungen nachzudenken, mit welchen dich der letzte Tag bereichert hat. Du verschmähst es, vielleicht aus Bequemlichkeit, aus Leichtsinn. Aber wie beklagenswürdig bist du, daß du den schönen Theil, die wahre Frucht deines Lebens verächtlich oder gleichgültig von dir wirfst! Vieles von dem, was du heute gelebt hast, wirst du vergessen, wenn du es nicht der Mühe werth hältst, in einem ruhigen Augenblicke des Abends dich noch einmal daran erinnern zu lassen, um Nutzen daraus zu ziehen. Was ist dir denn an den ersten Jahren deiner Kindheit gelegen, von denen du dich nichts

mehr erinnern kannst? Sind sie für dich nicht eben so, als wären sie nie gewesen? Und so wird der größere Theil deines Lebens für dich sein, als hättest du ihn nicht gelebt, wenn du die Geschichte jedes deiner einzelnen Tage keiner Aufmerksamkeit würdigest. Du lebtest nur für den gegenwärtigen Augenblick, wie das Thier, welches kein Gedächtniß von Allem behält, als höchstens von dem, was den stärksten Eindruck machte.

Sprich nicht: Aber was ich täglich erlebe, ist zu einförmig, zu gering. Nein, was dir begegnet, ist dir Alles wichtig, und wird wichtiger werden, wenn du es dazu zu machen verstehst.

Warum lebst du? Wonach ringst du? Wofür sorgst du, und mühest dich ab? — Um glücklicher zu werden. — Wie aber willst du ein größeres Glück ohne Ueberlegung, ohne Weisheit erwerben können? Und wenn dir ohne deine Würdigkeit Ehrenstellen, Reichthümer, Freundschaften würden, müßtest du sie nicht aus Mangel an Würdigkeit bald wieder verlieren, wie es vielen Andern vor dir geschah? Könntest du ohne richtige Selbstkenntniß, ohne starke Selbstbeherrschung, ohne feste Religiosität wahren Genuß in den Gütern dieses Lebens finden?

Werde weiser, und du wirst des höchsten Glückes würdig sein. Aber der Weisheit Anfang ist Selbstkenntniß. Selbstkenntniß aber gewinnen wir nur, wenn wir unsere täglichen Schicksale und die Art beobachten, wie wir uns in denselben betrugen.

Ueberdenke — und jede Abendstunde gibt dazu endlich einen freien Augenblick — überdenke, was dir diesen Tag, den du zurücklegtest, begegnet ist; was den Deinigen, was deinen Freunden und Bekannten. Es ist vielleicht in Allem nichts besonders Auffallendes, was deine Neugierde beschäftigen, deine Verwunderung rege machen könnte, aber doch immer so viel, daß du darin die auch im Geringsten, wie im Größten waltende Vorsehung Gottes erkennen magst. Du hattest diesen Tag manchen kleinen Entwurf gemacht; es gelang Dir nicht Alles nach deinem Wunsche — an wem lag die Schuld? Vielleicht nicht ganz an dir, sondern auch wohl an mancherlei Umständen.

Aber wessen Hand ist es, die diese Umstände also geordnet hat? Ist es nicht die Hand der höchsten Weisheit gewesen?

Du hast noch jetzt in deinem Herzen manchen verborgenen, manchen laut geäusserten Wunsch. Du hast die Plane dazu entworfen. Du denkst daran, schon vielleicht morgen Hand an die Ausführung zu legen. Wie? gaben dir deine bisherigen Erfahrungen alle noch nicht Weisheit genug, zu denken, daß das Gelingen oder Mißlingen dieser neuen Entwürfe wieder von dem abhängt, der das Schicksal des Weltganzen anordnet? daß du durch eigene Kraft Nichts allein vermagst? Wie kommt es nun, daß du dich mit dem erhabenen Urheber der Verhängnisse nicht näher vereinst? daß du dich nicht vertrauensvoll ihm im Gebete weihst? Dieses Vereinen der Seele mit ihrem Gott erfüllt sie jedesmal mit höherm Muthe, und veredelt selbst unsere Entwürfe und Wünsche. Denn wir können uns dem Allerheiligsten nicht ganz und voll kindlicher Zuversicht nahen, können ihm nicht unsere Wünsche vorlegen, ohne alles Unheilige, Ungerechte, Unnütze, wie Eitelkeit, Hochmuth, Habsucht, Neid, schwindelnde Dinge, daraus zu entfernen. Indem wir nun vor Gottes Augen das Verächtliche in diesen Entwürfen selbst verachten lernen, werden wir nichts als das Gute darin beibehalten, und mit desto größerer Freudigkeit an ihre Vollziehung gehen. Es wird das Vertrauen auf Gott uns innigst durchdringen, und unsere ganze Zufriedenheit wird nicht bei jeder neuen Unternehmung aufs Spiel gesetzt werden, weil wir wissen, daß das unser Wohl ist, was Gott beschlossen hat.

Gewöhnlich macht uns die Abendstunde furchtsamer, schüchterner in allen Handlungen und Gedanken; wir sind banger und verzagter beim Anblick unserer Unternehmungen. Wir sehen mehr Unannehmlichkeit und Gefahr voraus, als am Tage selbst. Dies rührt meistens und fast überall theils aus der natürlichen Behutsamkeit her, mit welcher wir in der nächtlichen Zeit Alles zu behandeln pflegen, wo wir uns auf unsere Sinne nicht ganz verlassen können; theils aus der Erschlaffung und Entkräftung unsers Leibes, und der allgemeinen Abspannung, in welcher wir uns nach den Anstrengungen des Tages befinden.

Nie hingegen sollte der Mensch wirklich vertrauensvoller auf die gütigen Führungen Gottes sein, als am Abend; denn die Erinnerung an alle Tagesbegebenheiten predigt uns diese Zuversicht, und jede Stunde, die wir durchlebt hatten, ist ein Zeugniß seiner liebevollen Fürsorge geworden. Wie vielerlei Gefahren zogen nicht den vergangenen Tag über unser Haupt und über Gesundheit und Leben der Unserigen hinweg, ohne daß sie uns berührten, ohne daß wir sie nur erkannten! Gottes Liebe beschirmte uns; Gottes Liebe gab uns in jeder Tageszeit irgend einen frohen Augenblick, der unser Gemüth erheiterte. Selbst in der Mitte ihres Kummers hatte die Seele schmerzlose Augenblicke, die an Vergnügungen grenzten.

Darum, und wärest du auch nicht glücklich, und gingest du auch mit Bangigkeit und Furcht vor dem, was dir in künftigen Tagen noch bevorsteht, in dein Bette — erhebe deinen Geist zu dem allgewaltigen, erbarmensreichen Vater im Himmel. Er kennt deine Sorge, deine Last! Verzweifle nicht, Gott ist noch Gott, und will dich nicht verlassen, noch versäumen. Er war Gott, dein Gott, als du in glücklichern Zeiten nicht an die Möglichkeit deiner jetzigen Trübsale glauben wolltest; er gedachte deiner, da du selten oder nie seiner gedachtest. Er ist noch Gott, dein Gott, nun du betrübt zu ihm klagest, und er wird dir frohe Tage öffnen, an welche dein banges, kleinmüthiges Herz jetzt vielleicht kaum glauben will. Gottes Gewalt ist ewig mächtiger, als Menschenmacht — warum verzagest du? Rette nur die Unbescholtenheit und Reinheit deines Herzens, und du hast dein Glück aus dem Untergang gerettet.

Oft ist es für uns noch lehrreicher, wenn wir uns in einer Abendstunde selbst überlassen sind, zu betrachten, nicht sowohl was wir den Tag über erfuhren, als vielmehr, wie wir uns selbst bei mancherlei wichtigern und merkwürdigern Vorfällen betrugen.

Du findest ein großes Vergnügen daran, andere Menschen zu beurtheilen: warum erlernst du nicht die nützliche Kunst, dich selbst wie einen Fremdling anzuschauen, und deine Denkart, deine Handlungsweise, deinen Wandel zu beurtheilen?

Durchmustere deinen Tageslauf, und erwäge jetzt, hast du wohl
sich überall und gegen Jeden mit der nöthigen Besonnenheit
nd Klugheit gesprochen und gethan? Und warum geschah es
icht? Verführte dich ein bloßer Leichtsinn oder irgend eine
affallende Leidenschaft des Gemüths zu unüberlegten Schritten
nd Reden, womit du Andern wehe thatest, dir aber gewiß
letzt am meisten geschadet hast? Hast du durch dein Betragen
indern eine vortheilhafte Meinung für dich eingeflößt, oder
aben sie dich für schadenfroh, geschwätzig, eitel, stolz, ehrgei-
ig oder wollüstig halten müssen? Hast du nicht öfters vorgezo-
en, dich andern furchtbar zu machen, statt verehrungs- und
iebenswürdig? Werden die, gegen welche du hart, auffahrend,
ngefällig warst, hinter deinem Rücken dich rühmen oder ver-
potten? Werden die, gegen welche du dich lieblos bewiesen
ast, dir bei vorfallenden Gelegenheiten als Freunde beistehen,
ür dich reden, für dich handeln, oder dich mit Lachen verder-
en lassen? Werden die, gegen welche du, was besser verschwie-
gen geblieben wäre, ausplauderst, künftig Vertrauen zu dir
aben, oder Andern Vertrauen auf deine Verschwiegenheit und
Redlichkeit einflößen? Werden die, welche du mit Unwahrhei-
en hintergingst, oder die du im Handel und Wandel und in
Verträgen überlistet hast, oder denen du Versprechungen gabst,
welche du nicht halten magst, oder denen du Schadenfreude
über Anderer Fehler und Unglück zeigtest, sich mit Zuversicht
n dein redliches Herz schliessen wollen? Werden sie nach deiner
Freundschaft begierig sein können? Werden sie deiner gegen
hre Bekannten ehrenvoll, oder mit Tadel und gerechtem Vor-
wurf erwähnen?

Wie ist es nun gekommen, daß du, der immer über die
Lieblosigkeit der Menschen klagt, den ersten Anlaß gegeben,
daß dich Mancher noch nach langer Zeit, statt zu lieben, ver-
chten muß? Wie ist es gekommen, daß du, der so gern all-
gemeines Zutrauen, allgemeine Achtung von Bekannten und
Unbekannten genieſſen möchte, dieſe Achtung, dieſes dir ent-
gegenkommende Vertrauen heute und gestern und so manchen
Tag schon auf die unüberlegteſte Weiſe zurückgeſtoßen haſt?

Warum kehrst du deinem eigenen Ziel, nach dem du eilen willst, den Rücken? Warum thust du von Allem, was du möchtest, das Gegentheil, als wärest du von deinen besten Wünschen der ärgste Feind?

Solche Ueberlegungen in der einsamen Abendstille sind es, die uns in das Geheimniß unsers Herzens den Blick öffnen. Solche Ueberlegungen sind es, die uns das ganze schwarze Gewühl unserer Fehler sehen lassen, gegen die wir aus Leichtsinn oder Eigenliebe sonst gern blind zu bleiben pflegen. Solche Ueberlegungen sind es, die uns gewahr werden lessen, warum oft unsere Entwürfe scheitern müssen; warum uns manche Personen öffentlich und im Geheimen entgegenarbeiten, die wir doch nie beleidigt zu haben glaubten, oder die uns höchstens nur aus den Berichten Anderer kennen; warum wir in unsern Angelegenheiten nicht vorwärts schreiten, sondern einen Verdruß nach dem andern erfahren. Wir lernen auf solche Art allein, und auf keine andere Weise, begreifen: daß wir überall mit zu großer Unklugheit handeln wollten; daß Weisheit und Tugend die höchste Stufe der wahren Lebensweisheit sind; daß wir erst glücklicher in der Welt werden, wenn wir besonnener und tugendhafter in ihr handeln.

So schmerzlich dergleichen Entdeckungen Manchem sein mögen, so angenehm sind dem Christen, dem Weisen dieselben. Er ertappt gleichsam seine Fehler auf der That; er findet sie während der prüfenden Selbstbeschauung, da sie im gewühlvollen Leben des Tages, und in den Zerstreuungen, die ihn umringten, seinem Blicke immer zu entrinnen wußten. Er wird ihrer Meister, weil er es unwürdig hält, sich von Schwachheiten beherrschen zu lassen, die er an Andern so gut wie an sich verachtet. Er faßt den großen Entschluß, zur Demüthigung dieser Fehler, am folgenden Tage, wo der Anlaß erscheint, das Gegentheil von dem zu thun, was seine unreinen Neigungen bisher ihn zu thun verführt hatten. Er erkennt den Feind und seine Macht, und er schwört es in Gottes Angesicht, daß er ihn überwinden wolle. Den höchsten Reiz aber empfängt die Beschauung unsers Lebens und der Blick auf den vergangenen

Tag, wenn das Gemüth durch das lohnende Bewußtsein verklärt wird: ich habe diesen Tag nicht unnütz für die Welt verlebt, nicht ohne neue Veredlung meiner selbst. Ich habe hin und wieder gegen meine unanständigen Gewohnheiten, gegen meine Naturfehler, gegen meinen Hang zum Zorn, zum Haß, zur Unzufriedenheit, einen guten Kampf gekämpft. Ich habe auch heute, so weit ich es nach meinen geringen Kräften konnte, einige Freuden Andern auf ihre Lebensbahn hingestreut; ich habe wenigstens einen Menschen froh und glücklich gemacht. Ich darf diesen Tag ruhig zu den übrigen niederlegen, die ich schon verlebt habe. Gott verzeihe mir die noch begangenen Fehltritte; aber an Willen und Muth hat es nicht gemangelt, besser zu sein. Dieser Tag, er wird mich vor dem richtenden Gott nicht so schwer verklagen; er wird mir auch ein frohes Zeugniß geben, und vielleicht mir in meiner letzten Stunde noch freundlich in der Erinnerung glänzen.

O wie süß ist es, unter solchen Empfindungen zu entschlummern; wie groß die Seelenseligkeit, mit solchem Jesussinn erwachen und entschlafen zu können! Kein Abend verflieſſe mir ferner, an welchem ich nicht einen Blick auf den verlebten Tag werfe, und den Maßstab anlege, ob ich zu höherer Gemüthskraft und Vollkommenheit gestiegen, ob ich dem Vorbilde Jesu ähnlicher geworden bin. Kein Abend verflieſſe, daß ich nicht, wie einst die Jünger, zu Jesu rufe: Bleibe bei mir, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt! (Luk. 24, 29.) Bleibe bei mir und in meinem Herzen, daß ich mich durch dich beseele mit neuer Kraft zum künftigen Tagewerk! Bleibe bei mir, verschwinde nie vor meinen Blicken, damit ich Dir immer nachstreben könne, indem ich Deine Erhabenheit in Gott ganz zu meinen Eigenschaften mache. Bleibe bei mir, denn es will Abend werden. Oft vergaß ich Deiner im Geräusche der Welt, am mühevollen geschäftreichen Tage; aber am Abend gehöre ich mir selbst und meinem Jesu. Bleibe bei mir mit Deiner begeisternden Kraft, mit Deiner Gnade bis an den Abend meines Lebens, bis der Tod an die Stelle des Schlafs zu meinem Bette tritt. Bleibe bei mir, wenn ich in den letzten meiner

Stunden den entscheidenden Blick auf mein gesammtes Leben hinabsenke, wie auf ein großes, vollbrachtes Tagewerk, von dem ich ausruhen soll. Laß mich dann auf Dich und Dein Verdienst sehen, um mich selbst zu trösten! Laß meinem müden Geist dann die Worte noch ertönen: Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Bleibe bei mir, o mein Jesus, wenn die Welt vor meinem brechenden Auge in ewige Nacht versinken will, und laß mir die Hoffnungen und die beseligenden Worte werden: Gehe ein zu Deines Herrn Freuden!

6.

Die Nacht.

Psalm 139, 12.

Vater, Dich, den Gütevollen,
Preis't auch in der Nacht mein Geist;
Vater, der die Sonnen rollen
Und den Mond uns leuchten läßt;
Vater, dem von tausend Zungen
Tag und Nacht wird Lob gesungen!
Vater, der bei Tag beglückt,
Leidende des Nachts erquickt!

Vater, Dich umfass' ich wieder,
Küsse kindlich Deine Hand;
Milde blickst Du auf mich nieder,
Du, den, wer Dich suchte, fand.
O, in stiller Nächte Stunden
Hat Dich manches Herz gefunden,
Das, im Tagsgewühl, ein Thor,
Vater, sich von Dir verlor.

Auch du, o stille, feierliche Nacht, sei meinen Empfindungen heilig! Wohlthäterin der Leidenden, denen du die Thränen trocknest; Freundin der Unglücklichen, deren Sehnen du stillest in süßen Träumen; Mutter der Müden, die du in deinen Armen zur Ruhe wiegest, und mit junger Kraft stärkest, auch du bist meinem Geiste eine Offenbarerin der Majestät und Macht, der unergründlichen Weisheit und namenlosen Barmherzigkeit Gottes!

Auch du bist meiner Betrachtungen, meiner Bemerkungen

würdig, wenn dein ernster Zauber das ganze Weltall, so weit es mein Auge kennt, verwandelt, wenn du mit dichtern Schatten zugleich den Schlummer auf die Augen der Lebenden senkst, und, wenn eine Sonne vom Himmel verschwindet, den Vorhang leise vom Firmament hinwegziehst, um uns tausend andere Sonnen in unendlichen Fernen zu zeigen, und mit den Strahlen der Sterne Ahnungen der Ewigkeit zu geben.

Wo ist der Mensch, der ganz gelassen bleibt und unbewegt, wenn er einsam in die Stille der Mitternacht hinaustritt, und vor ihm sich eine ganz andere Erde, ein ganz anderer Himmel auszubreiten scheint? — wenn das Schweigen des Grabes auf den Straßen und Plätzen ruht, wo noch vor wenigen Stunden das fröhliche Getümmel geschäftiger Menschen rauschte; wenn die Gärten, die Wälder, die Wohnungen der Sterblichen, alle Pracht der Natur, alle Werke der Kunst, in Finsterniß verschwunden sind, oder im blassen, zweifelhaften Dämmerlicht des Sternenscheins und des Mondes schimmern? Ein unwillkürlicher Schauer durchdringt die Seele. Der stille Ernst der nächtlichen Welt beherrscht unwiderstehlich zuletzt das Gemüth auch des Fröhlichen. Was ist alle Herrlichkeit der Erde, wenn ihr der Zauber des himmlischen Lichtes entzogen ist? Was ist alle Macht des furchtbarsten Sterblichen, wenn der Schlaf ihn in seinen Fesseln bewußtlos dahin gestreckt hält? Was ist aller Reichthum des Reichen, wenn er gleich einem Todten neben seinen leblosen Kostbarkeiten ruht?

So stimmt uns die Nacht zu ernsten Empfindungen. Sie sammelt den zerstreuten Geist, und zwingt ihn mit unüberwindlicher Stärke, an sich und seine Bestimmung und den Werth der Dinge zu denken. Schon manchen Leichtsinnigen führte die Feierlichkeit einer Mitternacht zur stillen Ueberlegung zurück, schon manchen Zweifler zum Glauben an Gott, schon manchen spöttelnden Sünder zur Tugend.

Wie in jeder Jahreszeit, so in jeder Tageszeit, offenbart sich uns die Gottheit auf eine andere Weise; anders in den Schönheiten eines lieblichen Morgens, anders in den Wohlthaten des Mittags, anders in der milden Stille eines Abends,

anders in dem Schweigen und majestätischen Ernst der Nacht. Aber immer und aus allen wechselnden Erscheinungen scheint uns Gottes Stimme zuzurufen: Ich bin, gedenke meiner! O Sterblicher, hebe deinen Blick von allem Irdischen zuweilen empor zu dem, was erhabener ist! Vergiß nicht über das Gewand, welches du bewunderst, die Seele! Erinnere dich in der Schöpfung des Schöpfers, und in dem Staube, der seinen Werth und seine Gestalten ändert, des Bleibenden, des Ewigen! Ueberall und zu allen Stunden lehre uns, wie die heilige Schrift, so die heilige Natur: Du bist bestimmt, mehr als Thier zu sein; du sollst nicht bloß mit dem Leib und für den Leib leben, sondern auch vorzüglich mit dem Geist und für den Geist!

So wie in jeder andern Tageszeit, verkündet sich die ewige Liebe der Gottheit auch in der Nacht durch besondere Arten der Wohlthätigkeit. Während die Sonne unsern Gesichtskreis verläßt, und den Tag über die andere Hälfte des Erdballs glänzen läßt, versinkt bei uns Alles in Einsamkeit und Schweigen, daß nichts unsere Ruhe störe. Dem Schlummer ist die Dunkelheit und die allgemeine Stille günstig. Nichts zerstreuet unsern Geist oder fesselt unsere Aufmerksamkeit. Wie wir von der Wiege des Säuglings, vom Bette des Kranken jedes zu starke Licht oder Geräusch entfernen: so nimmt Gottes ewig wache Vatersorge durch die weisesten Einrichtungen der Natur den Schlummer und die Ruhe eines halben Weltalls in freundlichen Schutz. Ein sanfter Schlaf stellt die verlornen Kräfte wieder her, und mit dem erquickten Körper empfängt der Geist wieder ein Werkzeug, zu allen guten Unternehmungen und Geschäften fähig.

Wenn die Natur uns zur Ruhe einladet, sollen wir ihren Winken folgen. Ungestraft verachtet kein Mensch die Gesetze der göttlichen Welteinrichtung. Nichts zerstört leichter die Gesundheit, als die muthwillige Verwandlung der Nacht in Tag und die Beraubung des Schlafes in der Zeit, die ihm von der Natur geweiht ist. Mit dem Verschwinden der Sonne verwandelt sich selbst der Zustand der Luft, die wir athmen, und an vielen Pflanzen sehen wir, wie sie beim Eintritt der Nacht ihre Blätter zusammenfalten, ihre Blumenkelche verschliessen; die

Zweige der Bäume und Gesträuche, welche bei Tage gesunde Düfte ausgiessen nnd die Luft von schädlichen Dünsten säubern, hauchen jetzt, von der Sonne verlassen, unreine Luft.

Die Thiere verlieren ihre Munterkeit, und verbergen sich in ihre Höhlen, Nester und Lagerstätten. Das Blut der gesündesten Menschen wird wallender; ihre Nerven werden reizbarer, wie zum Fieber. Der Zustand der Kranken wird schlimmer und unruhiger, Mattigkeit und Gefühllosigkeit nehmen überhand.

Die Nachtwachen, oft wiederholt, sei es aus übermäßigem Triebe zur Arbeit, sei es aus unordentlicher Begierde zu Lustbarkeiten, sind wahrhafte Lebensverkürzungen. Der Geist des Menschen wird stumpfer, indem sein Werkzeug, der Leib, untauglich gemacht, und in seinen natürlichen Verrichtungen gehindert wird. Die frische Farbe der Gesundheit entflieht von den Wangen, und die Blässe des Gesichts, der trübe Blick des Auges, verkünden deutlich genug, wer wider die Ordnungen Gottes in der Natur sündigte. Sündigte! Ja, die Zerstörung unsers Leibes, den Gott uns zu edelm Gebrauch verlieh, die Verkürzung unsers Lebens durch Ertödtung des Schlafs in den zur Erholung unserer Kräfte geweihten Ruhestunden, ist Sünde gegen Gottes Anordnungen. Aber so thöricht ist der Mensch, daß er für eine Handvoll Stunden, in nächtlichen Schwärmereien und Lustbarkeiten verschwelgt, mehrere Jahre zu wenig leben, und um des Vergnügens willen, viele Nächte in Tag verkehrt zu haben, früher oder später einen siechen Leib durch die Welt schleppen mag.

Der Christ ehrt die Wohlthaten Gottes, und Wohlthat ist uns jede Anordnung in der Natur. Willkommen ist ihm nach vollbrachtem nützlichen Tagewerk ruhende Erquickung im Schlummer der Nacht. Er ist schonend in seinem Urtheil gegen die Verirrungen der Menschen, welche ohne Noth, aus Eitelkeit oder Sonderbarkeit, ihren rauschenden Vergnügungen ganze Nächte aufopfern. Aber höhere Achtung hat er noch für die Gesundheit, für das Kleinod des Lebens, ohne welches er zu allem Guten und Nützlichen unfähig wird. Sind wir dem Schöpfer Rechenschaft schuldig über die Verwaltung und An-

wendung der Güter, die er uns auf Erden verlieh: so ist die schwerste Verantwortlichkeit die, welche wir für das höchste der irdischen Glücksgüter, für Gesundheit und Leben, zu tragen haben.

Wie die Nacht uns selbst schon Alles entzieht, was unsere Ruhe hindern könnte; wie sie über Alles einen verhüllenden Schleier wirft und Alles verstummen macht, daß nichts uns störe: so sollen auch wir von unserm Geiste Alles verbannen, was unsere Ruhe, unsern Schlummer beeinträchtigen könnte. Mit dem Kleide, welches wir von uns legen, sollen wir den drückenden Tagesverhältnissen, den quälenden Sorgen entsagen, ihnen gleichsam absterbend nur ganz uns und Gott gehören. Ein frohes Gewissen bettet uns sanft, und der Gedanke: Gott wacht! bewahrt uns vor jeder unnöthigen Angst über das, was in der Nacht uns oder den Unserigen begegnen könnte, während wir ohne Bewußtsein da liegen. Wir sind nun wieder in den Zustand der Schwachheit und Hilflosigkeit zurückgekehrt, worin wir uns in unserer frühesten Kindheit als Unmündige befanden. Wir sinken wieder in die Bewußtlosigkeit zurück, in der wir schliefen, ehe Gottes Hand uns zum Leben weckte. Auch damals, ehe unser Mund seinen Namen lallte, war er unser Gott, gedachte er unser, bereitete er uns Glück und Lebensfreuden vor. So ist er auch in unserer kurzen, todtenähnlichen Ruhe noch jetzt unser Gott; so gedenkt er auch jetzt noch unser, und bereitet uns neue Lebensfreude, die wir nicht ahnen. Ja, bei Dir, o Gott, ist kein Wechsel des Lichts und der Finsterniß; bei Dir leuchtet die Nacht wie der Tag; Deine Augen sahen mich, als ich noch unbereitet war, und waren alle Tage in Dein Buch geschrieben, die noch werden sollten, und derselben keiner war. (Psalm 139, 12. 16.)

Darum ist die Furcht und Angst der Menschen unchristlich, mit welcher sie sich in Zeiten der Nacht oft selbst durch schreckende Einbildungen quälen. Wie? ist Gott weniger unser Gott, wenn die Welt in seinem Schatten ruht, als am Tage? Warum zittern vor den Wirkungen einer Hölle und des Teufels, die uns im Laufe des Tages nicht erschrecken? Warum beben

vor Erscheinungen von Gespenstern und Geistern, die eine Erfindung furchtsamer, unwissender Menschen und unserer eigenen Einbildungskraft sind? Warum verzagen vor der Wiederkehr der Verstorbenen, deren Leichnam sich jetzt schon in Erde verwandelt hat, deren Geist sich in andern Verbindungen und Verhältnissen befindet, wo ihr Beruf, den ihnen Gott gegeben, edler und größer ist, als furchtsame Sterbliche ohne Nutzen zu erschrecken?

Die thörichte Furcht vor Gespenstern und Todtenerscheinungen und andern Ungeheuern, die in Gottes Schöpfung nie vorhanden gewesen sind, ist eine Mißgeburt der jedem Menschen natürlichen, und eben deswegen nützlichen Schüchternheit, welche die Nacht einflößt. Der hilflose Zustand, in welchem wir uns nach dem Sonnenuntergang befinden, wo wegen der allgemeinen Dunkelheit unser Auge nicht mehr die gewohnten Dienste verrichten kann; wo wir bei ungewöhnlichem Geräusch nur die Ursachen desselben errathen können; wo unsere Einbildungskraft folglich immer thätiger und angestrengter wird; wo unsere Nerven ohnehin reizbarer werden, und die Ermattung des Leibes zu einer größern oder schwächern Muthlosigkeit führt — eben dieser Zustand macht uns leicht geneigt, auch da eine Gefahr zu fürchten, wo keine ist. Die Furcht selbst aber ist die Gebärerin aller Unholden.

Es fehlt nicht an Menschen, welche, ungeachtet ihres hellen Verstandes, ungeachtet ihrer Ueberzeugung von der Nichtigkeit der sogenannten nächtlichen Erscheinungen, ungeachtet ihrer würdigen Vorstellungen von Gott, ungeachtet ihrer Religiosität, dennoch von abergläubigem Schrecken ergriffen werden, sobald die Nacht eintritt. Dies sind die Wirkungen einer mangelhaften Erziehung und früher verderblicher Eindrücke, welche unvorsichtige Leute auf das zarte Gemüth der ersten Kindheit veranlassen. Nur durch anhaltendes, wiederholtes Kämpfen der Vernunft- und Religionsgründe gegen diese eingeprägte nächtliche Furcht, nur durch Zerstreuung der Einbildungskraft, sobald sie ihre fast zur Gewohnheit gewordene Richtung auf Schreckbilder nehmen will, kann dies Uebel vermindert und

ganz vernichtet werden. Nur Sehende haben Gespensterfurcht; Blindgeborne kannten sie nicht.

Daher begreifen wir die heilige Pflicht sorgsamer, ächt christlicher Aeltern, daß sie von ihren Kindern auf alle Weise die thörichten Vorstellungen von Erscheinungen nächtlicher Unholde entfernen; weder selbst durch schreckende Erzählungen die natürliche Schüchternheit der Jugend mit abergläubiger Angst vermehren, noch durch unwissende oder muthwillige Dienstboten und Hausgenossen vermehren lassen; dieser Aberglaube, welcher die Quelle mancher bittern Lebensstunde ist, hat schon oft auf die Gesundheit der Menschen den zerstörendsten Einfluß gehabt, und immer ungerechte, niedrige Vorstellungen von der Größe, Würde und Weisheit Gottes erzeugt.

In der That, seit Aeltern darauf dachten, ihren Kindern eine bessere Erziehung zu geben, seit die Erwachsenen durch einen würdigern Religionsunterricht, durch eigenes Nachdenken sich über manche Vorurtheile und abergläubige Vorstellungen erhoben haben, ist die Gespensterfurcht schon sehr vermindert worden, und mit dem Verschwinden der thörichten Furcht haben die Erscheinungen der nächtlichen Schreckbilder von selbst aufgehört. Nur noch beim gemeinen Volk, dessen Erziehung und Belehrung am meisten verwahrloset, am schwersten zu bewirken ist, haben sich die irreligiösen Hirngespinnste einer unwissenden Vorwelt am längsten erhalten.

Aber auch in den sogenannten gebildeten Ständen ist noch ein anderer Aberglaube fortdauernd geblieben, welcher der Religion und Vernunft eben so sehr widerspricht, als die Furcht vor eingebildeten Todtenerscheinungen und Nachtgespenstern. Dieser an vielen Orten, in vielen Familien noch herrschende Aberglaube ist die unverdient hohe Meinung vom Werthe der nächtlichen Träume und ihrer Deutung.

Kein Weiser, oder endlich Jesus nicht, hat den Träumen, oder auch nur einigen von ihnen, eine weissagende Kraft zugeschrieben. Woher kam nun dieser Glaube zu den Christen? Er kam aus dem Heidenthum; er kam von den Völkern, welche

gleichsam noch in ihrer ersten rohen, unbehilflichen Kindheit des Verstandes lebten.

Kinder, welche den Traum noch nicht vom Wachen genau unterscheiden können, glauben in der Verwirrung ihrer Begriffe oft wirklich an Orten gewesen zu sein, oder das gesehen zu haben, was ihnen ihre Einbildungskraft während des Schlummers vorgaukelt.

Es gibt jetzt noch unter den wilden Völkern solche, die da glauben, ihre Seele wandere während des Schlummers ihres Leibes aus, und lebe an andern Orten. Sie haben nicht Verstandeskraft genug, sich zu erklären, wie man sich im Schlafe so lebendige Vorstellungen machen könne.

Andere, die schon in der Ausbildung ihres Verstandes größere Fortschritte gemacht haben, glauben zwar nicht an das Auswandern der Seele, aber sie glauben, die Träume kommen von den Göttern und seien vorbedeutende Offenbarungen der Götter. Diese Vorstellung findet man fast bei allen unwissenden Völkern des Alterthums, bei Juden und Heiden gemein.

So kam der lächerliche Glaube an die weissagende Kraft, an die Göttlichkeit der Hirngespinste, welche wir Träume nennen, unter die Christen, und erbte bei den Unwissenden bis auf unsere Tage fort. Abergläubige Männer, welche sich das Ansehen von Weisheit und Gelehrsamkeit gaben, und doch nicht, gleich den Heiden, ihre Träume von Gott herleiten wollten, meinten ihre Träume zu veredeln, wenn sie lehrten, unsere Seele habe im Schlafe eine vorhersehende, die Begebenheiten der Zukunft ahnende Kraft.

Aber die Vernunft und die göttliche Offenbarung empören sich gegen solchen Irrthum, den der schwache Mensch so gern festhält, weil er sich mit nichts lieber, als mit dem Errathen seiner Zukunft beschäftigt.

Dem festen Schlafe des gesunden Menschen fehlt jeder Traum; erst nachdem der Körper seine Kräfte durch den Schlummer ersetzt hat, und wieder ein taugliches Werkzeug der Seele geworden, gebraucht diese ihre Gewalt. Erst wird

das Gedächtniß und die Einbildungskraft laut. Jetzt entwickeln sich verworrene Erinnerungen unter allerlei Gestalten; Dinge, welche auf unser Gemüth irgend einmal einen tiefen Eindruck gemacht haben, erscheinen am leichtesten. Daher beschäftigen sich die Träume bejahrter Personen oft mehr mit Gegenden und Personen ihrer frühern Jahre, als mit solchen, die sie im spätern Alter kennen lernten, weil die Eindrücke am tiefsten zu sein pflegen, die wir in zarter Jugend empfangen haben. Aber der Verstand und die Kraft zu urtheilen ist im Anfang des Träumens noch schwach. Ein Bild der Phantasie erinnert an das andere. So gehen wir mit Fremden und Bekannten im Traume um, und mit Todten, als wären sie noch am Leben. Je leiser der Schlaf wird, desto mächtiger wird die urtheilende Kraft der Seele. Zuletzt erstaunen wir im Traume selbst über dessen Widersprüche; erstaunen, daß wir Gestorbene wieder leben sehen. Endlich entdecken wir sogar im Traum, daß wir nur träumen.

Dies ist der Ursprung, dies die Geschichte des Traums. Wie kann es einem vernünftigen, das heißt, vorurtheillosen Menschen einfallen, daß die Seele durch bloße Gaukeleien ihrer rege werdenden Einbildungskraft heller sähe, als wenn sie in ihrer vollen Thätigkeit mit allen ihren vereinten Kräften wirken kann?

Hätte sie aber ein Vermögen, die künftigen Dinge im Traum vorherzusehen, so würde Gott, der uns die Zukunft mit weiser Hand verhüllt, mit sich selbst im Widerspruch stehen.

Hätte sie dies Ahnungsvermögen: so würde es Gott nicht vorzugsweise einzelnen Menschen, sondern allen verliehen haben, so wie er allen die gleichen Kräfte, wenn gleich in verschiedenem Maße, ertheilt hat. Aber unter Tausenden ist kaum Einer, der dies Ahnungsvermögen zu besitzen sich rühmt.

Hätte der Schöpfer uns mit der Kraft ausgerüstet, die vorliegende Zukunft im Traume zu entdecken: so würde diese Kraft, der göttlichen Weisheit und Zweckmäßigkeit zufolge, die wir sonst in allen Werken Gottes bewundern, sich nicht nur bei un-

bedeutenden Dingen äussern, die uns weder viel nützen, noch schaden; sondern auch bei wichtigen Angelegenheiten, wo sie uns hingegen verläßt. Gott würde uns durch solche Kraft in den Stand gesetzt haben, wegen der bevorstehenden Dinge die nöthigen Maßregeln zu ergreifen. Aber wer hat jemals um eines Traumes willen Maßregeln ergriffen, ohne nachher zu finden, wie er sich getäuscht habe? Wie hätte Gott, dessen Schöpfungen von der höchsten Weisheit im Kleinsten wie im Größten zeigen, einzelnen Menschen ein Vermögen der Vorhersehung gegeben, das ihnen durchaus unnütz ist?

Es ist allerdings möglich, daß unter den tausend mannigfaltigen Traumbildern manche vorkommen, welche mit den Begebenheiten der Tage nachher irgend eine zufällige Verwandtschaft und Aehnlichkeit haben. Auch mag dieses in manchem zum Aberglauben geneigten Menschen die übertriebene Meinung vom wahren Werth eines Traumes genährt haben. Allein es wäre ungleich auffallender, wenn unter den zahllosen Vorstellungen im Traum nie eine mit nachherigen Zufällen eine Art von Aehnlichkeit besäße, als wenn sie solche zuweilen wirklich hat. Indem man aber das seltene und zufällige sogenannte Eintreffen des Traumes als Wirklichkeit bemerkt, dagegen hundert andere Träume, nach denen sich doch nichts Aehnliches zugetragen, oder was damit in Verbindung gebracht werden könnte, vergißt, wird des Menschen eigene Thorheit und Selbsttäuschung Ursache, daß er sich höhere Kraft in Träumereien zuschreibt, als er bei gesundem, wachendem Verstande hat.

Allerdings erzählt die heilige Schrift von wunderbaren Träumen, durch welche Gott Offenbarungen gab, und von solchen, welche ausgelegt und erfüllt wurden. Aber das göttliche Gesetz selbst verbietet, auf Träumer zu achten (5 Mos. 13, 1. ff.); überhaupt verwirft es das unruhige, vorwitzige Blicken in die Zukunft, und verpönt das Geschäft der Wahrsager und Zeichendeuter und deren Beobachtung als götzendienerisches Unwesen. Was nun schon Moses, der sonst seinem rohen Volke Manches nachsah, verworfen, was die Vernunft mißbilligen muß: sollte ich, als Jesu Schüler, an den Irrthümern hangen? Sollte

ich aus Neugierde, um die von Gott verhüllte Zukunft zu errathen, meinen eigenen Verstand verläugnen, meine eigene schwache Einbildungskraft und ihr Geträume mißbrauchen? Sollte ich, um ein zufälliges Zusammentreffen meiner Einbildung im Traume mit nachtheiligen Begebenheiten zu erklären, statt des natürlichen Grundes einen unnatürlichen suchen, der Gott mit seinen eigenen Worten und Absichten im Widerspruch und Kampf darstellt?

Fern sei von mir diese Entehrung des Allerweisesten, diese Entehrung meines eigenen Verstandes! Fern sei von mir jede abergläubige Meinung, jede abergläubige Furcht der Nacht! Gott wohnt im ewigen Lichte: vor ihm ist keine Finsterniß; seine Liebe und Sorge für mich ist an keine irdische Stunde gebunden. Es sei Tag oder Nacht, er bewacht mein Dasein, mein Wohl mit gleicher Liebe. Nur feste kindliche Zuversicht auf ihn, nur ein reines Gewissen, und auch für uns wird es in der Nacht Licht sein.

7.

Der Anblick des Mondes.

Ps. 136, 9.

Gott, grenzenlos,
Undenkbar groß,
Der Urquell aller Macht ist Deine Stärke!
Schon seh'n wir hier
So viel von ihr;
Doch seh'n wir kaum den Anfang Deiner Werke.

Durchflög' ich gleich
Ihr weites Reich,
Und sähe Deine letzte Sonne glänzen:
Ich sähe dort
Doch nicht den Ort,
Wo Du nicht wärst — nicht Deiner Allmacht Grenzen.

Was Du erschufst,
Was Du jetzt rufst,
Und rufen wirst: wer kann das Alles zählen,
Und wolltest Du
Noch mehr dazu
Erschaffen, würd' es Dir an Kraft nicht fehlen.

O wie Vieles ist zu bewundern, was Gott erschaffen hat! Nur dem Sterblichen fehlt oft das Augenlicht, um es zu sehen; die rechte Erkenntniß, um es zu verstehen; die innige Begierde, es zu durchdringen und zu erforschen.

Es ist gewiß, daß unsere kleinen irdischen Sorgen und häuslichen Angelegenheiten uns zu viel erdwärts ziehen. Die Menschen in dem ersten Zeitalter der Welt hatten noch nicht die mannigfaltigen Bequemlichkeiten des Lebens erfunden, die uns ergötzen; aber darum vielleicht waren sie erhabener, als wir leider sind. Wir haben tausend künstliche Bedürfnisse, die von Menschenhänden gemacht werden müssen, die uns wenig Zeit zur Ruhe und Betrachtung des Göttlichen übrig lassen; aber diejenigen, welche in den frühern Weltaltern lebten, begnügten sich mit dem, was ihnen die Natur gab, waren mit Wenigem zufrieden, und wandten ihr Auge zur Beschauung des Göttlichen. Wir hängen mehr an der Erde; sie hingen mehr an dem himmlischen. Wir zittern, das Leben mit seinen Bequemlich-

keiten einzubüßen; sie waren gleichgültig gegen den Tod, gegen den Wechsel des Daseins. Wir machen aus der Kenntniß der Schöpfung und ihrer Wunder eine schwere Wissenschaft, die nur Wenige Gelegenheit und Zeit haben, zu erlernen; sie hingegen waren gleichsam mit der ganzen Natur eins und dasselbe, und die Natur sprach durch sie. Wir kennen kaum den Stand und die Namen der vornehmsten Gestirne des Himmels; sie aber waren mit dem Wandel und der großen Bewegung derselben durch das Weltall vertraut, und unsere größten Himmelskundigen erstaunen heutiges Tages, wenn sie wahrnehmen, daß Dinge ehemals allgemein bekannt waren, die man jetzt nur erst durch Hilfe der größten und mühevollsten Berechnungen erfährt.

Ja, es ist gewiß, daß, so wie jene bei der Geringfügigkeit und Einfalt ihrer irdischen Nothwendigkeiten mehr dem ganzen All der göttlichen Schöpfung angehörten, und Gott selbst mehr in und ausser sich fühlten — wir umgekehrt mehr den Annehmlichkeiten unsers Leibes gehören, mehr mit dem Kitzel der Sinne vereinigt sind, und weniger die Gottheit als uns selbst in allen Dingen in und ausser uns fühlen. Sie waren Menschen, ähnlicher dem Urbilde, wie es aus den Händen des Schöpfers stieg. Wir sind Menschen, die nur für das Haus, den Tisch, für das häusliche und bürgerliche Leben besorgt, in den Schlamm des Irdischen, in den todten Staub nieder gezogen wurden, dem wir eigentlich fremd sein sollten!

Daher ist unter allen spätern Völkern der Glaube entstanden, daß ihre ersten Vorfahren unmittelbaren Umgang mit der Gottheit gehabt; daß sie Offenbarungen des Himmels empfangen haben, die uns jetzt verschlossen sind! Sind wir nicht auch Geschöpfe Gottes? Währet seine Güte nicht ewiglich?

Sie sind uns verschlossen, weil wir uns ihnen verschliessen. Wir sehen nicht, weil wir unsere Augen zudecken. Wir entrinnen dem vertrauten Umgang mit Gott, weil wir es für wichtiger halten, auf eine geschickte Weise mit Menschen umzugehen, um kleine, vorübergehende, elende Vortheile von ihnen zu ziehen. Wir sind der Göttlichkeit der Natur fremd ge-

worden, weil wir nur in unserm häuslichen Berufsgeschäfte, in unsern Leidenschaften, in unserm Hassen, Lieben, in unsern Begierden nach Vermögen, Rang, Ansehen, Ruhm, einheimisch sind.

Thörichte Weisheit, die uns zuletzt keinen andern Gewinn gibt, als wie wir unsern Hunger oder Durst auf eine den Gaumen kitzelnde Art stillen, oder unsern Leichnam mit feinen Tüchern umhängen, oder uns zwischen schönen Wänden gegen die Rauhheit der Witterung schützen! — Thörichtes Streben, das uns zuletzt nichts erwirbt, als was für den flüchtigen Augenblick des Lebens gehört, und nichts erobert, als was wir, weil es doch Staub und Traum ist, in wenigen Jahren mit brechenden Augen verschwinden sehen sollen!

Und wenn die Sehnsucht zum Umgang mit dem Göttlichen in uns ist: warum thun wir derselben kein Genüge? Warum wollen wir nicht wieder werden nach dem Ebenbilde des Höchsten, würdig unsers Ursprungs, würdig der ewigen Bestimmungen, die uns erwarten? Liegt nicht die Schuld an uns selbst? — Offenbart sich der Allmächtiggroße nicht täglich in allem Wechsel der Stunden und Jahreszeiten, der irdischen und himmlischen Ereignisse? Rollt nicht jegliche Nacht der Vorhang vom Allerheiligsten des Firmaments hinweg, wo dann im flammenden Gold zahlloser Gestirne der Name des Höchsten, und der Preis seiner Herrlichkeit, und alle Hoffnungen des Ewigen geschrieben stehen?

Gern will ich mich mit den erhabenen Werken meines himmlischen Vaters beschäftigen — und wo erscheint er mir erhabener, als in den wunderbaren Zügen der himmlischen Weltkörper durch das uferlose All? Aber wie oft sah ich gedanken- und gefühllos zu ihnen empor! Ach, es geschah, weil ich mir nicht sogleich alles das Wichtige von denselben in meinem Geiste vergegenwärtigen konnte, was wir davon wissen. Wie oft ergötzte mich der Sterne Funkeln und majestätisches Prangen, ohne daß der Gedanke in mir lebendig ward, daß dies Alles — daß die Millionen Gestirne Millionen Welten sind, von fühlenden, denkenden Wesen bewohnt, wie diese Erde; Welten, größer und

nicht minder voller Wunder, als dieſe Erde, auf der ich wie eine geringe Milbe herumkriеche!

Nur der Mond, dieſer einſame Gefährte unſerer irdiſchen Nächte, nur er iſt die kleinſte von allen Welten, welche wir mit bloßen Augen auffallend bemerken. Er ſcheint uns größer als die übrigen zu ſein, weil er dem Weltall, welchen uns Gott zur Wohnung angewieſen, viel näher ſchwebt, als die andern. Seine Oberfläche iſt vierzehnmal kleiner, als die Oberfläche des Erdballs. Aber wie entfernt bleibt er dennoch von uns in ſeiner Bahn, in der er die Erde umkreiſet, daß er nicht größer ſcheint!

Schon mit bloßen Augen erkennen wir an dieſem uns benachbarten Weltkörper hellere und dunklere Stellen. Warum wird des Menſchen Neugier nicht rege, zu erforſchen, woher dieſe glänzenden und dunkeln Gegenden entſtehen mögen? Warum iſt denn unſere Neugier in vielen geringern Sachen thätiger, als in ſolchen, wodurch wir die Majeſtät des Schöpfers lichtvoll erkennen würden?

Inzwiſchen haben die Sternkundigen durch kunſtvoll gearbeitete Fernröhren jene Welt näher betrachtet. Sie haben dort in den Streifen, Flecken und Schatten mit Erſtaunen Berge, Thäler, große Vertiefungen entdeckt — eine Welt entdeckt, die zwar in vielen Dingen demjenigen ſehr ähnlich iſt, was wir hier auf Erden haben: was aber auch in Vielem ganz anders iſt, als es bei uns iſt.

Die großen dunkeln Flecken des Mondes ſcheinen wohl nur weitläufige Ebenen zu ſein, welche das Licht der Sonne nicht ſo hell zurückwerfen, als die hellern Theile. Denn nur durch die Sonne empfängt der Mond ſeinen widerſcheinenden Glanz, gleich der Erde; und unſere Erde, wenn ſie am Tage von der Sonne beleuchtet wird, muß den dort lebenden Weſen ebenfalls in ihren Nächten am Himmel gleich einem großen, prachtvollen Mond erſcheinen. So ſorgt die ordnende Weisheit des Allgütigen von Welt zu Welt. So dient im Unendlichen ſeiner Schöpfung Eins dem Andern zum Nutzen und zur Schönheit. So wird

Eins ſeiner Werke dem Andern zum Wunder, und offenbart er ſeine Größe in Allem.

Ehemals hat man jene dunkeln Stellen für Meere gehalten, und ſie auch alſo genannt. Allein nach ſorgfältigern Beobachtungen hat ſich ergeben, daß man in den Vertiefungen jenes Weltkörpers keine Flüſſigkeit entdecken konnte, welche ſie ausfüllt. Sondern je nach dem verſchiedenen Stande der Sonne ſah man die Schatten in denſelben bis auf den innerſten Grund fallen oder ganz verſchwinden.

Man muß demnach glauben, daß im Monde nicht das Element des Waſſers in großen Meeren oder Flüſſen rauſcht, wie bei uns; daß die göttliche Hand dort ganz andere Ordnungen und Einrichtungen getroffen hat für andere Weſen, welche daleben, als bei uns. Wer kennt das Maas der Allmacht? Wer kennt die Grenzen ſeiner unendlichen Weisheit!

Eben ſo deutlich erblickt man ſchon durch gemeine Fernröhren die Gebirge, als hell erleuchtete Erhabenheiten; ſieht, wie ſie am Rande der Mondſcheibe hervorragen, wie ſie im Innern ihre Schatten weit über die Ebene hinſenken. Oft umringen die Gebirge, wie ein Kranz, viele Meilen große Thäler, die ſo tief hinabgehen, daß unſere größten Erdgebirge, hineingeſenkt, ſie kaum ausfüllen würden; Thäler, welche eine Tiefe von zehn- und mehr tauſend Fuß haben! — Zu welchem Zweck dieſe von hohen Bergen ringförmig umſchloſſenen Vertiefungen? Welche Abſichten für Wohlſein und Seligkeit dortiger Geſchöpfe verknüpfte damit das gütigſte aller Weſen, der Vater aller Welten? Wer ergründet den Unergründlichen?

Nicht genug, daß jene auſſerordentlichen Tiefen mit großen Bergen umzäunt ſind, erhöhte die Macht des erhabenen Weltſchöpfers dieſe Berge oft noch mit ſo hohen Bergſpitzen, daß kaum auf Erden höhere in allen Welttheilen gefunden werden. Und in dieſen mit ſo furchtbaren Wällen umringten weitläufigen Thälern des Mondes, worin, um menſchlicher Weiſe zu reden, ganze Völkerſchaften mit ihren Städten und Dörfern beiſammen wohnen könnten, ſtehen wieder kleine Gebirge, deren Gipfel aus der Tiefe ſeltſam hervorragen.

Die Höhen der Berge im Monde sind genau nach ihren Schatten und Entfernungen gemessen und berechnet worden. Verschiedene derselben setzten durch ihre Erhabenheit in das tiefste Staunen. Das allerhöchste Gebirg auf Erden ist gegen zwanzigtausend Schuh hoch, senkrecht von der Spitze bis zur Fläche des Meeres gerechnet. Aber über die Mondfläche ragen Gebirge hervor, die auch gegen fünfundzwanzigtausend Schuh hoch sind. Auf Erden ist nur ein einziger Berg von der oben erwähnten Höhe zu finden; aber auf dem Monde hat man schon zwölf solcher Gebirge gezählt!

Wie wunderbar anders ist drüben die göttliche Haushaltung als bei uns! Wie fremd Alles, was wir von jenen Weltkörpern vernehmen, besonders für diejenigen, welche bisher nur kaum an die Möglichkeit dachten, daß irgendwo andere Gestalten und Ordnungen sein könnten, als bei uns hienieden! Wie immer unbegreiflicher muß uns die unerschöpfliche Macht des Ewigen werden, je länger wir sie betrachten! Ach, wie wenig wissen wir von Gott, und wie gering ist selbst die Vorstellung dessen von dem Allerhöchsten, der ihn am besten, oder doch besser als tausend Andere, zu kennen glaubt!

Noch größer aber muß unsere ehrfurchtvolle Verwunderung werden, wenn wir erfahren, daß durch unermüdete Himmelsforscher erkannt worden, der Mond sei nicht von einem solchen Dunstkreise umgeben, wie unser Erdball: von keinem Dunstkreise, in welchem sich Wolken erzeugen können, oder Regen, Hagel und Schnee. Sondern die Luft daselbst ist ungleich dünner und feiner, als diejenige, welche wir einathmen. Wenn wir auf die höchsten Berge der Erde stiegen, würde die Luft schon so dünn werden, daß wir ohne große Beschwerlichkeit nicht lange darin athmen könnten. Nun aber würde es einem Menschen unmöglich sein, drei und vier Meilen hoch über der Erde, wenn er sich auch dahin erheben könnte, zu leben. Im Monde aber ist die gewöhnliche Luft so rein, wie sie zehn Meilen über unserm Haupte sein mag. Dies hat man theils aus der Beschaffenheit der Morgen- und Abenddämmerungen im

Monde, theils aus der Art, wie sich die Strahlen des Sonnenlichts in jener Luft brechen, deutlich erkannt.

Niemals, so viel Jahre auch die Mondenwelt von den Himmelsbeobachtern aufmerksam und anhaltend betrachtet worden ist, hat man dort Verdickungen des Luftkreises, oder Wolken erblicken können, welche doch ganze Gegenden zuweilen verhüllen müßten, wenn sie da statt fänden, wie bei uns. Der Luftkreis jenes Weltkörpers ist also nicht allein unendlich dünner und feiner, sondern auch von weit trocknerer Natur, als der Luftkreis, welcher den Erdboden umgibt. Zu allen Zeiten findet man den Mond heiter und rein von wolkenähnlichen Verhüllungen.

Nur zuweilen hat man in einigen jener großen, von Bergen umschlossenen Thäler gesehen, daß graue Flecken, wie Nebel oder Rauch, erschienen, und kleine Gegenstände verdeckten, oder im veränderlichen Lichte zeigten. Da diese kleinern Gegenstände gar gering und nicht viel größer, als unsere Wohnungen sind: da jene nebelartigen Verfinsterungen sich nur von Zeit zu Zeit und nicht immer auf den gleichen Orten darstellten: so ist es allerdings sehr wahrscheinlich, daß diese Erscheinungen von irgend einem Gewerbe oder einer Beschäftigung derjenigen Wesen herrühren, welche Einwohner der Gegend sind. Denn auch viele andere merkwürdige Wahrnehmungen hat man mit Hilfe der vorzüglichsten Fernröhren gemacht, welche theils auf Sammelplätze, theils auf Arbeiten und Geschäfte vernünftiger Wesen schliessen lassen, die auf dem Monde wohnen, leben und sich der Größe und Gnade Gottes freuen, wie wir auf Erden.

Ein anderes Räthsel bietet sich in den Erscheinungen auf der Oberfläche jenes Weltkörpers unserer Bewunderung dar. Es zeigen sich nämlich daselbst, nach verschiedenen Richtungen gehend, Einschnittslinien, die oft eine Viertel- bis drei Viertelmeilen breit sind, und gewöhnlich in sehr grader Bahn dreißig, wohl selbst siebenzig Meilen weit gehen. Sie gleichen künstlich gebildeten Kanälen, denn sie sind tiefer, als die Ebene, in der sie sich befinden. Einer dieser Kanäle geht quer durch

das Gebirg, als wenn es zersprengt worden wäre, und durch das vom Gebirg eingeschlossene Thal zur andern Seite hervor. Oft scheint ein solcher Kanal unter einer großen Decke an den Stollen der Berge fortzuziehen.

Die schmalen, langen Eintiefungen haben viele Aehnlichkeit mit unsern Flüssen auf Erden. Wie unsere Ströme aus den Gebirgen entspringen, so hängen auch jene mit den Gebirgen zusammen, und laufen in gerader Richtung zu den oben gedachten Tiefen, und gehen sogar durch dieselben hindurch. Nur sind sie nicht, wie unsere Flüsse, mit Wasser oder einer andern demselben an Dichtigkeit gleichen Materie angefüllt. Denn wäre dies der Fall, so würde man nicht bis auf ihren Grund hinab, und sogar die Unebenheiten ihres Bodens sehen können. Was darin fließt, füllt auch nicht die Tiefen der Thäler aus, wie dies der Fall bei dem Wasser sein würde, wie wir es auf Erden haben. Sondern die in jenen Kanälen befindliche Flüssigkeit mag Aehnlichkeit haben mit derjenigen Luftart, die wir in unserm Dunstkreise noch zum Athemholen gebrauchen.

Ist doch auch auf unserer Erde das Wasser nichts anderes als eine dickere Luft; ist doch auch unsere Luft, die wir athmen, nichts als ein feineres Wasser. Wir trinken das Element, in welchem der Fisch athmet, der ausser demselben stirbt. So kann eine Luft, wie die, in welcher wir unsern Athem schöpfen, für Wesen anderer Art sein, was uns das dichtere, flüssigere Element, in welchem der Fisch lebt.

Doch hinweg mit diesen Vermuthungen! Nie werde ich die weisen Zwecke der Gottheit in entfernten Weltkörpern errathen; nie, wie er die Wesen gebildet hat, oder beschäftigt, nährt und leitet, mit welchen er die großen Welten über mir bevölkerte, die in nächtlicher Stille ihre Lichtstrahlen zu meinem Auge senden.

Aber doch sind mir die Erfahrungen und Entdeckungen lehrreich, welche der menschliche Fleiß auf der Oberfläche von dem entfernten Weltkörper des Mondes gemacht hat. Ich werfe damit einen Blick in das wunderbare Gebäude des großen Alls, in dem nur Er, der Unbegreifliche, der Unerforschliche, ein

Gebieter, König und Vater ist. Ich staune seine Allmacht auch da an, wo sie in den weiten Fernen von hunderttausend Meilen wirksam handelt, und die Macht keines Sterblichen hinreicht. Ich erfahre, daß es bewohnbare Welten gibt, von welchen schon die uns allernächste, der Mond, eine von dem Erdball ganz abweichende Einrichtung und Haushaltung hat; daß die dort lebenden vernünftigen Wesen aus einem andern, leichtern Stoff gebildet sein müssen, als wir es sind; daß auch dort für die nützliche Thätigkeit, für Anmuth und Schönheit gesorgt ward, und auf eine Weise, welche alle unsere Begriffe übersteigt; daß auch dort die Gottheit in ihrem Leben und Wirken mit Entzücken geahnet, gefühlt und gepriesen werden mag.

O Jesus, o mein Offenbarer, mein göttlicher Lehrer, Du sprachst es: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. (Joh. 4, 2.) Du deutetest auf das große Weltall des himmlischen Vaters, und die Gestirne der Nacht stehen und glänzen noch heut über mir, als die ewigen Zeugen deines Wortes. Darum spreche ich mit Paulus: wir wissen aber, so unser irdisches Haus, diese Hütte, zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben, von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel! Und über demselbigen sehnen wir uns auch nach unserer Behausung, die vom Himmel ist. (2. Kor. 5, 1. 2.)

Herr, mein Gott, Geist des unendlichen Weltalls, Seele alles Lebens, König aller Himmel, wie unermeßlich ist Dein Reich! Wie wenig erkenne ich von allen Deinen Schöpfungswerken! Wie gering ist der Theil, welchen mein Auge von Deinen ewigen Thaten sieht! Und was ich davon sehe, was ich davon vernehme, wie erfüllt es mein ganzes Gemüth mit Zaudern und Entzücken, mit Hoffnung, mit stiller Sehnsucht, mit grenzenlosem Vertrauen auf Dich, der Mond und Sterne gemacht hat, der Nacht vorzustehen; dessen Güte währet ewiglich! (Ps. 136, 9.)

Vater der unendlichen Welt, Vater des Seraphs, der Dich in herrlichen Welten vollkommener und würdiger ehrt — Vater des Wurms im Staube, den Deine Hand geschaffen, dem Du

wunderbare Eigenschaften und Triebe verliehen hast — o Du, auch mein Vater! — sei erbarmungsvoll auch mir! Auch ich bin Dein Geschöpf; auch ich preise Dich, so schwach ich bin; auch ich liebe Dich, und hänge an Dir nur, an Deinem Willen, an Deinem dieser Erdenwelt geoffenbarten Wort! Möchte ich durch mein Thun und Leben nicht des erhabenen Berufes unwürdig werden, zu dem Du mich aus dem Nichts hervorgerufen und erkoren hast! Möchte ich, o du unendlich erhabener Fürst der Geister, auch in meinem Dichten und Trachten mehr Geist, als irdisches Wesen sein und haben, daß ich nicht, gleich der Pflanze, elend und ohne Spur meines Daseins hinwelke; nicht, gleich dem Thier, fruchtlos für mich und die Welt vergehe und sterbe.

Indem ich Deine Majestät, Beherrscher der Unendlichkeit, durch stille Betrachtung Deiner Werke näher kennen lerne, erhebt sich in Anbetung mein Gemüth zu Dir; erhebt sich mein Wille kräftig zur Tugend; erhebt sich meine Kraft mächtiger, alles Vollkommene zu erringen, was mir noch gebricht. So will ich denn begieriger nachforschen, die Wunder Deiner Allmacht zu sehen, und Dich in ihnen; so will ich denn mir Mühe geben, meinen unsterblichen Geist durch mannigfaltige Kenntnisse zu bereichern. Denn je weiser ich werde, je tugendhafter ich bin, je würdiger bin ich, in Deiner herrlichen Schöpfung zu wandeln. Amen.

8.

Der Komet.

Pf. 8, 4. 5.

Was der Allschöpfer schaffen wollte,
Was in dem Weltall werden sollte,
Sah er in seiner Möglichkeit.
Er sah's, als ob's erschaffen wäre:
Sah jede Welt, sah ihre Heere,
Und jeden Geist, der ihn erfreut!
Allwissend war der Herr!
Allmächtig war der Herr!
Gut und heilig!
Auch ohne euch,
Bedurft' er euch,
Ihr Welten, nicht zur Seligkeit.

Und Gott erschuf, uns zu beglücken,
Euch, Erd' und Himmel; euch zu schmücken
Floß über euch sein Licht herab!
Ihnen sich zu offenbaren
Erschuf er Geister. Zahllos waren
Die, denen er die Welten gab.
Nun hat der Herr ein Reich,
Noch immer selbst sich gleich,
Unaussprechlich!
Und die Natur
Verkündigt nur,
Was er vor allen Welten war.

Manche von uns waren Zeugen eines der prachtvollsten auspiele am gestirnten Himmel. Ein fremder Stern glänzte wunderbarer Herrlichkeit über die Welt hin, und mit Ernen, Entzücken und Grauen sahen die Bewohner des Erds hinauf zu dem strahlenden, nie gesehenen Lichte, welches unbekannten Fernen des endlosen Weltalls daher flog, und der dahin verschwand.

In stillen Abendstunden, wenn die wohlthätige Nacht Alles schleierte, und über uns die Herrlichkeit des ewigen Sterreichs schimmerte, erhob sich dann das Auge des Weisen mit wunderung und Ehrfurcht zum Anblick des fremden Gestirns, er fragte leise: Aus welcher Gegend der unendlichen öpfung, o Komet, schwammst du durch alle Himmel nieder

zu uns? O wie erhabenere Geister, als uns, mag auf Weltkörpern, die wir nie, auch nicht einmal als matte Sterne erkennen, dein Licht begrüßt haben! Wohin eilst du nun wieder, großes, das unermeßliche Weltall durchschiffendes Gestirn? Wenn dich denkende Wesen bewohnen, mit welchem Entzücken mögen sie die Offenbarungen Gottes auf der wunderbaren Reise durch die mit Sternen und Flammen besäeten Himmelsfluren anstaunen! O wie unendlich größer erscheint und verkündet sich ihnen die Allmacht des Schöpfers!

So dachte der Weise, und seine Seele sank voller Andacht und Demuth nieder in den Staub, und betete die Majestät des Unendlichen, des Unbegreiflichen an: Wenn ich den Himmel ansehe, Deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die Du, o mein Gott, bereitet hast: was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest, und das Menschenkind, daß Du Dich seiner annimmst?

Aber mit Trauern hörte man schon blödsinnige Urtheile und Besorgnisse wegen Erscheinung eines Kometen. Viele blickten hinauf, ohne mehr dabei zu empfinden, als ein dumpfes, gedankenloses Staunen, wie sie bei jeder ungewohnten Erscheinung zu empfinden pflegen. Kaum mochte ihre träge Neugier erweckt werden, über die Natur und Einrichtung der himmlischen Ordnungen weiter nachzuforschen. Mit Leichtsinn oder dumpfer Gleichgültigkeit gingen sie vorüber, wie das Thier vor der prachtvollsten Blüthe des Feldes. Das ganze flammende Weltgestirn dort oben war nicht fähig, einen erhabenen Gedanken in ihrem Geiste zu entzünden, oder ihre Seele näher zur Betrachtung und Verehrung Gottes zu ziehen. Umsonst entfaltete ihnen der Schöpfer eins der neuen Wunder seiner Schöpfung: sie gingen dahin; ihr Blick haftete lieber am Staub der Erde, an Kleinigkeiten ihrer Ergötzungen. Sie waren es, von denen die heilige Schrift sagt: „Sie haben Augen und sehen nicht; sie haben Ohren und hören nicht.“

Dies ist der betrübende Beweis, wie wenig noch viele Menschen gewohnt sind, bei dem, was sie wahrnehmen, zu denken; wie gering ihnen auch das Wichtigste ist, wenn es nicht zur

Pflege ihres Leibes, zum Kitzel ihres Gaumens, zur Unterhaltung ihrer leidenschaftlichen Spielereien gehört. Was wollen sie von der Gottheit, da sie nicht darauf achten wollen, wenn sie zu ihnen spricht? Welche Offenbarungen fordern sie, wenn sie unbekümmert an den herrlichsten vorübergehen, und das Weltall, und die Unendlichkeit, und die Allmacht ihnen zur Nebensache wird bei ihrem Broderwerb für den Augenblick, bei ihren Spieltischen und Trinkgelagen, bei ihren Lustbarkeiten und Gastmählern? — Wohl eilen sie hinein in die engen, dumpfen Mauern ihrer von Menschenhänden gebauten Kirchen, und glauben da mit Gebeten ihrem Gott ein Genüge zu thun — aber in der großen Kirche der Schöpfung, deren Teppich der weite, blühende Erdball, deren Altäre die Gebirge, deren Höhen das Firmament voll flammender Welten sind, erhebt nichts ihr Gemüth. Dies ist die Folge der mangelhaften Erziehung des Geistes in unsern Kindern. Diese Beklagenswürdigen werden mit vieler Kunst zu sinnreichen Thieren gebildet, welche sich mit der Zeit durch allerlei erlernte Uebungen ihre Nahrung verschaffen können; sie werden zu friedfertigen Einwohnern eines engen, kleinen Schutthügels, Stadt oder Dorf geheißen, erzogen, aber nicht als Geister zu Genossen des großen Reichs der Geister, dem sie ursprünglich angehören; nicht als Bürger und Einsaßen des Weltalls, in welchem sie Glieder sind, nicht als Söhne und Töchter des Ewigen, der in seiner Majestät sie umschwebt, und der der Vater unser Aller ist. Daher der trübe Quell so vieler Gemeinheit, Schlechtigkeit und Selbstsucht der Gemüther! Daher die Quelle so vielen Uebels im menschlichen Leben, worüber man sich beklagt, oft frech genug die göttliche Welteinrichtung selbst anklagt, inzwischen Niemand als der zum Schlamm und Staub des kurzen Erdenlebens niedergedrückte Mensch selbst daran schuldig ist. Daher das Unvermögen des früh verdorbenen, verwahrloseten Geistes so vieler Tausende, sich über sich selbst und das Irdische zu erheben, und in den ewigen Gütern, in Tugend, Wahrheit, Gerechtigkeit und Selbstbildung das höchste Gut zu suchen.

Nicht minder Zeuge von der Verwahrlosung und Unwissenheit der Menschen, selbst in Ländern, welche sich weiser Anstalten und Regenten rühmen wollen, ist die noch immer bei den Kometenerscheinungen herrschende Furcht und Besorgniß. Zwar ist dieses Vorurtheil nicht mehr in solchem Maße herrschend unter den Völkern, wie vor hundert und mehr Jahren, aber dennoch, besonders unter den Landleuten, immer noch ausgebreitet genug. Der Aberglaube dieser Unwissenden ängstigt sich mit eben so schrecklichen als thörichten Weissagungen. Er sieht in dem glanzreichen Gestirn, welches zur Verherrlichung des Schöpfers durch unsern Gesichtskreis schwebt, nicht die Güte und Größe des Alliebenden, des Allweisen, zu dem uns Jesus wie zu einem Vater beten lehrte, sondern eine Zornruthe der Unbarmherzigkeit, eine Drohung des Furchtbaren, eine Ankündigung entsetzlicher Strafgerichte über Schuldige und Unschuldige.

Ich möchte die Furcht dieser Unwissenden nicht verspotten — nur beklagen. Sie kennen ihren Gott, ihren Vater nicht! Ach, sie kennen den nicht, der sich auch ihnen als den Liebevollen offenbart, und deuten das auf kindisch böse Art, was er als Regent des Weltalls zum Heil desselben thut. Aber diese Tausende sind unschuldig an ihrem unheiligen, der Lehre Jesu widerstrebenden Irrthum. Ihre eigenen Lehrer, ihre Seelsorger und Schriftgelehrten sind schuldig, welche sie, aus übelverstandenem Eifer, wohl gar in der Unwahrheit und Furcht bestärken, oder mit frevelhaftem Leichtsinn sie keines Bessern belehren, ihnen keine würdigere Vorstellung von Gott geben wollen. Ihre Obrigkeiten sind schuldig, welche wohl gar die Abergläubigen und Unwissenden zu Gegenständen ihres Witzes machen, sich über deren unnütze Angst belustigen, aber keineswegs ihrer Pflicht eingedenk sind, durch bessere Einrichtung des öffentlichen Unterrichts und der Schulen die Wahrheit zu befördern und das Reich derselben, das das Reich Gottes ist, zu verbreiten. Sie sind schuldig, und vor dem Richter aller Thaten verantwortlich, welche aus schnödem Eigennutz, aus Dünkel und Stolz, besser geboren zu sein, die Mitmenschen von soge-

nannter geringer Herkunft gern und geflissentlich im angestammten Irrthum und im Finstern verbleiben lassen wollen. Welche Herkunft ist denn vor Gott edler oder unedler? Stammen nicht alle unsere Geister von dem heiligen Urgeist? Welches Recht haben wir, den Beruf, welchen Gott allen Geistern gab, ändern und bessern zu wollen? welches Recht, die wir uns Christen nennen, das Werk und den Zweck Jesu Christi, des Weltheilandes, in unsern Brüdern zu zerstören, der da in die Welt kam, die Herrschaft der Finsterniß zu enden, und durch das Licht seines Wortes, durch würdigere Darstellung und Erkenntniß des Allerhöchsten, unser Aller Verstand zu erleuchten, unser Aller Gemüth zu veredeln, uns Alle zu Gott, seinem Vater, zu führen?

Schauderhaft mögen die Verbrechen sein, die von Frevlern am Eigenthum, an der Gesundheit der Menschen ausgeübt werden; — am schauderhaftesten aber sind die Verbrechen, welche ungestraft an dem Adel und Leben des menschlichen Geistes begangen werden. Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten!

Doch hinweg den Blick von diesem Gewühl niedriger Absichten, Leidenschaften und trauriger Irrthümer. Auch jenen Verwahrloseten wird Hilfe werden, und denen, die im Finstern wandeln, wird ein Tag besserer Erleuchtung anbrechen. Sehen wir nicht, wie durch Gottes Fügung täglich weise, verdienstvolle Männer aufstehen, welche sich jener Verlassenen freudig annehmen? wie Gott das Herz edler Fürsten und Obrigkeiten lenkt, daß sie schönere Anstalten gründen, um die versäumten Geisteskräfte ihres Volkes auszubilden, die Macht des Aberglaubens zu brechen und die seelentödtenden Vorurtheile auszurotten?

Erhebe du dich aber, o mein Geist, auf den Flügeln stiller Andacht zur Bewunderung und Anbetung deines Gottes, dessen Macht und Liebe auch der flammende Irrstern predigt, der aus unendlichen Fernen kam und in unendliche Fernen zurückeilte!

Alle Sonnen des Himmels haben ihre feste, von Ewigkeit her durch den Wink der Allmacht wohlgeordnete Bahn. Um

jeden der festen Sterne oder Sonnen am Firmament bewegen sich, wie der Mond um die Erde, andere ungeheure Welten, Planeten geheißen, die von ihren Sonnen Licht und Wärme empfangen. Ein solcher Wandelstern ist auch die Erdenwelt, auf der ich jetzt für den kurzen Zeitraum einiger Jahre oder Jahrzehnde wohnen muß. Mein Geist ward mit der Asche dieses Wandelsterns bekleidet; aber einst fällt die Asche aufgelöset zu ihrem Ursprung zurück; der göttliche Funke, Seele, schwingt sich neuen Verbindungen, neuen Welten entgegen! Und um die Erde wälzet sich, von der Sonne angeleuchtet, ihre treue Gefährtin, die Mondenwelt; andere Monde rollen, unsern bloßen Augen unsichtbar, doch durch Fernröhren kenntlich, um andere Sterne, die da Erden sind, wie der Weltball, auf dem wir athmen.

Welche Unendlichkeit von Macht und Herrlichkeit, welch eine Tiefe des Reichthums! Wie klein wird in solchem Unermeßlichen das Staubkorn, welches ich bewohne! Wie nichtig klein das Wenige, welches ich hienieden meinen Reichthum, meine Habe nenne!

Und wie alle Sonnen, Erden und Monde des göttlichen Weltalls, haben auch die Kometen ihre von Ewigkeit her angeordneten Bahnen. Aber ihr Lauf scheint sich durch fast endlose Räume und um mehrere Sonnen zu schwingen. Wohl reichte das menschliche Leben endlich hin, die Umlaufszeiten der Erde und Monden zu berechnen, welche ihre Beleuchtung von unserer Sonne genießen; allein die Umlaufszeiten der Kometen weiß noch Niemand mit Gewißheit, denn dazu sind tausendjährige Beobachtungen vonnöthen; auch ist ihre Zahl sehr groß, und man hat ihrer schon gegen hundert bemerkt und aufgezeichnet, die sich unserer Erde nähern. Zuweilen prangten ihrer zwei zu gleicher Zeit am Firmament; zuweilen verfloß ein halbes Jahrhundert, da kaum einer gesehen wurde; zuweilen glänzten sie nur wenige Tage, zuweilen durch die Hälfte eines Jahres. Nur erst einen einzigen Kometen haben die Sternkundigen so anhaltend beobachtet, daß sie mit ziemlicher Gewißheit seine Wiederkunft anzeigen können. Er scheint seinen Um-

lauf durch die Himmel in einem Zeitraum von ungefähr sechsundsiebenzig Jahren zu machen.

Diese Irrsterne sind uns ihrer Natur nach sehr unbekannt; doch scheinen sie auch ihr Licht von andern Sonnen zu erborgen. Man sah im Jahr 1744 einen Kometen, der nur zur Hälfte erleuchtet ward, wie der Mond in seinen Vierteln; andere, die viel hellglänzender wurden, wenn sie aus der Nähe der Sonne zurückkamen, und sich wieder von ihr entfernten.

Auch in Rücksicht ihrer Größe findet unter diesen Gestirnen eine eben so große Mannigfaltigkeit statt, wie in allen Werken des Schöpfers. Einige sind so klein, daß sie, obwohl sie unserer Erde ziemlich nahe stehen, dennoch mit bloßen Augen kaum, oft gar nicht gesehen werden können. Andere hingegen schimmern in der Pracht eines Mondes. Einige sind von einem glänzenden Dunst kreisförmig, wie von einem Wäldchen, umschwebt; andere strecken einen flammenden Schweif über die Hälfte des ganzen Himmelsgewölbes aus.

Woraus der wunderbare Lichtschweif der Kometen bestehen möge, ist uns unerforschlich. Aber dünner ist er, als die dünnste Erdenluft; denn er bleibt ungeachtet seiner ausserordentlichen Größe durchsichtig und klar, daß man entfernte Sterne darin hervorschimmern sah. Vielleicht ist er aus einem Theil jenes wunderbaren, im ganzen Weltall verbreiteten Lichtstoffes gebildet, der die Sonne wie ein glänzendes Gewölk umschwimmt, oder über den nie besuchten Aussenenden des Erdballs, Pole geheißen, zuweilen unter dem Namen Nordlicht funkelt.

Er ist aber nie eine Zornruthe Gottes — der Alliebende zürnet seinen Welten nicht, die er aus dem Nichts hervorrief zur Beseligung. Er zürnet seinen Welten nicht, denn im Allerheiligsten findet die Leidenschaft unedler menschlicher Herzen nicht statt; und selbst wo die heilige Schrift eines göttlichen Zornes gedenket, gebraucht sie dies Bild nur für Völker, die noch in unwissender Kindlichkeit lebten, und sich das erhabenste Wesen noch unter einem menschlichen Bilde vorzustellen gewohnt waren. Die höchste Liebe zürnt nicht — der Mensch ist's, der sich selber zürnt. Die allerhöchste Liebe rächet nicht: des Menschen Sünde

ist's, die sich an ihm selbst rächet, damit er sie verachten und dem Vollkommenen nachstreben lerne. Die Leiden, welche wir uns durch Vergehungen und Thorheiten zuziehen, sind das Feuer, welches verwundet, aber auch von allem Unedeln läutert und reinigt.

Vielleicht ist es die Bestimmung jener weitreisenden Irrsterne, den Alles belebenden Lichtstoff und manche andere unbekannte, wohlthätige Kräfte im Weltgebäude zu vertheilen oder zu erwecken, weit von der Sonne entfernten Erden neue Lichtmacht zuzuführen. Vielleicht war selbst die Fruchtbarkeit, die anhaltende Wärme, der beständig heitere Himmel verflossener Sommer eine Wirkung jener entfernten Sterne, ein Tropfen ihrer Kraft, der zu unserer Erde niedersank.

Aber wie könnte ich die Geheimnisse Deiner Allmacht, die Wunder Deiner Weisheit enträthseln, o du Allmächtiger, o du Allweiser! — Nur schweigend und ehrfurchtvoll kann ich vom Staub empor zu Dir beten und Deine Herrlichkeit und Größe preisen. Nur fühlen kann ich die Seligkeit, die einzige, welche ich auf Erden schon habe, daß ich Dich, den zahllose Welten in den unendlichen Höhen, in den unerforschlichen Tiefen des Alls schaudernd ehren, — daß ich Dich, den die Seraphim schweigend umringen, Vater, meinen Vater nennen darf. — O Allererhabenster, du Schöpfer auch des Niedrigsten, Du bist auch mein Schöpfer, mein Gott, mein Vater! — O Du, dessen Größe und Wesen mein Verstand nicht fassen, nicht ahnen kann, dessen Wink Millionen Welten ihre unabänderlichen, streng geordneten Bahnen gab, dessen Allmachthand die ganze Unendlichkeit der Dinge trägt — Du hast auch für mich Liebe; denn auch ich bin in Deinem Reiche da; und ich bin, weil Du mich wolltest. Ich kann ja nicht verloren gehen, ich kann ja nicht unglücklich werden: denn Du bist, Herr, mein Gott, mein Schöpfer, mein Vater!

9.

Die Naturen im Menschen.

Erste Betrachtung.

Röm. 7, 15.

Der Hang zum Bösen wohnt in mir
Auch wenn ich schon, mein Gott, vor Dir
Geheiligt bin, versucht er mich
Zu Sünden doch, und stärket sich
Durch Leidenschaft und Sinnlichkeit,
Zu thun, was Dein Gesetz verbeut.

Wie nah' ist Jeder seinem Fall,
Wenn er, versuchet überall,
Von innen durch sein eignes Herz,
Durch Lust, Gewinn und Furcht und Schmerz,
Nun kämpfen soll! wie leicht, wie leicht
Verliert er alle Kraft, und weicht!

Ich fühle meine Schwäch', o Gott!
Mich schrecken leicht Gefahr und Spott;
Zerstreuung und Vermessenheit,
Des Beispiels Reiz, die Weichlichkeit,
Empfänglichkeit für Lust und Schmerz,
Wie leicht verderben die das Herz!

Schon oft hatte ich mir fest vorgenommen, nie wieder in meinen alten Fehler zu verfallen. Ich ließ es nicht an Aufmerksamkeit auf mich selbst, nicht an Eifer fehlen. Allein nach und nach erschlaffte dieser, verlor sich jene. Ich glaubte schon Sieger zu sein, und stark genug, jeder Anfechtung zu widerstehen. Darum ward ich sorgloser. Siehe, und die Sünde bezwang mich von neuem. — Ja, es ist geschehen, daß ich von meinem Fehler überwältigt ward, wenn ich am allerentschlossensten war, ihn in mir gänzlich zu vertilgen.

Wie schwach ist doch der Mensch! Wie geht es zu, daß ich zuweilen, als wäre ich berauscht, als wüßte ich nicht, was ich thäte, gegen meine vollkommensten Ueberzeugungen handle? Wie kommt es, daß in mir zu gleicher Zeit der edelste Wille und die schlechtesten Handlungen sein können? O wie wahr, wie tief hat Paulus, der fromme Weise, aus meinem Herzen gesprochen, als er zu den Römern sagte: „Ich weiß nicht, was ich thue; denn ich thue nicht, das ich will, sondern was ich hasse, das thue ich.“ (Röm. 7, 15.)

Woher dieser Widerspruch? Wohnen denn zwei Seelen in mir? Oder begeistern und beherrschen mich abwechselnd bald ein guter, bald ein böser Engel! Oder bin ich nur ein willenloses Werkzeug, das aus sich selbst gar nichts kann, sondern von andern äussern Umständen hin und her getrieben wird, wie ein Schiff ohne Ruder und Steuer von der Gewalt der Winde? — Wie? wäre ich zuletzt ein Wesen ohne allen freien Willen?

Ohne freien Willen? — Aber wie könnte der Mensch auch nur zur Vorstellung von einem freien Willen kommen, wenn er nie einen solchen gehabt hätte? Oder wozu nützte ihm das bestimmte Bewußtsein von seiner Willkühr, wenn er keine Willkür hätte? Ich weiß aber, daß es in tausend Dingen allein von mir abhängt, was ich wählen will. Ich begehre, ich verabscheue; ich ziehe vor, ich setze zurück; ich prüfe, ich entschliesse mich — ich fühle die Freiheit meines Willens. Denn ich kann, aus Ueberzeugung vom Nützlichen, oft selbst das wählen, was mir an sich selbst sehr unangenehm ist.

Dieser Gegenstand hat schon seit uralten Zeiten die Aufmerksamkeit der weisesten Männer erregt. Er ist wohl auch meiner würdig. Solche Betrachtung kann für mich ungemein lehrreich werden, und für meine ganze innere Glückseligkeit und Ruhe wichtig sein. Denn ich bemerke fast täglich, welchen großen Einfluß der Zustand meines Körpers auf den Zustand meines Geistes hat, wie abhängig meine Seele vom Leibe ist. Wie weit geht denn diese Abhängigkeit? Soll und muß das so sein? Warum muß es sein?

Alle diese Fragen, welche ich mir aufwerfe, machen mich nach einer befriedigenden Antwort begierig. Die Auflösung dieser Räthsel wäre ein wichtiger Beitrag zu meiner Selbstkenntniß. Aber wie gelange ich zu einem Licht, welches die finstern Geheimnisse meiner eigenen Natur aufklärt?

Meiner Natur? muß ich nicht glauben, der Mensch bestehe aus mehr denn *einer* Natur? Er ist offenbar aus einem geistigen und einem irdischen Wesen zusammengesetzt; es ist etwas Verwesliches und etwas Unverwesliches in ihm.

Der menschliche Leib besteht zuallererst aus vollkommen ir-

dischen, groben Stoffen. Diese Stoffe wachsen ihm zu, theils aus der Nahrung, welche er genießt, theils aus der Luft, welche er mit der Lunge einathmet, oder durch die Oberfläche seiner Haut einzieht. Die Luft ist der große, unerschöpfliche Behälter von allen denjenigen feinen Stoffen, aus welchen Steine, Pflanzen und Thiere entstehen. Wir wissen, daß sich in feurigen Lufterscheinungen nicht selten Steine bilden, die vom Himmel herabfallen. Eben so wissen wir, daß verschiedene Zwiebelgewächse frei in der Luft hängen können, und, vermöge der Nahrung, welche sie einsaugen, dennoch grünen und wachsen. Das Wasser selbst, die Hauptnahrung der meisten Kräuter und Gewächse, ist nur eine sehr verdickte Luft. Durch Wärme verdünstet, wird es wieder zu Luft. Als Regen, Thau und feuchter Nebel sinkt es wieder vom Himmel zur Erde nieder.

Wie der Körper der Pflanzen und Thiere, wird auch der menschliche Leib wieder Erde. Darum wird er mit Recht irdisch geheißen, und Alles, was an ihm irdisch ist, das steht unter den Gesetzen des Irdischen. Er ist schwer, er ist durchdringlich, er ist zerstörbar, wie jeder andere Körper. Gegen diese Gesetze, welchen die Theile des menschlichen Körpers so gut unterworfen sind, als der allerschlechteste Stein, vermag der menschliche Geist durchaus nichts. Er muß sie ehren, und der Gewalt derselben kann er seinen Körper nicht entziehen. Die Gesetze der Natur sind Gottes Anordnungen in der Weltschöpfung, wodurch Alles in Regsamkeit, Leben und Gleichgewicht erhalten wird. Ein Körper durchdringt den andern, vermischt sich mit ihm und bildet etwas Neues. Daher die Mannigfaltigkeit in dem todten Reiche der Natur.

Aber durch dies todte Reich hat der allmächtige Herr des Lebens das Leben verbreitet, eine wunderbare Kraft. Diese dringt in den Staub; verbindet von irdischen Stoffen das mit sich, was ihr entspricht und bildet daraus neue Gestalten, die vorher nicht waren. So entstehen die Gestalten der Pflanzen und Thiere. So lange ihnen das Leben beiwohnt, wachsen sie, vermehren sie sich, pflanzen sie sich fort. Aber jedes in seiner Art, und nach ganz besonderen Gesetzen, welche der Schöpfer

gab. Weicht das Leben von der Pflanze und dem Thiere, so werden Pflanze und Thier wieder, was sie vorher gewesen sind, ehe sich das Leben mit ihnen verband — ein Haufen Erde und Staub, der da verwittert, zerfällt und verschwindet.

Der irdische Mensch ist anfangs nichts als ein Pünktchen Staub mit einem Lebensfunken vereint. So lange aber das Stäubchen diesen Funken umgibt, wächset es zu. Das Lebendige darin zieht immer mehr Nahrungsstoffe von aussen an sich, und bildet dieselben nach den Gesetzen des Schöpfers.

So verwandeln sich die Stoffe der Luft, des Wassers und der Erde in scheinbar neue Stoffe. So wachsen auf dem gleichen Erdreich beisammen die Eiche, die Tanne, der Weinstock, das Gras und die Giftstaude. Alle diese, vermöge des Lebendigen in ihnen, und vermöge der göttlichen Anordnungen, verwandeln aber die gleiche Luft, die gleiche Erde, das gleiche Wasser, die ihnen gemeinsam zur Nahrung dienen, in die allerverschiedensten Dinge; in Holz und Harz der Tanne, in die bittere gerbende Rinde der Eiche, in den süßen Saft der Weintraube, in die heilsamen Kräuter des Grases, welchen das Thier nachgeht, in die tödtliche Beere des Giftstrauches. — Und dies Alles — sobald das Lebendige aus Eiche, Tanne, Weinstock, Gras und Giftstaude weicht — sinkt zusammen, fault und wird wieder Erde.

Wer sollte glauben, daß der Saft des Giftkrautes und des wohlschmeckenden, gesunden Obstes aus gleichen Stoffen bereitet worden wäre? Wer sollte glauben, daß das Fleisch der Thiere und das Kraut des Feldes einerlei Bestandtheile hätten? — Und doch belehrt uns sowohl ihr Entstehen, als ihre Verwesung davon. Wer darf an dem unbegreiflichen Wunderwerk Gottes zweifeln, da wir täglich Augenzeuge desselben sind?

Auch der Mensch ist anfangs nur wie eine Pflanze zu betrachten. Er hat, ehe er das Licht der Welt sieht, schlechterdings kein anderes Leben, insofern es wahrnehmbar ist, als das einförmige Pflanzenleben, welches, nach den göttlichen Gesetzen, Nahrungsstoffe an sich zieht, und verarbeitet und verwandelt. — Selbst, möchte man sagen, die ersten Tage, Wochen und Mond-

des Kindes sind nur ein pflanzenartiges Dasein. Es athmet, zieht Nahrung an sich, wächst und nimmt zu. Schon hat sich im Verborgenen sein Leib mit allen Gliedmaßen gebildet. Die gröbern, festern Theile des Leibes, welche fast ganz aus Kalk bestehen, sind die Knochen. Diese sind gleichsam die Träger und Halter einer feinern Masse, die aus Fasern, Geweben, Schläuchen, Gefäßen und flüchtigen Theilen, Saft und Blut zusammengesetzt ist, und Fleisch genannt wird. Das Fleisch ist abermals Halter und Träger noch feinerer Theilchen, die von den festen Knochen durch das Fleisch hinweg nach allen Richtungen gegen die Aussenseite zu schweben, und Nerven heißen. Diese Nerven sind wahrscheinlich wieder Halter und Träger eines noch feinern, den Sinnen unsichtbaren Wesens, nämlich der Seele. Denn durch die Nerven nehmen wir Alles, was ausser uns befindlich ist, wahr, und empfangen alle schmerzlichen und angenehmen Eindrücke. Also schwebt immerdar das Feinere und Edlere über dem Gröbern; so die Seele über dem Staub, mit dem sie doch auf diese Weise wundervoll verknüpft ist.

Die göttlichen Ordnungen im Pflanzenleben sind unantastbar. Sie bleiben dieselben. Der menschliche Geist ist gezwungen, sie zu ehren. Die geringste Aenderung daran, der geringste Streit wider sie, verursacht eine Krankheit und Zerstörung des ganzen Körpers. Verstümmele eine Pflanze, so wird sie krüppelhaft; entziehe ihr die Gelegenheit, Nahrungsstoffe an sich zu ziehen, sie wird bleichen, welken, sterben. Eben so verhält es sich mit dem Körper der Thiere, mit dem Leibe des Menschen, welcher eigentlich nichts anderes, als das Werkzeug des unsterblichen Geistes ist, vermöge dessen er sich der Welt mittheilt, und wieder die Welt mit seinem Ich verbinden kann. Eine Störung in den Gesetzen des pflanzenhaften Lebens wird hier zur Krankheit, zum Verderben des Ganzen. Zerstörest du aber das Werkzeug, das Mittel, wodurch der Geist sich die Aussendinge zueignet, die Brücke gleichsam, auf welcher er aus dem Geisterfelde in die irdische Natur, und durch diese wieder in Verbindung mit andern Geistern geht: so ist der Geist für diese

Erdenwelt verloren; so kann sich Niemand mehr ihm mittheilen, und er sich nicht ändern.

Darum ist Gesundheit des Lebens, das heißt, Vollkommenheit des Werkzeuges, zu erhalten, eine der ersten Pflichten des Menschen gegen sich selbst. Die in ihm wohnenden Ordnungen des Pflanzenlebens sind so fest, so stark, so ehrwürdig, daß der Geist sie keineswegs aufheben darf, ob er ihnen gleich nicht unterworfen ist. Der Leib fordert zu seiner Erhaltung Speise und Trank, gesunde Luft zum Athmen, Reinlichkeit der äussern Theile oder Haut, damit diese zum Einsaugen der feinern Stoffe aus der Luft und zum Absondern der unnützen, überflüssigen Bestandtheile tüchtig bleibt; fordert Schutz gegen äussere Verletzungen durch schickliche Kleidung und Behausung; fordert zur Bereitung gesunder Säfte und zur Entwickelung der Kräfte Bewegung, Thätigkeit, und dann wieder Schlaf und Ruhe, um das Verlorne wieder zu ersetzen. — Alles sind göttliche Anordnungen in der menschlichen Pflanzennatur. Diese Anordnungen oder Gesetze finden wir auch bei den übrigen Pflanzen wieder, wenn wir sie recht genau beobachten. Auch Kräuter und Bäume haben ihren Schlaf, was man bei vielen am nächtlichen Zusammenlegen ihrer Blätter, oder am Einziehen und Verschliessen ihrer Blumenkronen wahrnimmt. Auch Pflanzen athmen aus und ein; der Duft der Rose ist gleichsam ihr süßer Athem, den sie verbreitet; und hohe Bäume pflegen oft ungesunde Luft zu verbessern, indem sie die schädlichen Bestandtheile derselben einathmen oder zum Leben tauglichere Luft ausathmen.

Gleichwie ein guter Künstler, und wäre er noch so sinnreich und geschickt, von seinen Werkzeugen abhängig ist; und so wie die Feinheit und Güte von diesen einen großen Einfluß auf die Feinheit und Güte seiner Arbeiten hat, die er mit ihnen verfertigt: so ist auch der menschliche Geist von seinem Leibe abhängig. So hat auch ein gesunder oder kranker Leib nothwendig einen großen Einfluß auf die freie Thätigkeit oder Beschränktheit des Geistes.

So finde ich nun schon durch die pflanzenhafte Natur meines

Körpers ein Gesetz in mir selbst, das mit dem Gesetz des unsterblichen Geistes gar nichts gemein hat. Die Triebe des Körpers bezwecken nur seine Erhaltung und Fortpflanzung; die Triebe des Geistes wollen Vervollkommnung, Verherrlichung, Heiligung.

Aber die Triebe zur Erhaltung meines Leibes sind an sich selbst sehr unschuldig. Welches Verbrechen kann einer Pflanze aus ihrer Neigung gemacht werden, zu wachsen, sich zu vermehren und Nahrung an sich zu ziehen? — Ich bemerke vielmehr, daß die Neigung des Geistes nach Vollkommenheit durchaus mit den Gesetzen meiner pflanzenhaften Natur in schöner Uebereinstimmung lebt. Was mein Körper zu seiner Erhaltung und Tauglichkeit nothwendig begehrt, achtet der Geist für Pflicht, ihm zu schaffen. Die heilige Schrift selbst ermahnte, für die Gesundheit des Leibes zu sorgen, und Alles zu vermeiden, was derselben schädlich werden könnte. Was vermag der Künstler ohne ein kräftiges Werkzeug, und was der Geist ohne einen kräftigen Leib?

Der allweise Schöpfer sicherte aus dieser Ursache den Körper auf mancherlei Weise gegen Selbstverstümmelung und Vernichtung. Schon der Verstand des Geistes ward sein vornehmster Hüter und Beschützer. Der Trieb des Lebens dringt gewaltig auf Befriedigung aller Bedürfnisse, welche der Leib zu seiner Aufrechthaltung vonnöthen hat.

So ist der Geist nur natürlicher Beschirmer seines wunderbar eingerichteten Werkzeuges, ohne demselben unterthan zu sein. Die Naturgesetze des Pflanzenlebens sind so heilige Anordnungen des Schöpfers, als die Gesetze des Geistes. Auch ist zwischen dem, daß ich Pflanze bin, und dem, daß ich Geist bin, eigentlich kein zur Sünde entartender Widerspruch. Denn fordert der Leib Nahrung: wie darf ich sie ihm weigern? und ist er nach langem Wachen des Schlafs bedürftig; wie könnte mein Geist ihn desselben berauben, auch wenn er wollte? Man pflegt daher auch im gemeinen Leben sehr richtig zu sagen: wenn die Natur ihre Rechte fordert, kann alle menschliche Kraft nichts dagegen.

Ueberhaupt gehen im Menschen die Geschäfte des bloßen Pflanzenlebens meistens vor sich, ohne daß der Geist nur darauf achtet und davon weiß. So die Ausdünstung; die Verdauung; die Verwandelung der Speisen und Getränke in Schweiß, Schleim, Blut, Knochen, Fleisch und dergleichen; das Ein- und Ausathmen; die Zersetzung der eingesogenen Luft in der Lunge; das Ausstoßen der ungesunden, zur Lebensunterhaltung untüchtigen Luft- und Nahrungstheile; das stille Fortwachsen und Ausbilden der Gestalt, der Haare, der Nägel; das allmälige Uebergehen und Verwandeln des Knorpels in Knochen; das Steiferwerden der Muskeln im Alter; das Sprödderwerden und Verhärten der feinern Gefässe; damit endlich auch die allmälig zunehmende Unfähigkeit des Körpers, die Nahrungsstoffe einzunehmen und gehörig zu verarbeiten, wodurch zuletzt eine Schwächung und Hinfälligkeit des ganzen Werkzeuges, ein vollkommenes Untauglichwerden für den Geist, — der Tod, erfolgt.

Es haben zahllose Menschen gelebt und leben noch, die beinahe von allen diesen mannigfaltigen Gefühlen und Wirkungen der ihnen eigenthümlichen Pflanzennatur gar keine Kenntniß hatten. Die Gesetze des Schöpfers wirken im Stillen fort. Nichts ändert sie. Mit sich selbst stehen sie nie im Widerspruch.

So erkenne ich denn nun, daß das in mir wohnende Böse, die Neigung zur Sünde, das den Gesetzen meines Geistes widersprechende Gesetz, nicht in meiner irdischen Natur gegründet sei, in so fern der Leib eine Pflanze ist. Woher aber entspringt dieses Uebel?

Sprach nicht der weise Paulus (Röm. 7, 22): „Ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen; ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüthe, und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz, welches ist in meinen Gliedern.“ — Wo ist dieses Gesetz? Wie und wodurch entsteht es? Liegt es in meiner irdischen Pflanzennatur, oder in meiner geistigen Natur?

Ernst will ich mich in einer andern Stunde des Nachdenkens diesem Gegenstand weihen, indem ich mich und meine Na-

turen näher prüfe. Wie lehrreich sind mir solche Betrachtungen! Wie tiefer wird meine Einsicht in den unendlichen Haushalt Gottes! Welch ein Wunder bin ich mir selbst! — Ja, ich will nicht ermüden, bis ich die wahren, verborgenen Quellen alles Uebels im Innern meiner Brust entdeckt habe; die ersten, dunkeln Reizungen zur Sünde, welche mich so oft unglücklich machen und meinen Geist vom Angesicht Gottes entfernen. Vielleicht wird dann bei hellerer Erkenntniß mein Entschluß fester, mein Wille stärker, meine Kraft mächtiger, die Sünde in mir zu ertödten und den Geist von allen Unlauterkeiten zu reinigen, die ihn beflecken.

Wehe, wenn ich dann nur nicht mit Entsetzen gewahr werden muß, daß ich vielleicht schon zu tief gesunken bin, um mich wieder ganz zu erheben, ein Ebenbild Gottes! Wenn ich dann nur nicht gewahr werden muß, daß die Quellen des Bösen in mir durch Verwahrlosung zu mächtig strömen, als daß ich sie gänzlich eindämmen oder austilgen könnte!

Mein Gott, mein Vater, mein Erbarmer, wie oft bin ich sündigend von Dir abgefallen; wie oft schwor ich, mich in Jesu Sinn zu heiligen — wie heiße, feierliche Gelübde der Besserung legte ich ab — wie weinten meine Aeltern, meine Verwandten so manche Thräne über meine Zukunft, da ich noch Kind war! Ach, die Guten! sie haben wohl nicht ganz vergebens wegen meiner Verführbarkeit gezittert. — — Und noch heute ringe ich nach meiner Besserung. Werde ich endlich überwinden?

Wer kann mir beisteh'n? Du allein
Sollst meine Hilf' und Stärke sein.
Laß meine Schwachheit immer mir
Vor Augen steh'n, daß ich von Dir
Nie weiche: daß ich standhaft sei,
Dir bis zum Tode, Gott, getreu.

Dann kommt die Zeit, wo, Herr, von Dir
Der Hang zum Bösen ganz in mir
Vertilgt und ausgerottet wird,
Wo nie Verstand und Herz mehr irrt.
Wie heilig werd' ich dann, wie rein,
Wie herrlich, Gott, wie selig sein!

10.

Die Naturen im Menſchen.

Zweite Betrachtung.

Gal. 5, 17.

Im Böſen ſchnell erfindſam, irrt
Mein Herz von Sünd' zu Sünden,
Und hofft, wenn's auch betrogen wird,
Darin ſein Glück zu finden.
Mein Ohr verſchleußt ſich, Gott, vor Dir,
Denn, ach, zu reizend klingt oft mir
Die Stimme der Verführung.

Wie oft, mein Gott, belehrſt Du mich
In meinen Finſterniſſen:
Doch ich betäub' oft freventlich
Gefühl, Vernunft, Gewiſſen!
Von meiner thieriſchen Natur
Dahingeriſſen, fordr' ich nur,
Was Dein Geſetz verbietet.

Noch immer ſchweb' ich in Gefahr,
Noch immer ſchwach und träge;
Erhalte Du mich immerdar
Auf Deinem heil'gen Wege.
Ermuntre mich zur Wachſamkeit,
Gib Vorſicht, gib Beſcheidenheit,
Gib Kraft, mich zu beſiegen.

Nein, der Säugling, wenn er das Licht der Welt erblickt iſt im erſten Augenblicke mehr als Pflanze. Er fühlt ſchon Schmerz und Freude; man hört ſein Weinen; bald wird di Mutter durch den Anblick ſeines erſten Lächelns entzückt. E ſchaut umher. Sein Auge geht am liebſten dem Lichte nach Er lernt nach und nach ſeine Mutter kennen; er beweiſet, da er Gedächtniß hat. Er ſcheut das ihm Unangenehme. Er ſehn ſich ins Freie. Er lernt aus gewiſſen Umſtänden, wann de Augenblick kommt, da er hinausgetragen wird aus dem enge Zimmer in die heitere Luft. Seine Freude darüber beweiſet daß es ihm nicht an Urtheil fehle. Genug, der Säugling hat was der Pflanze zu mangeln ſcheint, was ihr auch entbehrlic iſt: Seele.

Der Geist des Menschen ist in seinem Wesen vom Irdischen so ganz verschieden, daß er mit den gröbern Theilen des Körpers gar keine Verbindung eingehen könnte, ohne einen Mittler zwischen sich und dem Leibe. Dieses Mittelwesen ist die Seele.

Auch das vernunftlose Thier hat Seele. Und so weit sich das Thier vom Menschen unterscheidet, so weit unterscheidet sich die Seele vom Geiste.

Frage ich mich aber: was ist das, was man Seele nennt? so fühle ich die Beschränktheit meiner Einsichten. Doch nicht alle Erfahrungen fehlen, um mir über das Wesen der Seele Aufschluß zu geben.

Der Leib ist mit der Seele auf das unmittelbarste verknüpft; der Leib ist das Kleid der Seele, in welchem sie sich bewegt. Der Leib ist irdisch und wird wieder Erde. Die Seele ist nichts Irdisches: denn wer kann sie sinnlich wahrnehmen? Die Seele ist aber eine dem Irdischen nächst verwandte höhere Kraft. Denn sie verbindet sich mit dem Leibe, und zwar vermittelst der allerfeinsten Theile des menschlichen und thierischen Körpers, aber doch auch noch irdisch. Inzwischen sind sie fein genug, um die Träger und ersten Werkzeuge der Seele zu sein. Es ist aus vielfachen Erfahrungen gelehrter Aerzte bekannt, daß ein gewisser geistiger, unsichtbarer Duft die Nerven umschwebt, der über die Nerven, und oft über den Körper hinausreicht.

So weit die Nerven gehen, so weit ist Gefühl, so weit reicht die Seele. Zwar Nägel und Haare wachsen; sie haben das Leben, wie es in Pflanzen ist; allein sie sind ohne Nerven, und darum empfindet es die Seele nicht, wenn schon Theile davon verletzt oder abgeschnitten werden.

Empfindung des Angenehmen und Unangenehmen, des Schmerzes und der Lust, ist also das sicherste Kennzeichen von der Anwesenheit der Seele im Menschen, wie im Thier. Auch äussert die Seele zuallererst ihre Zufriedenheit oder Unzufriedenheit, ihr Vergnügen oder ihr Mißvergnügen. — Aus diesen Empfindungen scheinen sich die übrigen Eigenschaften der Seele zu entwickeln. Denn sie vermeidet das Schmerzhafte, sie sehnt sich nach dem Anmuthigen, und zeugt Begierden. Dadurch wird

die Seele zur wirklichen Wächterin über die Erhaltung ihres Werkzeuges, des Körpers. Denn indem die göttliche Weisheit unsers Schöpfers es also eingerichtet hat, daß die Seele sich vermittelst der Nervenwege durch alle Theile des Leibes verbreitet, und zwar weit mehr nach den äußeren Theilen (weil von aussen her die meisten Verletzungen drohen), als nach den innern, ist der allerleiseste Anstoß von Aussen hinreichend, die Aufmerksamkeit der Seele dahin zu leiten.

Aus dem oft wiederholten angenehmen oder schmerzhaften Eindrucke von Aussen gewinnt die Seele Erfahrung; und indem sie die Erfahrungen mit einander vergleicht und ihre Begierden darnach ordnet, ein Urtheil. Richtige Beurtheilung oder Erfahrungen, die man macht, und zweckmäßige Anwendung derselben auf sein Verhalten unter den jedesmaligen Umständen, ist Klugheit.

Folglich sind nicht bloß Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen, sondern auch Gedächtniß, Einbildungskraft, Verstand und Begierde in dem Wesen der Seele gegründet. Aber alles dies finden wir auch bei den vernunftlosen Thieren.

Das Thier thut seinen Schmerz und seine Freude kund — es fühlt. Das Thier erinnert sich der Oerter, wo es gewesen, der Wohlthaten, die es empfangen, so wie der Mißhandlungen, die es erduldet hat; es kennt seinen Herrn, es hat Gedächtniß. Das Thier erinnert sich nicht bloß eines frohern Eindrucks wieder, wenn es einen ähnlichen empfindet, sondern es erinnert sich des Vergangenen, auch ohne äussere Veranlassung. Der treue Hund z. B. erinnert sich nicht bloß seines Herrn, wenn dieser gegenwärtig ist: sondern er sucht denselben, wenn er ihm fehlt. Er stellt sich sogleich seine Gestalt vor, und wie sie sich von andern Gestalten unterscheidet — das Thier hat Einbildungskraft, ohne welche kein Gedächtniß möglich wäre. Auch bemerkt man an verschiedenen Thieren, daß sie fähig sind, zu träumen im Schlafe; ein Beweis für ihr Einbildungsvermögen. Auch den Verstand und das Beurtheilungsvermögen können wir den Thieren gar nicht absprechen. Wie viel auffallende Aeusserungen gesunden

Urtheils kennt man nicht am Hunde, am Elephanten, am Löwen, am schlauen Fuchs und andern Thieren!

Diese Seelengaben sind aber bei den unvernünftigen Thieren nicht alle in gleicher Stärke vorhanden, so wenig, als bei den Menschen. Sind die Seelen nun unter sich selbst in ihrer Vollkommenheit verschieden? oder müssen wir glauben, daß eine Seele ihr ganzes Wesen nicht in aller Kraft äußern könne, wenn ihr Werkzeug, durch welches sie wirksam ist, mangelhaft, überhaupt oder theilweise gebrechlich, oder, wie bei den verschiedenen Thiergattungen, von einander abweichend eingerichtet ist? Fast sollte man geneigt werden, das Letztere zu glauben. Eine Seelenkraft wird sich anders in der Schlange, anders im Vogel, anders im menschenähnlichen Affen äussern müssen. Man findet ja auch, daß Menschen, welche sich durch einen Fall oder Stoß edlere Theile ihres Leibes, besonders des Hauptes, verletzen (wo der stärkste Zusammenfluß der Nerven ist), oft große Veränderungen plötzlich in ihren Fähigkeiten erlitten. Man hat Beispiele, daß Einige jählings das Gedächtniß überhaupt, oder nur für einige Gegenstände verloren, wie dies auch im hohen Alter, beim allmäligen Verderbniß des irdischen Werkzeuges, manchmal der Fall ist. Andere hingegen wurden durch einen scheinbaren Unfall plötzlich verständiger, sinnreicher. Man weiß, wie geistige Getränke vorzüglich schnell durch das in ihnen enthaltene flüchtige Wesen die Nerven reizen, und damit die Thätigkeit der Seele vermehren; in dem Einen das Gedächtniß, im Andern die Einbildungskraft erhöhen. — Beweiset uns dies nicht, daß die Seelen alle gleiche Anlagen haben mögen, aber daß sie nur durch theilweise Fehler des Körperbaues und Nervengeflechtes, oder durch verschiedene innere Gestaltungen des Körpers verhindert werden, ihre Anlagen insgesammt auf gleiche kräftige Weise zu äussern?

Sei dem wie ihm wolle, Gottes weise Schöpferhand hat diese Ungleichheit und Mannigfaltigkeit selbst in der Natur festgestellt. Sie dient zur Beförderung der Thätigkeit und Beseligung des Weltganzen.

Immer aber ist es Schmerz oder Lust, was die Seele zum

Handeln reizt; die erste Triebfeder aller Begierden, Hunger, Wollust, Behaglichkeit, Pein, Angst, Schrecken u. s. w. regieren das Thier. Es kennt keinen höhern Beweggrund zum Handeln. Es erwacht, um Nahrung zu suchen; es flieht, was ihm Schmerzen macht; es treibt sich umher, dem Vergnügen nach; es thut Alles für sich und seinetwillen. Die Empfindung ist der Treiber des Thiers; es kennt keinen andern Zweck, als sich selbst. In der Selbstsucht beruhet Alles, was das Thier begehrt oder verabscheut, sogar die scheinbare Mutterliebe gegen die Jungen; denn diese Liebe ist nur Naturtrieb, wie der Hunger, und geht vorüber, wenn der Zweck erreicht ist, welchen die Natur dabei hatte. Auch die rührende Treue mancher Thiere gegen einander selbst oder gegen ihre Herren ist nur Wirkung jener Selbstsucht, denn diese Treue ist keine Frucht vernünftiger Hochachtung oder des Pflichtgefühls, sondern wiederholter sinnlicher Eindrücke.

Auch die menschliche Seele ist an den sinnlichen Trieb gebunden, und kein Mensch kann sich ganz von der Herrschaft der Sinnlichkeit befreien. Sie verführt uns oft wider unsern bessern Willen, der Lust zu dienen, und verunreinigt selbst unsere bessern Triebe, unsern Eifer für das Gute mit dem Gift der Selbstsucht. Und das ist die erste und Hauptquelle alles menschlichen Verderbens.

Aus wiederholten sinnlichen Eindrücken bildet sich die Gewohnheit. Gewohnheit, sagt man, ist oder wird für Thiere und Menschen eine andere Natur. Sie ist von ausserordentlicher Macht und übt den unüberwindlichsten Einfluß auf die Seele. Es läßt sich dies aus dem Wesen der Seele leicht erklären. Sie handelt bloß nach Gefühlen, oder um Unangenehmes zu entfernen oder Angenehmes herbeizuschaffen. Ein Zustand, der ihr behaglich ist, gilt ihr mehr, als ein unbekannter Zustand, welcher vielleicht mit Schmerzen verbunden ist. Daher geht sie (bei Menschen wie bei Thieren) gegen alles Fremde mit Besorgniß und mit Scheu, bis sie es kennen gelernt hat. Sie zieht daher den gewohnten Zustand, den gewohnten Reiz, jedem andern vor. Die Gewohnheit ist das Element, in welchem sie

lebt, wie der Fisch im Wasser, wie der Vogel in der Luft. Sie bewegt sich gleichsam nur nach den Schranken und Gesetzen der ihr bekannten und gewöhnten Umstände. Sie verbindet sich mit denselben, gleichsam wie mit nothwendigen Theilen und Eigenheiten ihres Körpers; sie wird gewissermaßen verstümmelt, beschädigt, indem man ihr die zum Bedürfniß gewordenen Dinge entzieht.

Wie mächtig die Gewohnheit über die Seelen der Thiere ist, bedarf wohl kaum eines Beweises oder Beispiels. Eben so mächtig ist sie über die menschlichen Seelen. Hier eine zweite Quelle des menschlichen Verderbens. Nur indem wir der Seele vergängliche Dinge zum Bedürfniß durch Gewohnheit machen, stürzen wir sie in das tiefste Leiden, wenn nun das Vergängliche einmal wegfällt. Wie viel Menschen sind nicht im Schmerze Selbstmörder geworden, weil ihnen ihr Zustand unerträglich war, nachdem sie das verloren sahen, woran bisher ihre ganze Seele gehangen! Was sind denn alle Leidenschaften anders, als gewisse Begierden, an deren Befriedigung die Seele gewöhnt war! Soll nun das Befriedigungsmittel hinweggenommen werden; so wird dieser Zustand unerträglich. Oft opfert der leidenschaftliche Mensch das Leben, ja selbst die Tugend auf, wenn er die Begierde nicht mehr stillen kann.

Dies also ist das Wesen der Seele. Sie ist eine hohe, wunderbare Kraft. Sie verbindet sich mit dem thierischen Leben. Sie bewacht die Erhaltung der thierischen Körper und deren Ordnungen. Sie leitet die vernunftlosen Geschöpfe, veranlaßt deren Handlungen und entzieht sie dem Untergange in Gedränge und Kampf mit andern Erscheinungen der belebten und unbelebten Natur. — Aber sie ist keiner hellen, deutlichen Vorstellung fähig; sondern nur der Bilder, Empfindungen und Begierden. Sie ist unfähig, entfernte Zwecke zu erkennen; sie wird nur durch Schmerz und Lust bewegt, und statt höherer Zwecke hat sie dunkle Triebe.

Daß die Thiere keine hellen, deutlichen Vorstellungen haben, ist kaum zu bezweifeln. Wir finden diese oft kaum bei Kindern,

Handeln reizt; die erste Triebfeder aller Begierden, Hunger, Wollust, Behaglichkeit, Pein, Angst, Schrecken u.s.w. regieren das Thier. Es kennt keinen höhern Beweggrund zum Handeln. Es erwacht, um Nahrung zu suchen; es flieht, was ihm Schmerzen macht; es treibt sich umher, dem Vergnügen nach; es thut Alles für sich und seinetwillen. Die Empfindung ist der Treiber des Thiers; es kennt keinen andern Zweck, als sich selbst. In der Selbstsucht beruhet Alles, was das Thier begehrt oder verabscheut, sogar die scheinbare Mutterliebe gegen die Jungen; denn diese Liebe ist nur Naturtrieb, wie der Hunger, und geht vorüber, wenn der Zweck erreicht ist, welchen die Natur dabei hatte. Auch die rührende Treue mancher Thiere gegen einander selbst oder gegen ihre Herren ist nur Wirkung jener Selbstsucht, denn diese Treue ist keine Frucht vernünftiger Hochachtung oder des Pflichtgefühls, sondern wiederholter sinnlicher Eindrücke.

Auch die menschliche Seele ist an den sinnlichen Trieb gebunden, und kein Mensch kann sich ganz von der Herrschaft der Sinnlichkeit befreien. Sie verführt uns oft wider unsern bessern Willen, der Lust zu dienen, und verunreinigt selbst unsere bessern Triebe, unsern Eifer für das Gute mit dem Gift der Selbstsucht. Und das ist die erste und Hauptquelle alles menschlichen Verderbens.

Aus wiederholten sinnlichen Eindrücken bildet sich die Gewohnheit. Gewohnheit, sagt man, ist oder wird für Thiere und Menschen eine andere Natur. Sie ist von ausserordentlicher Macht und übt den unüberwindlichsten Einfluß auf die Seele. Es läßt sich dies aus dem Wesen der Seele leicht erklären. Sie handelt bloß nach Gefühlen, oder um Unangenehmes zu entfernen oder Angenehmes herbeizuschaffen. Ein Zustand, der ihr behaglich ist, gilt ihr mehr, als ein unbekannter Zustand, welcher vielleicht mit Schmerzen verbunden ist. Daher geht sie (bei Menschen wie bei Thieren) gegen alles Fremde mit Besorgniß und mit Scheu, bis sie es kennen gelernt hat. Sie zieht daher den gewohnten Zustand, den gewohnten Reiz, jedem andern vor. Die Gewohnheit ist das Element, in welchem sie

lebt, wie der Fisch im Wasser, wie der Vogel in der Luft. Sie bewegt sich gleichsam nur nach den Schranken und Gesetzen der ihr bekannten und gewöhnten Umstände. Sie verbindet sich mit denselben, gleichsam wie mit nothwendigen Theilen und Eigenheiten ihres Körpers; sie wird gewissermaßen verstümmelt, beschädigt, indem man ihr die zum Bedürfniß gewordenen Dinge entzieht.

Wie mächtig die Gewohnheit über die Seelen der Thiere ist, bedarf wohl kaum eines Beweises oder Beispiels. Eben so mächtig ist sie über die menschlichen Seelen. Hier eine zweite Quelle des menschlichen Verderbens. Nur indem wir der Seele vergängliche Dinge zum Bedürfniß durch Gewohnheit machen, stürzen wir sie in das tiefste Leiden, wenn nun das Vergängliche einmal wegfällt. Wie viel Menschen sind nicht im Schmerze Selbstmörder geworden, weil ihnen ihr Zustand unerträglich war, nachdem sie das verloren sahen, woran bisher ihre ganze Seele gehangen! Was sind denn alle Leidenschaften anders, als gewisse Begierden, an deren Befriedigung die Seele gewöhnt war! Soll nun das Befriedigungsmittel hinweggenommen werden; so wird dieser Zustand unerträglich. Oft opfert der leidenschaftliche Mensch das Leben, ja selbst die Tugend auf, wenn er die Begierde nicht mehr stillen kann.

Dies also ist das Wesen der Seele. Sie ist eine hohe, wunderbare Kraft. Sie verbindet sich mit dem thierischen Leben. Sie bewacht die Erhaltung der thierischen Körper und deren Ordnungen. Sie leitet die vernunftlosen Geschöpfe, veranlaßt deren Handlungen und entzieht sie dem Untergange in Gedränge und Kampf mit andern Erscheinungen der belebten und unbelebten Natur. — Aber sie ist keiner hellen, deutlichen Vorstellung fähig; sondern nur der Bilder, Empfindungen und Begierden. Sie ist unfähig, entfernte Zwecke zu erkennen; sie wird nur durch Schmerz und Lust bewegt, und statt höherer Zwecke hat sie dunkle Triebe.

Daß die Thiere keine hellen, deutlichen Vorstellungen haben, ist kaum zu bezweifeln. Wir finden diese oft kaum bei Kindern,

und sie fehlen diesen wohl noch ganz, so lange die Sprache fehlt, womit zur größern Deutlichkeit Gegenstände bezeichnet werden können. Auch das Kind hat nur Bilder, Empfindungen, Begierden, in denen es lebt, bis sich seine höhern Vermögen entwickeln.

Im Kinde, im werdenden Menschen, bildet sich demnach zuerst die irdische Natur, das Pflanzenhafte, aus. Ist dieses gethan, steigt in demselben die Thätigkeit der Seele hervor, oder die thierische Natur. Dann, als Höchstes von Allem, dem Alles dient, der Geist, das in uns lebende, sich selbst bewußte Ich, welches mit wunderbarem göttlichem Licht durch alle Vermögen der Seele durchleuchtet, Alles bestimmter erkennt, das Weltall durchblickt und von seiner Abstammung aus Gott weiß.

So wie der Leib der Träger und das gröbere Werkzeug unserer Seele ist, so ist die Seele wohl ein Träger, ein feineres Werkzeug, eine unmittelbare Hülle des Geistes. Wie die menschliche Seele den ganzen Leib, geleitet von den Nerven, so durchdringt das heilige Himmelslicht, der Geist, das Wesen der Seele und derselben Fähigkeiten. Wer könnte einen heiligen und weisen Mann, oder auch nur ein Kind von wenigen Jahren, in Rücksichten der hohen Geisteseigenschaften, mit einem Thiere in Vergleich stellen, wäre dies auch noch so alt, so klug, so gelehrig! Das Thier aber, weil es nur Seele hat, und nur von Begierden und Gewohnheiten gelenkt wird, ist der menschlichen Sprache nie fähig. Es kann Worte lernen, das heißt, gewöhnt werden, gewisse wortähnliche Töne hören zu lassen, ohne sie aber jemals zu verstehen. Der Hund scheint oft die Worte seines Gebieters zu verstehen, indem er demselben gehorcht, aber er erkennt nur dessen Willen an gewissen Klängen der Stimme, die, verbunden mit gewissen Strafen, Belohnungen und Verrichtungen, ihm ehemals letztere zur Gewohnheit machten. Die Sprache des Menschen ist nur des Menschen Gut, ist nur des Geistes Erfindung und Frucht.

Der Leib hat auf die Seele einen immerwährenden großen Einfluß, je nachdem er ein vollkommenes oder unvollkommenes

Werkzeug ist. Wird dieses schadhaft, das heißt, erkrankt der Leib: so leidet und erkrankt auch die Seele. Denn da sie des Leibes Hüterin ist, vermöge ihrer Gefühle, durch welche sie jede äussere oder innere Verletzung wahrnimmt: so kann die schmerzhafte Empfindung, wenn solche anhaltend oder groß ist, das Wesen der ganzen Seele trüben.

Aus der pflanzenhaften Natur des Körpers entspringen die sogenannten Temperamente. Eine größere oder geringere Schwäche und Reizbarkeit der Nerven, eine größere oder geringere Erregbarkeit der Galle, eine größere oder geringere Schwachheit der Eingeweide, ein dickeres oder leichteres Geblüt in den Adern und dergleichen mehr, hat auf das Wohlsein der Seele nothwendig den entscheidendsten Einfluß. Je mehr die Fehlerhaftigkeit des Leibes die Seele zu schmerzlichen Gefühlen bringt, oder ein gesunder Körper ihr Behaglichkeit und Heiterkeit gewährt, je mehr ist sie zum Guten oder Bösen geneigter. Derselbe Mensch, welcher in gesunden Tagen übermüthig, heftig, wollüstig war, kann in kränklichem Zustand liebreich, sanftmüthig, bescheiden, ehrbar sein. Und umgekehrt erfahren wir oft, daß eine Person, die in gesunden Tagen mildthätig, wohlwollend, zutraulich war, in krankhaften Umständen sehr mürrisch, zänkisch, argwöhnisch wird. Die meisten sogenannten guten oder übeln Launen sind Folgen ihrer körperlichen Gesundheitsverhältnisse. Oft ist der Seelenarzt unnütz, weil der Leibesarzt allein helfen kann, indem er das Werkzeug der Seele, die pflanzenhafte Natur, wo sie gestört ward, in ihren Ordnungen wieder herstellt. So fruchten alle religiösen Vorstellungen, alle wehmüthigen Ermahnungen bei einem Trunkenbolde oder viehischen Wollüstling nichts; denn seine Seele ist krank geworden durch den Körper, dessen Nervenbau gelähmt war in seinen Verrichtungen. Der Körper muß erst gerettet werden, dann gesundet die leidende Seele von selbst.

Wie wichtig ist demnach die Pflicht, über des Körpers Gesundheit zu wachen, da von seinem richtigen oder unrichtigen Zustand unsere höhere Vollkommenheit, das Wohlsein der Seele, die Herrlichkeit und Tugend des Geistes, abhängen kann!

Die Pflicht wird um so bedeutender, da sich gewisse Krankheiten und Mängel auch auf die Nachkommen vererben, womit denselben zugleich auch die größern oder geringern Anlagen der Aeltern, deren Neigungen und Gemüthsarten, mitvererbt werden können.

Noch wichtiger aber, als des Leibes Gesundheit, muß die der Seele sein. Denn die Seele ist des Geistes Werkzeug und Leib. Ihre Krankheit zieht den Geist aus der Höhe nieder, zu welcher er sich bestimmt fühlt. Wie soll er sich aufschwingen zum Göttlichen und Heiligen, wenn seine Flügel gelähmt sind? Aber Krankheit der Seele ist jeder sinnliche Hang, jede gewohnheitsmäßige oder herrschende Vorliebe zum Vergänglichen. Wenn die Seele das flüchtige Vergnügen entbehren soll, entweder weil es seiner Natur nach verschwunden ist, oder weil es der Geist zu genießen untersagt: dann entsteht das innere Leiden des Menschen, dann der innere Kampf zwischen dem Gesetz des Fleisches und des Geistes.

Und hier erblicke ich schaudernd die Quellen der Sünde, wenn das Göttliche dem Staube gehorchen muß, — wenn der Geist wahrhaft in sich selbst vernichtet wird. Nun wird mir hell das Wort der heiligen Schrift: „Das Fleisch gelüstet wider den Geist, und der Geist wider das Fleisch. Dieselbigen sind wider einander, daß ihr nicht thut, was ihr wollt!“ (Gal. 5, 17.)

Gott, mein Gott, erleuchte Du mich, daß ich mich selber immer besser erkennen und die verborgenen Ursachen meines Verderbens immer deutlicher unterscheiden lerne. Wie erscheint mir mein Inneres jetzt ganz anders, nun ich den Grund und Boden erblicke, in welche die Sünde ihre Wurzeln tief hineinsenkt. Sie senkt sich tief hinein durch die Gefühle und Begierden der Seele in den irdischen Staub meines Leichnams, und ihre giftige Blume umschattet betäubend den Geist. — Herr, errette mich vor mir selbst! Und Du, o Jesu, mein Erlöser, verkläre meinen Geist durch Dein Himmelswort, daß er Macht gewinne zum Sieg und zur Herrschaft über die Lüste des Fleisches. Amen.

11.

Die Naturen im Menschen.

Dritte Betrachtung.

Matth. 26, 41.

Wie wichtig ist's, ein Mensch zu sein!
Ich bin es, Herr, durch Dich allein,
Du gabst mir hohe Kräfte.
Du bist's auch, der Gelegenheit,
Sie fortzubilden, mir verleiht,
Und Segen zum Geschäfte.

Wenn schnell mein Geist und ohne Müh'
Die Wahrheit faßt, o dann will nie
Ich Glücklicher vergessen:
Du schufst den Geist, Du stärkst die Kraft,
Und wirst am Tag der Rechenschaft
Nach meiner Kraft mich messen.

Wer viel empfing, soll edle Saat,
So viel er kann, auf seinem Pfad
Weit um sich her ausstreuen.
Wer sicher schlummert, kärglich sä't,
Der wird, erwacht er einst zu spät,
Sich keiner Aernte freuen.

Viel oder wenig sei mein Theil,
Ich will durch Trägheit nie mein Heil,
Mein Ewiges, verscherzen.
Wer treu benutzt, was du ihm gibst,
Der ist es, Vater, den Du liebst,
Der trägt Dich, Gott, im Herzen.

Auch das klügste aller Thiere geht im dumpfen Hinsinnen dahin, geleitet von dunkeln Trieben, beherrscht von Begierden nach Lust, und Abscheu vor Schmerz, umringt von verworrenen Bildern der Erfahrung. Seine besten Verdienste sind — stumme, nützliche Gewohnheiten. Seine Treue und Liebe verdient eigentlich nicht diese erhabenen Benennungen von Tugenden, die ihm fremd sind. Es ist nur Instinkt und Gewalt der Gewohnheit, was ihm den reizenden Schein der Tugendhaftigkeit verleiht; nicht Ueberzeugung von Pflicht und Recht, nicht Hochachtung für das Gute und Edle an sich selbst. Alle Verständlichkeit, alle List, alle Kunst, welche wir oft an Thieren bewundern, sei es in der Art, wie sie ihre Nahrung suchen,

oder wie sie ihre Nester und Höhlen bauen, oder wie sie sich vor den Nachstellungen ihrer Feinde sichern, oder wie sie allerlei Dinge erlernen, die dem Menschen zum Vergnügen und Nutzen gereichen; nur dunkeler, ihnen vom Schöpfer verliehener Trieb ist Alles, oder eine Erinnerung von verworrenen Erfahrungen über das, was ihnen unter gewissen Umständen Lust oder Schmerz erweckte. Die größte Geschicklichkeit des Vogels, mit welcher er umherschwebt, sein Futter zu finden, oder in fremde Weltgegenden zu ziehen im Herbst, oder im Wiederfinden seiner Heimath, wenn er im Frühling aus weit entlegenen Landen zu uns zurückkehrt, ist nicht bewunderungswürdiger, als wenn der kaum geborne menschliche Säugling die Mutterbrust sucht, und die Milch zur Erhaltung seines zarten Lebens eintrinkt. Und so sinnreich auch der Bau und die Arbeit der Bienen in ihren Zellen von Wachs, oder das mühsame, geschäftige Einsammeln der Ameisen für den Winter sein mag: ihre Kunst ist kein Werk ihres eigenen Nachdenkens, sondern des dunkeln Triebes. Sie schreiten nie weiter, als dieser sie führt. Sie können ihre Arbeit nie vollkommener schaffen, ihre Geschäftigkeit nie durch neue Kenntnisse vermehren. Wie Ameisen und Bienen seit Anfang der Welt vor Jahrtausenden bauten und sammelten; also bauen und sammeln sie fort noch bis zum heutigen Tage.

Ganz anders ist es mit der Thätigkeit des Menschen und seiner Kunst. Das menschliche Geschlecht schreitet seit Jahrtausenden unaufhörlich in Vervollkommnung seines Zustandes, seiner häuslichen und gesellschaftlichen Einrichtungen fort. Die einst in Wäldern und Höhlen, nachher in gebrechlichen Hütten lebten, erbauten zuletzt glanzvolle Paläste, angefüllt mit allen Annehmlichkeiten des Lebens. Die einst nackt und halbbedeckt umherwandelten, in Furcht und Schrecken vor wilden Thieren, gehen jetzt wohlgeschützt durch ihr Gewand gegen die Rauhigkeit der Witterung, geschirmt durch ihre künstlichen Waffen, und sind das Schrecken der wilden Thiere, die Herren der Erde. Ihnen ist keine Weltgegend zu fern, kein Gebirg zu hoch; sie schweben, ohne die Natur des Fisches zu haben, über Welt-

meere, Seen und Flüsse dahin; sie erheben sich, ohne mit Flügeln ausgerüstet zu sein, in die höchsten Lüfte des Himmels, wohin kaum der Adler dringt; wühlen tief hinab in die dunkeln Eingeweide des Erdbodens, wohin sich kein Wurm verliert, und suchen dort die dunkeln Schätze der Natur hervor, um ihre mannigfaltigen Bedürfnisse zu stillen, und die Herrlichkeit der Schöpfung genau kennen zu lernen.

Alles dies ist die Frucht des Geistes, dieses Funkens aus dem göttlichen Urquell des Lichts. Der Geist ist es, welcher dem Menschen seine ganze Erhabenheit gibt über Alles, was im Reiche der Natur lebt. Der Geist ist es, welcher ihn nicht nur fähig gemacht, gleich dem Thiere, einzelne Erfahrungen des Lebens zu sammeln, an einander zu reihen und zu vergleichen, sondern die gesammten Erfahrungen einer vieltausendjährigen Vorwelt zu bewahren und in Anwendung zu bringen. Der Geist ist es, welcher, vermöge seiner wahrhaft göttlichen Kraft, tausend verschiedene Vorstellungen in einen einzigen, alle umfangenden Begriff auflöset; aus dem Gewühl zahlloser Gedanken sich gleichsam eine neue innere Welt voll Einheit, Ordnung und Klarheit baut; und sogar mehr weiß und kennt, als ihm die ganze sichtbare Welt und die Erfahrung von mehrern tausend Jahren sagen kann. Denn er, wie einst der Geist Gottes über den Wassern der Schöpfung, schwebt über allem Irdischen und Sinnlichen; er gehört einer höhern Welt an, aus welcher er auf das niederblickt, was dem Staube angehört; er ist dem Allerherrlichsten näher verwandt; geschaffen nach dem Ebenbilde Gottes — noch trägt er das Zeichen seines göttlichen Ursprungs an sich — er denkt Gott — er richtet seinen Blick zu dem Unendlichen empor — er redet, er betet zum Schöpfer Himmels und der Erden. Von allem diesem Hohen und Uebersinnlichen haben die vernunftlosen Thiere keine Ahnung; keine vom Zweck ihres Daseins, von Erreichung einer größern Vollkommenheit und Glückseligkeit, als welche aus Befriedigung bloß sinnlicher Begierden entsteht; keine Ahnung von einer Vorwelt, noch weniger von einer Ewigkeit und einem unendlichen Dasein.

Die Pflanze, gefühllos, hängt festgeschlossen mit ihren Wurzeln am Staube, aus dem sie vermöge ihrer Lebenskraft auf kurze Zeit hervorblühte; das Thier, von dunkeln Trieben, Gefühlen und Gewohnheiten bewegt, kriecht, schwebt und fliegt im Staube, welchem es die ganze Summe seines Wohlseins dankt. Es genießt die Nahrung und schaut nicht empor zum Baume und Halm, der ihm seine Frucht herabstreut. — Des Menschen Geist aber sieht hell über alle Verknüpfungen des Lebens hin; forscht nach Ursachen und Wirkungen; bekämpft die Gewalt der Elemente, und bezwingt sie oft; widersteht dem Sturme; dämmt die Fluthen der Meere ein; bindet die Flamme des Blitzes, der aus den Wolken fährt. Das Thier geht stumm, und für alles Andere gleichgültig, der Befriedigung seiner Bedürfnisse nach; sein Auge ist blind für die Schönheiten und wundervollen Einrichtungen der Natur. Der Geist des Menschen aber, entzückt durch die Pracht des Schöpfers in seinen Werken, erforscht die heilsamen Kräfte der Erde, Steine und Pflanzen, untersucht die Lebensarten und Eigenschaften der Thiere; dringt durch die endlosen Räume des Weltgebäudes; zählt und berechnet die Ordnungen der Welten, welche als Sterne über seinem Haupte strahlen, und bezeichnet ihre ungeheuern Laufbahnen.

Es kann das Thier seinen Schmerz wie sein Vergnügen durch Bewegungen und einzelne Töne zu erkennen geben; es kann das Thier Seinesgleichen anlocken, rufen, warnen, drohen durch einen einfachen Laut, welchen der dunkle Trieb lehrt und einflößt. Auch der Mensch hat, insofern er thierischer, sinnlicher Natur ist, die Gabe, seine Empfindungen durch bloße Töne, durch einen Schrei, einen Seufzer, durch Winseln oder Lachen, durch das drohende Donnern seiner Stimme auszudrücken — aber er ist Geist, er vermag noch mehr: er hat die wunderbare Macht der Sprache, durch welche er seine innere und die ganze unsichtbare Welt in Tönen darstellt; durch welche er sein innerstes Sein und Leben in das innerste Leben eines gleichgeschaffenen Wesens überpflanzt.

Doch alle diese Vorzüge des Geistes sind noch nicht die höch-

sten. Das Göttlichste im menschlichen Geist ist seine Sehnsucht nach dem Göttlichen, nach der Vereinigung mit dem Allerheiligsten, das Streben nach einer Vollkommenheit und Vollendung, die ganz unabhängig von allem Irdischen ist. Er findet keine Beruhigung, als allein in dem, was wahr ist; keinen Genuß, als in dem, was gerecht ist. Er ist von unaussprechlicher Ehrfurcht für das Schöne, Edle und Tugendhafte durchdrungen, und voll natürlichen Widerwillens gegen die Unwahrheit, gegen die Lasterhaftigkeit, gegen die Unvollkommenheit jeder Art. Das Thier kann wohl Verstand haben; aber nur der Mensch hat eine höhere Vernunft, welche die Gesetzgeberin heiliger und gerechter Handlungen ist. Das Thier kann Klugheit besitzen, aber ist keiner Weisheit fähig, die nur des menschlichen Geistes Eigenthum ist.

Dies also sind die irdischen Naturen des Menschen, vermöge welcher er dasteht in der Mitte zwischen dem Staube und dem Ueberirdischen, zwischen dem Endlichen und Unendlichen, zwischen der todten Körperwelt und der lebendigen, Alles beseligenden Gottheit. Sein Fuß hängt am Erdboden, sein Haupt aber trägt er zum Himmel aufgerichtet. Er ist Pflanze, er ist Thier, aber er ist noch etwas Göttlicheres. Der Leib ist nur das Werkzeug seines Geistes. Der Geist allein soll herrschen über diese Werkzeuge, und mit ihnen seine Vollkommenheit schaffen. Eine andere Gesetzgebung hat zu ihrer Selbsterhaltung die Natur seines Körpers; eine andere Gesetzgebung die Seele in ihren Gefühlen und übrigen Eigenschaften; eine höhere aber der Geist, welcher, als der höchsten, alle andern untergeordnet sein müssen, wie die Diener ihrem Herrn untergeordnet sind.

Die Klarheit des Lichts, und ich möchte sagen, die göttliche Kraft im Geiste, durchdringt und verklärt und erhöht selbst alle Eigenschaften des Körpers und der Seele. Daher geschieht, daß der menschliche Körper endlich an Fertigkeiten und Geschicklichkeiten die Körper anderer Thiere übertrifft; daß er der äussere Spiegel seiner innersten Gefühle und Vorstellungen werden kann. Daher geschieht ferner, daß die menschliche Seele in ihren Gefühlen und Fähigkeiten so veredelt wird, wie die

Gefühle und Fähigkeiten eines Thieres es nie werden können. Das Thier kann Trieb zur Reinlichkeit, zur Ordnung haben; aber nur die Seele des Menschen hat Sinn für äussere Schönheit; lebt mit Entzücken im Anschauen reizender Gestalten oder in den zauberischen Klängen der Musik, aus welchen sie die Sprache ihrer tiefsten, zartesten Gefühle geschaffen hat. — Das Thier kann den Trieb haben, sich andern furchtbar zu machen durch überlegene Macht und Stärke; aber der menschliche Geist veredelt diesen Trieb zum Streben nach Ehre und Ruhm aus vielseitigem Wirken und Herrschen. Das Thier kann geizig und gierig seinen Raub bewachen, den es erworben hat; aber der menschliche Geist veredelt diese rohe Freude am Besitz in ein Trachten nach Vermehrung des Eigenthums, weil durch die Vervielfältigung seiner Hilfsmittel und Erweiterung seines Wirkungskreises auch die Möglichkeit vergrößert wird, noch erhabenere Pflichten zum Glück der Mitmenschen zu erfüllen.

So ist der Mensch durch die Kraft und Hoheit seines Geistes selbst als Pflanze und Thier weit vortrefflicher und vollkommener, als andere Pflanzen und Thiere. Daher übertrifft die List des Menschen und seine Klugheit alle List und Klugheit der übrigen Thiere, und vermöge seines ausgedehntern Gedächtnisses, folglich auch seiner reichern Erfahrungen und eines geschärftern Verstandes, macht er die Schnelligkeit, die Stärke, die schärfern Sinnenwerkzeuge, die furchtbaren, natürlichen Waffen mancher Thiere, die ihn in einzelnen Gaben oft weit übertreffen, unnütz.

Aber wie verachtungswürdig würde der erhabene, Gott entstammte, zur Ewigkeit und Vollendung auserkorne Mensch sein, wenn er in der Welt auch nichts mehr, als bloß ein veredeltes Thier wäre! — wenn er, um das listigste, gewaltigste, mächtigste, erfahrenste, schwelgerischste Thier zu sein, den höhern Beruf in sich vergäße; versäumte, ein vom Irdischen und dem Wohl und Weh seiner Gefühle unabhängiges Wesen zu sein, dem Pflicht und Recht über Hab und Gut, dem Heiligkeit der Gesinnungen über äussere Schönheit, dem Wahrheit und Gottähnlichkeit über allen menschlichen Ruhm und Bei-

fall gehen soll. Wie unnatürlich und widerlich würde uns der majestätische Löwe erscheinen, welchen wir den König unter den Thieren zu nennen pflegen, wenn er nichts als eine veredelte Pflanze, als ein geringer Wurm sein möchte, den nur die willkürliche Bewegung von einem gemeinen Kraut unterscheidet! wenn er seiner Riesenkraft vergäße, die in ihm wohnt; des Donners seiner Kehle, mit welcher er die Wälder erschreckt und die Wüste durchherrscht; der Behendigkeit seines Laufes, mit welcher er seine entrinnende Beute zurückholt! — wenn er sich mit dem begnügte, was ihm der Zufall zuspielt, und sich von den elendesten Kreaturen zertreten liesse, die ein bloßes Schütteln seiner Mähnen mit Entsetzen füllen würde! — Eben so unnatürlich und widerlich wäre der Mensch, der nach Gottes Bilde Geschaffene, der zu einem göttlichen Dasein und Wirken wundervoll Ausgerüstete, wenn er sich begnügte, mit allen seinen hohen Anlagen bloß ein veredeltes Thier zu sein.

Wehe, und was ist oft der Sterbliche anderes? — — Ich schaudere. Ich erkenne in Wahrheit, wie er oft tief unter seiner Würde niedergesunken daliegt, und seines göttlichen Ursprungs und seiner hohen Bestimmungen gänzlich uneingedenk ist; wie er bloß für den Kitzel seiner Sinne lebt; wie er nur auf Erden arbeitet und sorgt, sich Nahrung und Vermögen zu sammeln, um damit zu glänzen und sich gütlich zu thun; wie er geizig sein Geld hütet und wuchert, um Metalle zu sammeln, daß man von ihm sage, er sei reich; wie er keine größere Glückseligkeit kennt, als niedrige Wollüste, Abwechselungen der Ueppigkeit, Uebergänge von einer Lustbarkeit in andere; Pracht in Kleidern und Geräthen, Leckereien des Tisches; oder wie er die Ruhe seiner Tage, das Glück seiner Mitbürger für einen flüchtigen Ruhm aufopfert; oder wie ihn beständiger Neid gegen die Bessern, und ein thierischer Haß gegen die erfüllt, die seine vermeinten Vorzüge nicht anerkennen.

Was ist der Schönste unter den Schönen, der Mächtigste unter den Herrschern, der Klügste unter den Klugen mehr, als ein veredeltes Thier, wenn er, für alles Höhere, Religiöse, Göttliche ohne Sinn, nur für das lebt, wofür auch die Thiere

leben, für die Befriedigung von Begierden, Neigungen und Wünschen, die nicht über den heutigen Tag, über das künftige Jahr, wie über die endliche und unfehlbare Todesstunde hinweg reichen? Was ist der Mensch mehr, als ein veredeltes Thier, wenn er zwar einsieht, er solle Jesu Christi, des Göttlichen, Wort erfüllen: Sei vollkommen, wie dein Vater im Himmel vollkommen ist; wenn er zwar zu den Tempeln eilt, um die höhere Wahrheit zu vernehmen, aber sie nicht erfüllt; wenn er zwar zum Schöpfer seines Lebens betet, aber dessen Willen nicht vollzieht, wie ihn der Gottessohn uns offenbaret hat; wenn er zwar die äusserlichen Gebräuche der christlichen Kirche gewohntermaßen beobachtet, aber nicht in Christi Sinn lebt, nicht segnet, die ihm fluchen, nicht wohlthut denen, die ihn beleidigen, nicht Gott über Alles und jeden seiner Miterschaffenen wie sich selber liebt? — wenn er zwar für Augenblicke sich ermannt und das Gesetz des Geistes ehrt, aber bald wieder, und von der elendesten Gewohnheit, von der unreinsten Neigung beherrscht, dem Gesetz des Fleisches unterthan wird? — Darum mahnte der Erlöser so ernst, so rührend auf Gethsemane seine Jünger und das ganze Menschengeschlecht durch sie: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. (Matth. 26, 41).

Auch ich — — auch ich fühle meine Schuld, meine Versunkenheit, meine Unwürdigkeit vor Dir, o du Allerheiligster, o Schöpfer meines unsterblichen Geistes, auch ich, indem ich auf mein vergangenes Leben und Treiben, Suchen und Arbeiten, Lieben und Hassen zurückschaue, erkenne mit Beschämung und Betrübniß, daß ich mehr im Fleische, als im Geiste lebte, und ein Sklav niedriger, sinnlicher Begierden war, denen ich oft — ach, nur allzuoft meine höchste Angelegenheit, meine heiligsten Pflichten und die ernstesten Anregungen meines Gewissens aufopferte. Ich verwechselte nur allzuoft das Geringste mit dem Wichtigsten, das Vorübergehende mit dem, was ewigen Werth behält.

Ich weiß, o mein Schöpfer, daß ich die Pflicht habe, für

die Erhaltung und Gesundheit meines Leibes zu sorgen; daß ohne die Vollkommenheit des Werkzeuges meine Seele zu Vielem untüchtig wird. Aber wie leicht vergaß ich, daß auch selbst der Leib nur Nebensache ist, wenn höhere Pflichten gebieten; daß ich weder Glanz noch Schönheit achten soll, wenn es darauf ankommt, der Unschuld und Tugend den Vorzug zu geben; daß ich für das Unglück meiner Mitmenschen in entscheidenden Augenblicken weder Unbequemlichkeiten noch Gefahren, selbst den Tod für meine Brüder, nicht scheuen soll!

Ich weiß, o mein Schöpfer, daß ich die Freuden des Lebens genießen darf, so lange sie nicht im Widerspruch mit der Tugend stehen, die mir mein Jesus geboten; ich weiß, daß ich verpflichtet bin, darauf zu denken, diejenigen Mittel zu vermehren, durch welche ich der Welt immer nützlicher werden kann, mir Geschicklichkeiten, Kenntnisse, Vermögen, Ansehen zu erwerben. Allein wie oft vergaß ich unbesonnen, über das Bestreben nach den Mitteln, das Streben nach dem höhern und heiligen und höhern Zweck derselben, und versplitterte in unnützen Sorgen, in fruchtlosen Anstrengungen meine Kräfte, um immer zu haben, ohne recht würdig zu gebrauchen, was mir schon durch Deinen Segen verliehen war!

Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Darum will ich fortan wachen, beten und arbeiten, daß ich nicht in Anfechtung falle, sondern daß mein Geist überwinde und nach Deinem heiligen Willen handle. Amen.

12.

Die Naturen im Menschen.

Vierte Betrachtung.

Gal. 5, 1. 16. 17.

Schlagt in Fesseln meine Glieder!
Aber frei bleibt doch mein Geist;
Prüft ihn, Thoren, er zerreißt
Mächtig alle Banden nieder:
Ihm wird aller Zwang zum Spott.
Meine Freiheit ist von Gott.

O, wie fühl' ich mich erhaben,
Herr, wie hast Du mich geehrt!
Meines Geistes hoher Werth
Ist die schönste Deiner Gaben;
Frei ringsum in der Natur
Ist der Geist des Menschen nur.

Menschenwürde, Menschenwürde!
Ja, du sollst mir heilig sein.
Leichter wird, gedenk' ich dein,
Mir des Erdenlebens Bürde.
Unter Druck, Verfolgung, Schmerz
Seh' ich freudig himmelwärts.

Stärke, Gott, mich in dem Streben,
Meines Geistes freie Kraft
Ueber wilde Leidenschaft
Immer göttlich zu erheben.
Dadurch wird mein Heil bestehn,
Mag die Welt auch untergehn.

Alles, was die weise Allmacht des Schöpfers ins Dasein berufen hat, bewegt sich darin nach ewigen Gesetzen; und nichts kann die Gesetze brechen, denn sie stammen von der Allmacht. Nach diesen ewigen Ordnungen wandeln die Gestirne, verwittert der Stein, erzeugt sich das Metall; wächst, blüht und welkt die Pflanze; steigt der Vogel in die Lüfte; kriecht der Wurm am Boden; spielt der Fisch in den Gewässern.

Auch im Menschen und in seinen verschiedenen Naturen herrschen diese Ordnungen. Nach unwandelbaren Einrichtungen entsteht, ernährt sich und vergeht der Körper. Nach unwandelbaren Einrichtungen empfindet, begehrt und handelt, im Thier

ie im Menschen, die Seele. Diese Einrichtungen sind so wun=
rbar zusammenstimmend, daß sie einander nie widerstreiten,
ndern gegenseitig zur Aufrechthaltung und Fortdauer des
anzen wirken. Sie sind an sich nie sündlich und unrein; denn
ie könnte etwas aus der Schöpferhand des Allerheiligsten her=
orgehen, das nicht heilig und rein wäre? Auch wird Niemand
gen, ein Thier sündige mit seinen Trieben und Handlungen.
nd wäre der Mensch nichts anderes, als ein Thier: so könnte
r nicht sündigen.

Aber der Mensch ist ein Geist. Auch als Geist hat er
eine Gesetze empfangen. Dieses Gesetz des Geistes ist höherer
rt; es stammt von Gott; und auch Gott ist ein Geist. —

Der menschliche Geist an sich, wie Gott der Herr ihn ins
eben rief, ist rein und ohne Sünde. Er kann, wäre er vom
örper frei, keinen andern Willen haben, als einen reinen,
eiligen Willen. Nur erst durch die Wirkungen sinnlicher Be=
ierden, die gegen ihn streiten, denen er unterliegt, wird seine
atürliche Unschuld befleckt.

Der Wille des Geistes ist das, was Gott will. Und den
illen Gottes hat uns unser Erlöser von der Sünde, Jesus
hristus, geoffenbart. Darum sprach derselbe: Wer in mir ist,
er bleibt in Gott. Wer von Gott ist, der hört Gottes Wort.

Wenn aber alle Einrichtungen Gottes in der Natur so
underbar übereinstimmend sind, daß sie einander nie wider=
reiten; wenn sie niemals sündlich, sondern an sich selber
mmerdar gut und heilig sind: woher ist denn die Sünde
n die Welt gekommen? woher der verderbliche Kampf
wischen dem Gesetz des Fleisches und des Geistes?

Ursprünglich hat einst ein Menschengeschlecht im Anbeginn
er Tage gelebt — nicht nur die heilige Schrift redet uns davon,
ndern auch die ältesten Sagen der ältesten Völker, die nichts
on Moses Büchern wußten, deuten auf eine solche Zeit zu=
ück —, da war der Mensch in reinster Unschuld; da waren
ine sinnlichen Triebe, die Empfindungen seiner Seele noch
i keinem Widerspruch mit dem heiligen Willen seines Geistes.

Der Mensch war noch einiger mit Gott und der Natur. Dann erfolgte der traurige Abfall.

Willst du dir seinen Abfall, dieses Entstehen der innerlichen Zwietracht des Menschen mit sich selbst, erklären: so blicke auf die Geschichte jedes einzelnen Sterblichen von seiner Geburt an; blicke auf die Geschichte deines eigenen Lebens zurück.

Der Säugling ist unschuldig, das Kind ohne Sünde. Noch stehen seine innern Triebe und Gesetze in keinem Widerspruch. Zwar vermöge seiner irdischen Natur begehrt er Irdisches, oft mit Heftigkeit; aber noch ist der Geist nicht in ihm erwacht, und es schläft noch der innere Zwiespalt. Auch hat der sinnliche Hang noch nicht durch Gewohnheit das verderbliche Uebergewicht über den Willen erlangt, und noch sind die bessern Neigungen nicht durch die bösen unterdrückt: das Kind ist vermöge seiner Natur wahrhaft, ohne Falsch, liebend und gutmüthig. Darum wies Jesus seine Jünger selbst auf die unschuldigen Kleinen, und sprach: so ihr nicht werdet, wie diese Kindlein, könnet ihr nicht in das Himmelreich eingehen. — Aber das Kind wächst und wird älter. Reizungen aller Art wirken auf seine Sinne. Falsche Beispiele leiten es irre. Es nimmt Gewohnheiten an, die seinen Gefühlen wohlthun. Diese Gewohnheiten scheinen anfangs sehr unschuldig zu sein; die, denen die Erziehung des Kindes obliegt, sehen darüber hin. Aber die Gewohnheiten werden älter und stärker mit den Jahren; sie werden gleichsam zur andern Natur der Seele. Die Seele, wie der Körper, empfangen dadurch eine falsche Richtung, weil die Befriedigung der Gewohnheit zur ersten aller Neigungen wird. Damit ist der Keim einer Ungesundheit der Seele entsprungen. Das Werkzeug des Geistes ist mangelhafter geworden: der Geist ist in seiner Thätigkeit gelähmt. Der Schmerz, welcher aus Nichtbefriedigung der gewohnten Begierden entsteht, wird zu heftig, als daß man ihn lange ertrüge; der Geist geräth in Kampf gegen die übermächtige Begierde, gegen die Krankheit des Leibes oder der Seele. Er muß unterliegen. Die Sinnlichkeit triumphirt. Des Geistes heiliger Wille ist vernichtet. Das ist die Sünde!

Wir wissen aber, daß die Gewohnheit, wie in der Seele, auch im Körper selbst, große Veränderungen hervorbringen kann, die bleibend sind. Kräfte, die man im Guten oder Bösen oft übt, werden durch die Uebung stärker, als diejenigen, welche man weniger anstrengt. Darum ist bei Menschen z. B., welche die rechte Hand häufiger anwenden, als die linke, jene zuweilen größer, aber immer stärker und kräftiger, als diese. So ist es bei allen innern Theilen des menschlichen Körpers, die öfter als andere geübt werden. So ist es bei allen Neigungen und Kräften der Seele, die öfter als andere gereizt und angewandt werden.

Solche Eigenheiten des innern Körpers pflegen sich von Aeltern auf Kinder zu vererben, gleichwie sich gewisse Eigenheiten der Pflanze auf alle diejenigen Pflanzen fortsetzen, die von ihr abstammen. Schwächliche Aeltern haben selten starke Kinder. Menschen, die ihre edelste Lebenskraft in Wollüsten verschwelgt, oder damit ihr Geblüt vergiftet haben, pflanzen ihre Gebrechlichkeit auf die beklagenswerthe Nachwelt fort, und hinterlassen den Geistern ihrer Kinder unvollkommene Werkzeuge. Daher sieht man in vielen Familien gewisse Krankheiten, Schwächen, Neigungen und verderbliche Anlagen erblich werden. So wird die Neigung zu gewissen Fehlern fortgepflanzt von Geschlecht zu Geschlecht. — Diese durch die Fortpflanzung begründete und verstärkte Herrschaft der Sinnlichkeit ist die Erbsünde.

Als die Ersten des Menschengeschlechts einmal, durch den Sinnenreiz verführt, das Göttliche in ihnen vergessen hatten, sanken sie in immer größern Widerspruch mit sich selbst. Das Beispiel ihrer Schwächen wirkte auf die Nachkommenden. Die Neigung zur Sünde, fehlerhafte Anlagen, das Vorherrschen einzelner thierischer Triebe ward erblich. Durch Adams Fall kam die Sünde in die Welt, wie noch heute durch lasterhafte Aeltern Neigung zu gewissen Lastern weiter vererbt werden kann.

Wie wichtig ist es also vor allen Dingen jedem Vater, jeder Mutter, auf sich selbst zu achten, daß sie nicht durch sündhafte

Gewohnheiten und Neigungen ihren eigenen Körper, ihre eigene Seele zerrütten und krankhaft machen, damit sie diesen krankhaften innern Zustand, diese Neigung zur Wollust, zum Jähzorn, zur Schlemmerei und zu andern Uebeln nicht zur unglücklichen Erbschaft ihrer Kinder machen! Wie wichtig ist es, daß sie vor allen andern Dingen für die körperliche Gesundheit ihrer Erzeugten sorgen, weil der Geist derselben ohne ein gesundes, vollkommenes Werkzeug elend werden muß! — Wie mächtig wird dadurch die Pflicht, auf die erste Erziehung der Jugend den meisten Fleiß zu wenden, und mit Liebe und Ernst darüber zu wachen, daß nichts bei ihnen, als Gehorsam, Liebe und Wahrheit, zur Gewohnheit werde! Denn auch die anfangs unschuldigste sinnliche Neigung eines Kindes, wenn dieselbe sich zu oft äussert, zu oft Befriedigung verlangt, wächst eben durch solche Befriedigung zum Uebermaß, wird Gewohnheit, andere Natur, Seelen- oder Leibeskrankheit, und damit zur Sünde, sobald sie mächtig genug ist, den bessern Willen des Geistes zu unterdrücken und in Fesseln zu schlagen. — Der menschliche Geist, so lange er frei ist, so lange ihn nicht die Macht der Gewohnheit und übermäßiger Neigungen erdrückt, ist gut, ist rein, kann nichts Böses wollen. Denn wie könnte auch ein vernünftiges Wesen das Unvernünftige wollen? wie könnte man ohne Unvernunft jemals behaupten, das Ungerechte sei gerecht, das Abscheuliche liebenswürdig? — Der Geist des Menschen ist herrlich, gut, rein; er kann das Böse nicht wollen, so lange er frei ist.

Wer ist frei? — Derjenige, welcher nach seinem Gefallen thun kann, was er will. Da nun aber einem vernünftigen Wesen nichts, als das, was vernünftig ist, gefallen kann, so wird es, so lange es frei aus sich selbst handelt, auch nur das wollen, was vernünftig und gut ist.

Wer ist frei? — Derjenige ist es, welcher keinen fremden Gesetzen gehorcht, sondern nur seinen eigenen, die er sich selbst macht. Da nun aber die Gesetze des Geistes nur Heiligkeit, Gerechtigkeit und Vernunftmäßigkeit sind, und er alles Unheilige, Ungerechte, Vernunftlose verachtet und haßt: so ist der tugend-

haste Geist der freieste. So ist in dem sündlichen Menschen keine Freiheit, sondern Sklaverei; er gehorcht nicht seinen eigenen, innern Gesetzen, sondern den Gelüsten seiner sinnlichen Neigungen.— Nicht der Geist will das Böse, sondern die thierische, selbstsüchtige Natur des Leibes. Läßt sich der Geist von dieser überwältigen, so sündigt er.

Daher kommt, daß wir auch mitten im Rausche der bösen Leidenschaft noch denken und wissen: was ich thue, ist unrecht. Denn der Geist in uns kann seine reine Natur, sein Gesetz nicht verläugnen. Wir nennen diese Empfindung das Gewissen. Und das Gewissen ist nichts anderes, als die klagende Stimme des Geistes! Unterdrücke, betäube diese Stimme nicht, Unglücklicher! Es ist das Unsterbliche, was in dir redet. Willst du das Unsterbliche in dir tödten? Willst du ein Selbstmörder für die Ewigkeit werden? Willst du aufhören in der Reihe zur Seligkeit und Vollkommenheit berufener Wesen zu stehen, und zum Thier werden?

Das ist nun das doppelte Gesetz in uns, von welchem Paulus redet: Ich weiß nicht, was ich thue; denn ich thue nicht, das ich will; sondern was ich hasse, das thue ich. (Röm. 7, 15.) Das Fleisch gelüstet wider den Geist und der Geist wider das Fleisch. (Gal. 5, 15.) Das ist der Ursprung der Sünde, daß unser Geist das Glück Aller will; die sinnliche Natur aber nur allein für sich sorgt, wie jedes vernunftlose Thier.— Selbstsucht ist der Karakter der Thierheit, allgemeine Glückseligkeit ist das Streben des Geistes. Wenn nun daraus Widerspruch erfolgt, nnd der Geist den selbstsüchtigen Trieben unterliegt, statt sie, als alleiniger König in seinem Gebiet, zu beherrschen: so ist die Sünde vollbracht. — Darum sprach Jesus im Evangelium zu den Juden: „Ihr sollt frei sein. Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht. (Joh. 8, 33. 34.)

Der menschliche Geist entstammt dem göttlichen Geiste; er ist ein Kind Gottes; er ist geschaffen nach Gottes Ebenbilde. Darum ist das innere Gesetz unsers Geistes das ihm vom Vater im Himmel gegebene Gesetz. Darum kann der menschliche Geist

keinen andern Willen haben, als den Willen Gottes. Und weil das Geschlecht der Sterblichen seinen himmlischen Ursprung vergessen hatte; abgefallen war vom göttlichen Vater; versunken lag im Irrthum, und verwildert in den Umtrieben thierischer Selbstsucht: trat Jesus Christus in das Leben, uns Licht zu geben in der Finsterniß, Erlösung zu bringen durch das Wort der Wahrheit, uns frei zu machen durch Offenbarung des göttlichen Willens. So ihr bleiben werdet an meiner Rede, rief der Erlöser, so seid ihr meine rechten Jünger, und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. (Joh. 8, 31.32.)

Zu dieser Freiheit des Geistes zeigte der Heiland uns den verlornen Weg: er kam, uns von dem Gesetze und Triebe der irdischen Natur, nämlich von der thierischen Selbstsucht, zu befreien, und uns zu dem Gesetze des Geistes zurückzuführen, welches allgemeine Glückseligkeit des Weltganzen will. Alle Gesetze aber, spricht die heilige Schrift, werden in einem Wort erfüllt: Liebe deinen Nächsten, als dich selbst. (Gal. 5, 14.)

So bestehet nun in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat, und lasset euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen! (Gal. 5, 1.)

Man glaube doch nicht, als sei der menschliche Geist an sich selbst viel zu schwach, den gewaltigen Gewohnheiten und Trieben der irdischen Natur des Menschen zu widerstehen. — Wäre dem also: wie würde Gott, wie würde Jesus Christus solches von uns begehrt haben? wie würde unser eigenes Bewußtsein uns dazu auffordern können?

Es hat der menschliche Geist eine unglaubliche Macht über sein Werkzeug, über die Neigungen und Triebe der Seele und des Körpers, wenn er nur feste Entschlossenheit genug hat, seinen Willen geltend zu machen. Haben wir nicht Beispiele des Heldenmuths genug, mit welchem starke Geister alle Schmerzen der Krankheit überwunden haben, und unter den größten Qualen heiter und getrost blieben? Wenn ein Glied des menschlichen Leibes vom innern Brandschaden ergriffen ist, daß dadurch

das ganze Leben bedroht wird; wenn die Trennung des Gliedes vom Leibe nothwendig wird: so schaudert die selbstsüchtige, thierische Natur davor; aber der vernünftige Geist spricht: der Theil muß zum Besten des Ganzen aufgeopfert werden. Und aller schmerzlichen Sinne ungeachtet wird, weil der Geist will, die Trennung des schädlichen Gliedes vollstreckt. Der Geist überwindet die Schmerzen des Körpers.

Andere edle Menschen, die des Reichthums und Wohllebens gewohnt waren, und plötzlich in die bitterste Armuth versanken, gaben nicht geringere Beweise ihrer Geistesstärke durch die heiterste Gelassenheit im Unglück, das sie unschuldig erdulden mußten. Denn nur wohlverdiente Noth ist das Niederschlagendste. Die Noth zwar liesse sich ertragen, aber nicht das Bewußtsein, sie verschuldet zu haben.

Ja, kennen wir nicht zahlreiche Beispiele, wie der Geist des Menschen um eine theure, heilige Sache selbst den Tod des Leibes nicht scheute? Mochte doch die selbstsüchtige, sinnliche Natur vor dem Sterben zurückschaudern — der Geist sprach: hier ist das Sterben für die gute und große Sache Pflicht, und das Leben ward freudig dahin geopfert.

So unverkennbar groß ist die Gewalt unsers festentschlossenen Geistes über die Seele und den Körper. Warum sollten wir, bei ernstem Willen, verzweifeln, daß wir unsere Unabhängigkeit und Freiheit gegen den Einfluß des Körpers und der herrschenden, irdischen Begierden behaupten könnten?

Dies geschieht aber nicht dadurch, daß wir fasten, uns kasteien; allen irdischen Freuden abschwören; jedes Vergnügen für Sünde halten; in Einöden flüchten; unserm Leib die dringendsten Bedürfnisse oder auch nur alle Annehmlichkeiten versagen. Nein, auch in einem zermarterten, abgequälten Leibe kann ein knechtischer Geist wohnen. — Wir wissen ja, daß Gott dies Leben nicht umsonst mit Anmuth schmückte; sondern der Schöpfer wollte auch von dieser Seite unsere Glückseligkeit vermehren. Wir wissen ja, daß die Triebe des Körpers, die Gefühle und Neigungen unserer Seele an sich selber ganz unschuldig sind, so lange sie nicht im Widerspruch stehen mit

unsern höhern Gesetzen der Vernunft, mit dem Willen Gottes.— Wir wissen ja, daß die Selbstsucht der thierischen Natur ein vom Schöpfer gegebener Trieb ist, zur Beschirmung und Erhaltung und Vervollkommnung der Werkzeuge unsers Geistes.

Allein die Forderungen dieser Selbstliebe sollen nicht weiter schreiten, als ihr erster Zweck, nämlich Gesunderhaltung des Körpers und der Seele, nöthig macht; sie sollen dem Gesetze des Geistes nicht widerstreiten, welches Beförderung allgemeinster Glückseligkeit verlangt.— So wir Nahrung und Kleider haben, sprach Jesus, so lasset uns genügen; in allem Uebrigen liebet Gott über Alles, und den Mitmenschen wie euch selbst. Der Geist muß frei sein; muß allein herrschen über die Triebe des Körpers, über die Macht der Neigungen und Gefühle der Seele; er muß die Triebe der Selbstsucht in ihre natürlichen Schranken zurückweisen, wie schmerzlich es auch unserer thierischen, selbstsüchtigen Natur fallen möge. Das heißt in der Sprache der heiligen Schrift: sein Fleisch kreuzigen, sammt den Lüsten und Begierden.

Und wenn ich nun einen Blick tief in mein Inneres werfe, und mich erforsche, ob ich frei bin — was spricht mein Geist?

Schamvoll und betend blicke ich auf zu Dir, o Gott, Allheiliger! Ich bin nicht, wie ich sein soll. Vater, ich bin von Dir abgefallen; — ich Unglückseliger, nach Deinem Ebenbilde erschaffen, gleiche Dir nicht mehr. Umsonst kam Jesus, mich zu befreien von den Banden der Sünde: ich blieb ihr Knecht. Umsonst offenbarte er mir Deinen heiligen Willen; ach, unter schmachvollen Gewohnheiten versunken, von Neigungen, die ich allzumächtig werden ließ, überwältigt, verdunkelte sich meine Vernunft, und vergaß ich im Rausche niedriger Gefühle — o wie oft! — Deinen heiligen Willen. — Auch ich — wehe, daß ich es mir gestehen muß! — war nur zu oft mehr Thier als Geist, und meine Handlungen giengen mehr aus Selbstsucht hervor, denn aus der Geistessehnsucht nach Beförderung allgemeiner Glückseligkeit. Wo ich nur Fehler hassen sollte, haßte ich oft die Menschen; aus Begierde zur Ehre, zum Ansehen,

Wohlleben versäumte ich die erhabenen Pflichten; Klugheit mir oft mehr als Weisheit.
Oft habe ich zwar mein Unrecht empfunden, und mit mir gekämpft — warum mußte ich in mehr als einem Kampfe mir unterliegen? Der Geist war willig, das Fleisch schwach. ater, Liebevoller, Langmüthiger, stärke meine Kraft; gib ein mächtigeres Vertrauen auf mich selbst, daß ich entfener werde, und durch Entschlossenheit obsiege. Amen.

13.

Die Sprache der Menschen.

1 Mos. 11, 6 — 8.

Du verliehst die Kraft, zu sprechen,
Wünsche, Sorgen und Gebrechen
Meinen Brüdern zu gesteh'n,
Und mit leuchtenden Gedanken
Aus des innern Lebens Schranken
In das All hervorzugeh'n.

Was ich fühle, weiß und wähle,
Allen Reichthum meiner Seele,
Kann ich um mich her verstreu'n;
Ich kann warnen, kann belehren,
Kann des Lebens Glück vermehren,
Kann durch Rath und Trost erfreu'n.

Wohl mir, Du hast nicht nur Leben,
Auch die Sprache mir gegeben,
Und in ihr verehr' ich Dich!
Ist's auch nur ein schwaches Lallen,
Hörst Du doch mit Wohlgefallen
Deiner Kinder Fleh'n — auch mich!

---

ur allen Sterblichen ist das wunderbare Vermögen durch Schöpfers Weisheit und Huld geworden, das Geistige zu örpern, den Gedanken gleichsam in einen tönenden Hauch leiden, um ihn andern verwandten Wesen mitzutheilen: n unter den vielen Millionen, welche sich dieses Geschenkes Gottheit freuen, sind wohl nur Wenige, die über das Auserdentliche desselben und seinen Werth jemals nachgedacht n. Die Sprache, dieses ausschließliche Eigenthum vernünf: Wesen, — diese Erstlingskunst des Unsterblichen, Ueber-

sinnlichen, Höchsten in uns, wodurch er das Irdische zum Mittel seiner Absichten macht, — dieser Gruß der Geister an Geister, in welchem sie die Gleichheit ihrer Naturen und Bestimmung gegenseitig einander beurkunden, ist wohl der Betrachtung und Bewunderung der Weisen würdig, wie Alles, was von Gottes Huld zeuget.

In jenen Tagen der ersten Menschheit, unweit den Zeiten ihrer Erschaffung, da man noch weniger an Erfindung oder Stillung neuer, künstlicher Leibesbedürfnisse, mehr an das dachte, was dem Göttlichen verwandt war, sannen sie auch über den Ursprung der ausserordentlichen Verschiedenheit in den Sprachen der Völker.

Und es bewahrte sich eine uralte, ehrwürdige Sage, die Moses in dem ersten seiner Bücher für die nachkommenden Geschlechter aufbehielt.

Nach den Tagen der Sündfluth nämlich hatte noch alle Welt einerlei Zunge und Sprache. Es zogen die Nachkömmlinge Noahs in die Ebenen von Sinear. Da sie sich vermehrten, da sie meistens von Viehzucht lebten, und zur Erhaltung ihrer Heerden vielen Raum gebrauchten, mußten oft ganze Familien mit denselben in die Ferne ziehen, um Weide genug zu finden. Dann verloren sie sich oft auf immer von den Ihrigen, und fanden die Heimath ihrer Väter nicht wieder. Darum beschloß man, einen hohen Thurm zu bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, damit man ein Zeichen habe, woran man aus entlegener Gegend die Heimath erkenne. — Dies aber war wider die Absicht Gottes, welcher alle Länder der Erde mit Menschen bevölkert haben wollte. Darum, heißt es, verwirrte er ihre Sprache, daß Keiner des Andern Sprache vernehme. Also zerstreute sie der Herr von dannen in alle Länder. (1 Mos. 11, 1 — 9.)

Es ist eine sehr eitle Mühe, zu erforschen, welches wohl die allererste Sprache der Menschen gewesen sein möge. Was uns die Schrift lehrt, daß im Anfange alle Welt einerlei Zunge und Sprache gehabt habe, bestätigt auch sowohl das eigene Nachdenken, als die Natur und eigenthümliche Verwandtschaft aller

Sprachen unter einander. Diese Verwandtschaft ist noch weit bestimmter und bleibender in gewissen Lauten, womit Sachen bezeichnet werden, als in den Worten selbst. Denn anfänglich ward ohne Zweifel, wenn man einen Gegenstand beschreiben wollte, derselbe durch Töne gemalt und geberdet, die entweder dessen eigenthümlichen Ton nachahmten, oder seine äussere Form oder Wirkung darstellen sollten. Daher sind alle Sprachen der ältesten Völker bildnerisch und malend, je wortärmer sie sind. So bezeichnet bei den Hebräern alles Große, Hohe, Wunderbare und Erhabene der Name Gottes, denn Gott ist das Geheimnißvollste, das Unendlichste, das Gewaltigste, das Höchste im Weltall. Darum hießen sie eine große Zeder, einen hohen Berg, oder die furchtbare Wirkung einer ihnen unbekannten Ursache, die Zeder, den Berg, die Macht Gottes. Den Bilderreichthum der Sprachen bei den ältesten Völkern vermehrte aber auch die Lebendigkeit ihrer Einbildungskraft. Denn so wie dieses schöne Vermögen des menschlichen Gemüthes nächst dem Gedächtniß immer das erste zu sein pflegt, was sich in seiner großen Kraft bei Kindern entwickelt, so ist es auch bei jugendlichen Völkern. Der Verstand reift erst nach Beobachtung vielfacher Erfahrungen; mit dem Wachsthum der Erkenntnisse verlieren sich alsdann die Täuschungen.

Der menschliche Geist, immerdar thätig, wartet aber das langsame Einsammeln der theilweisen Erfahrungen nicht ab. Er denkt über Alles und dessen Ursachen nach. Was ihm Unkunde der Sachen verschweigt, ergänzt er durch die Einbildungskraft. Daher kommt es, daß sich Kinder, denen man noch nie von abergläubischen Schreckbildern erzählte, wenn sie im Dunkeln Furcht empfinden, zu dem, was sie schreckt, eine grausenhafte Ursache erfinden; daß sie mit leblosen Dingen Gespräche führen, und sie lieben oder ihnen zürnen, als wenn dieselben Verstand und Gefühle besäßen. Sie beseelen in ihrer Einbildungskraft Alles, was sie umgibt.

Eben so geschah von jenen Völkern der Vorwelt in den Zeiten ihrer Jugendlichkeit. Sie bezeichneten Alles bildlich, und entliehen vom Irdischen den Namen für das Unsichtbare.

Die Allwissenheit des höchsten Wesens nannten sie das Auge, seine Allmacht den Arm Gottes. Ja, indem sie sich das allervollkommenste der Wesen immer unter dem Bilde einer menschlichen Gestalt vorstellten, legten sie ihm sogar diejenigen Unvollkommenheiten bei, die sie an sich selbst nicht immer loben konnten: Zorn, Rache, Eifersucht, Haß, Unbarmherzigkeit. Sie belebten und beseelten in ihrer Einbildungskraft auch das Leblose. In ihren Erzählungen wird daher Alles Handlung und Gespräch. Wollen sie das Mißfallen Gottes an dem Ungehorsam der Menschen darstellen: so hören sie Gott selbst reden. Zu allen Erscheinungen, mit deren Ursachen sie noch nicht durch Erfahrungen bekannt geworden waren, erfanden sie selbst eine. So ward, nach ihrer Einbildungskraft, auch das Todte beseelt; jeder Quelle ward ein Geist, jedem Baum eine Seele gegeben. Aus diesem entsprang endlich Abgötterei und Heidenthum, und mit der Religion zugleich die Dichtung. Nationen, welche durch das Aufbewahren vieltausendjähriger Erfahrungen von den Täuschungen der Einbildungskraft zurückgekommen sind, deren Verstand folglich in jedem ihrer einzelnen Mitbürger viel schneller reift, verlieren mit den Bildern der Einbildungskraft zugleich die Bildlichkeit der Ausdrücke. Ihre Sprache wird wortreicher, und das Wort weniger eine nachmalende, als eine willkürlich angenommene Bezeichnung des Gegenstandes. Daher kann bei ihnen die Dichtung nur noch als Kunst getrieben werden, weil sie nicht mehr Wirkung der Natur und Sprache, wie bei Völkern im Alter erfahrungsloser Jugendlichkeit ist. Die Verwirrung oder Verschiedenheit der menschlichen Sprache mußte nothwendig eben so bald ihren Anfang nehmen, als sich die ersten Geschlechter von einander auf Erden trennten, weil sie im engen Beisammenwohnen nicht Nahrung für sich und ihre Heerden fanden.

Dazu trug vor allen Dingen schon die Verschiedenheit der Himmelsstriche bei, unter welchen sie nachher lebten. Der Einfluß warmer oder heißer, gemäßigter oder kalter, feuchter oder trockener, hoch oder tief gelegener Weltgegenden auf den menschlichen Leib ist bekannt. Die Bewohner rauher, kalter

Länder sind stark und abgehärtet in ihren Gliedmaßen; die Sehnen, Muskeln und innern Theile ihres Körpers sind fester, spröder. Daher wird mit der Härte ihrer Sprachwerkzeuge auch ihre Rede rauher und fester. Die Einwohner warmer und heißer Länder sind empfindlicher, schlaffer, weichlicher. So wird auch ihre Sprache weicher. Da nun fast alle Buchstaben nur aus wenigen Stammbuchstaben entstehen, die, je nachdem sie härter oder weicher, mehr mit der Zunge, oder mit der Kehle, oder den Zähnen und Lippen ausgesprochen werden, mannigfaltige Abwechselung erleiden; da folglich der Klang eines Buchstabens ganz unmerklich in den eines andern übergeht (wie z. B. der Buchstabe b in w, v, f, pf, p): so wird uns begreiflich, wie das gleiche Wort, wenn es von verschiedenen Nationen, die unter verschiedenen Himmelsstrichen wohnen, ausgesprochen wird, zuletzt sich selber ganz unähnlich erklingt. So sind unter Völkern, welche noch heutiges Tages einerlei Sprache reden, die von einander abweichenden Mundarten, so sind aus den Mundarten der sich trennenden Urvölker endlich abweichende und neue Sprachen entstanden.

Die Verschiedenheit in den Sprachen mußte nothwendig auch durch die Verschiedenheit der Gemüthsart der Völker befördert werden. Die Bewohner kalter Länder sind arbeitsamer, weil ihr Boden größern Fleiß des Anbaues fordert; sind unerschrockener, weil die Natur sie härter und unempfindlicher macht; ernster, bedächtiger. Die Einwohner wärmerer Gegenden sind sinnlicher, heftiger, reizbarer, wankelmüthiger, den Werken der Einbildungskraft geneigter, als den Anstrengungen des tiefen Nachdenkens. In heißen Himmelsstrichen ist der Mensch schlaffer, träger, unthätiger mit Körper und Geist. Alles dies wirkt auf die Sprache, auf den Gesang, auf die Betonung der Worte, auf den größern oder geringern Wechsel der Stimme im Reden. Nicht minder wirkt es auf die Verschiedenheit der Beschäftigungen und Gewerbe, auf das Erfinden der Hilfsmittel, sich das Leben zu verschönern; daher auch auf größere oder geringere Bereicherungen der Sprache, mit neuen Ausdrücken und Bezeichnungen der jedem Volke eigenen Bedürfnisse.

Endlich mußte schon die Zerstreuung der Menschen in verschiedene Weltgegenden, wo sie überall ganz andere Erscheinungen der Natur, andere Pflanzen, andere Thiere, andere Gefahren, andere Bedürfnisse fanden, große Veränderungen in ihren Sprachen hervorbringen. So wichen die Zungen immer mehr von einander ab. Die ewigen Kriege, die ungeheuern Auswanderungen großer Nationen aus ihren Wohnsitzen, um sich nach Unterjochung anderer Völker deren fruchtbare Gegenden zuzueignen, verursachten eine Mischung der verschiedensten Völkerstämme und Sprachen. Es verschwanden alte Nationen und alte Sprachen, die seit tausend Jahren geblüht hatten, und neue Sprachen bildeten sich aus der Mengung von den Trümmern der Alten. Als nachher die Völkerschaften in ihren Wohnsitzen fester wurden, und nicht mehr einander verdrängten, ward darum ihre Sprache nicht fester, denn nun nahm ein Volk die Erfindungen des andern an, tauschte in wechselseitigem Verkehr und Wandel Vorstellungen, Einrichtungen und Erzeugnisse des Bodens gegen andere aus, und mit allen diesen auch die Bezeichnung der fremden Dinge, oder die Wörter. Es blieb also keine Sprache lange Zeit dieselbe. Und so verschieden die Sprache unserer Tage in dem gleichen Volke von derjenigen ist, die vor tausend Jahren geredet wurde, so sehr wird sie auch von derjenigen abweichen, die man nach tausend Jahren reden wird.

So wie man aus der Rauheit oder Weichheit der Sprache den Einfluß des Himmelsstriches, oder aus dem Gesang und der Betonung der Rede die Gemüthsart des Volkes erkennt: so offenbart sich in dem eigenthümlichen Wortreichthum der Sprache die geistige Thätigkeit der Nation. Denn je lebendiger, schaffender und heller der Geist, je eifriger ist er bemüht, Alles, was er erkennt und denkt, mit besondern Namen zu bezeichnen, auf daß er seine Vorstellungen davon Andern mittheilen könne. Man begeht jedoch einen großen Irrthum, wenn man glaubt, daß der Mensch ohne Sprache unfähig des Gedankens wäre. Der Gedanke ist nicht erst eine Frucht des Wortes, sondern das Wort ist die Frucht des Gedankens. Wie wollen wir den Gedanken mit einem Tone bezeichnen, ehe er vorhanden wäre?

Der menschliche Geist denkt eben sowohl ohne alle Sprache, als die menschliche Seele, ohne ein äusserliches Zeichen der Lust und Traurigkeit zu geben, dennoch einen angenehmen oder unangenehmen Zustand empfinden kann. Taubstumme, welche sonst keine innern Gebrechen haben, wodurch die Thätigkeit ihres Geistes gehemmt wird, Taubstumme, die nie einen Klang vernommen haben, denken nicht minder, als die, welche in der Gewalt der Rede und des Gehörs sind. Ein Beweis ist, daß sie sich zur Mittheilung ihrer Gedanken leicht eine Reihebezeichnung vermittelst der Geberden erfinden.

Zwar, weil wir der Sprache und der beständigen Mittheilung unserer Vorstellungen gewohnt sind, scheint es uns selbst, als wenn wir nicht anders, als in bestimmten Wörtern denken könnten, und als wenn wir, ohne uns unsere Gedanken in Wörtern abzubilden, gar nicht fähig zu denken wären. Doch schon der Anblick jedes unmündigen Kindes, welches noch gar nicht reden kann, belehrt uns aus seinen Handlungen, daß es Vorstellungen und Urtheile mache. Ein Kind, welches erst reden lernt, beweiset in seinem Stammeln und mühsamen Aufsuchen der Töne und Laute für das, was es sagen möchte, daß es mehr Gedanken als Worte für dieselben habe. Und wem, wenn er auf sich selbst einigermaßen Acht hatte, wäre es entgangen, daß er die schönsten und tiefsten seiner Vorbegriffe gar nicht auszudrücken vermochte, weil er entweder nicht Uebung genug im Darstellen durch die Rede besaß, oder die Sprache überhaupt zu arm an Worten für die Bezeichnung seiner Gedanken war?

Das Denken des Geistes ist ein wunderbar schnelles Wirken, dem an Geschwindigkeit nichts Irdisches zu vergleichen ist. Wir bezeichnen mit den Worten der Rede nicht den tausendsten Theil dessen, was wir wirklich in uns sinnen, sondern nur einzelne Punkte des rasch hinfliegenden Gedankenstromes, wo er gleichsam höhere Wellen wirft. Oft bezeichnen wir dergleichen, und verstehen uns in unserm Innern gar wohl; wir finden vollen Zusammenhang zwischen dem, was wir sagten, mit dem, was wir dachten; aber es ist dem dunkel und unzusammenhängend, der es hört, weil er die flüchtige Reihe anderer Vorstellungen

nicht kennt, die wir nicht mit Worten insgesammt bezeichnen konnten, weil die Zunge unendlich langsam neben dem schnellen Fortlauf der Gedanken ist. Wenn daher im Tode Seele und Geist von dem Körper scheiden, hört das Denken deswegen nicht auf, weil die Sprachwerkzeuge im Grabe Staub und Asche werden. Es fehlt dem Geiste nur das Mittel, seine Gedanken irdischen Naturen mitzutheilen. Aber daß Geister nicht auch auf andere Geister noch ferner wirken und sich ihnen auch ohne Vermittelung des irdischen Wunders mittheilen könnten: wer möchte dies bezweifeln?

Wer hat die unendliche Schöpfungskraft des allmächtigen Gottes ermessen? So wie der irdische Leib in vielen Dingen den Geist lähmt und seine Fessel wird, so ist auch die Sprache für diesen nur ein mühsames, schwerfälliges, unvollkommenes Mittel gewesen, seine innern schnellen Bewegungen darzustellen. Das Bessere und Vollkommnere bleibt ihm in der Freiheit und Verklärung vorbehalten.

Die Sprache ist aber zugleich durch die natürliche Schwerfälligkeit ein herrliches Gegengewicht für die flüchtige Thätigkeit des Geistes; dieser fühlt sich gezwungen, fester und länger vor einzelnen Gegenständen zu weilen. Er wird eben dadurch tiefer in Erkenntniß derselben und sich selbst in seiner Wirklichkeit deutlicher.

So entsteht die Pflicht des Sterblichen, höhern Fleiß auf die Vervollkommnung seiner Sprache selbst zu wenden, theils um fähiger zu werden, sich andern Geistern mitzutheilen in allen Einsichten, theils um sich selbst klarer zu werden. Wer deutlich denken kann, wird sich deutlich auszusprechen wissen; und umgekehrt, wer sich andern verständlich machen kann, beweiset, er habe sich selbst verstanden und denke in Klarheit. Wie das Wort als ein Kleid des Gedankens angesehen werden mag, so ist die Sprache im Ganzen das Abbild des Geistes in seinem Innern. Aus der Sprache einer Nation erkennen wir alle Züge und Eigenheiten ihrer Denk- und Gemüthsart.

Wer daher mit Liebe zum Vaterlande die Tugenden und

Eigenthümlichkeiten seines Volkes beschirmen will, der beschirme die Sprache desselben gegen Fremdartigkeiten und gegen die Vermischung mit den Sprachen anderer Völker. Denn Jedem ist nur das gerecht, angemessen und wohlthuend, was er durch sich selbst und seine eigene Natur ist; alles Fremde und Nachgeahmte ist ein Entlehntes, welches unserm Wesen nicht frommt, uns entstellt und verzerrt.

Du findest Gefallen am Schmuck deines Körpers durch köstliche oder doch anständige Gewänder. Durch sie bezeichnest du oft dein Verhältniß im bürgerlichen Leben, deinen Vermögenszustand, deinen Rang. Ist nun der Geist mehr denn der Leib, und die Sprache gleichsam das Gewand des Geistes: so wende nicht minder Sorgfalt auf diese. Auch durch sie bezeichnest du den Reichthum oder die Armuth und den Rang deines Geistes, so wie den deines Volkes gegen andere Völker in geistiger Hinsicht.

Alles, o mein Schöpfer, was Du uns zur Vermehrung unserer Vollkommenheiten gegeben, ist unserer dankbaren Aufmerksamkeit würdig, und macht uns die Pflicht heilig, es mit Weisheit zu benutzen.

Die Sprache aber ist eins Deiner göttlichsten Geschenke an das menschliche Geschlecht; in ihr offenbaren sich auf Erden die Geister einander; in ihr verehren wir Dich, beten wir Dich an, Allgütiger! Wer dieses edle Gut verwahrloset, verstümmelt der nicht sich selbst, und macht sich unfähiger sowohl zum Lehren als zum Lernen dessen, was heilsam ist? — Ist dies nicht Vernachlässigung eines der Pfunde, die Du uns anvertraut hast, von deren Anwendung wir Rechenschaft geben sollen?

Gelobet sei Dein heiliger Name und Deine ewige Gnade von den Zungen aller Erschaffenen, bis wir Dich einst würdiger mit Engelszungen preisen dürfen. Amen.

14.

Die Erdbewohner und ihre Religionen.

Erſter Theil.

Weish. Sal. 15, 3.

Vater Aller! alle Erdenkreiſe
Alle Zeiten ehren Dein Gebot;
Horden Wilde, Heilige und Weiſe
Nennen Zevs, Jehova Dich, und Gott.

Großer Urquell, den ich nie ergründe,
Dahin nur beſchränkſt Du meinen Sinn,
Daß ich immer Deine Güte finde,
Und nur ſeh', daß ich ein Blinder bin.

Jedem gabſt Du in dem finſtern Stande
Das Gefühl, was gut und böſe ſei:
Legteſt die Natur in ihre Bande,
Aber lieſſeſt unſern Willen frei.

Gott, Dein Tempel iſt der Himmel Sphäre,
Erde, Meer und Luft Dein Opferhain;
Jauchzet, Völker, jauchzt zu ſeiner Ehre,
Und das Weltall müſſe Weihrauch ſtreu'n!

Ich ſehe das Geſchlecht der Sterblichen, in welchen Weltgegenden, Ländern, Städten, Dörfern es wohne, von der Frühe des Morgens bis zur Nacht bemüht, ſich zu ſpeiſen, zu tränken, zu kleiden, Nahrung oder Obdach zu ſuchen, wie andere Thiere. Es vermehrt ſich, es ſtirbt ab. Man ſäet, man pflüget, man ſchmiedet, man bauet, man forſcht, man reiſet, man ſchwimmt über Meere, man arbeitet unter der Erde, man lernt, man lehrt, man regiert, man überfällt ſich, mordet, liebt, vereinigt, trennt ſich. Ich finde dies Alles oder Aehnliches im Reiche der Thiere unter verſchiedenen Geſtalten wieder. Es geſchieht, wie bei den Thieren, Alles um des Leibes und der Noth, um des Lebens und der Luſt willen. Todesfurcht und Wohlbehagen, Hunger und Geſchlechtstrieb erzeugen Arbeitſamkeit und Ruhe, Haß und Liebe, Entzweiung und Eintracht auf mannigfaltige Art unter den Thieren und auf mannigfaltige Art unter den Menſchen.

Wäre es dem Bewohner eines andern Sternes vergönnt, auf den Erdball nieder zu steigen, um das Gemüth und Wesen und die abwechselnden Lebensweisen, Naturtriebe und Stimmen der Geschöpfe zu beobachten, er würde den Menschen kaum für ein wunderbareres Geschöpf als alle übrigen halten, noch ihm größere Vollkommenheit zutrauen. Denn seine schönsten Paläste sind noch nicht so kunstvoll und schön, als das Blumengehäuse eines Wurms; sein Gewebe nicht so sinnreich und zart gesponnen, wie die Gewebe der Spinne; das Insekt kleidet sich unbegreiflicher ein, als er; die Nachtigall singt süßer; die Zugvögel reisen mit größerer Schnelligkeit, Sicherheit und Bestimmtheit von Welttheilen zu Welttheilen; die Arbeiten der Biene für ihren Lebensunterhalt, ihr Schweben von Blume zu Blume, ihre Entfernung ohne Verirrung, ihr Wahrnehmen der Witterungswechsel ist ausserordentlicher; der Löwe ist stärker; der Adler schwingt sich höher. Ueberall wird der Mensch an irdischen Vollkommenheiten von einzelnen Thiergattungen übertroffen; überall ist er unbeholfener und ärmer, sein Leben zu fristen, sein Bedürfniß zu stillen. Nur dadurch möchte er in seiner Eigenthümlichkeit wunderbar neben den andern scheinen, daß er von allen andern Geschöpfen erst lernen muß, wie er es zu machen hat; vom Baum selbst, wie er pflanzen, von der Aehre selbst, wie er säen müsse. Er ist gleichsam bestimmt, der Nachäffer der ganzen Natur zu sein. — So möchte er vielleicht den Blicken des Bewohners aus einem andern Weltkörper erscheinen.

Und gewiß ist der Mensch, wie er in seinen Alltagsgeschäften erscheint, auch nur meistens Thier, und mehr nicht, so groß er sich auch dünke.

So irdisch sein gemeines Leben ist oder scheint, spricht doch wieder aus demselben etwas Anderes hervor, das nicht irdisch ist, und nicht für diese Welt gehört. Es hilft ihm dasselbe nicht zur Fortpflanzung seiner Art, nicht zur Nahrung, zur Kleidung, zum Obdach oder Wohlleben. Er strebt wo anders hin, und über sein Leibliches hinweg, vom Staube empor zum Himmel. Er geht von den Mühen des Tages in die Einsamkeit und betet. Durch das Geräusch des Alltagslebens, seiner Heere

und Flotten, seiner Gewerbe und Jahrmärkte, erklingen feierlich, wie aus den Wolken nieder, die Stimmen der Glocken. Sie mahnen an das Höhere, Geistige; zur Verehrung des höchsten Wesens in den Tempeln. Wie in der abendländischen Christenheit die Luft vom Glockenruf zahlloser Kirchen erschallt, so ruft im Morgenlande von den Thürmen herab der Tempeldiener die Gläubigen zur Andacht, und Tausende wenden sich betend gegen Aufgang der Sonne, und beugen ihre Stirn in den Staub vor dem, vor welchem Alles Staub ist. Die Schulen der Juden erklingen vom Preise Jehova's. Durch Arabiens Wüsten ziehen einsame Schaaren der Wallfahrer zum Grabe ihres Propheten. Der Indier kniet an seinem heiligen Strome Ganges. Der Perser geht auf des Hügels Höhen, fern vom Getöse des Lebens zum Ursprung des Lebens zu beten, und seine Arme zur Sonne, als dem Sinnbilde des unsichtbaren Gottes, zu erheben. In den weiten Räumen wandernder Hirtenvölker steigen Rauchsäulen der Opfernden auf von einfachen Altären. Der Wilde liegt seufzend vor einem Bilde, und fleht zum großen Geist.

Das ist das Erhabene des Menschengeschlechts! Aller Orten geht das Geistige über das Irdische auf, und über den dumpfen thierischen Naturtrieb die heilige Sehnsucht der Seelen zum Unsichtbaren, der das Vergängliche an das Ewige knüpft. Alles hat sein Gebet, Alles seine Religion; nur das vernunftlose Thier nicht, und unter den Menschen der nicht, welcher aus wahnsinnigem Vernunftstolz dem Thier wieder gleich wird, und Gott und Ewigkeit bezweifeln oder läugnen will. Aber die Zahl dieser Irrenden ist klein und ein Nichts gegen die Allheit des Menschengeschlechts. Ihre vermeinte Weisheit ist eine widerspruchvolle Verzerrung ihres Gemüths, in welcher sie sich Götter dünken im Weltall. Aber in allen Erdstrichen, in allen Zeitaltern betet die Menschheit, und hat gebetet in Salomons Geist: Dich, Gott, kennen, ist eine vollkommene Gerechtigkeit; und Deine Macht wissen, ist eine Wurzel des ewigen Lebens. Weisheit Sal. 15, 3. Denn nur erst alsdann ist der Mensch wahrlich Mensch, und als das

Vollkommenere gerecht, was er sein soll, nämlich über die Thierheit emporragend, wenn er Gott kennt; und je mehr er die Macht und Größe Gottes erkennt, je heiliger wird das Gemüth, je tiefer wurzelt es in das, was nicht Staubsache, sondern Ewiges ist.

Während aber in allen vernünftigen Wesen Bewußtsein, Glaube und Ahnung des lebendigen Gottes ist, erregt die unübersehbare Mannigfaltigkeit der Vorstellungen von Gott, die große Verschiedenheit der Religionen auf dem weiten Erdboden, mein Erstaunen. Wenige Völker haben eine und dieselbe. Von etwa tausend Millionen Menschen, die auf unserm Erdball wohnen, gehören kaum zweihundert Millionen zum Bekenntniß des christlichen Glaubens. Inzwischen ist das Christenthum jetzt schon in allen fünf Theilen der bewohnten Erde ausgebreitet; aber auch Juden sind es, diese treuen Verehrer der Gesetze Mosis. Die Lehren Mahomeds von Gott und der Ewigkeit und den Pflichten der Sterblichen gegen das höchste Wesen gelten nicht nur in einem Theile Europa's, sondern weit mächtiger noch in Asiens ungeheuern Reichen und Inseln, wie in Afrika und dessen wenig bekanntem Innern.

Viele Völker des Morgenlandes nennen wir Heiden; aber sie haben vom Herrn sehr geläuterte Begriffe; in ihrer Tugendlehre die edelsten Gesetze; in ihrer Gottesverehrung Einfalt, Würde und Andacht. Bei weitem die meisten Religionsarten verschiedener Nationen sind uns noch unbekannt, entweder weil nur selten genau beobachtende Reisende zu ihnen kamen, oder ihre Sprachen uns noch allzudunkel und fremd sind. Von vielen wissen wir, sie beten zu den Sternen; von andern, sie verehren große Menschen der Vorwelt, oder die Kraft des Feuers, oder das Wohlthätige wunderbarer Thiere und Pflanzen, oder selbstverfertigte Götzenbilder. Aber ob sie den Stern und die Pflanze, den Helden der Vorwelt, oder das Thier, oder das Bild für den lebendigen Gott selbst halten; ob sie ihn nur unter einem Sinnzeichen seiner Macht und andern Eigenschaften verehren, dies ist schwer zu erfahren. Ohne Zweifel gibt es, wie bei uns, auch bei allen andern Völkern des Erdbodens verschiedene höhere

und niedere Stufen der geistigen Fähigkeiten und Ansichten. Und wie in vielen christlichen Kirchen der unwissende Haufe vor den todten Bildnissen heiliger Sterblichen kniet, und von den Bildnissen selbst wunderbare Wirkungen erwartet, während doch dieselben für den Besserunterrichteten nur als Erinnerungsmittel dastehen, vor ihnen das unvergängliche Heilige zu verehren, nicht in ihnen deren Kraft anzubeten: so wird auch bei denen, welche Heiden heißen, großer Unterschied der Vorstellungen bei derselben Sache sein, die äusserlich von Allen auf einerlei Art verrichtet wird.

Und warum diese große Abweichung menschlicher Vorstellungen unter einander vom höchsten Wesen, welches doch Alle verehren, wenn auch auf verschiedene Art? — Warum diese Vielförmigkeit der Religionen?

Geschöpf! welche Rechenschaft forderst du vom Schöpfer? Diese Mannigfaltigkeit war sein heiliger Wille. Oder zweifelst du, daß auch etwas ohne seinen Willen sein könne? Hat er es gewollt, so lagen erhabene Zwecke in seiner Absicht, die wohlthätig sind, obgleich dein begrenzter Verstand sie nicht ergründet. Ueberall in seinen Schöpfungen ist die unendlichste Mannigfaltigkeit von Erscheinungen sein Gebot. Welche Buntheit der Farben, Gestalten und Eigenheiten der zahllosen großen Weltkörper des Himmels, der Steine, der Gewächse, der Thiere, der Menschen auf Erden! welche Abweichung eines Menschen vom andern, und des einzelnen Menschen von sich selbst, in seinem verschiedenen Alter von der Kindheit bis zur Greisenschaft! Wer kann denn nun sagen, welche Bildung und Art zu sein eigentlich von allen die vollkommenste sei? Ist nicht jedes in seiner Gattung und Weise vortrefflich und nothwendig? Nur das große Ganze mag vollkommen heißen, das Einzelne davon ist bloß zweckmäßig.

Wenn ich bedenke, daß jeder einzelne Mensch in seinen religiösen Vorstellungen und Gesinnungen nie sich gleich bleibt und es sogar nicht bleiben kann; wenn ich bedenke, daß ich als Kind in der mir beigebrachten Glaubensweise ganz anders dachte und empfand, als später, da ich Jüngling wurde; daß

ich durch viele Erfahrungen im männlichen Alter meine jugendlichen Religionsbegriffe sehr verändere.; daß ich im hohen Greisenalter, mit vielen Andern, auch meine Ansicht von göttlichen Dingen umschaffe, so muß ich allerdings meine erste Verwunderung über die Vielgestaltigkeit der Religionen bei den Bewohnern des Erdbodens mildern.

Ja, wenn ich dazu noch erwäge, welchen Einfluß die Verschiedenheit der Himmelsstriche, oder der warmen und kalten Klimate auf die Naturen der Länder und ihrer Pflanzen, Thiere und Menschen hat; erwäge, wie ernst und rauh der Sterbliche in den Gegenden ist, die nahe an den Gebieten des ewigen Schnees liegen; wie weichlich, schlaff und träge der Einwohner brennend heißer Landstriche ist; wie da die Temperamente, die Neigungen, die Leidenschaften nothwendig gleichsam andere Töne annehmen: so wird mir hell und klar, daß die Religionsarten ewig auf Erden verschieden bleiben werden, obwohl die Menschheit überall einerlei Geistesrichtung zu Gott, Ewigkeit und Tugend behält.

In den kalten Nordländern, wo der Mensch mit größerer Anstrengung dem viele Monate lang vom Eis erstarrten Boden die Früchte der Nahrung abzwingen, wo er sein Vieh sorgfältig in warme Ställe einschließen muß, damit es nicht im Froste des Winters verderbe, ist er selbst rauher, ernster. Sein Blut ist gleichsam kälter. Kraft ist sein Stolz. Der Verstand ist in ihm vorherrschend, seine Einbildungskraft minder lebendig, oder düster, wie sein wolkenreicher Himmel. Und ernst ist auch seine Religion. Ihn erquickt darin mehr der Gedanke, als das Bild. Seine Kirchen sind einfach und ohne großes Prachtwesen, wie seine Landschaft im größten Theile des Jahres. Er liebt Freiheit des Muthes, wie des Urtheils. Darum sind selbst seine Könige durch Gesetze und Stände beschränkt. Auch in der Kirche will er keinen höchsten Priester und bindende Macht eines Spruches anerkennen. Wer ändert ihn?

In den warmen Ländern ist feuriges Blut, lebendigere Einbildungskraft. Der wolkenlose freundliche Himmel, die bunte Pracht der Erde, die brennenden Farben der Blumen und

Vögel, Alles in der Natur wirkt mächtig auf die äussern Sinne. Das kühle Urtheil des Nordländers, dessen schmuckloser Gottesdienst, sind dem Bewohner der mittäglichen Himmelsstriche ungenügend. Dieser schmückt seinen Glauben mit den Gebilden der Einbildungskraft, wie seine Kirche mit allem Pomp des Aeusserlichen und dem Glanz aller Farben. Sinnlicher, weichlicher, üppiger, bereitet seine Kirche ihm Feste um Feste; heftiger in seinen Gefühlen, wird er geneigter zur Flucht in Einöden, zur Ertödtung des Fleisches, zur gottgeweihten Selbstmarter. Im Wechsel seiner Empfindungen und Gelüste sich nie gleich, ungestüm einmal, und einmal feig, sieht er in seinen Königen willkürliche Gebieter, und in den Oberhäuptern der Kirche auserkorne, geweihte, untrügliche Dolmetscher des Himmlischen. Wer schafft seine Natur um?

Sogar in den gemäßigten Strichen der Erde findet man solche entgegengesetzte Eigenthümlichkeiten, je nachdem die Länder der kältesten oder heissesten Weltgegend näher liegen. Daher mußte selbst in der christlichen Religion und Gottesverehrungsart große Abweichung entspringen. In den nördlichen Reichen unsers Welttheils sind die einfachen, mehr den Verstand ansprechenden, schmucklosen Gottesverehrungen der Lutherischen und Reformirten herrschend; in den Ländern gegen Mittag waltet mit Majestät und alle Gefühle beseligend die katholische Kirche. Hier ist Einheit und Alleinherrschaft des Glaubens; dort die Frucht geistiger Freiheit, Trennung in viele einzelne, kleine Glaubensparteien, die Keinen über sich erkennen mögen, als ihre Vernunft und ihren Gott.

Warum verspottet der Norden thörichter Weise den Süden? Warum tadelt er den Glauben und die Kirche, in welcher Millionen Glückseligkeit und Seelenruhe finden? Sende deinen dunkel bewölkten Himmel, deinen halbjährigen Winter, deine Tannenwälder über die blühenden warmen Mittagsgefilde: dann erst können die Bewohner derselben sich in deine wärmenden Pelze hüllen und den Werth deiner einfachen Gottesverehrung erkennen. Warum verdammt mit frevelndem blinden Eigendünkel der Mensch im Süden den geistigen, vom Bilderprunk

entkleideten Glauben des Nordländers? Warum verurtheilt er ſie, die Jeſum verehren, und die, wie er, auf Thätigkeit und Kraft der Tugend dringen, als Verlorne und von Gottes Liebe Verſtoßene? — Reize mit dem Saft deiner Pflanzen ihre Nerven, erwärme mit der Sonne deines Himmels ihren Boden, und treibe ihren Monate langen Schnee auf ewig von ihren Fluren, dann werden ſie zu dem Altar zurückkehren, an welchem du beteſt.

Es iſt ein trauriger Beweis von der Unwiſſenheit und Rohheit der Menſchen, daß ſie ſich tadeln und haſſen, weil ſie einander nicht gleich ſtehen. So wenig auf Erden jemals einerlei Sprache, einerlei Kleidung, einerlei Lebensart möglich iſt, ſo wenig wird jemals auf Erden einerlei Kirchenpartei ſtatt finden, auch wenn ſich einſt alle Knie im Namen Jeſu beugen, und Jeſu Lehre endlich alle Sterblichen beſeligt. Darum ſei fern von mir, daß ich verachte oder ſchelte, die nicht mein Glaubensbekenntniß ausſprechen! Fern ſei von mir, daß ich die Chriſten in den verſchiedenen Kirchen verdamme, die nicht eins ſind mit der Kirche, welche für mein Gemüth die allein ſeligmachende iſt! — Alle, Alle ſind Deine Erlöſeten, Alle die Dich fürchten und Deine Gebote halten, Vater im Himmel. Nicht ihr äuſſerlicher Gebrauch, nicht ihr Meinen, ſondern, wie Jeſus ſpricht: das iſt das ewige Leben, daß ſie Dich, daß Du allein wahrer Gott biſt, und den Du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum, erkennen. (Joh. 17, 3.)

O Du, Unbegreiflicher, Segnender, Allesumfangender, Allesdurchdringender, Allesliebender! Du, den das Geſchlecht der Sterblichen ſeit Jahrtauſenden in tauſend Sprachen, in tauſend verſchiedenen Vorſtellungen, Tempeln, Moſcheen, Kirchen, Schulen, Hainen und Berghöhen anbetet! Einziger! Lebendiger! mein Gott! höre im Lobgeſang Deiner Kreaturen, höre im hohen Lied der Miriaden Sonnen, welche durch Deine Himmel fliegen, auch meines Mundes frommes Stammeln! Denn auch ich, Du, dem alle gehören, der Allen gehört, auch ich bin Dein Kind.

Ich kann Dich anbeten, darum darf ich, darum ſoll ich

beten zu Dir, ohne welchen meine Seele nichts, mein Leichnam ein umherwehender Staub wäre. Ich kann leben, darum steigt mein Geist mit schaurigem Entzücken in den Gedanken Deiner Herrlichkeit zu Dir empor und erschwingt der menschlichen Geister allerhöchste Höhe — die Erkenntniß Deiner Majestät.

Anbetung, Preis und Dank Dir, daß Du, Barmherziger, Dich mein erbarmtest, ehe ich war, und mich aus dem Schooße des Nichts mit Deiner Allmacht hervorriefst; daß Du meine Augen öffnetest, Dich zu finden! — Anbetung Dir und Preis und Dank, daß Du Deinen Sohn, meinen Erleuchter, Jesum Christum, in die Welt sandtest, auch zu meines Geistes Erleuchtung und Erlösung von thierischer Finsterniß und den Taumeln der Sünde! Durch seine Liebe ward mir vollkommene Gerechtigkeit, und meinem ganzen Dasein die Wurzel des ewigen Lebens. Denn Dich kennen, ist eine vollkommene Gerechtigkeit, und Deine Macht wissen, ist eine Wurzel des ewigen Lebens.

Aber auch sie sind Deine Kinder, in deren Nächten noch keine Sonne der Wahrheit aufstieg; denn Alle schufst Du, Alle rufst Du, Alle suchen Dich, Alle beten zu Dir! Und ob sie beten im Walde oder auf den Hügeln der Berge, oder in hochgebauten Tempeln von Stein und Erde, oder im Schatten des alten Baumes; ob sie Dir Weihrauch anzünden, oder Brandopfer auf Altären, oder fromme Gelübde darbringen im Herzen; ob sie dich finden im unendlichen All, oder im glänzenden Tagesgestirn, in der Kraft des vernunftlosen Thieres oder in der Heiligkeit des von Dir gemachten Bildes — sie sind Deine Kinder, ihre Sehnsucht sucht und ruft Dich, wie Dich meine Sehnsucht sucht und ruft.

O du unendliche Vollkommenheit, was sind wir Staubesgeschöpfe vor Dir! Wer darf vor Dir sich der Weisheit und Wahrheit und vollkommenen Erkenntniß rühmen? Die Weisheit der einsichtvollsten Sterblichen und die Dürftigkeit der Erkenntniß des Wilden auf den Inseln des Meeres, sind vor Dir kaum eines Haares Breite von einander getrennt. Du bist hoch über

Alle; alle segnend, Alle liebend! Du ordnest die Welt, und hast diese Kreise der Erde gezogen und sie mit Deinen Menschen bevölkert. Du hast es angeordnet, daß nicht alle auf gleiche Weise Dich anschauen und verehren. Warum sollte ich die hassen, welche nicht glauben und nicht sehen, wie ich? Warum die verdammen, und des ewigen Elends werth halten, die Du lieb hast, wie mich, und anders denken, empfinden, beten als ich, weil sie nicht anders können nach Deinem Willen? Wer recht thut und Dich fürchtet, der ist Dir angenehm in allerlei Volk; nicht die Person, nicht die Meinung, nicht die Vorstellungsart siehest Du an.

O Du Alles mit gleicher Liebe Umfangender, ja, ich will lieben, wie Du, und in stummer Demuth Deinen Willen verehren. Amen.

15.

Die Erdbewohner und ihre Religionen.

Zweiter Theil.

Matth. 7, 16—20.

Hilf, daß auf der ganzen Erde
Deines Willens Heiligkeit,
Großer Gott, empfunden werde!
Alle Völker, weit und breit,
Alle Werke Deiner Hände,
Müssen Dir gehorsam sein;
Alle Deiner Huld sich freu'n,
Bis an Deiner Schöpfung Ende.
Nur wer Deinen Willen thut,
Dessen Glaub' ist wahr und gut.

Allerdings kann die Mannigfaltigkeit der Religionen, die man bei verschiedenen Völkern des Erdbodens findet, Erstaunen erregen. Wenn man aber die Ursachen dieser Vielgestaltigkeit beobachtet, erscheint uns dieselbe weniger wunderbar. Wir begreifen es, daß die Verschiedenheit des Einflusses der Himmelsstriche, der Umgebungen, der Nahrung, auf das Gemüth der Menschen ungemein groß sein, und, wie in ihrem Tempera-

ment, auch in ihrer Denkart Verschiedenheit hervorbringen müsse.

Inzwischen bemerke ich in aller dieser Mannigfaltigkeit der Glaubensmeinungen eine gewisse Uebereinstimmung in den wesentlichen Dingen, ohne welche die Religion nicht mehr Religion sein könnte. Dies Wesentliche aller Religionen ist immer: Glaube an Gottheit, Verhältniß des Menschen zum Göttlichen, und Wirkung solches Verhältnisses auf ein Leben nach dem Tode. Wie in der christlichen Religion, so finden wir diese Hauptsätze selbst bei den wildesten Völkerstämmen.

So lange der Verstand der Völker noch unerleuchtet ist, werden auch diese drei Dinge von ihnen äusserst unvollkommen gedacht werden. Auch bei den Heiden ist Glaube an Gottheit, aber sie bevölkern Erde und Himmel mit vielen Göttern. Auch sie fühlen ein unvermeidliches Verhältniß zwischen sich und den Göttern, von denen sie alles Böse fürchten, alles Gute hoffen. Darum erkennen sie gewisse Pflichten an, welche der Mensch gegen die Götter habe. So sind die Opfer entstanden. Auch ist in ihnen heller oder dunkler die Vorstellung von einem Leben nach dem Tode, auf welches ihre Götter großen Einfluß haben.

Je ungebildeter ein Volk ist, je verworrener ist dessen Religionsbegriff. Aber auch diese kindischen Vorstellungen der Menschen von göttlichen Dingen beurkunden die Erhabenheit des Menschen über das Thier, und daß sich die Gottheit in ihm geoffenbart habe. Denn woher sonst der Gedanke an Gott, Ewigkeit und Menschenpflichten? Daß man weiß, daß Gott sei, sagt Paulus, ist den Heiden offenbar, denn Gott hat es ihnen offenbaret, damit daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen; so man das wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt: also, daß sie keine Entschuldigung haben. (Röm. 1, 19. 20.)

Je mehr sich die Völker ausbildeten und reif wurden, je mehr machten sie Zusätze zu den uranfänglichen Religionsbegriffen. Es mag Völker gegeben haben und noch geben, in denen bloß erst der Gottesglaube lag, und bei denen

sonst weder Opfer für die höhern Wesen, noch Spuren von Erwartung einer Fortdauer nach dem Tode gefunden werden. Aber aus dem Gottesglauben ging, wie aus einem Keim, bald die Furcht und Hoffnung, das Gebet und der Opferdienst, also der Anfang zur Religiosität, hervor; endlich auch der Gedanke an die Unsterblichkeit, Lohn und Strafe jenseits des Grabes. Nun gestaltete sich diese Urreligion nach Maßgabe der Erfahrung und Gemüthsarten der Nationen weiter aus, und es entstanden die Abweichungen.

Die Menschen, als sinnliche Wesen, suchten sich von jeher, wie noch heute, das, was eigentlich nichts als Gedanke war, zu versinnlichen, und es deutlicher zu denken. So machten sie sich von ihren Gottheiten erst sichtbare Ebenbilder: bald war der Stier, als Sinnbild der Stärke durch die Kraft seiner Hörner, bald die Schlange, als Sinnbild der Klugheit und Fruchtbarkeit, zugleich das Sinnbild der unsichtbaren Gottheit. Es entstand durch Verwechselung des bloßen Zeichens mit dem, was es bezeichnen sollte, der Götzendienst, die Bilderanbetung. Es wurden bleibende Altäre, bleibende Wohnungen der Gottheiten, oder Götzentempel erfunden, bleibende Diener der Götzen, oder Priester angestellt, und Alles, was im Innern des Gemüthes als Gedanke und Gefühl gewesen, trat in das sinnliche Leben verkörpert über. Wir finden daher bei allen Völkern, neben ihrer Religion, gleichsam die sinnliche Hülle derselben, die Kirche; oder neben der innern Gottesfurcht den äussern Gottesdienst.

Von Zeit zu Zeit standen nun Männer von höhern Einsichten, oder Männer auf, die Gott selbst weihete, Licht in der Geisterwelt zu verbreiten und seine würdigere Erkenntniß zu offenbaren. Ein solcher Gottgesandter war Moses. Aber auch Perser, Juden, Chinesen und fast alle alten Völker rühmen sich, wo nicht göttlicher Offenbarungen, doch sehr erleuchteter Weisen, welche ihren Vätern eine bessere Erkenntniß Gottes und der menschlichen Pflichten gegeben haben. Manche Völker hielten diese Weisen des hohen Alterthums für etwas Göttliches, und erwiesen ihnen auch göttliche Verehrung.

Dies alles mußte nothwendig zur noch größern Vermannigfaltigung der Religionen auf Erden beitragen, so wie die Gottesverehrungsarten. Ungeachtet der Urkeim der Religion überall derselbe gewesen war, hatte er sich, je nachdem er in verschiedenen Boden aufkeimte, in unendlicher Verschiedenheit entfaltet. So bringt der gleiche Same zwar die gleiche Pflanzengattung überall hervor, aber unter tausend Pflanzen derselben Art ist keine in allen Theilen ganz wie die andere beschaffen.

Ein jedes Volk, von Kindheit auf in die Religion seiner Väter eingeweiht, hielt die seinige noch immer für die beste und wahrste. Gewohnheiten und früh eingesogene, nachher schwer zu entwurzelnde Vorstellungen, wirkten auf die Denkart des einzelnen Menschen, wie des ganzen Volks. Und so haben die Religionen gewiß nicht minder auf Sitten, Gebräuche, Gesetze und Staatsverfassungen zurückgewirkt, als die Beschaffenheit des Himmelstriches, unter welchem die Völker wohnten, auf die Gestaltung ihrer religiösen Vorstellungen und kirchlichen Meinungen gewirkt hatte. Und dies sowohl, als daß Jedem seine Religion das Höchste und Heiligste ist, welches er sich nicht antasten und entweihen lassen kann, ohne sein ganzes Verhältniß zu allem Wahren und Guten und Großen zerstören zu lassen, macht die Völker in Religionsangelegenheiten unduldsam gegen einander. Diese Unduldsamkeit ward eine neue und mächtige Befestigung jeder Religion, daß sie sich nicht leicht mit einander vermischen, oder ganz ausrotten ließ. So war auch von dieser Seite die Vereinbarung aller Religionen in eine einzige erschwert oder unmöglich gemacht.

Sehr natürlich mußte aus der Ueberzeugung jedes Einzelnen vom heiligen Werth und der Wahrheit seines Glaubens, und aus der liebevollen und dankbaren Verehrung seines Glaubensstifters folgen, daß man Andere, die anders glaubten, entweder für Verirrte und Unwissende, oder für Boshafte und Gottlose hielt. So entwickelte sich mit dem Religionshaß die Wuth der Religionskriege, welche in der Geschichte des menschlichen Geschlechts blutige Flecken hinterlassen haben, und durch die Natur der Dinge selbst unvermeidlich und nothwendig wer-

en. Nur wer, gleich einem unmündigen Kinde, so ungebil-
eten Geistes ist, daß er noch keine feste Meinung, keine Wahr-
eit, kein Heiliges hat, kann gleichgültig gegen das bleiben,
as ein Anderer für wahr und heilig hält. Es gehört schon
ine hohe Geistesentwickelung dazu, um das Wesentliche vom
nwesentlichen, das Nothwendige vom Hinzugekommenen zu
nterscheiden, und einzusehen, daß Meinung, Gefühl, Ueber-
eugung und Heiligthum des Einen nicht Sache Aller sein
nne, und man daher nachsichtvoll und duldend sein müsse.

Gegen Unwissende und Verirrte sind wir weit schonender,
s gegen solche Menschen, die recht absichtlich boshaft sind.
egen jene empfinden wir oft Mitleiden, während uns die Ab-
eulichkeit von diesen empört. Leute, deren Religionsmeinun-
en durchaus von denjenigen verschieden sind, in welchen wir
zogen wurden, pflegen uns nur als Unwissende und weit von
er Wahrheit Verlorne zu erscheinen. Wir bedauern sie. Wenn
ingegen Personen mit uns in den Hauptgrundsätzen überein-
immen, aber in Nebendingen oder Folgerungen einer aner-
nnten Wahrheit von uns abgehen: so wird uns die Ursache
rer Abweichung fast unbegreiflich. Wir werden geneigt, zu
lauben, daß sie vorsätzlich und zum Trotz, oder aus eigen-
ützigen Beweggründen, nicht denken und sehen wollen, wie
ir, ungeachtet sie doch der Wahrheit ganz nahe stehen. Daher
ntspringt Haß; daher, daß diejenigen Glaubenssekten und Kir-
henparteien einander immer am allergrimmigsten verfolgt haben,
elche einander am nächsten waren. Nie haben die Christen
ohl so großen Zorn gegen Heiden empfunden, als in den Zei-
en der großen Kirchenspaltungen Katholiken und Protestanten,
ie beide Jesum Christum als ihren göttlichen Lehrer und Selig-
acher verehren, wider einander hegten.

Es ist in der That nur eine einzige Religion unter den Völ-
ern, aber es gibt viele Religionsarten. Es kann nur eine Reli-
ion geben, weil nur ein Gott ist, dem Alle zugehören, nach
elchem sich alle Herzen hinwenden. Und in so fern haben
lle Menschen nur einen Glauben, nämlich der Gottheit;
ur eine Pflicht, die aus dem Verhältniß des Menschen zu

Gott entſpringt, nämlich die Liebe; nur eine Hoffnung, nämlich die des vergeltenden Lebens nach dem Tode. — Aber es gibt viele Religionsarten, oder mannigfaltige Geſtalten des Glaubens in den Vorſtellungen; der Liebe in den Handlungen gegen Mitmenſchen; der Hoffnung in den Vermuthungen über die Beſchaffenheit des zukünftigen Daſeins. Die Verſchiedenheit der Religionsarten iſt unabänderlich, wie die Verſchiedenheit der menſchlichen Naturen.

Welche aber iſt nun von allen Arten der auf Erden vorhandenen Religionen die beſte?

Dieſe Frage iſt ſchon oft aufgeworfen worden zwiſchen den Glaubensparteien, und gab zu großem Streit Anlaß. Denn weil jede Partei bewies, daß ihre Ueberzeugung die wahrſte und beſeligendſte ſei, und daß ſie in der Meinung der Gegenpartei Irrthum und nirgends Gemüthsberuhigung fände, ſo war nie an Vereinbarung der Geſinnungen zu denken. Doch ward mit ſolchem Streit zugleich eben ſo oft bewieſen, daß nicht jede Glaubensart für jeden Menſchen gleich einleuchtend, gleich wohlthuend und paſſend ſei; daß mithin für verſchiedene Völker verſchiedene Glaubensarten ſein müſſen, und daß diejenige Religion für Jeden die beſte ſei, die ſeinem Wahrheitsſinn am meiſten entſpricht, nnd ihn im Gemüth am meiſten beſeliget. Darum kann die Glaubensart und Vorſtellungsweiſe des Kindes nicht die eines Mannes, und die Glaubensweiſe eines rohen, gedankenarmen Wilden nicht diejenige eines helldenkenden, erfahrungsreichen Menſchen ſein.

Weil aber die Vorſtellungen und Einſichten des Mannes und des Weiſen offenbar edler ſind und wahrer, als diejenigen eines unmündigen Kindes, oder eines rohen Wilden, ſo folgt, daß auch die Religion desjenigen edler und wahrer ſein müſſe, welcher weiſer iſt, als alle übrigen Menſchen ſind.

Wer nun endlich aber iſt der weiſeſte von allen Sterblichen je geweſen? Woran ſoll ich ſeine höhere Weisheit erkennen, oder woher wiſſen, daß ſeine Lehre die edelſte von allen ſei? Ohne Zweifel muß ſich dies aus den Wirkungen der Lehre ergeben. Viele ſind gekommen und haben Religionen geſtiftet

oder abgeändert. Jesus Christus wies das Menschengeschlecht an, wie es dieselben würdigen müsse, und gab den unfehlbaren Maßstab. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! sprach er. Kann man auch Trauben lesen von Dornen, oder Feigen von Disteln? Also ein jeglicher guter Baum bringt gute Früchte. Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. Darum an ihren Früchten sollet ihr sie erkennen. (Matth. 7, 16—20.)

Der gute oder nachtheilige Einfluß der Religion auf die Sittlichkeit und Glückseligkeit einzelner Menschen und Nationen ist unverkennbar. Schon aus der Veredelung der Völker läßt sich auf die Vortrefflichkeit ihres Glaubens schliessen. Die Religion Mosis, mit vielerlei Opfern, Zeremonien, Waschungen und Beschneidung, war nur für warme, morgenländische Gegenden, nur für ein aus der Sklaverei in die Freiheit eingeführtes Volk passend. Sie war nur eine besondere Nationalreligion, und Jehova darin ein wahrer Nationalgott. Darum hieß das Volk der Juden das einzige auserwählte Volk Gottes; darum jedes andere Volk weniger der göttlichen Liebe theuer; darum ward das jüdische Volk in sich selbst ein abgeschlossenes Ganzes, alle andern Nationen als geringer von sich ausschliessend, ihnen wie allem Fremdartigen feindselig. Daher blieben die Juden in den Fortschritten des menschlichen Geistes hinter andern Nationen zurück; sie wurden als ein abergläubiges, selbstsüchtiges und eigensinniges Volk verachtet. Und wahrlich, eine Religion, welche solche Wirkungen hervorbringt, sollte sie unter allen diesen die beste sein?

Die von Mahomed in Arabiens Wüsten gestiftete Religion, zu welcher sich in unserm Welttheil auch die Türken bekennen, trägt alle Kennzeichen, daß sie zunächst für ein Volk bestimmt ist, welches kriegerisch und erobernd werden soll. Um Anhänger zu gewinnen, verband darin der Stifter derselben vielerlei aus dem Heidenthum, Judenthum und Christenthum. Selbst die Offenbarungen, welche er vom Zustand des Lebens nach dem Tode gab, waren nur zur Ermunterung für Krieger, und die Belohnungen jenseits des Grabes nur als eine grobe Sin-

nenwollust gedacht. Daher wurden die Bekenner des mahomedanischen Glaubens kriegerisch, muthvoll, fremde Nationen hassend, eroberungsdürstig; daher breiteten sie sich mit Waffen aus; daher konnten sie sich nie über ihre angestammte Barbarei zu einer gewissen Höhe der Veredelung erheben. Könnte solch eine Religion die Religion des Weisen sein? — Darum warnte Christus die Welt vor Religions- und Sektenstiftern, die, um sich Anhang zu werben, den rohen thierischen Gelüsten und Leidenschaften des großen Haufens schmeicheln würden. Sehet euch vor, sprach er: Sehet euch vor, vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen; inwendig aber sind sie reissende Wölfe. An ihren Früchten sollet ihr sie erkennen.

Ist dieses nun das sicherste Erkennungszeichen von der Mangelhaftigkeit oder Vortrefflichkeit einer Religion: so müssen auch Heiden, Juden und Türken eingestehen, daß die Religion Jesu Christi die vortrefflichste von allen sei. Denn unter allen Völkern des Erdbodens seit Jahrtausenden war kein einziges, welches so allgemein in Sittlichkeit, Menschlichkeit und Geistesveredelung vorgeschritten gewesen wäre, als es diejenigen Nationen sind, welche sich zum Glauben an Jesum Christum bekennen. Andere Religionsarten sind mehr oder weniger für irdische, vergängliche Zwecke. Man findet kaum, daß Moses großes Gewicht auf Hoffnungen der Ewigkeit gelegt habe; und Mahomed dachte sich jenseits der Todesstunde nur wieder gemeinsinnliche Genüsse der Gläubigen. Ist nun aber unwidersprechlich gewiß, daß der Geist edler ist als der Leib: so ist es eben so unwidersprechlich, daß die Religion Jesu Christi erhabener und weiser ist, als alle Religionen des Menschengeschlechts waren und sind. Denn sein Wort ist nur ein Wort für den Geist, und nicht für die Sinnlichkeit; seine Gottesverehrung nur eine Anbetung des Herrn der Geister im Geist und in der Wahrheit. Andere Religionsarten sind zerstörend und feindselig gegen Fremde; sie ernähren mit der Sinnlichkeit auch viele aus derselben quellende Leidenschaften. Sie sehen im Andersglaubenden den Feind; sie sind nur für eigenes Volk und für gewisse Himmelsstriche berechnet. Die Religion Jesu Christi

aber verwandelt die Menschen aller Länder und Religionsarten in Brüder; Jeder ist der Nächste des Christen; die Religion Jesu Christi ist nur Feindin der Leidenschaften; sie ist nicht für einzelne Völker und Weltgegenden berechnet, sondern sie kann die Religion aller Welttheile und aller vernünftigen Wesen sein. Sie beseligt durch das Gebot der Liebe, und befördert daher die allgemeinste Freundschaft und Glückseligkeit; ja, durch Erhebung des Geistes über das Vergängliche gibt sie selbst Trost im Unglück, und Erhabenheit über alle Schicksale. Sie verbindet den Geist nicht nur fester mit Gott, sondern macht ihn selbst noch göttlicher.

An ihren beseligenden Früchten erkenne ich also, daß die Religion Jesu die beste sei, und daher für die gesammte Menschheit geeignet. Sie kann die Religion der Weisesten und Gelehrtesten, wie die des Kindes sein, und ist es wirklich. Sie kann die Religion der ältesten Erdgegenden, wie der heißesten Länder sein, und ist es wirklich. Jesus Christus entwickelte den heiligen Urkeim aller Religionen in der herrlichen Vollendung und Uebereinstimmung mit dem Weltganzen. Er offenbarte die Gottheit in ihrer unendlichen Majestät, als den Vater der Menschen; den Menschen daher ihre Pflichten als Kinder zu Gott, als Brüder zu sich selber; die Ewigkeit als Vergelterin des Guten und Bösen; sich selber aber als Bruder der Menschen, als Sohn Gottes, von Gott gesandt, die in Irrthum, Sünde und Elend versunkene Menschheit zu ihrer Würde wieder emporzurichten und zu Gott zurückzuführen. Dies war der Glaube, die Liebe, die Hoffnung, welche er dem Geschlecht der Sterblichen gab; dies ist das Einzige, Unveränderliche, Ewige und Wahre, was allen, auch den mißgestaltetsten Religionsarten immer tief zum Grunde liegt, und ohne welches sie eigentlich keine Religionen wären. Daher ist auch der vom Weltheiland geoffenbarte Glaube keine Religionsart, sondern die Religion in ihrem Urwesen selber — das von Gott in den Geist der Menschheit Gelegte! Daher kann auch nur der Religion Jesu Göttlichkeit

und wahrhaft göttlicher Ursprung zugeschrieben werden, aber keiner andern Religionsart.

Alles Uebrige, was nicht Jesus unmittelbar in den von ihm geoffenbarten Glauben, in die von ihm mitgetheilte Hoffnung gegeben, ist Zusatz späterer Lehrer und Völker. Das Urlicht, welches er in reinster Klarheit wieder entzündet hatte, ward hin und wieder von Unwissenheit und sinnlichen Dingen verdunkelt. Daher entstanden die christlichen Religionsarten, die christlichen Glaubensparteien, Kirchen und Sekten. Eben weil in denselben Vieles vom Irdischen geschöpft ist, sind sie nicht für jede Weltgegend, nicht für jedes Gemüth gleich passend. So gibt es nur eine einzige christliche Religion, aber vielerlei Kirchenparteien und Glaubensarten.

Aber nur zu dem Urlicht, zu Dir, Jesus Messias, Gottgesandter, Sohn Gottes, der Du mich erst zur Erkenntniß meiner eigenen Würde und Bestimmung gebracht hast, zu Dir sehne ich mich zurück. Dein Jünger will ich sein; keines Irdischen Jünger! Dir will ich von Herzen gehören, ohne deswegen denen entgegen zu sein, die von verschiedenen Kirchen sind, welche sich um Dein geoffenbartes Wort zusammengeschlossen. Alle sind ja meine Brüder und Schwestern; Alle Kinder des gleichen Vaters im Himmel; Alle vereinigen sich mit mir in Gott, durch Dich, mein Erlöser! Amen.

16.

Des Winters Abſchied.

Pſalm 103, 1. 2.

Wo wandeln Welten, wo ergießt
Der Lichtſtrom Deiner Sonnen ſich,
Wo Du mein Gott nicht Vater biſt?
Wo, was nur fühlen kann, durch Dich
Nicht Freude hat?

Und Freude bis zum Ueberfluß
Aus tauſend Quellen! O wie voll
Für einer jeden Kraft Genuß
Quillt jede, die ſo lange quoll
Und ewig quillt!

Durchfliegt wie Adler allen Raum
Von allen Himmeln: ihr erblickt
Des Weltalls erſte Grenzen kaum,
Des weiten Reichs, das er beglückt,
Der Gütige!

Wer zählt die Heer' um ſeinen Thron,
Die froh ihm Preis und Jubel weih'n?
Auf dieſem Stäublein Erde ſchon,
Wie viele ſind da, die ſich freu'n,
Daß Er ſie ſchuf!

Natur erwacht! — ſchon fangen Winter und Sommer
n die Herrſchaft zu ringen. Das Eis weicht von den Bä-
die Wieſen beginnen zu ergrünen; weiß und roth pran-
hon einige Blumen; viele derſelben, vom Allmachtshauch
Schöpfers angeweht, durchbrachen mit ihren zarten Blät-
ogar die Hülle des Schnees, um zur beſtimmten Zeit zu
inen; die Geſträuche treiben ihr hellgrünes Laub hier und
Mauern und Hägen hervor, die ſchöne Zeit anzukündi-
und in den Lüften jubelt ſchon das Lied der Frühlerche
den Wolken, während der fröhliche Schlag der Finken
on Baum zu Baum wiederholt.
ieder ſchönere Tag lockt uns ins Freie. Mit ſehnſuchtvoller
Duld mögen wir kaum erwarten, daß Alles in ſeinem
en Glanze prangt; daß die Erde ihren fruchtbaren Schoos
; daß die ſchwellenden Blüthenknospen ſich an allen Zwei-
ntfalten, und in Garten und Feld die Landſchaft weit

umher im warmen Frühlingsboden wie ein einziger duftender, vielfarbiger Blumenstraus prangt.

Wie viel tausend anmuthige Hoffnungen umgaukeln uns schon von den Freuden des bevorstehenden Sommers! Wir sehen schon die vielen lieblichen Tage voraus, welche wir einsam in schöner Gegend, oder in Gesellschaft geliebter Freunde unter dem heitern Himmel verleben werden. O welche prachtvolle Morgenstunden erwarten uns! welche genußreiche Abendstunden, wenn die glühende Sonne niedersinkt, und die Welt, in reizenden Duft gehüllt, einschläft, während aus fernen Gebüschen Nachtigallen singen, und des Mondes Silber zauberhafte Verklärung über Flur und Wald und Gewässer und über die stillen Wohnungen der Sterblichen gießt! Ich gedenke der vergangenen Wonnen; ich gedenke derer, die mich noch erwarten. Ich jauchze mit dir, o David: Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat! (Ps. 103, 1. 2.)

Ich werde nie ermüden, die Pracht Gottes zu sehen; nie, seine mannigfaltigen Wunder mit entzücktem Geiste zu preisen. Ich sah den Wechsel der Jahreszeiten von Kindheit an über mich hingehen; es war immer der gleiche und doch nicht immer das Gleiche. Nein, je älter ich ward, je schneller schien sich mir jede Jahreszeit zu entfernen; je lachender wurden mir die Frühlinge und Sommer, je genußvoller die Herbste und Winter. Wer ist, wie der Herr, unser Gott?

Es ist in der Schöpfung Gottes Alles Leben, Alles Bewegung, Alles Veränderung. Nichts bleibt dasselbe. Sterne, Sonnen, Monden gehen auf, gehen unter; Eis- und Schneewüsten verwandeln sich in Fluren voller Lieblichkeit; Pflanzen welken, Pflanzen blühen; Thiere sterben, und werden geboren; Alles verschwindet, Alles kehrt wieder. Und dies ist die Geschichte der Natur von Jahrtausenden zu Jahrtausenden.

Aber in diesen Reichen ewiger Abwechselungen und Mannigfaltigkeiten herrscht ein einziger, wunderbarer Geist und Sinn, und eine geheimnißvolle Einheit. Das Meiste, was du Veränderung im Weltganzen nennst, ist nur Schein. Denn jene

onnen und Sterne stehen still, die über dir auf- und nieder-
hen; wenigstens ist dein Auge nicht fähig, ihren Lauf zu be-
erken. Die Tage und Nächte, die Morgen und Abende, ja
lbst alle Jahreszeiten sind immer zu gleicher Zeit auf Erden
rhanden, während dich ihr Wechsel erfreut. Die Zeit ist immer
ieselbe. Die Geschichte eines Jahres mit seinen mehrern Hun-
rt Tagen und Nächten, Morgen- und Abendröthen, mit seinen
lüthen, Früchten und Schneeflocken, ist im Grunde die Ge-
hichte eines einzigen Augenblicks.

Denn könntest du dich mit dem Fittig eines Engels über
ie Erde erheben in die ungemessenen Fernen des Himmels:
würden Sonnen und Sterne stille stehen über deinem Haupte;
ur die Erdenwelt würde unter dir, wie eine ungeheure Kugel
derleicht um sich selbst rollend, durch das endlose Nichts
hweben, und einen weiten länglichten Kreis um die Sonne
eschreiben, der im Jahre vollbracht wird. Und wie die Sonnen-
rahlen abwechselnd die Hälfte der in ihnen spielenden Welt-
ugel vergolden, sähest du die Tageszeiten im gleichen Augen-
lick erscheinen; und wie ein Theil der Erde diese Strahlen senk-
echter, oder schiefer empfängt, sähest du im gleichen Augenblicke
lle Jahreszeiten. — Ein solcher Augenblick wäre die Geschichte
iner Ewigkeit. Die gleiche Sonne, die auf einem Strich des
rdbodens die untergehende heißt, ist für weiter entfernte Völ-
er in gleicher Minute die aufgehende. Die Abendröthe vieler
Länder ist zugleich die Morgenröthe für viele andere. Du sähest
hier vom Schlaf erquickte Menschengeschlechter in demselben
Augenblick erwachen, da sich andere, ermüdet von des Tages Last,
zum stillen nächtlichen Lager begeben; wo der Sonnenstrahl
hinfällt, Leben und Bewegung, und wo sich die rollende Erd-
kugel ihm auf einer Seite entzieht, todte Ruhe und Stille.
Heiterkeit in freudiger Mittagsfülle diesseits, düstere Mitter-
nacht jenseits des Erdballs! — Und, wie dies, auch im gleichen
Augenblick, je nach dem Stand der Erde zur Sonne, würdest
du auf einem Theil der dahinschwebenden Weltkugel Alles weit
von winterlichem Eis und Schnee versilbert, die Bewohner vom
Froste halb erstarrt sehen; während auf einem andern Theile die

heisse Sommergluth brennt, die Berge rauchen, Pflanzen und Thiere vor Hitze verschmachten. Du würdest hier die silbernen Frühlingsblüthen einen ganzen Welttheil bekränzen sehen, während in der entgegengesetzten Erdgegend die Frühlingssonne Herbstsonne heißt, und statt der Blüthen schon reife Früchte an den Aesten der Gesträuche und Bäume niederhangen.

Welch ein Zauber! Wie viel Täuschung, wie viel Wahrheit! Die Sonne geht den ganzen Tag hindurch in jedem Augenblick auf, in jedem Augenblick unter. In der Mitternacht ist Mittag. Was für mich der ankommende Frühling, ist für Andere der ankommende Herbst! Die Oberfläche der Erdkugel wechselt ihre Farben, je nachdem sie ihre Seiten der Sonne zuwendet; sie grünt und erbleicht, blüht und friert — das Alles in einem und demselben Moment. Und das nennt der Mensch, der auf einem kleinen Punkt der Erdkugel verbleibt, den Wechsel der Jahreszeiten. Und dies ganze Wunder voll unbeschreiblich mannigfaltiger Wirkungen ist durch nichts als durch das einfache Rollen der Erde um die Sonne hervorgebracht. Wer ist wie der Herr unser Gott?

Gleich unserer Weltkugel, die wir bewohnen, schwingen sich noch andere Erden in ungeheuern Entfernungen um die Sonne. Auch die Wesen, welche auf ihnen wohnen, haben wie wir ihre Tages- und Jahreszeiten. Und diese Welten alle, wie klein sind sie neben der Sonne, von der sie Wärme, Licht urd Lebensreiz empfangen! Wie klein sind sie im unermeßlichen All, wo Milliarden Sonnen brennen, größer als die, der wir am nächsten sind! — Ach, unsere Welt ist gar ein geringes Stäubchen in der uferlosen Schöpfung des Allerheiligsten — und wir Bewohner dieses unmerkbaren Sonnenstäubchens, was sind denn wir? — Was ist unser eingebildeter Reichthum und Glanz? Was sind auf diesem von uns bewohnten Stäubchen alle Thronen, Reiche und Heeresmächte, vor denen wir zittern? — zittern! während wir nicht zittern vor dem Allerhöchsten in der uferlosen Schöpfung, vor ihm, den wir unsern Vater nennen dürfen! Wie klein und erhaben ist doch der Mensch im gleichen Augenblicke! Wie mächtig und wie schwach ist er zugleich!

Indem ich mich der wiederkommenden Sommerzeit freue, erfreue ich mich der schönsten Ordnungen des Schöpfers. Ich kenne aus mehrjährigen, selbstgemachten Erfahrungen, ich kenne aus den mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen derer, die schon vor mir diese Erde bewohnt haben, einen, wenn gleich geringen, Theil der Gesetze, in welchen sich Alles bewegt. Es mag Vieles veränderlich sein, aber die göttliche Gesetzgebung in der Natur ist doch unwandelbar. Ich weiß, mag auch noch so mancher rauhe Winterſturm über unsere Felder fliegen, endlich werden die Fluren blühen. Ich weiß, die Zeiten der Rosen sind nahe. Auf nichts kann ich mit größerer Gewißheit zählen. Menschliche Befehle ändern oft; selbst der Wille des weisesten Herrschers kann in Widersprüche verfallen. Aber ewig einerlei ist Gott und sein Wille, unwandelbar sein Rathschluß, unzerbrechlich seine Ordnung! — Warum baue ich denn so viel auf Menschenwort und nicht lieber auf Gottes Rath? Warum folge ich so oft den Winken und Lehren kurzsichtiger Sterblicher, und nicht lieber den mir durch Jesum geoffenbarten Winken des ewigen Vaters, die immerdar dieselben bleiben, zur Beseligung der Seelen in allen Weltgegenden und Weltaltern? Gottes Wort bleibt ewiglich! — Darum sollst du Gott mehr gehorchen, als den Menschen!

Inzwischen drängt sich mir bei Betrachtung der in ewiger Gleichförmigkeit wiederkommenden Jahreszeiten eine Bemerkung auf, die mein ganzes Inneres bewegt, und für mich von hoher Wichtigkeit wird.

Unvergänglich sind die Ordnungen des Schöpfers im unendlichen Reiche seiner Schöpfungen; darum wird in Ewigkeit Alles so bleiben, wie es seit Ewigkeit war. Das Weltganze steht. Es verschwinden wohl einzelne Theile; sie welken, sterben, zertrümmern, faulen, verwittern, lösen sich auf, aber werden dadurch wieder Ursache neuen Lebens, neuer Gestalten. Nichts stirbt ganz aus; es erzeugt sich immerdar wieder. Wie die Abendsonne des einen Volkes im gleichen Augenblick die Morgensonne des andern ist: so ist der Tod oder Untergang von zahllosen Geschöpfen im gleichen Augenblick die Geburt und Keimung zahl-

loser anderer. Tod und Geburt, Verwesen und Keimen sind also das Gleiche. Es dreht und schließt sich Alles in einem unendlichen Ringe zusammen. Wer da sagt, es stirbt, sagt, es wird geboren. Die Schöpfung, uralt, ist jeden Tag in sich selbst verjüngt, neu; jeder Augenblick in sich selbst vor Alter vergehend und jugendlich aufblühend. — Wie wunderbar und unbegreiflich!

Und doch noch nicht das Wunderbarste! — Gott hat eine Fülle lebendiger Kräfte durch das ewige Weltenreich ausgegossen. Die Kräfte paaren und trennen sich, bekleiden sich zur Sichtbarwerdung, und werfen das Kleid wieder ab, um in neue Verbindungen zu treten. Da ist unauflösliches Regen und Bewegen. Wie Athem und Blut in Menschen und Thieren, so der Saft in Eichen, Palmen und niedrigen Mooſen; so das Strömen der Quellen und Bäche von den Berggipfeln zu Flüssen und Meeren; so von Meeren und Seen durch unterirdische Gänge wieder hinaufgedrückt zu den Gipfeln der Berge; so verdampfende Weltmeere, die sich in Wolken des Himmels verwandeln, von wo sie tröpfelnd als Regen zu den Ländern der Menschen fruchtbar zurückkehren — Alles der ewige Kreislauf! Und wie auf Erden, so der Wille und das Gesetz des höchsten Wesens in den Himmeln.

Im weiten Ringe fliegt der Mond um unsern Erdball, unsere Nächte zu beleuchten, und für seine Nächte Licht zu empfangen von dem Erdball. Die Erde fliegt, gleich mehrern andern Weltkörpern, um die Sonne. Auch die Sonne steht nicht still; sie fliegt, vielleicht mit andern Sonnen, die wieder andere Erden zu begleiten haben, um eine größere Sonne, die wir vielleicht unter den Tausenden von Sternen zwar sahen, welche allmälig über uns aus unaussprechbaren Fernen leuchten, aber doch nicht mit Sicherheit dafür erkennen mögen. Und diese Mittelsonne aller sich um sie bewegenden Sonnen fliegt wieder in unendlich größerm Ringe, mit ihrem ganzen strahlenden Weltenheer, um noch ein entlegeneres Urlicht, von dem unser aufs Schärfste bewaffnetes Auge nur keine Spur entdecken mag — Alles weiter und weiter im ewigen Kreislaufe.

Ich schwindle, — ich schaudere! — Es ist Entzücken, es ist

Entsetzen, das mich überwältigt unter diesen hohen Betrachtungen. Was ist es, das ich bewohne unter dem nie endenden All der Schöpfungsgröße? Was bin ich, neben dem die ganze Herrlichkeit des Alls nur elender Staub, nur Schatten ist? Wer ist wie der Herr, unser Gott? O welcher schrankenloser Reichthum von Wundern will sich vor den Augen meines in Anbetung vergehenden Geistes entfalten!

Und doch noch nicht das Wunderbarste! Seit Jahrtausenden und Jahrtausenden währt der Kreislauf des strömenden Lebens — aber ewig einerlei, wie des Schöpfers unzerstörbares Gesetz, bleibt das Erschaffene mitten im scheinbaren Wechsel der Dinge. Seht die Pflanzen, sie waren nicht vollkommener, nicht unvollkommener in den Tagen der ersten Sterblichen, wie heute. Der Apfel röthete sich im Paradiese; der Mandelzweig blühte in Aarons Tagen; die Rose und Lilie schmückten Salomons Gärten. — Jahrtausende verflossen, sie blieben die gleichen; sie werden nach Jahrtausenden noch die gleichen sein. Eben so nach so vielen Weltaltern sind weder die Vögel der Luft, noch die Fische des Wassers, noch die Landthiere und Gewürme des Staubes anders oder vollkommener geworden, als es die ersten waren, welche der Schöpfer ins Dasein rief. Selbst des Menschen Leib und seine irdischen Eigenschaften sind nicht vollkommener geworden, sondern dieselben geblieben.

Doch in diesem ewigen, uralten Einerlei ragt nur Eins empor, das sich langsam veredelt hat, und an Erkenntniß wächst, und nicht das Gleiche bleibt — es ist der menschliche Geist! Für ihn sind die Weltalter der Vergangenheit unverloren; er bewahrt sie in seinem Gedächtnisse, und saugt, wie die Biene aus Blumen, seine Nahrung aus den Geschichten und Gedanken aller Jahrhunderte. — Zwar sind große und weise Völker der Vorzeit untergegangen, und der Halbwilde wandelt heute über deren Grabmälern; aber von den Schätzen, welche sie hinterliessen, ging nichts verloren. Die Menschheit war deren Erbin, nicht der rohe Eroberer des Bodens. Ein Jahrtausend erbte die Erfahrung und Kenntniß des verflossenen, und in ihnen veredelte und erhob sich der menschliche Geist. Men-

schen starben, aber ihr besserer Gedanke ging lebendig zu den Enkeln. Völker verschwanden, aber die Menschheit blieb, und glänzte bereichert durch das, was die Verschwundenen gedacht hatten. Es ward eine fortschreitende größere Ausbildung geistiger Kräfte wahrnehmbar. — Alles blieb auf seinen ersten Stufen — nicht aber der Geist der Menschheit.

Zwar nicht das gesammte Menschengeschlecht genießt dieser Veredelung und ihrer Frucht; aber doch ein großer Theil. Wie überall in der Natur, sehe ich auch in der Menschheit eine millionenfältige Abstufung der innern Entwickelungen, der Kräfte und Erkenntnisse.

Welch ein Trost, welch ein Stolz! — — Ich Dein Kind, o Gott, Dein Auserwählter unter den unzählbaren Wesen, die aus Deiner schöpferischen Macht hervorgingen! Mein Geist eine Blume, die sich erst in Ewigkeiten zur Vollendung entfalten kann! — Nur ihn machst Du zur Ausnahme in dem unübersehbaren Gebiet der erschaffenen Dinge. Er soll heilig sein, von allen Unvollkommenheiten frei, — denn Du, Herr und Vater der Unendlichkeit, bist heilig!

Daß ich nicht schon weiter fortgeschritten bin auf den Bahnen meiner Vollendung — ist es nicht meine eigene Schuld? Warum war ich träge und gleichgültig? Warum lebte ich nur für das Irdische, welches doch nicht bleibt, und sich nicht veredelt, sondern mit dem Du meine höchste Kraft, den Geist, auf kurze Zeit vermählt hast, daß er es zum Werkzeuge seiner Veredelung mache?

O du heiligster Geist, der das unendliche All bewegt; du Leben alles Lebens, Licht alles Lichts, belebend und leuchtend sei auch mir! Ich will oft Deine wundervollen Schöpfungen betrachten, daß ich mich lebhafter Deines Willens, Deiner Erhabenheit und meiner über die Schicksale alles Irdischen hinweggehenden Bestimmungen erinnere. Ich ahne dich, ich erblicke dich, o du Unerforschlicher, durch die von Dir geschaffene Pracht der Natur, wie durch einen dunkeln Schleier! Und mein Herz wird voller Anbetung! Und ich erkenne, Vater, Vater! Dein sei alles Reich, alle Kraft, alle Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

17.

Das Reich der Pflanzen.

Erste Betrachtung.

Matth. 6, 28. 29.

Groß, majestätisch sind des Höchsten Werke,
Werth alle, daß man sie erforsch' und merke;
Aus ihnen strömen heilige Vergnügen,
Die nie versiegen.

Was er uns ordnet, ist voll Schmuck und Ehre,
Daß es, wie groß er sei, die Menschen lehre!
Es lehrt das kleinste Blümchen in den Auen
Die Allmacht schauen.

Er baut den Wundern, die sein Arm verrichtet,
Ein Denkmal, welches keine Zeit vernichtet;
Laßt uns, vereint mit allen frommen Seelen,
Sein Lob erzählen.

„Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen! — Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eins.“ — So sprach der Erlöser lehrend zu seinen Jüngern, und machte sie auf die wundervolle Pracht der blühenden Natur aufmerksam; denn sie, besser als der beredteste Prediger, verkündigt die göttliche Weisheit, Güte und Größe. Auch der Gefühllose wird bei ihrem Anblick gerührt, und wird in der Wahrnehmung ihrer Reize voll Entzückens.

Und so will auch ich oft im vollen Maße die Herrlichkeit der wieder erwachenden Natur genieſſen, und die Majestät des allgegenwärtig wirkenden Schöpfers in ihr bewundern. Wie belehrend ist die Beobachtung des kleinsten Gegenstandes in der Schöpfung; wie unschuldig und rein ist das Vergnügen, welches ich in Betrachtung der Naturschönheiten empfinde! Wie heiligend ist für meine Seele der Umgang mit den Werken meines Gottes!

Es ist eine neue Kraft, welche mit dem beginnenden Frühling durch Erde und Himmel zu strömen scheint. — Ein frisches Leben regt sich durch die weite Schöpfung, die Fluren

ſtrahlen von einem das Auge erfreuenden Grün, und tauſend vielfarbige Blumen fangen an, ihren Schmuck zu entfalten, während die Bäume ihre Knoſpen ſchwellen laſſen, oder ſchon mit Blüthenkränzen prangen.

Wer möchte da gleichgültig bleiben! Wie begierig und froh eilt Alles an heitern Tagen hinaus in Feld und Garten, die wieder erſcheinende Schönheit der Welt zu ſehen! Aber wo ſoll ich meine Betrachtungen der göttlichen Macht anfangen, wo enden? Ich verliere mich in einem unendlichen Labyrinth von Wundern; der ſchlechteſte Grashalm, die kleinſte Feldblume, welche mein Fuß niedertritt, iſt ein Zeuge der allerhöchſten Weisheit, der allerhöchſten Macht.

Mondenlang unter Eis und Schnee ſchlief das erſte Samenkorn. Aber Gott hat ihm eine natürliche Wärme gegeben, daß es auch durch den ſtärkſten Froſt nicht das in ihm wohnende Leben verlieren konnte. Kein Menſch wußte vom Daſein dieſes Samenkörnleins, Niemand verpflegte es. — Aber Gott, der es geſchaffen hat, ſorgte auch für die Erhaltung desſelben. Er wußte die Stelle, wo es am nützlichſten keimen, am beſten Nahrung empfangen würde. Sturmwinde flogen darüber hin, ſie entwurzelten feſte Eichen und verſenkten die Schiffe des Meeres in den Abgrund. Aber das unbemerkte Samenkorn lieſſen ſie ruhig an ſeiner Stelle ſchlafen, oder trugen es auf einen Platz, wo es noch daran fehlte und wo es beſſer gedeihen konnte.

Sorgt die Vorſehung ſo für das Samenkorn der geringſten Pflanze — könnte ſie denn jemals meiner und der Meinigen vergeſſen? Warum quäle ich mich doch zuweilen mit heimlichen Sorgen um die Zukunft? Warum wird doch meine Zuverſicht auf die Alles ernährende Vaterhuld Gottes wankend? Iſt meine Seele weniger der Obſorge ihres Schöpfers würdig, als das kleine Samenkorn der Feldblume? Wird er jemals meiner vergeſſen, da er auch des Geringſten nicht vergißt, was er einmal erſchaffen hat?

Jedes Samenkorn, es ſei auch noch ſo klein, iſt merkwürdig durch ſeine Beſchaffenheit. Es beſteht aus einem weißen, mehlartigen Kern, und aus einer Schale, die den Kern über-

zieht, um ihn zu schützen. Ausser der groben, äussern, härtern Schale, die den zarten Kern vor allen Verletzungen behüten muß, liegt zwischen ihr und dem Kern noch eine feine, dünne Haut, damit selbst die feste Schale den Kern nicht drücken möge. So hüllt eine liebende Mutter ihr zartes Kind in mehrere Tücher ein, um es zu schonen, und legt die feinsten Tücher gern zunächst um des Kindes Glieder. Welche Fürsorge des Schöpfers für das Allerkleinste in seiner Natur! Welch ein Aufwand der nöthigen Erhaltungsmittel für den Keim einer Mandel, einer Nuß oder eines Grases! — Wie manche Aeltern haben für ihre eigenen Kinder und deren Gesundheit nicht so viel Sorgfalt, als die Natur für das Leben des kleinsten, oft kaum dem Auge sichtbaren Samenkorns der gemeinsten Pflanze!

Aber auch den Kern des Samenkörnleins will ich näher betrachten. Ich entdecke darin zwischen den Kernstücken einen kleinen Punkt, der erhaben ist. Man nennt ihn das Herzchen. Aber es ist der wirkliche Keim der künftigen Pflanze; der erste Anfang zum Kornhaln, oder zum Eichbaum u. s. w. Selbst also auch die flüssigen Kernstücke sind nur eine neue Hülle; sie dienen dem jungen Keim als erste Nahrung, so lange er nicht hervorgetrieben, noch keine Wurzeln und Blätter gebildet hat, um Nahrung aus Luft und Erde einzusaugen. Sie sind dem jungen Pflanzenkinde gleichsam die erste Muttermilch, durch welche es erhalten wird, bis es fähig ist, stärkere Kost zu geniessen. — Wie mannigfaltig wunderbar und weise ist solch ein Samenkorn eingerichtet! Wie groß ist die Sorgfalt des Herrn aller Welten, des Majestätischen, vor dem die Sterne beben, um Erhaltung und Pflege des kleinsten Keimes!

Wenn nun im Frühjahr die Strahlen der Sonne den aufgethauten Erdboden durchwärmen, regt sich der wohlverwahrte Keim, und schwillt von der Nahrung, daß die ihn umgebende Schale zerplatzt und er hervordringen kann. Die Kraft, welche dieser schwache Keim hat, ist erstaunenswürdig, indem er den Kern anschwellt. Wenn man ein Gewicht von hundert und fünfzig Pfund auf Erbsen legt, die man durch Anfeuchtung zum

Keimen lockt, so wird das Gewicht durch das Schwellen der Erbsen bewegt, und der Keim dringt hervor.

Woher diese ausserordentliche Stärke? Wie kann solche Macht in einem so zarten Keime wohnen, den der Finger eines Kindes tändelnd zerstört? Warum erwacht die Kraft nicht früher, bis der volle Frühling das Gedeihen sichert? — Wahrlich, hier ist das Walten Gottes! — Der scharfsinnigste Künstler auf Erden und der gewaltigste der Fürsten, dessen Winken Millionen Menschen gehorchen: könnten sie ein einziges Samenkorn erbauen? Wie groß ist Gottes Allmacht selbst im Kleinsten! Nur die Reiche aller seiner Wunder mit flüchtigen Augen in der weiten Schöpfung auf Erden zu erkennen, wäre ein einziges Lebensalter des Menschen nicht hinlänglich. — Und wie dies einzelne Samenkorn, so sind Millionen neben Millionen auf der weiten Oberfläche des Erdballs ausgestreut, daß sie nicht zu zählen wären. Keins gleicht dem andern; alle sind von einander unterschieden an Größe, Schwere, Gestalt, Farbe. Einige haben Flügel, wie die Samen der Tannenbäume, damit der Wind sie auf entlegene, kahle Oerter führen könne, wo noch des Lebens zu wenig blüht. Andere fallen täglich vom Baum unter dessen Aesten nieder, weil sie eine warme Winterdecke von dessen im Herbst abwelkendem Laube empfangen möchten, um nicht zu erfrieren. Jede einzelne Pflanze bringt wieder des Samens jährlich in ungeheurer Menge; ein einziger Eichbaum oft so viel, daß daraus ein weitläufiger Wald erwachsen könnte, wenn jede Eichel gediehe. Aber der Schöpfer ist voll Güte, mit diesem Uebermaß von Früchten Menschen und Thiere zu ernähren; er streut damit den Vögeln und Würmern ihr reichliches Futter hin. Er versorgt sie Alle, seine Erschaffenen, Keins darf leer ausgehen. Nur der allergeringste Theil des jährlich reifenden Samens ist genug, den ganzen Erdkörper mit Pflanzen zu übergrünen. Herr! wie sind Deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güte! (Ps. 104, 24.)

Ist der Bau eines gering scheinenden Samenkörnleins schon hinreichend, unsere Verwunderung zu erregen: so ist es noch

mehr das Leben des Keimes. — Was ist dies Leben? Es ist etwas Seelenartiges in dem kleinen Keime; denn er dringt, wie gerufen und zur rechten Stunde, aus der Milch des Kernes hervor, und senkt seine Spitze in den Erdboden, um Nahrung zu finden. Er treibt aus dieser Spitze kleine Fasern hervor, die zu Wurzeln werden. Woher weiß der Keim, daß er Nahrung im Boden findet? Woher weiß er, wo der Erdboden sei, den er doch nicht sieht? Und doch, wenn die Spitze des Keims, die zur Wurzel bestimmt ist, aufwärts über die Erde steht, krümmt sie sich so lange abwärts, bis sie Erde gefunden, während die andere Keimspitze, die zu Stengel und Blättern werden soll, sich jedesmal von der Erde wegwendet und himmelwärts steigt, um Luft und Licht zu suchen. — Ist hier nicht Seele? Ist hier nicht eine verborgene, wunderbare Kraft, die eben so unerklärlich ist, als diejenige, welche die Sternenwelten schwebend durch luftleere Räume in ewig gleichen Bahnen führt? Aendert immerhin die Lage des keimenden Samens, so oft ihr wollet, daß die Spitze, welche die Erde sucht, Luft, oder die, welche Luft sucht, Erde finde: er wird sich nicht täuschen lassen; er wird nicht müde werden, eben so oft seine Keimspitze in ihrer Wendung zu ändern.

So führt mich schon der Keim des unbedeutendsten Krautes und Grases an die Grenzen meiner Erkenntniß. Es ist für den einsichtsvollsten Sterblichen ein unauflösliches Räthsel, was das ist, das in diesem Keim denselben lenkt: Es läßt sich das unbekannte Etwas nicht begreifen, welches die wunderbare Eigenschaft hat, unter der Erde seine Arme auszustrecken, als Wurzeln, um Nahrung zu suchen. Und selbst diese Wurzeln, wie unendlich anders sind sie bei allen verschiedenen Pflanzen gebaut! Hier sind neue Räthsel zu lösen! Einige bohren mit festem Pfahl in gerader Richtung abwärts, um dem künftigen hohen und buschreichen Stamm des Baumes eine sichere Haltung gegen die Gewalt der Stürme zu verschaffen. Andere breiten sich nur in vielen Verästungen unter der Oberfläche des Bodens aus, so daß sie auf nicht gar tiefem Grund stehen können. Einige sind hohl, röhrenartig; andere schuppig, haarig; einige

sind holzig, andere fleischig, um Menschen und Thieren zur Nahrung zu dienen, als Rüben oder Zwiebeln, als Kartoffeln u. s. w. Wer aber könnte die Mannigfaltigkeiten alle zählen, die in der unterirdischen Haushaltung der Wurzeln statt finden? Und wie wenige Menschen denken nur daran, daß eine solche vorhanden ist; daß Gott unter der Erde die erstaunenswürdigsten Wunder vollendet, die kein Sterblicher beobachtet, um neue Wunder über der Erde erscheinen zu lassen?

So wie jedes Thier, seiner Nahrung nach, seine besondere Art Futter verlangt und aufsucht: so sucht auch jede eigene Pflanzenart diejenige Nahrung im Boden auf, welche ihr am angemessensten ist. Denn es liegt im Schoose der Muttererde mancherlei Kraft und Nahrung verborgen. Der weiseste Mensch kann sie nicht von einander unterscheiden; aber die blinde Pflanze fühlt und entdeckt sie mit ihren saugenden Wurzelspitzen, und verspottet die Einsicht der Sterblichen. Daher, verschieden wie das Erdreich, versammeln sich auf demselben die Gewächse. Andere Pflanzen grünen und blühen längs den Ufern der Bäche, andere auf dürren Felsen. Die Brunnkresse liebt das reine kalte Wasser der Quelle; im Schlamme würde sie sterben. Aber das Steinbrechkraut nimmt mit wenig Erde in der Felsenwand vorlieb.

Daher ist in allen Welttheilen, unter allen Himmelsstrichen das Reich der Pflanzen verschieden; jedes Land hat diejenigen Gewächse, welche seiner Natur am nützlichsten sind. In den Sandwüsten der heißen Weltgegenden grünt die Palme mit ihrer erquickenden Frucht; in den kalten Ländern breiten sich die Tannen in unermeßlichen Wäldern aus, um den Menschen Holz zur Erwärmung zu liefern. Aber diejenigen Gras- und Getreidearten, welche geradezu den Menschen am nöthigsten sind, gewöhnen sich auch am leichtesten an jeden Himmelsstrich und jeden Boden. Daher finden wir sie in allen Welttheilen wieder. Also ordnete die Weisheit Gottes den großen Haushalt der Natur, daß an keinem Orte das für jede Gegend Nöthige mangele. Sie gab zwar verschiedenen Ländern ihre verschiedenen und eigenthümlichen Schätze, auf daß die Besitzer derselben sie

unter einander austauſchen, und dadurch näher mit einander verbunden werden möchten; aber was allen unentbehrlich war, das theilte ſie liebreich allen mit.

Je tiefere Blicke ich in die Ordnungen der Schöpfung werfe, je anbetungswürdiger erſcheint mir des Schöpfers erhabene Sorgfalt. Wie unzählige Vorbereitungen ſind nöthig zum Keimen eines ſchwachen Samenkorns, wie vielerlei Mittel zu ſeiner Erhaltung und Nahrung; und doch fügt ſich alles ſo einfach, ſo leicht zuſammen, daß der Sterbliche es kaum bemerkt und achtet! Wie viel gehört dazu, daß Menſchen und Thiere in einer Gegend leben können — und doch ein wunderbarer Ueberfluß für Alle! und für Jeden wieder nach ſeiner beſondern Natur, nach ſeinen eigenen Bedürfniſſen! Wie der Menſch die geſunde und ungeſunde Nahrung unterſcheidet, ſo weiß auch die Pflanze mit ihren Wurzeln unterirdiſch umher zu ſchleichen, bis ſie diejenige Nahrung findet, die ihrem Gedeihen am beſten entſpricht.

Und wie die Wurzeln erſtarken, ſo wächſet die zarte Pflanze mächtiger empor, und wird nun, was ihre vom Schöpfer verordnete Beſtimmung iſt. Sie wird zum Schwamm, der über Nacht im Schatten der Bäume aufſchießt; zum Mooſe an Fels und Stein; zur Flechte, welche alternde Stämme umſpinnet, oder haarig von deren Zweigen niederweht; zum Kraut und Graſe, welches die Thäler und Hügel und Ebenen ſchmückt; zur immergrünen Palme, welche ihre koſtbare Frucht im Gipfel trägt, und mit einem einzigen ihrer Blätter das Dach einer Hütte des wilden Indianers deckt; zur Staude, deren Wurzeln viele Jahre leben, und jährlich friſches Kraut hervortreiben; zum niedern Strauch, deſſen holzige, zahlreiche Stengel aus gemeinſamem Wurzelſtock treiben, zwar nie die Höhe eines Baumes, aber doch oft deſſen Lebensalter erreichen; zum hochſtämmigen Baume endlich, der zwar nur einen einzigen Stamm aus ſeiner Wurzel emporſteigen läßt, aber dann oft mit ſeinem Schatten ganze Thäler füllt, und mit ſeinem Alter durch viele Jahrhunderte geht. So dauert die Eiche über ein halbes Jahrtauſend; im Schatten ihrer Zweige

erfreuen sich mehr denn zwölf auf einander folgende Menschengeschlechter. Doch wie hinfällig und flüchtig ist ihre Lebensdauer gegen die afrikanische Adansonie! Dieser Baum, in den warmen, feuchtsandigen Uferlandschaften des Senegals wachsend, hat oft einen Umfang von achtzig bis hundert Fuß, und breitet fünfzig Fuß lange Zweige über die Thäler! Noch blühen dort Bäume, die schon blüheten, ehe Christus geboren ward. Ja man hat ihrer gefunden, die ein unverkennbares Alter von drei- bis viertausend Jahren hatten und noch kräftig grünten.

Was ist daneben des Menschen flüchtiges Leben? Wir staunen den Greis an, welcher über sein erstes Jahrhundert hinwegdauert. — Aber Eiche und Adansonie sinken nach Jahrhunderten und Jahrtausenden in den Staub, und nach Jahrhunderten und Jahrtausenden sind sie nicht vollkommener, als sie in ihren ersten Jahrzehnden gewesen waren. Der Mensch hingegen entwickelt seine wunderbaren, hohen Gemüthskräfte mit Schnelligkeit, wie er die Brust der Mutter verläßt. Er empfängt das Vermögen der Sprache, und nimmt durch seine äussern Sinne die Vorstellung von der ganzen äussern, ihn umgebenden Welt auf. Er ist mehr als stumme, gedankenlose Pflanze. Ein Tag seines Daseins wiegt das Jahrtausend vom Leben einer Pflanze auf. Er ist Geist. Er denkt Gott. Er kennt die Ewigkeit seiner Bestimmung. Er unterscheidet sich von dem Leichnam, der ihn umhüllt, und welcher, gleich der Pflanze, eine kurze Zeit blühet, dahinwelkt und stirbt. Was ist das Leben der mehrtausendjährigen Adansonie gegen die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes? Weniger, als ein Augenblick! Es ist daneben nichts mehr, als die Dauer der Schimmelschwämme, die gleich nach ihrem Entstehen wieder in Fäulniß fallen und vergehen.

Namenlos und verschieden, wie in Rücksicht des Alters, welches sie erreichen, sind die Pflanzen in Betracht ihrer Gestalt. Wer wäre vermögend, nur die mannigfaltig abwechselnden Formen ihrer Blätter, oder die anmuthigen, sinnreichen Bildungen ihrer Blumen zu zählen? Welcher Künstler verstände

die Farbenmischung trefflich genug, daß er die reizenden, einfachen Abstufungen des Grüns nachzubilden im Stande wäre, mit welchem die ganze Pflanzenwelt gekleidet ist? Wer bildet aus Seiden und Edelsteinen den Glanz, die Zartheit und Frische jener bezaubernden Farben und Verschilderungen derselben nach, die unser Auge im bunten Kreise der Blumen entzücken? Ach, und wie viel Tausend dieser Blumen blühen mit unaussprechlicher Schönheit, die unser Auge nur deswegen nicht achtet, weil sie ihm beinahe zu klein sind! Aber auch die kleinste Blume des Feldes, welche wir gleichsam nur von ungefähr entdecken und aufheben, ist kein geringeres Wunder, als die lieblichsten der halbentfalteten Rosen. Prachtvoll und majestätisch ist die Gottheit im Verborgenen ihrer Schöpfungen, wie in ihren offen und laut sich verkündenden Werken. — Für wen blüht die Blume der Einöde? Für wen prangt sie in hoher Regelmäßigkeit ihrer Theile, in der zarten Annehmlichkeit ihrer Gestaltung, in der Klarheit und Feinheit ihres Farbenschmelzes? Kein Auge sieht sie, kein Wanderer pflückt sie. Aber sie blüht und prangt, des Schöpfers Majestät auch in der stummen Einöde zu verherrlichen. Aber sie blüht und prangt, weil auch sie ihren Zweck im großen unendlichen Gebiet der Schöpfungen hat. Nicht Alles ist auf Erden für den Sterblichen vorhanden. Jedes ist auch um sein selbst willen, und jedes wieder zur Erhaltung des Ganzen da, und das endlose Ganze hängt wieder genau mit dem Einzelnen und Kleinsten zusammen.

Und soll ich vom Athem der Blumen schweigen, welcher die Lüfte des Frühlings und Sommers mit balsamischen Gerüchen füllt? Diese merkwürdigen Ausathmungen der Pflanzen gehören nicht weniger zu den Wundern Gottes, die zu unserer Seele reden. Denn was ist das, was unsere Nerven auf eine so wollüstige Weise reizt? — Woher haben die Blüthen diesen Duft empfangen, den keine menschliche Zunge bezeichnen kann? woher ihn die blendende Rose, das heimliche Veilchen, die edle Nelke? Zerstört sie nur, und ihr findet nichts als Fasern, Wasser, und wenige ölige Theile. Was war ihre Nahrung, aus der sie die balsamischen Ge-

rüche bereitet, die ihnen der sinnvollste Scheidekünstler nicht nachbildet? — Wasser- und Lufttheilchen. Doch wie die Biene aus dem Staube der Blüthen zähes Wachs und die Süßigkeit des Honigs zu verfertigen weiß, so die Blumen aus Wasser- und Lufttheilen den Duft, welcher uns berauscht, und den wir vergebens mit aller Kunst im Wasser und in der Luft suchen.

O Schöpfer, allmächtiger wunderbarer Schöpfer, wie groß, wie unbegreiflich wirst Du mir selbst in dem kleinsten Deiner Werke! — Ich mag umherschauen, wohin ich will, überall predigt mir Alles Deine Majestät, Deine unerschöpfliche Weisheit, Deine unergründliche Huld. — Wie mag der Mensch Dein je vergessen, Deiner vergessen, der Du seiner nie vergissest? Wie mag der Mensch Dich vermissen, Dich suchen, o Du Allgegenwärtiger, dessen Wesen und Hoheit uns aus dem Kleinsten und Größten anspricht, was uns umgibt?

Der Mensch — ist es möglich? — er Dich vergessen, er undankbar sein, er selbst doch die schönste Blume in der gesammten Schöpfung, die er kennt! — Er Dich verläugnen, der Du Dich in ihm am herrlichsten offenbart hast! Er, geschaffen Dir ähnlich! Geist gleich Dir, o Gott der Geister, heiligster der Geister! Er vergißt der erhabenen Abkunft; vergißt seiner erhabenen Bestimmungen? klebt sinnlich thierisch nur am Irdischen? sieht nur Staub, lebt nur für denselben; sorgt nur für seine Nahrung, für das Gedeihen seines Leibes, gleich einer Pflanze, und welkt dann, wie sie, wieder zum Staube nieder?

Nein, nein — herrlicher ist der Beruf meines Geistes, als zum schwelgenden, ärmlichen Pflanzenleben! — Nein, o mein Gott, mein Schöpfer, den ich Vater nennen darf, nein, ich verläugne Dich nicht!

Ich begegne Dir mit ehrfurchtvollem Schauern in der grünen Nacht der Wälder, deren Wipfel feierlich über mir ertönen, wie Gesang. Ich begegne Dir unter den wankenden, bunten Blumenheeren des Feldes, deren süßer Duft zum

Himmel emporwallt, wie Opferduft! — Ueberall bist Du, und überall Gott, mein Gott! — Die Kornähre, der Grashalm, das niedere Moos sprechen: wir kommen von Gott! Die ganze Natur ist ein Tempel, in welchem ich Dich anbeten soll — und jeder Theil, auch der geringste, an diesem Heiligthum, predigt Dich!

Vater, Aller Vater, der Du bist wunderbar und mächtig auf Erden, wie in den Himmeln, heilig sei mir Dein Name! Amen.

18.

Das Reich der Pflanzen.

Zweite Betrachtung.

Ps. 145, 1—9.

Wo tönt der Psalm, der Dich erreicht,
Dich, Herr, und Deine Stärke?
Die Macht, der ausser Dir nichts gleicht,
Die Größe Deiner Werke?
Wo tönt der himmlische Gesang?
Laß mich den Jubel hören!
Laß meines Herzens Liebes-Dank,
Mit ihm vereint, Dich ehren.

Unübersehbar, grenzenlos,
Ist Deiner Wunder Menge:
Ein hoher Inhalt, allzugroß
Für irdische Gesänge.
Wo kann ich hinschau'n, wo sich mir
Nicht Unermeßlichkeiten
Entschleiern, wo nicht, Gott, von Dir
Ertönen alle Zeiten!

Ich kann, mein Gott, wie groß Du bist,
Errathen mehr, als wissen;
Der Glanz, in den ich schaue, ist
Für mich, gleich Finsternissen.
Ich ahne, Herr, nur Deine Macht
Im Stern, wie in der Blume;
Doch trennt mich des Verstandes Nacht
Von Deinem Heiligthume.

Ich will reden von Deiner herrlichen, schö
Pracht und von Deinen Wundern! So sang Da
der königliche Sänger Gottes. Und wo ist der Christ, wel
nicht gern und freundlich beim Anschauen der täglich sch
aufblühenden Natur von dergleichen Empfindungen be
würde? Wo ist ein Tempel des Höchsten, der festlicher
schmückt wäre zu seiner Verehrung, als der Tempel der Na
dessen Gewölbe der strahlende Himmel, dessen Teppich die w
grünende, mit Blüthen überstreute Landschaft ist.

Nur hier empfange ich eine erhabenere Vorstellung von
Größe des Ewigen, die mir so der beredteste Mund eines St

ichen nicht innerhalb der todten Mauern der Schulen und Kirchen geben kann. Nur hier erweitert ſich meine Bruſt zum Entzücken; mein Gemüth ſehnt ſich nach Anbetung; nur hier fühle ich lebhaft, wie arm meine Sprache iſt, um die Gedanken, die Gefühle auszudrücken, welche mich überwältigen.

Wahrlich, es iſt nicht gleichgültig, an welchem Ort man ſich befindet, wenn man mit edler Bewegung des Gemüths an Gott denken will. Alles, was uns umgibt, ſpiegelt ſich in unſrer Seele ab, und hat einen Einfluß auf unſere Vorſtellungsart. Willſt du dir nur von der Macht und Größe eines Königs einen lebhaften Begriff machen: ſie werden dir ganz anders erſcheinen, wenn du derſelben in einer elenden Hütte gedenkſt; und anders, wenn du Augenzeuge vom Reichthum ſeiner Paläſte und der gebietenden Gewalt ſeiner Worte biſt. So ſtellſt du dir auch die Majeſtät Gottes anders vor in der Nacht, anders am hellen Tage, anders in Deiner engen Kammer, anders im freien Felde unter offenem Himmel. Aber ſtandeſt du jemals einſam auf der Spitze eines Berges, von wo herab du die unten liegende Landſchaft wie ein ſtilles Bild ausgebreitet erblickteſt; wo dir die Menſchen, gleich Würmern, klein und unbedeutend vorkamen; wo ihre Wohnungen Maulwurfshügeln glichen; wo weite Stille um dich her wohnte, und du allein ſtandeſt mit der feierlichen Natur und mit dem Gedanken an Gott, und dein Geiſt, rein von Leidenſchaften und Kümmerniſſen des alltäglichen Lebens, ſich ſelbſt gehörte? — Wie ganz anders haſt du damals deines Schöpfers gedacht; wie mit ganz anderer Ehrfurcht haſt du da zu ihm gebetet, als ſonſt zwiſchen den engen Wänden deiner Wohnung, wo dich ſo vielerlei kleinliche Dinge an irdiſche Bedürfniſſe, Wünſche und Hoffnungen mahnten.

Daher ſehne ich mich gern zur Einſamkeit im Schooſe der Natur; da empfinde ich ruhiger; da urtheile ich milder über die Menſchen und ihre Angelegenheiten; da bete ich mit einer feierlichern Andacht zum Schöpfer. In meiner Hütte, im Gewühle des gemeinen Lebens, zwiſchen den Wohnungen der Sterblichen, ſehe ich nur Menſchenwerk; aber drauſſen erblicke ich, umrauſcht und umduftet von der Pflanzenwelt, Gotteswerk.

Je länger ich sie im Ganzen oder einzeln betrachte, je ausserordentlichere Dinge nehme ich wahr, je höher steigt meine Ehrfurcht.

Wenn ich eine Pflanze zergliedere, oder vermittelst eines Vergrößerungsglases ihre innern Theile näher betrachte: welche Kunst, welche Zweckmäßigkeit, welche Ordnung bietet sich da meinen Augen dar! Ich erblicke, wie Fasern sinnvoll und regelmäßig durch Fasern geschlungen und verwebt sind, um dem Ganzen eine zusammenhaltende Festigkeit zu geben; zwischen den Fasern allerlei kleine Gefäße und Röhren, die theils Saft enthalten, welcher in ihnen aufgestiegen ist, theils Luft, die ohne Zweifel ebenfalls zur Nahrung dient. Einige dieser Röhren sind schraubenförmig gewundene, silberfarbene Bänder, die sich aus einander ziehen lassen, und wenn man sie losläßt, wieder röhrenartig zusammengehen. Doch wer ergründet, wozu diese Gefässe alle so äusserst kunstvoll gebaut sind, wie keines Menschen Hand sie nachbilden könnte? Wer ergründet, wie nun in diesen Gefässen Luft und Wassertheile aufsteigen, und sich so vollkommen verwandeln können, daß auf dem gleichen Fleck Erdbodens der Rosenstock den süßen Duft, die Wermuthstaude ihre Bitterkeit, der Weinstock sein köstliches Getränk, und der Stechapfel sein Gift bereiten könne? Alle umgibt doch die gleiche Luft, und ihre Wurzeln verschlingen sich in der gleichen Erdscholle.

Ich kann zwar im Innern eines Stammes die Markröhre sehen; ich muß zwar glauben, das Mark müsse einer der wichtigsten Bestandtheile sein; ich sehe, wie sich das Mark in seinen Fasern durch den dicksten Baum bis zur Rinde drängt; wie alle Aeste des Baumes entweder unmittelbar aus dem innern Mark entspringen, oder erst von einem durch die Rinde hervorgebrochenen kleinen Markknoten ihren Anfang nehmen, aber wie wenig weiß ich darum noch über den wahren Zweck dieses weißen, wellenförmig zusammengefügten Wesens! — Ich weiß zwar, daß in jedem Baume sich zwischen dem Baste und dem alten Holz eine neue Holzlage sich bildet, die das Mark ringförmig umgibt, aber woraus sie entsteht, bleibt mir unbegreiflich. Ich weiß

zwar, daß die Blätter als eine zarte Fortsetzung der Rinde anzusehen sind; aber wodurch empfangen sie an jeder Pflanze ihre regelmäßig vorgezeichnete Form, die sie nie ändern, und die sie schon haben, während sie noch in den Knospen fein zusammengefaltet liegen?

Man sagt, die Gottheit thue in unsern Tagen keine Wunder mehr — Zweifler, bist du hinausgegangen in die Werkstätte des Schöpfers, und konntest du dir die Ereignisse erklären, welche da dein erstarrtes Auge sah? Ist es dort nicht seine Hand, die täglich neu schafft? Wessen Hand ist es, die das Unbegreifliche bildet?

Die Pflanzen gleichen in vielen Dingen den Thieren. Jene Saftschläuche, Gefässe, Fasern, Schraubengänge und Luftröhren sind wie ihre Eingeweide zu betrachten. Aber die Aehnlichkeit vermehrt sich, indem ich bemerke, daß die Pflanzen auch aus- und einathmen. Dies geschieht vermittelst der Blätter, auf deren Ober- und Unterflächen viele kleine Oeffnungen sind, durch welche theils Ausdünstungen fortgehen, theils Luft eingesogen wird. Die Haare, womit die Blätter sehr fein bedeckt sind, halten, wie der Wald den Nebel, auch den dünnsten Thau und Regen auf, und sind vermuthlich, wie die menschlichen Haare, sehr zarte Röhren, welche die nöthigen Nahrungsstoffe aus der Luft einsaugen, und dann durch die Blätter dem Stamm mittheilen.

Wie bei den Thieren, findet bei den Pflanzen auch Begattung statt, ohne welche keine natürliche Selbstvermehrung geschieht. Wir erblicken im Innern der Blumen bald Fäden, die aufrecht stehen, und an ihren Spitzen gelbliche oder röthliche Staubbeutel tragen; bald andere Fäden, die keinen Staub geben, sondern an ihrer Spitze eine klebrige Feuchtigkeit haben; bald beiderlei in gleicher Blume beisammen. Jene werden mit Recht männliche, diese weibliche Blüthen genannt, oder wo sich beide in gleicher Blume befinden, vermischte. Zur Zeit der vollsten Blüthe geht die Befruchtung dadurch vor sich, daß die Staubkapseln der männlichen Blüthen ihren zarten Staub durch die Luft fliegen lassen; er bleibt an den klebrigen Fäden hängen,

und befruchtet die Blume. Dann fallen die männlichen Blüthen ab, die man gewöhnlich taube Blüthen nennt, weil sie selbst keine Frucht haben. Aber würde man sie alle, wie die Kätzchen an den Nußbäumen, oder die Blumen an den Gurken, vor ihrem Aufblühen abschneiden: so würden die Fruchtblüthen nichts tragen können.

Die Frucht, welche eigentlich den Samen jeder Pflanze zur Fortsetzung ihrer Art enthält, ist der edelste Theil derselben. Zu ihr tragen alle Theile vom Innern der Pflanze bei, sie zu vollenden. Die Rinde des Stammes liefert die äussere umgebende Hülle; das unter der Stammrinde befindliche grünliche oder gelbliche Zellgewebe erweitert sich durch zuströmende, eigenthümliche Säfte und wird zum fleischigen Theil der Frucht; das Mark des Stammes gibt vermuthlich den ersten Grundstoff zu dem im Mittelpunkte liegenden Samenkorn.

Bei manchen Blumen erkennt man in der Befruchtungszeit die Begattung sehr deutlich. Die kleinen Staubfäden legen sich gleichzeitig an den klebrigen, aus der künftigen Frucht aufsteigenden Faden; oder sie krümmen sich einer nach dem andern zu demselben nieder, und richten sich so wieder auf; oder sie bewegen sich links und rechts, den Staub abzuschütteln.

Viele in der Tiefe des Wassers wachsende Pflanzen stellen ihre Blüthen, während der Befruchtungszeit, über den Wasserspiegel, und ziehn sich nach vollbrachtem Geschäft wieder zurück. Von jener Seepflanze Wallisneria genannt, die im tiefen Grunde des Weltmeeres wächst, ist bekannt, daß sich ihre männliche Blüthe vor dem vollen Aufblühen vom Stamme losreißt und auf der Oberfläche der Wellen herumschwimmt, wo sie sich erst ganz entfaltet. Dann steigt die weibliche Blüthe an einem schraubenartig gewundenen Faden hängend gleichfalls empor, und sinkt nach geschehener Befruchtung wieder auf den Boden des Meeres zurück.

Doch bei weitem nur von dem allergeringsten Theile der Land- und Wasserpflanzen kennen wir ihre geheime Haushaltung. Wie wenig achtet der Sterbliche insgemein auf die Werke seines Schöpfers; wie wichtiger dünken ihn oft die man-

zelhaften Nachbildungen und künstlerischen Spielereien von Seinesgleichen! Würden wir einen hellen Blick in die Natur des großen Pflanzenreichs und in das verborgene, wunderbare Leben desselben werfen können — o eine fremde, unbekannte Welt würde uns umschlingen, wir würden in jeder Pflanze einen Geist zu erblicken glauben, welcher deren äussere Gestalt wie eine schöne Hülle um sich geworfen hätte, und ihr Empfindung und besonnenes Streben mittheilte.

Nehmen wir auch nicht schon bei geringer Aufmerksamkeit wahr, wie viele Gewächse, gleich den Thieren, bei anbrechender Nacht zu schlafen scheinen? Sie verschliessen ihre Blumenkelche; sie legen ihre Blätter zusammen; sie erwachen nicht, bis die Sonne wieder hervorsteigt. Aber wie unter den Thieren viele des Tages ruhen, und erst in der Nacht herumschwärmen, so sind auch andere Pflanzen am Tage unthätig; sie wachen erst mit den Sternen auf, und streuen ihre Wohlgerüche in der stillen Dämmerung aus.

Manchen läßt sich eine sehr zarte, fast thierische Empfindung nicht abläugnen. Die schamhafte Mimose zieht schüchtern ihre Blätter zusammen, wenn man sie antastet; sie läßt ihre Blätter traurig niederhängen, wenn man sie schlägt oder stark erschüttert. An den meisten Gewächsen bemerkt man besonders ihre Liebe zum Lichte. Welch ein wetteiferndes Gedränge der Bäume eines Waldes, Theil zu haben am Sonnenlicht! Wie traurig und kränkelnd stehen die Unterdrückten da, während freudig die über ihnen rauschen, deren Wipfel vom Glanz des Himmelsgestirns trinken! Wie breiten die in Zimmern und Gewächshäusern gehaltenen Pflanzen ihre Zweige, ihre Blätter nach den Fenstern hin! Es ist mehrmals bemerkt worden, wie die zur Winterszeit in Kellern aufbewahrten Wurzelgewächse im Frühling weite Ausläufer treiben, um Licht zu finden. So trieb eine Kartoffel, die im Winkel liegen geblieben war, ihren Ausläufer erst zwanzig Schuh auf dem Boden hin gegen die Thür, dann rankte sie an der Wand in die Höhe, und in gerader Richtung zum Lichtloch des Gewölbes.

Wer kann bei solchen seltsamen Aeusserungen des Pflanzensinnes gleichgültiger Zuschauer bleiben?

Wer wird nicht von Rührung und Erstaunen ergriffen, wenn er gewahr wird, daß in der stillen Welt dieser Geschöpfe mehr Leben, Absicht und gleichsam willkürliche Thätigkeit ist, als man vermuthete? Warum gehen wir, gleich Blinden, unbekümmert durch die Menge dieser herrlichen Wesen dahin, ohne der allmächtigen, liebevollen Meisterhand des Schöpfers eingedenk zu sein, der sie beseelte; der ihnen eine gewisse Empfindung, man möchte sagen gegenseitige Liebe, gab?

Denn wie unter den meisten Thieren herrscht sichtbar auch unter den Pflanzen eine Art Geselligkeit. Sie wohnen, wo sie frei für sich leben, ganz familienweise beisammen. Da scheinen sie dann kräftiger zu gedeihen, als wenn man sie vereinzelt; ihr Wuchs ist, besonders an Bäumen, schlanker, ihre Oberfläche glänzender. Hingegen einzeln und frei stehende Pflanzen sind zusammengedrängter, struppichter, rauher, auf Berghöhen behaarter. So wird auch der Mensch durch Geselligkeit heiterer, in seinem Aeussern gefälliger, während Einsamkeit ihn in sich gekehrter, rauher und wilder macht.

Wie es unter den Thieren solche gibt, die sich nur vom Untergang und Blut der andern ernähren, finden wir auch unter den Gewächsen mancherlei Raubpflanzen, die im Nahrungssaft und Blut der übrigen schwelgen. Sie hängen sich ihnen an und sind überall mit Saugröhren bewaffnet; diese dringen mit solchen in sie ein und zehren ihre Kraft aus.

So wie in den Einöden des Welttheils Amerika die schrecklichsten Raubthiere einherwandeln, wuchern in dessen Wäldern auch die gewaltigsten Schmarotzerpflanzen. Die Lianen, mit Arm- und Schenkeldicke, umspinnen die Bäume saugend in allen Richtungen; ja von Baum zu Baum in einer Länge von mehr als hundert Schuh fortschleichend schnüren sie wie starke Seile ganze Waldungen zusammen und machen sie so undurchdringlich, daß mit der Axt oft bei hundert Bäume von ihren Wurzeln getrennt werden und dennoch in einem Verbande mit den andern stehen bleiben. In unsern Gärten hängt die Mistel

ihre aussaugenden Wurzeln zwischen die Rinde der Obstbäume und entkräftet sie; eben so der Frauenflachs die kleinern Pflanzen, welcher wie ein starker Bindfaden alle umwickelt. Er wächst zwar auch aus dem Samen der Erde auf; sobald er aber eine Pflanze erreicht hat, zieht er seine Wurzel aus dem Boden, und wenn er eine Pflanze getödtet hat, geht er mit seinen Spitzen zur andern über und saugt sie aus.

Doch bei allen diesen merkwürdigen Eigenheiten der Pflanzennaturen ist ihr ganzes Wesen nur ein schwaches Schattenspiel der thierischen Welt. Sie sind ohne Bewußtsein, wenn gleich nicht ohne Empfindung; sie sind ohne Willen, wenn gleich nicht ohne Triebe, die einem Wollen ähnlich zu sein scheinen. Unerklärlich wunderbar ist der Bau in ihrem Innern, unerklärlich wunderbar ihr Wachsthum und ihr Vermehren, ihr Verarbeiten der Säfte und ihr regelmäßiges Streben. Allein alles dies, und bei weitem mehr, entdecken wir auch in den thierischen Körpern, welche viel mannigfaltiger zusammengesetzt, viel sinnvoller eingerichtet sind.

Die Seele oder Lebenskraft der Pflanzen finden wir auch vollkommen in den Thieren oder Menschen wieder. Die Körper derselben nähren sich, wachsen und pflanzen sich fort, ohne eigenen Willen. Der Säugling wie der weiseste Mann wissen nicht um das Geheimniß, wie die genossene Nahrung sich in Nerven, Blut, Knochen, Sehnen u. s. w. verwandeln könne. Sie nehmen an Größe und Kraft zu, ohne daß ihr Wille etwas dabei vermag. Die äussern und innern Theile des Leibes verrichten ihre Geschäfte fort, der Mensch wache oder schlafe; sein Herz treibt das Blut mit ausserordentlicher Macht durch die Adern, seine Lunge den Athem, ohne daß er daran denkt. Ja, selbst wenn der Geist schon im Tode vom Körper geschieden ist, dauert demungeachtet oft noch ein Theil des Pflanzenlebens in diesem fort. Man hat mehrere Leichname gesehen, denen nach voller Verwesung der edlern Theile noch Nägel und Haare gewachsen waren bis zu unförmlicher Verlängerung.

Also hat auch das Thier diejenige Seele oder wunderbare Lebenskraft, welche in den Pflanzen unser Erstaunen erregt.

Sie besteht im Thiere wie im Menschen unabhängig für sich. Aber ein höheres, unendlich wundervolles Vermögen wohnt im Thiere, davon keine Pflanze hat. Das Thier hat Empfindungen der Lust und Unlust, und ist sich derselben bewußt. Es hat jene Pflanzentriebe nach Wachsthum und nach Vermehrung seiner Art, aber damit verknüpft seinen eigenen Willen. Es hat die Kraft, sich selbst zu bewegen von einer Stelle zur andern, und zwar nach Lust und Willkür. Es kann Fertigkeiten erlernen, Gewohnheiten annehmen, die nicht in der Natur einer Pflanze liegen. Es kann Stolz, es kann Liebe, es kann Rachsucht, es kann Zorn, es kann Furcht, Demuth und Gehorsam äussern; es erinnert sich des Vergangenen, es kann sich auf eine bevorstehende Annehmlichkeit freuen.

Die Seele des Thieres ist also weit erhabener, als die mit ihr in gleichem Körper vergesellschaftete Pflanzenseele. Keine Blume kennt die Willkür, kennt Liebe und Haß, kennt die Macht der Selbstbewegung.

Der Mensch, auf höherer Stufe, als alle andere sichtbare Wesen, verbindet in sich die Pflanzen- und Lebenskraft mit der Thierseele — aber noch eine dritte Kraft schwebt in diesem allem unabhängig und über Alles — es ist der denkende Geist, welcher das Gute und Böse unterscheidet, sich nach eigenen, selbsterkannten Gesetzen richten, die Erscheinungen der Schöpfung durchdringen und Gott, den höchsten Geist, denken kann. Hier ist der Gipfel des Menschenthums! Hier rührt der Sterbliche an erhabenere Wesen, die ohne Zweifel so weit über ihm stehen, wie der Mensch über dem Thier, wie das Thier über der Pflanze, wie die Pflanze über dem todten Stein.

Ein ehrfurchtvoller Schauder durchdringt mich beim Anblick dieser Mannigfaltigkeiten und Stufen in der Schöpfung Gottes! Ich wage es kaum, weiter einzuschreiten in das große geheimnißreiche Heiligthum der herrlichen Allmacht. Und mein Verstummen wird Bewunderung Deiner Majestät, o Herr des unendlichen Weltalls, und diese Bewunderung ist tiefe Anbetung.

Geist der Unendlichkeit! Allbelebender des Alls! Alles in

Vollendender! Du, den mein Geist nur mit einem schwa-
Laut bezeichnet, aber nicht ausspricht — Gott! o Gott!
bist Du groß, und größer, als mein Geist es ahnet! Je
r ich in Erkenntniß Deiner Werke vordringe, je unüber-
rer wird die Menge derjenigen, die mir noch zu erkennen
blieben. Ich fasse einen Wassertropfen, und wähne deine
ie zu begreifen; aber um mich her schlägt ein Weltmeer
nmen, in dem ich untergehe. Meiner Kraft gebricht die
t, meinem Leben die Zeit, Dich zu ergründen. Ich glaube
zu erblicken in enthüllten Räthseln des Weltganzen, aber
erschwindest hinter unendlichen, neuen Geheimnissen, de-
Schleier mein Arm nicht heben kann. Ich verliere mich in
fülle Deiner Wunder; ich fühle meine Kleinheit; es wird
t um mich, wo ich Licht sah; ich verschwinde mir selbst
h behalte keinen Trost im Gefühl meiner Nichtigkeit, als
Gedanken, welchen Jesus mit göttlicher Weisheit in mein
res legte: den himmlischen Gedanken: auch ich bin Dei-
nendlichen Werke eins! Auch ich bin Dein Kind! Auch
uf Dich Vater nennen! Auch auf mich blickst Du gnaden-
und barmherzig, wie auf jedes Deiner wunderbar erschaf-
Wesen! Auch mich wirst Du nicht versinken lassen, und
nicht vergessen, o Vater unser Aller, der Du bist in den
neln!

19.

Der Frühling.

Psalm 104.

Empor, empor! mein Herz erglüht
Im Frühlingssonnenstrahl.
Empor, empor! Gott ist mein Lied!
Ihn singen Berg und Thal.

Von allen Kreaturen schwingt
Sich Gottes Lob empor.
Ihn singt der Wurm, der Seraph singt,
Ihn aller Welten Chor!

Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen; denn wer ist mächtiger, als er, der die ewigen Vesten der Erde und des Himmels gegründet, und ungeheure Welten, wie schwebenden Sonnenstaub, hält? Wer ist unergründlicher an Güte und Barmherzigkeit, als er, der die Seligkeit des kleinsten Wurms und der Hallelujah bringenden Geister des Himmels bereitet?

Lobe den Herrn, meine Seele! Die Zeiten verwandeln sich, und die Völker und Reiche; es ändert die Erde ihre Bahn und Gestalt, und die unzähligen Gestirne entstehen und schwinden. Nur Er ist ewig, und immerdar, und ist ewig groß und immerdar, und seine Barmherzigkeit kennt keinen Wechsel, seine Liebe keinen Wandel.

Lobe den Herrn, meine Seele! denn er ist dein Gott, der durch den Reichthum des Weltalls die Wonne des Himmels gießt, der dem Grashalm den labenden Thau und dem Auge des Menschen die Thränen der Freude gibt; er ist dein Gott, und dein Vater.

Lobe den Herrn, meine Seele! Der die Blüthen des Frühlings auf dich streute, da du voll kindlicher Unschuld im Arm deiner Mutter lächeltest, umringt dich heute mit seinen Wundern, daß du in Entzücken ihn anbetest.

Ihr Quellen, von blühenden Gesträuchen umschattet; ihr Wasserbäche unter den hangenden Weiden, die ihr über den Felsen herabrauschet; ihr Ströme, deren mächtige Wellen

Schiffe mit goldenem Reichthum des Landes tragen: rauschet lauter, es ist dem Schöpfer, daß ihr rauschet!

Rauschet lauter, ihr Wälder an den ergrünenden Hügeln und Bergen, rauschet lauter mit den jungbelaubten Zweigen; und ihr Gesträuche, schwer belastet vom Blumensilber des Frühlings, ertönet vom Gesange der Vögel.

Fröhlich hallt das Thal wieder von den Stimmen der Heerden, die in den blühenden Triften, wie in allen Farben des Regenbogens, weiden; in der Wüste brüllt freudig der Löwe.

Alle Kreaturen erheben die Stimmen ihres Vergnügens, den Schöpfer zu preisen im Schooße der verjüngten Natur. Selbst der kalte Felsen, neu mit Kränzen von rankenden Zweigen geschmückt, wird beredt, und sein Wiederhall verdoppelt den Psalm der Lebendigen.

Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles, was Odem hat, preise seinen herrlichen Namen! — Fallet anbetend auf eure Knie, Nationen des Erdkreises, und preiset eures Schöpfers unerschöpfliche Huld. Das Todte und das Lebende, das Thier und der Mensch und die Geister schönerer Welten — die ganze Unermeßlichkeit des Vorhandenen, alle Sterne, alle Sonnen rufen: Heilig, heilig ist Gott, unser Gott, dessen Liebe ohne Ende ist!

Denn wer mag die Werke Gottes sehen ohne Rührung, wer die Herrlichkeit der Schöpfung ohne Entzücken! — Die Welt im Frühling ist wie ein Vorhimmel, ein Strahl auf Erden, eine Ahnung des künftigen Bessern, die gleich einem flüchtigen Traum durch unsere Seele dringt.

Wo ist der bange Zweifler, der mit seiner Vernunft hadert, und im Streit mit widerspenstigen Gefühlen Gott verläugnen möchte? — Er trete hinaus in die feierliche geschmückte Natur, die, wie eine ewige Braut, von ihrer Schönheit verklärt, ihm Gott zeigt. Er trete hinaus, und ein lebendiger, balsamischer Athem von Millionen Blumen weht ihm entgegen, und spricht: Hier ist nichts Todtes, Alles ist Leben, und das Leben ist Gott!

Tritt hinaus, Unglücklicher, und frage die Welt voll blühender Pflanzen, die in wunderbar mannigfaltiger Pracht dei-

nen Schritt umringen: wo ist Gott? Stumm erheben sie ihre glänzenden Blumenkelche zum Himmel, und ein lieblicher Duft steigt aus ihnen, wie von Altären, empor zu den Sternen: dort ist Gott! Und die Sterne funkeln herrlicher am Himmel, ihre Strahlen deuten zur Erde nieder, und verkünden: auch dort ist Gott! — Ueberall ist er, denn Alles lebet und webet ihm, dem Allgegenwärtigen.

Zweifler! und wenn nun die Seligkeit und Schönheit der Schöpfung dein Herz erschüttert; wenn vor der Allmacht der Wirklichkeit deine künstlichen Träume verfliegen; wenn deine Vernunft sich mit sich selbst versöhnen, nicht mehr bezweifeln will, was ihrer ohnmächtigen Kraft zu schwer zu ergründen; wenn deine Seele sich aufzulösen wähnt im Wesen der Welt, und wieder Eins mit ihr werden, und mit kindlichem Glauben an Gott hangen will: dann sinke nieder, und verbirg dein glühendes Gesicht und deine Thränen in den Blumen der Wiese, und dein Seufzer — ach dein erster wieder zur Gottheit — wird kein Mißklang im Gesang der Natur sein!

Warum weinest du, verwaisete Seele, über dem Grabe des geliebten Todten? — Du bist einsam, und im engen Sarge tragen sie dein Kleinod, die Freude deines Herzens, zur Gruft! — Beweinest du das Erblassen eines ehrwürdigen Vaters, einer guten, zärtlichkeitvollen Mutter? oder einen Sohn, eine Tochter, die deines Lebens Hoffnung waren? oder einen Gatten, eine Gattin, einen theuern Freund, eine geliebte Freundin, die an dir mit herzlicher Innigkeit hingen? — Warum weinest du über dem Grabe der Todten?

Siehe, der Frühling streut auch über die Gräber seinen Blumenschmuck, und ziert das Ruhebett deines Verstorbenen aus. Und der Herbst bringt mit dem welkenden Grase das niedere, immergrüne Moos auf den theuern Aschenhügel. Wie die Natur den Hügel des theuern Grabes verschönt, so laß auch in deinem Gemüthe nun neue Hoffnungen erblühen. Alles ändert und wechselt, nur die göttliche Güte nicht!

Warum weinest du über den Todten? — Tritt hinaus in die lächelnde Schöpfung der Frühlingswelt — sie predigt dir

inen Trost ins wunde Herz, den du nirgends findest, als bei
ir. Sie spricht: Ich bleibe nicht ewig todt; als mich das Lei-
entuch des Winters deckte, da schlummerte ich nur. Gott
t das ewige Leben, und was in ihm ist, bleibt ewiglich. —
Warum weinest du über die Todten? Alles in der Natur ist Le-
en, und kein Tod ist in ihr. Wohl wechselt darin Alles die
ülen und das Kleid, aber Nichts vergeht. Wohl warf das
esträuch einst Blumen und Laub ab, aber die geheime Kraft
es Lebens blieb, und schmückt sich wieder mit leuchtendem
rün und weitduftenden Rosen. Verbrenne den Strauch —
u hast nur die Hülle verbrannt, die Lebenskraft ist unzerstört,
nd verjüngt sich an einem andern Orte in jüngern Keimen. —
er Liebling, um welchen du trauerst, warf nur die Hülle ab,
echselte nur das Kleid. Du wirst thun, wie er, und ihm schön
erwandelt wieder begegnen. — In Gott ist Alles Eins, Alles
ur Kraft, Alles unverlierbar.

Wer spricht voll dumpfen Mißmuths: die Welt sei ein Jam-
merthal, ein Leidensort, ein Haus der Thränen? Tritt hinaus
n das freudige Reich des Frühlings, wo dir Gottes Liebe,
Gottes Güte, Gottes Ruf zur Freude von allen Hügeln und
Thälern, von allen Fluren, allen Hainen entgegendringt. Und
ährend Millionen beglückter Geschöpfe in zahllosen Sprachen
nd Tönen jauchzen: O wie schön ist Gottes Welt! magst
u da länger trauern, und Gottes Weisheit verkennen und ver-
chten? Ist dein Uebel, unter welchem du leidest, nicht viel-
eicht am Ende die Frucht eigener Thorheiten und Unvorsichtig-
eiten? Warum verurtheilst du die göttliche Schöpfung? —
Ist dein Leiden vielleicht die Wirkung einer Krankheit, die un-
erschuldet ward, oder eines Uebels, welches du nicht abweh-
en konntest: fasse Muth, auch dieser Schmerz ist zu der großen
Summe göttlicher Wohlthaten gerechnet, und ist Arznei für
ein Gemüth. Nur durch ungeduldigen Trübsinn vermehrst du
eine Noth, und legst zu dem ersten einfachen Uebel ein zweites
inzu durch eigene Schuld.

Die Empfindungen des Christen im Frühling beim An-
blick der wiedererwachenden Natur können nur Entzücken und

Bewunderung der göttlichen Größe, Güte, Weisheit und Macht sein. Gedanken und Gefühle werden zum Lobgesang auf die Unerschöpflichkeit der himmlischen Liebe. Und die Sehnsucht der Seele zu Gott, die Sehnsucht in ihm aufgelöset, ihm ganz eigen zu sein, wird reger und heftiger.

Und mit dem Aufleben der Welt soll auch unser Gemüth zu neuer, heiliger Kraft aufleben; die neuen Wohlthaten, mit denen uns der ewige Vater überschüttet, sollen uns auch entflammen zu neuer Thätigkeit in Werken der Liebe, der Sanftmuth und Wohlthätigkeit gegen unsere Mitmenschen.

Die fleißige Biene sumset um den Kelch der frischen Blüthen, Honig einzusammeln für die Tage des Winters. Der Fruchtbaum bildet zwischen den Blumen seine Früchte, um Menschen und Thiere einst zu laben im Herbst; der Vogel bauet sein Nest, und suchet den Jungen ihr Futter. Alles im weitern Umfang der erwachten Natur ist das Bild der Geschäftigkeit, des Fleißes, des Sammelns, des Säens. So sollen auch wir zur Arbeit, zur nützlichen Thätigkeit mit neuem Muthe gehen. So sollen auch wir uns mit neuen Tugenden schmücken. So sollen auch wir zu allem Guten und Nützlichen, was sich darbietet, die Hand reichen, und indem wir das Gute aussäen, auf unsern Herbst des Lebens, auf unsere Aernte im bessern Leben hinüberblicken.

Mit neuer Liebe will ich die Menschen umfassen, wie Gott mit neuer Liebe sie alle umarmt und beglückt. Wo es eine Thräne zu trocknen gibt, und ich das Vermögen habe, sie abzutrocknen, da soll sie nicht mehr fliessen. Wo ich irgend einem meiner Freunde, meiner Bekannten, meiner Hausgenossen eine Freude gewähren kann: da will ich sie ihm schaffen, wie Gott uns täglich neue Freude gewährt. Wo ich irgend einen Feind habe, der mich meidet und flieht, der mir Uebels nachredet oder thut, der Alles, was ich thue, bös ausdeutet, und selbst, was ich Gutes habe, verkleinert, da will ich ihm seinen Haß verzeihen; ich will jede Gelegenheit gern benutzen, ihm Liebes zu erweisen, auch wenn er es nie erfährt, daß es von mir gekommen. Denn auch Gottes Liebe macht keinen Unterschied zwischen den Menschen; er läßt seine Sonne aufgehen über Gute

und Böse, und Regen und Thau des Himmels sinken befruchtend nieder auf den Acker des Gerechten und Ungerechten.

Mit neuem Glauben will ich an Gottes endloser Liebe und an seiner Vorsehung hangen, die sich mir mit jedem Frühling gleichsam verklärter und herrlicher, denn jemals, offenbaren. Er ist der Ewigtreue, der Ewiggütige; nach seinen Gesetzen bewegt sich Alles, und die Schicksale der Menschen sind von ihm geordnet. Mit neuem Glauben will ich seinen weisen Führungen folgen; denn er, der Alles so wunderherrlich und zweckvoll schuf und einrichtete, er wird es auch mit mir wohl machen.

Warum soll ich mich mit bangen Sorgen der Nahrung quälen? — Wie einfach leben die Geschöpfe meistens, die er schuf! Und doch sind sie glücklich. So will ich mich denn auch einschränken, einfach leben, und Gott wird meine Arbeiten segnen; wie kann es dann mir oder den Meinigen fehlen? — Die Vögel unter dem Himmel, sie säen nicht, sie ärnten nicht, und der himmlische Vater nährt sie doch! Er, der die Lilien auf dem Felde herrlicher kleidet, als Salomo war in seiner Pracht, er wird auch mich, er wird auch die Meinigen nicht vergessen, noch verlassen.

Und wenn dann auch Augenblicke des Kummers eintreten, wenn ich dann auch wohl in bange Verlegenheiten komme: wie wunderbar fügte es sich oft, daß ich wieder durch seinen Beistand, durch seine Leitung meines Schicksals beruhigt und erfreut werden mußte! — Wie oft habe ich nicht schon die Wahrheit des Sprüchleins an mir selbst erfahren: Ist die Noth am größten, dann ist Gott am nächsten!

Mit neuer Hoffnung soll mich der Reiz der schönen Frühlingswelt beseelen. Wer Gott nur nicht verlor, der hat noch nichts verloren. Ja, mein Herz hoffet auf ihn, den Ewig-Allmächtigen, den Ewig-Liebenden, der auch jetzt wieder die erstorbene Natur in wundervolles Leben zurückgerufen hat.

Der Frühling ist für den fleißigen Landmann die Zeit neuer Hoffnungen, und gewiß auch für das christliche Gemüth. An den Wundern des Schöpfers richtet sich unser gesunkener Muth

wieder empor, und sieht heiter durchs Leben in die Ewigkeit. Er, der diese Welt schon mit so überirdischen, unbegreiflichen Reizen schmückte, welche Welt wird er uns einst öffnen jenseits unserer Todesstunde! Darf ich zweifeln, daß sie minder schön sein werde? Ach, wie klein, wie gering ist doch der Theil des unendlichen Weltganzen, den ich kenne! Und hat Jesus, mein göttlicher Heiland und Lehrer, hat Jesus nicht selbst mich auf ein schöneres Leben, auf eine noch wundervollere, herrlichere Welt hingewiesen, auf eine Welt, neben deren Pracht die schönsten Erdenfrühlinge verschwinden?

Siehe, da blühen über den Gräbern junge Rosen auf, und um das dunkele Kreuz windet sich der grünende Epheu mit Lebensfülle. — Holdes Sinnbild unvergänglichen Seins und ewiger Wiederverjüngung in der Natur!

Schlummert sanft, ihr frommen Todten! Theile eures Staubes vermählt die sparsame und immer schaffende, immer wieder belebende Kraft der Natur mit den Blumen, die euern Hügel beschatten. Eine schönere Blume blühet nun euer unsterblicher Geist, mit den edelsten Kräften ausgestattet, doch erhaben über den Stern der Erde. — Kraft ist kein Staub: aber sie bewegt den Staub, und verbindet ihn zu neuen Gestalten und Zwecken. — Eure Seelenkraft ist, vom Staube entbunden, schon zu höhern Zielen hingeeilt. Euch lächelt dort ein schönerer Frühling, als dieser irdische ist, in dem ich mich so glücklich preise.

Auch ich — auch ich werde ihn sehen, euern himmlischen Frühling! Auch ich werde meinen Gott in noch wundervollern Verhältnissen anbeten! Auch ich, ihr Geliebten, um die mein Auge hier weint, werde dort euch wieder begrüßen dürfen; — wieder begrüßen euch Alle, ihr Theuern, mir so früh Entrissenen! ihr Geliebten, für welche ich heiße Liebe im Herzen bis zu meinem Grabe mitnehme! — O Gott der ewigen Liebe, du Schöpfer meiner zärtlichen Gefühle, du Lenker meines Schicksals, der mich mit jenen theuern Seelen auf Erden zusammenführte, Du selbst, der die Bande der Freundschaft um unsere Herzen legte — Du hast mir sie nicht auf ewig entrissen. Ich

ibe mein Verlorenes wieder! — Kein irdiſcher Frühling gleicht
r Wonne ſolchen Wiederfindens.

O theure Seelen, theure Namen, die ich nicht nennen kann,
hne daß Thränen der wehmüthigen Sehnſucht meine Augen
etzen, o mir zu früh Entriſſene! es kommt nach dem irdiſchen
enze der himmliſche, welcher mein Verlangen ſtillt.

Gott, mein Gott! welchen Seligkeiten haſt du mich noch
ufbewahrt! — Gott, mein Gott, welche Freude weißt Du mir
icht ſchon in dieſer Welt zu geben! Ach, nie fühlte ich es ſo
ief und innig, als jetzt im Glanze des Frühlings, wie unwerth
h Deiner Liebe und Barmherzigkeit bin.

Ja, mit dem neuen aufblühenden Leben Deiner Schöpfung
lüht neue Liebe, neuer Glaube, neue Hoffnung in meinem
erzen auf!

Wohl habe ich oft gefehlt, wohl habe ich Deiner im Ge-
ümmel der Welt, der Zerſtreuungen, der Arbeiten oft ver-
eſſen; wohl habe ich oft der Lehren meines Jeſu nicht geachtet;
ohl habe ich oft, von meinen Leidenſchaften, von meinen
ewohnheitsfehlern hingeriſſen, den Menſchen, die Du doch
iebſt, weh gethan; wohl habe ich manches Gute unterlaſſen,
as ich hätte ſtiften können; — aber mit neuer Liebe zu Dir
ill ich meinen Lebenswandel beginnen, weil ſich mein Glaube
immer herrlicher zu Dir erneut. Ich will der beſſere, der edlere
Menſch, der wahre Nachfolger des göttlichen Jeſu werden, um
der Hoffnungen willen, die Du mir bereitet haſt.

Denn wie darf ich jene Hoffnungen und Verheißungen er-
greifen, wie können ſie mein Glück in Deiner ſchönen Welt
erhöhen, oder wie können ſie mich in Augenblicken des Kummers
tröſten, wenn ich mich ihrer durch meinen Lebenswandel nicht
würdig mache? — Laß mich voll heiligen Geiſtes werden in
allen meinen Gedanken und allen meinen Handlungen. — Ich
muß ſchon hier ſtreben nach Heiligkeit und Unſchuld, um Genoſſe
höherer Seligkeiten werden zu können, um euch, ihr theuern
vor mir Hinübergegangenen, wieder zu haben, um mit euch
Theilnehmer der ewigen Herrlichkeit zu ſein.

Ja, noch einmal gelobe ich es Dir, mein Gott, mein Vater,

ich will besser, frömmer, menschenfreundlicher und wohlthätiger werden; ich gelobe es bei euern Gräbern, ihr Geliebten, um deren Verlust ich traure, und nach denen mein Auge die Thränen der Sehnsucht weint, — ich will durch Edelmuth mich eures Looses, eures Wiederfindens würdiger machen. Amen!

Ja, Du mächtiger Erneuer
Dessen, was gestorben ist,
Aller Liebenden Erfreuer:
Wer beschreibt's, wie gut Du bist?
Wer entrichtet seine Schuld
Würdig Deiner Vaterhuld?

Wer auf Deiner schönen Erde
Sich voll Dankbarkeit bemüht,
Daß sein Geist auch schöner werde;
Wer für Dich voll Liebe glüht:
Der entrichtet Deiner Huld,
Freilich nie ganz, seine Schuld.

20.

Frühlings-Andacht.

Psalm 148, 1—6.

Herrlich leuchtet Deine Güte,
Deine Macht und Weisheit, Gott!
Jedem fühlenden Gemüthe
Ruft der Frühling: Gott ist Gott!
Ist ein Quell, dem Freud' entquillt,
Der mit Leben Alles füllt.

Millionen Blumen duften,
Alle Felder strahlen grün,
Wie wenn tausend Stimmen riefen,
Hör' ich: Fühlt und preiset ihn!
Ihn, der Erd' und Himmel trägt,
All' ihr Heer trägt und bewegt!

Wärmere Lüfte umwehen mich, und tragen mit balsamische Gerüche von tausend und tausend aufgeschlossenen Blumen zu. Mit hellem Grün leuchten Wälder und Hügel auf mich her; und ein silberner Regen von Blüthen rauft von den Bäumen, unter jedem Schauer des Windes, auf mich hernieder. Der Bach, welcher noch vor wenigen Wochen vom harten Eise starrte, fließt im grünen Schatten hangender Gesträuche fröhlich dahin, und Blumen bekränzen sein Ufer. Gleich lebenden Blüthen

gaukeln Schmetterlinge durch die Luft; Käfer summen im warmen Sonnenstrahl, und Lerchen singen über Kornfeldern, indem sie dem glänzenden Tagesgestirn entgegenschweben.

Welch eine Pracht rings umher! Mit wie wunderbaren Farben prangen die Blumen des Gartens! Sie enthüllen sich eine um die andere in ihren schönen, mannigfaltigen Gestalten, öffnen ihre geheimen Kelche, und giessen süßen Duft, wie aus Opferschalen, über die Erde hin.

Wo bin ich? Ist dies noch die Welt, welche vor wenigen Monaten vor meinen Augen so ausgestorben dalag? Ist es noch dieselbe Welt, wo vor Kurzem Alles in Schnee und Frost erstarrt, wie in einem einzigen weiten Grabe zusammenlag? Da schwieg der Schöpfung Lobgesang, wenn nicht vielleicht noch dort und hier aus einsamen Hütten ein Seufzer des Dankes zu Gott aufstieg. Wie schaudernd war die Stille! Nun aber wacht der laute Jubel auf, und begrüßt den kommenden Lenz.

Und jeder Sänger in der Luft entfleucht dem Wintergrabe, und Flur und Hain ertönen von frohen Liedern. Quell und Bach und Strom und Meer frohlocken. Anbetung des Ewig-Gütigen und Lob des Herrn ist die ganze Natur in der Feier ihrer wundervollen Auferstehung.

Und wie alle Kreaturen, durchweht auch mich ein neues, himmlisches Gefühl. Ich athme tiefer, freier im hellen Sonnenglanz, in der heitern, von Wohlgerüchen durchströmten Frühlingsluft. Der Thau des Morgens fällt über die Blumen nieder, und in den kaum entfalteten Busen der Rosen, wie Thränen des Entzückens, aus den Augen der Natur. So sinkt auch meine Freudenthräne über die Wange nieder, und mein Seufzer, dem tiefbewegten Herzen entstiegen, mischt sich in das große Halleluja der Erschaffenen.

Fröhlicher jauchzen die unschuldigen Kinder, die spielend in den Blumen der Gärten und Wiesen tändeln. Verklärt durch ein schöneres Gefühl tritt die blühende Jungfrau, der unternehmende Jüngling in die lächelnde Schöpfung hinaus. Gatte und Gattin vergessen des dunkeln Winters und der häuslichen Sorgen; der Anblick der prachtvollen Schöpfung läutert ihr

Herz und füllt es mit Ruhe und reiner Wollust. Der Greis selbst will sich verjüngen, tritt hinaus zum Sonnenstrahl und läßt sich von der erquickenden Wärme überströmen. Der Reiche vergißt seine Marmorsäle: die Hand des Allmächtigen schmückt schöner, als der kühnste Witz des Sterblichen, die Welt. Der Bedürftige verläßt die armselige Hütte: Gott baute ihm einen Palast, welchen Kaiser und Könige nicht herrlicher haben.

O Gott, o Schöpfer! wie unaussprechlich herrlich, wie unaussprechlich gütevoll bist Du! Wenn ich Deine Wunderwerke und ihren göttlichen Zauber empfinde, mich der Glanz der weiten Natur anleuchtet, der Athem des Frühlings mich durchdringt, der Jubel der hochbeseligten Schöpfung mich umrauscht, und ich die Freude der Menschen und des kleinsten Wurms wahrnehme — dann wird mir, als möchte ich aufgelöset werden in dies schöne, unermeßliche All, um ganz in Dir zu sein.

Wo kann ich Deine Majestät lebhafter anschauen, als im Buche der Natur? Wo kann ich Deine Weisheit, Deine Allmacht deutlicher erblicken, als in dem Buche der Natur, das Du vor mir ausbreitest? Wann ist eine Zeit des Jahres einladender, dieses Buch zu lesen, als die Zeit des allgemeinen Wiedererwachens der Dinge im Frühling? — Ist der Frühling nicht ein Auferstehungsfest der Erde? Ist er nicht das hohe Gedächtnißfest, welches die Natur den ersten Schöpfungstagen feiert, da sie, mit Millionen Wundern prangend, zum erstenmale aus Deinen allmächtigen Händen hervorging?

Könnte ich mich auf den Fittigen des Adlers hoch in die Lüfte schwingen; höher noch auf den Flügeln der Morgenröthe durch alle Himmel! Könnte ich tief unter mir den Erdball sehen und seine Reiche, wie sie sich abwechselnd unter dem festgeordneten Gang der Jahreszeiten verwandeln!

Durch die unendlichen Räume des Weltalls schwebt, wie eine Feder, leicht und sicher der Erdball um die ferne, strahlende Sonne, die einen Ozean von Licht und Wärme durch die ganze Unermeßlichkeit ausgießt. Dieser Erdball, die Wohnung von Millionen und Millionen beglückter oder zum Glück erschaffener Wesen, schwebt in des Himmels leeren Räumen, durch

unsichtbare Gewalt geführt und in unabänderlichen Bahnen. So hast Du es, höchste Allmacht, geordnet. Wir staunen das unbegreifliche Wunder an. Wir suchen mit unserm schwachen Verstande zu dem ungeheuern Räthsel die Auflösung, und erklären ein Wunder durch neue Wunder, welche wir im Verborgenen ahnen.

Und wie diejenige Hälfte der Erde, welche wir bewohnen, also gegen die Sonne eine Richtung nimmt, daß die Strahlen derselben nur schief über die Oberfläche hinweggleiten, erstirbt und erkaltet Alles darauf. Der Thau wird Reif; die Wolken lassen Schnee fallen, statt befruchtenden Regens; die Ströme werden Eis; die Pflanzen welken; Menschen und Thiere verbergen sich. Bald ist die eine Hälfte der Erdkugel eine unübersehbare Einöde, eine leblose Wüste, als hätte der Schöpfer ihrer vergessen, während die Landschaften der andern Erdhälfte im grünen Schmuck des Sommers prangen, wo die Strahlen der Sonne senkrecht niederströmen und erwärmen.

Doch unaufhaltsam rollt der Erdball weiter in seiner Kreisbahn um die flammende Sonne. Bald wendet er seine winterliche Seite wieder dem großen Quell der Wärme und des Lichtes zu. Allmälig fallen schon die Sonnenstrahlen weniger schief auf diese erstarrte Seite, und die Wärme dringt ein. Die Schneefelder verschwinden; die vom Eispanzer befreiten Ströme brausen in ihren Ufern fort; ein mattes Grün umschimmert Hügel und Thäler. Der Frühling beginnt für uns, während die Fluren der andern Erdhälfte nun herbstlich erbleichen — er ist für uns da in aller seiner Herrlichkeit, während Schneegestöber die andere Erdhälfte veröden; die unserige glänzt in der Fülle des Sommers, unter den beinahe senkrechten Strahlen der Sonne, während die andere von Schnee und Eis eine leblose Wüste geworden.

So wirkt die ewige Himmelsordnung auf den Erdball im Großen. So führt der Lauf unsers Weltkörpers um die Sonne den Wechsel der Jahreszeiten herbei. Geschlechter blühen auf und verwelken; aber die Ordnung des Himmels dauert fort; immer verjüngt sich die Erde, immer erstirbt sie zum neuen

Aufleben. Ach, Tausende gehen über diese wunderbare Erde hin, und achten nicht auf die erhabenen Schöpfungsgesetze, nicht auf des Schöpfers unveränderliche Huld, der zu ihrer Seligkeit in unberechenbaren Fernen unermeßlichen Weltkörpern Lauf und Thätigkeit vorschrieb.

Wie in den grenzenlosen Räumen des Himmels, wirkt die wunderbare Hand Gottes auch in der Nähe unsers Erdballs. Jene Wolken, die noch vor wenigen Monaten Schnee über die Fluren ausstreuten, senden jetzt warme Regenschauer nieder zur Erquickung der Pflanzen und Thiere. Wer ergründet der Welten seltsames, geheimes Spiel? — Nebel schweben über die Wiesen und längs den Hügeln in sichtbarer Gestalt; unsichtbare Dünste und Dämpfe, von der Wärme der Erde und ihrer Millionen Geschöpfe entwickelt, steigen leicht in die Luft empor. Und ist die Luft mit diesen Dünsten gesättigt, und sie erkaltet, so entstehen die Wolken. Wolken wie Nebel entstehen aus kleinen Dunstkugeln. Aber wie entstehen diese? Wie können diese Wolken, diese ungeheuern Wassermassen, welche, wenn sie in Tropfen zusammenrinnen, als Regen niederfallen und weite Länder überschwemmen, Bäche zu Strömen, Ströme zu Flüssen anschwellen — wie können sie so leicht und beweglich über unsern Häuptern schweben, sie, die, in Tropfen verwandelt, zweitausendmal schwerer sind, als die Luft, auf der sie schwimmen?

Es gibt der winterliche Himmel der Erde seinen Schnee, um die zahllosen Gewächse gegen des Frostes tödtende Macht zu beschirmen und zu erwärmen. Es gibt der Frühlingshimmel der Erde seinen warmen Regen, um den Millionen erwachender Keime Nahrung zuzuführen. — Wunder drängen sich in jeder Stunde an Wunder, und eine Güte des Schöpfers folgt der andern. Und ich, der Zeuge dieser Wunder, dieser Güte, könnte gleichgültiger Zuschauer sein?

Wenn die Allmacht Gottes durch einen Wink den Erdball in seinem Laufe fesseln würde — es wäre genug, die ganze lebende Welt zu vernichten. Der ewige Winter würde sich mit seinen Schrecken über die Welt auslagern. Kein Frühling

brächte wieder Blumen, kein Sommer goldene Saaten, kein Herbst die reichen Aernten. Die schlafenden Gewürme und Thiere schliefen ihren Todesschlaf; die Völker würden verderben, nach andern Weltgegenden flüchten, umkommen. Der Erdball wäre ein unermeßliches Grab seiner Bewohner, und der letzte Mensch, welcher einsam zwischen den Leichen über die Erde ginge, sähe das große Weltgericht in seiner ganzen Furchtbarkeit.

Aber Gott lebt, er will Leben wecken, und Leben und Seligkeit sehen durch das ganze Weltall. Unverändert geht das große Uhrwerk der Natur fort, wie Gottes Weisheit es vom Anbeginn geordnet. Eine Reihe dunkeler Kräfte sind das geheime Triebwerk, welches Alles in der fortdauernden Regsamkeit erhält. Warum will ich die Himmel durchdringen und in dem Kreistanz entfernter Welten die Wunderhand des erhabenen Schöpfers suchen? Sie ist mir überall nahe, und die Geschichte eines kleinen Pflanzenkeims offenbart mir die Weisheit, Ordnung und Wohlthätigkeit der Schöpfung eben so glänzend, als die Laufbahn der Erde, der Sonne und der Sterne, aus welcher der Wechsel der Jahreszeiten entspringt.

Die Anmuth eines heitern Frühlingstages lockt dich hinaus in die freie Flur. Dein Fußtritt geht über ein ganzes Reich mannigfaltiger, dir unbekannter Pflanzen hin, und zertritt zarte Keime, die emporsprossen wollen. Ach, du weißt nicht, welche zarte Sorgfalt die Natur für sie bis dahin getragen.

Im Herbste ließ der alte Eichstamm des Waldes seinen Samen zur Erde fallen. Er diente größtentheils unzähligen Thieren zur Nahrung. Aber doch einige dieser herben Früchte blieben ungenossen am Boden liegen zwischen dem welkenden Grase. Nun streute der mütterliche Baum sein dürres Laub vor Anbruch des Winters darüber, und deckte die vergessene Eichel schonend zu gegen die rauhe Jahreszeit. Und über die Laubdecke breitet sich der beschirmende Schnee. So schlief der zärtliche Keim der Eichel im langen Winter wohlverwahrt. Du sorgtest nicht für sie. Leblose Wesen nehmen sich ihrer an, nach des Schöpfers wohlthätiger Anordnung. — Der Frühling beginnt.

Auch die vergessene Eichel fühlt in ihrem Innern die Alles belebende Wärme. Ihr Keim sprengt den Kern. Er senkt eine feine Wurzel in den vom Schnee und Regen erweichten Boden, befruchtet und nahrhaft durch des Mutterstammes verfaultes Laub. Die Wurzel saugt die erste Nahrung aus den Brüsten der allgemeinen Mutter alles Irdischen, der Erde. Dadurch gewinnt der Keim neue Stärkung; er hebt einen schwachen, krautartigen Stengel empor, und faltet die weichen Blätter am Sonnenlicht aus. Auch durch die Blätter saugt dies junge Pflänzchen neue Nahrung aus der Luft. Es erstarkt unter Regen, Wind und Sonnenwärme. Du schreitest vorüber, und achtest dieses geringen Krautes nicht. Aber die gütige Natur sorget mit immer reger Mutterliebe für dasselbe, so wie sie für Dich sorgt. Siehe, dies Kraut wird Baum; wird einst des Waldes Schmuck, des Menschen Reichthum, wenn du schon Staub geworden. Es prangt dereinst in hundertjähriger Schönheit, und deine Urenkel lagern sich vielleicht einst im Schatten dieser ehrwürdigen Eiche, über deren Wipfel diesen Frühling noch deine Fußsohle verächtlich hingleitet.

So ist Alles mit Liebe und Vorsorge von der göttlichen Schöpferhand geordnet. So steht Alles in genauer Verbindung. Nichts ist umsonst. Eins dienet unterstützend in der Schöpfung dem Andern. Der Frühlingstag, welcher dich heute anlächelt, sorget schon für das Wohlsein deiner Kinder, deiner Enkel und Urenkel.

So hat dem aufmerksamen Beobachter der Natur Alles Wichtigkeit, Alles Bedeutung, wenn er in die wiedererwachende Schöpfung hinaustritt. Der Christ sieht in jeder Blume die Ewigkeit der unergründlich weisen Weltordnung; ihm deutet jeder Halm hinauf zum Schöpfer; ihm predigt jedes Blatt die Liebe und Herrlichkeit seines Gottes.

Und wie viele Millionen lebender Wesen treten mit diesem Frühling in das Dasein! Wer zählt das Heer der Gewürmer, welches über die Erde kriecht? — wer die Schaaren der Vögel, welche in den Lüften schwimmen, und die Wälder mit Gesang erfüllen? — Wer die Heere der Fische, welche im Bach und

Meere spielen? — wer die Arten aller Thiere, welche, dem Menschen freundlich oder feindlich, auf den Wiesen und in den Wäldern, auf den Bergen und in den Thälern umherirren? für Alle sorgte Gottes Liebe und Weisheit. Die Geschichte jedes dieser Geschöpfe, die Geschichte des kleinsten Wurms, von einem Entstehen bis zu seiner Auflösung in Erde, ist eine Geschichte der wunderbaren Allmacht und Allweisheit Gottes.

Ach, es ist unmöglich, Alles, und Alles was Gott um mich her erschuf, zu beobachten, zu durchforschen; mein Leben ist zu kurz, Alles von seinen Werken zu erkennen, ob es gleich vor meinen Augen liegt. Unendlich und grenzenlos und unbegreiflich, wie das höchste Wesen in sich selbst, ist es auch in seinen Werken.

Und wie Mancher geht durch dieses reizende Getümmel von Wunderwerken hin, ohne auch nur von ihrem Anblick erschüttert zu werden! — Der Mensch, der Schöpfungstage letztes und edelstes Werk; der Mensch, der allein unter allen Geschöpfen aufrecht, mit zum Himmel gewandtem Angesicht, einherschreitet, zur Herrschaft geboren; der Mensch, allein begabt mit höherer Einsicht, als alle andern ihm bekannten Geschöpfe, ausgestattet mit dem Lichte der Vernunft, mit dem Kleinode der Sprache, in welches er den erhabenen Begriff der Gottheit hüllen kann — der Mensch kann in der Frühlingswonne gefühllos bleiben? — in der ganzen Pracht und Anmuth der Natur nichts, gleich jedem Thier, als eine Erquickung seines Leibes finden? — nur eine abwechselnde Art von flüchtigen Lustbarkeiten?

Nein, ich bin ein Christ! Ich sehe mit Christo in der Schöpfung nicht das Irdische, sondern die göttliche, wirkende Macht meines himmlischen Vaters; nicht das Vergängliche, sondern das Bleibende, Ewige, immer unter neuen Gestalten Wiederkehrende. Für mich ist das Erwachen der Natur im Frühlinge das jährliche Gedächtnißfest der göttlichen Weltschöpfung. Dieselbe Macht, welche vor vielen Jahrtausenden aus den Wüsten und Leeren das Licht und die Sterne, Meere, Erden, Pflanzen und Gewürme und Thiere rief, die Tage

ſchuf, die Zeiten des Jahres ordnete; dieſelbe Hand, welch aus dem weiten Nichts die wunderreiche Schöpfung hervor winkte, hat auch aus dem erſtarrenden Winterſchooſe dieſes neu Aufblühen, dieſen Glanz, dieſe Weltpracht hervorgerufen Jeder Frühling iſt eine erneuerte Schöpfung, und macht mich ſelbſt zum Zeugen von den Tagewerken der himmliſchen Allmacht und Gnade.

Und auch ich bin unter den zahlloſen Wundern der göttlichen Macht ſelbſt ein Wunder, welches ich nicht begreifen kann, und keins der geringſten. Der menſchliche Geiſt ſchwebt höher als alles Irdiſche; er umfaßt das Mannigfaltige, und trägt in ſich das Bild der Welt und der Gottheit. Er iſt die Krone, die letzte und lieblichſte Blume der Schöpfungswerke, zwar feſt mit den Wurzeln am Erdball haftend, aber das Haupt durch den Himmel hebend zur Gottheit.

Darum miſche ſich meine Freude, mein Gebet in den Jubel Deiner Schöpfungen. Auch meine Seele iſt Dein Werk, Weltenvater, Namenloſer! Auch ich bin Dein Kind, das Du aus dem Nichts zur Seligkeit riefeſt. Ja, auch ich darf in dem prachtvollen Heiligthum Deines Weltgebäudes mich Deiner Größe freuen; darf vor Dein Antlitz treten, und Anbetung bringen.

Wer bin ich? Erde aus Erde! Und doch würdigſt Du mich, Erbarmer, Liebevoller, Deine Pracht anzuſchauen und Dich zu verherrlichen. Dennoch umſtrömſt Du mich mit Seligkeit, und läſſeſt mich aus den Entzückungen, die mich beim Anblick Deiner Werke durchdringen, die höhern Beſtimmungen meines künftigen Daſeins ahnen.

Frohlockend jauchz' ich, rühm' und ſinge:
Bis über alle Himmel dringe
Zu Gott mein Lallen, mein Geſang.
Erhabner, als der Sterne Höhen,
Noch höher, als die Himmel gehen,
Geht ſeine Gnade, geht mein Dank!
Barmherzig ſchauet er
Auf alle Weſen her,
Die ihn ehren.

Er sorgt für sie,
Und läßt sie nie
Zu ihm umsonst nach Hülfe flehen!
Und hab' ich's nicht von ihm vernommen?
Ist nicht ein Wort zu mir gekommen,
Das selbst sein Mund geredet hat:
Wenn man die Himmel kann ermessen,
So kann ich euer auch vergessen,
So mangelt's mir an Macht und Rath! —
So sprach er. — Denkt, wer ist,
Der seinen Himmel mißt?
Gottes Gnade —
Betet an!
O betet an! —
Ist höher, als die Himmel sind.
Euch schuf er, um uns zu beglücken,
Euch, Erd' und Himmel: Euch zu schmücken,
Floß über euch sein Licht herab.
Und Geistern sich zu offenbaren,
Erschuf er Geister. Zahllos waren
Die Welten, die er ihnen gab.
Jehovah, nur Dir selber gleich,
Wie groß, wie herrlich ist Dein Reich,
Und unaussprechlich!
Die Natur
Verkündigt nur,
Was Du schon warst, eh' Alles war.
Die Frühlingswelt,
Die Geisterschaar,
Singt wonneschauernd auf zu Dir:
Geheiligt sei Dein Name!

21.

Die Luft.

Psalm 104, 1—4.

Gelobt sei Gott! — Ihm will ich fröhlich singen,
Ihm Dank und Ruhm mit seinen Kindern bringen;
Ich will, vereint mit allen frommen Seelen,
Sein Lob erzählen.

Groß, majestätisch sind des Höchsten Werke,
Sie künden seine Weisheit, seine Stärke;
Aus ihnen strömen heilige Vergnügen,
Die nie versiegen.

Er baut den Wundern, die sein Arm errichtet,
Ein Denkmal, welches keine Zeit vernichtet;
Die weite Luft erzählt von seiner Güte,
Der Baum mit Blüthe.

Ihn zu erforschen, und ihn zu erheben,
Ist wahre Weisheit, führet uns zum Leben;
Erleuchtet uns, damit des Menschen Seele,
Was gut ist, wähle!

Wie lieblich prangt die verjüngte Welt im Strahlenschmuck des Frühlings! Wie versilbern sich mit zarten Blüthen Bäume und Gebüsche des Thales, während die Wälder längs den Hügeln vom hellen Grün leuchten, und die Quellen zwischen neu umblümten Felsen anmuthig daherrauschen, oder der breite Strom majestätisch im spiegelnden Sonnenglanz dahin zieht!

Ist dies die öde Landschaft, die noch vor einigen Wochen erstorben dalag, verhüllt im Schnee oder grauen Nebel? wo die Thiere in ihren Höhlen, die Menschen in ihren Wohnungen verborgen lagen, und nur der Rabe unter dem trüben Himmel über die kahlen Felder hinschwebte, oder der Sperling schüchtern sich den Wohngebäuden nahte, und zwitschernd um einige Körnchen Nahrung zu flehen schien?

Wie wunderbar, wie unbegreiflich ist Alles umgestaltet! Gott winkte; die Stürme schwiegen; die Schneegestöber flohen; der Erdball wandte sich dem Sonnenlicht entgegen; die Quellen und Flüsse stießen ihr Eis ab; Millionen schlafender Keime drangen aus dem Schoose der Erde hervor, und entfalteten ihre

Blätter und Halme und Blumen, und goſſen balſamiſchen Hauch durch die lauen Lüfte aus.

Dies iſt Gottes Finger! Er, der Ewig-Allmächtige, der Ewig-Holde, hat's gethan. Jeder neue Frühling, den ich hienieden erlebe, ſcheint mir noch prachtreicher als jeder vergangene zu ſein. In jedem neuen Frühling ſpiegeln ſich die ehemaligen Frühlinge meines Lebens wieder in ſchönen Erinnerungen ab, mein Daſein ſcheint ſich zu vervielfältigen, je länger ich Jehovah's Schöpfungen ſehen darf.

Wie glücklich bin ich durch meines Gottes Güte, daß ich noch athme, und mich meines Daſeins erfreuen mag! Ach, mancher Edle entſchlief indeſſen, und ſah das Erwachen der Natur nicht wieder. Meine Geliebten, o ihr Theuern, deren Aſche nun das Grab umfängt, ihr freuet euch nicht mehr mit mir der wiederauflebenden Schöpfung. Der frohe Geſang der Vögel tönt nicht hinab in eure ſtille Gruft, und die Blumen, welche der Lenz mit vollen Händen ſtreut, fallen nur auf die Hügel eurer Gräber!

Doch dieſer irdiſche Frühling, der für euch ſich nicht mehr ſchmückt; dieſe Morgen- und Abendröthen, die für euch nicht mehr glühen; dieſe Lieder und Töne der Freude, welche nicht mehr für euch durch die Lüfte klingen; dieſer Blumenglanz, der Wieſen und Wälder und Gärten nicht mehr für euch ziert — ſind ſie für euch ein ſo großer Verluſt? — — Nein, euch blühet ein anderer Lenz, euch ſtrahlen ſchönere Morgenröthen eines beſſern Lebens; euch tönen andere Geſänge entgegen! Auch ihr dort, wie ich hier im Erdenſtaube, bewundert die Größe und Macht Gottes, aber verklärter, weiſer, vollkommener, denn ich! Hier iſt nur die ſchöne Vorhalle der Ewigkeit; im Tempel ſelbſt wandelt ihr ſchon.

O ihr Glückſeligen, ihr zu Gott früher als ich Berufenen! Leicht möget ihr unter ſeligern Geſtirnen vergeſſen, was ihr hienieden verlaſſen habt. Doch während euch meine Liebe, meine Wehmuth mit Treue durch die Ewigkeit nachfolgt, will ich mich hienieden noch der kurzen Augenblicke meines Daſeins er-

freuen. Vielleicht ist auch dies einer meiner letzten Frühlinge, die ich sehe.

Ja, ich will, o wundervoller Schöpfer, o Vater, der Du über Alles herrlich und erhaben bist, ich will Deine Werke hienieden mit Ehrfurcht betrachten, mit Entzücken preisen. Vorbereiten will ich mich, dort — wohin auch Du mir einst winkst — Dich noch tiefer verehren und bewundern zu können. Göttlich schön sei die Welt, welche mich nach meiner Auflösung erwartet — aber göttlich schön ist auch die Welt, die mir mein himmlischer Vater jetzt schon zum weisen Genuß eröffnet hat.

Und fast zu keiner Zeit ist der Mensch aufgelegter, Gottes Herrlichkeit auf der Erde zu bewundern, als wenn diese in ihrem Frühlingsschmuck wie eine junge Braut dem Himmel entgegenlächelt.

Aber wo soll ich beginnen, wo enden? Wohin ich blicke, ist Weisheit und Macht vermählt, im Kleinsten wie im Größten! Alle Elemente singen den Ruhm Gottes. Soll ich von der Erde reden, deren zahllose Bewohner den Ewigen preisen? — oder von den Fluthen des Wassers, welche den ganzen Erdball umrauschen, und deren Schoos geheimnißvoll eine ganze, noch unerforschte Welt von lebendigen Wesen verbirgt? — oder von der Pracht und Gewalt des Feuers, wie es in winterlichen Nordlichtern lodert, in den Strahlen der Sommersonne die Erde aufschließt, daß sie die unermeßliche Fülle der Pflanzen trage, und unterirdisch in Klüften und Schlüchten flammt und Länder erschüttert, und aus den Gipfeln der Berge Gluthströme stürzt? — oder von der Luft, welche durchsichtig, klar und leicht mit jedem Athemzuge in uns einströmt, wie eine überirdische Nahrung unserer Lebensflamme, den ungeheuern in ihr schwimmenden Weltball der Erde dahinträgt, wie eine zarte Feder, und in der Kette der sichtbaren Weltordnung das Glied ist, welches Sterne mit Sternen, Erden mit Erden, Sonnen mit Sonnen verknüpft?

Was ist weitverbreitender durch das Weltall, als die Luft, und welches Element ist geheimnißvoller und reicher an göttlichen Wundern? — Du blickst empor zu den Sternen. Wie

klar, wie hell, wie durchsichtig ist diese feine Flüssigkeit, die dein Auge umgibt, und durch die dein Blick in einer kaum nennbaren kurzen Zeit zu den allerentferntesten Gestirnen dringt, wohin, und flögest du auch nur zum nächsten Sterne — und flögest du mit der Geschwindigkeit einer ehernen Kugel, die dem donnernden Geschütz entsteigt — du kaum in zwanzig und dreißig Jahren gelangen könntest! Und in diesem leichten, flüchtigen Elemente schweben große Weltkörper, schweben Erden und Sonnen, die viel tausendmal größern Umfang haben, als die irdische Welt, die wir bewohnen! Hier ist Gottes Allmacht! Täglich zeugt von ihr jeder Athemzug, den du aus dem unermeßlichen Element schöpfest, o Sterblicher: und dennoch bliebst du so oft gleichgültig und fragtest: wo ist Gott? — — Hier ist Gottes Allmacht, und der weiseste Mensch auf Erden ergründet sie nicht. Und wenn er Alles errathen, Alles erahnet hat, so bleibt er zuletzt staunend an den Grenzen seiner Erfahrungen stehen, und ruft bebend: Noch wissen wir nichts! Unsere Erkenntniß ist ein gebrechliches Stückwerk! Dort, wo das große Geheimniß des Ganzen ruht, dort waltet Gott!

Und dieser klare, feine, blauschimmernde Luft-Ozean, dessen ätherische Wellen an keine Ufer schlagen, als an die Weltkörper, welche gleich schwimmenden Inseln sich in ihm nach den Gesetzen der göttlichen Allmacht bewegen, ist gleichsam die Mutter, die Gebärerin alles Irdischen, die unerschöpfliche Vorrathskammer, aus welcher die Natur sogar ihre festen Körper hervorzieht.

Was wäre der Sterbliche, könnte er von diesem Ozean nicht mit seinem Athem Leben trinken? Was wären alle Thiere? Wir ziehen selbst Nahrung aus der Luft, indem wir sie einziehen. Wir behalten ihre gesunden Theile in uns, und hauchen wieder die untauglichen zurück. Eingesperrt in einen engen Raum von Luft, würden die Menschen zuletzt sich mit ihrem Athem selbst vergiften und ersticken, weil die Luft nicht mehr genießbar und nährend für sie ist. So die Thiere. So selbst die Pflanzen, welche ebenfalls durch die Oberfläche ihrer Blätter Luft einschlucken und ausstoßen. Ohne Hinzulassung frischer

Luft werden die kräftigsten Gewächse bleich und welken; in gesunder, reiner Luft gedeiht Alles mächtiger.

Was wir Luft heißen, oder der Dunstkreis, der unsere Erde von allen Seiten umschließt, ist aber bei Weitem nicht so rein und einfach, als wir glauben, wenn wir seine Klarheit und Leichtigkeit bemerken. Er ist angefüllt mit den verschiedensten Urstoffen aller Dinge; in ihm sind gleichsam alle andern Elemente, Feuer und Wasser, Erden und Metalle, aufgelöst vorhanden. Man kann dies schon daraus schliessen, daß Alles, was die Flamme auf Erden zu verzehren scheint, Steine, Holz, und thierische Theile, verwandelt in Dunstgestalt emporsteigt und sich mit der übrigen Luft vermischt; daß die Körper, welche verwesen und verwittern, nur einen geringen Theil ihres Bestandes zurücklassen, während ihr größerer verdünstet sich in der Luft verbreitet hat. Selbst der Mensch würde, wenn er nicht tägliche Nahrung als Ersatz empfinge, immer mehr von seinen Bestandtheilen verlieren, weil er unaufhörlich ausdünstet, und einen Theil seines Leibes an die Luft abgibt, welche ihm dafür Stärkungen anderer Art und Zuwachs gewährt.

Den überzeugendsten Beweis aber von der Zusammensetzung der Luft aus den allermannigfaltigsten Stoffen geben uns die merkwürdigen und wohlthätigen Erscheinungen, welche wir zwischen Erde und Himmel gewahr werden. Der heiterste Himmel kann sich in wenigen Augenblicken mit schwarzen Gewölken trüben, die in der Luft entstehen, und oft Regenfluthen niederschlagen, welche Länderüberschwemmungen bewirken. Wer winkt den Wolken, daß sie sich sammeln zur rechten Zeit, und hält schwebend in den Lüften die Wellen des Wassers, daß sie nicht zu früh niederrauschen in einzelnen Tropfen? — Lobe den Herrn, meine Seele! Herr, mein Gott, Du bist sehr herrlich; Du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist dein Kleid, das Du anhast; Du breitest aus den Himmel, wie einen Teppich; Du wölbest es eben mit Wasser! (Ps. 104, 1 — 3.)

Was im Sommer als wohlthätiger Regen auf die schmachtenden Fluren niederträufelt, oder in einer drohenden Hagelwolke dahinfährt, sinkt aus den freien Lüften im Winter als

Schnee nieder, um die vom Frost erstarrte Erde zu decken und zu erwärmen. So sind Thau und Reif ähnliche Niederschläge aus der Luft. Sollte man nicht glauben, der ganze Luftball sei ein Meer feinern Wassers?

Doch wie erstaunenswürdig! Im Schooße dieser über uns schwebenden Wasser schlummern zugleich die verheerendsten Feuerflammen. Wer band so die feindseligsten Elemente zusammen, daß sie einig und innig am Himmel beisammen wohnen, die auf Erden sich unaufhörlich bekämpfen? Oder was käme den Flammen verzehrender Blitze an Gewalt und Schrecklichkeit gleich? — o Gott, alltäglich sehe ich Deiner Allmacht Glanz, und die Räthsel der Natur deuten auf Deine unendliche Weisheit empor, und wie kalt, wie gefühllos gehe ich darunter hin, als hätte ich Alles begriffen, als erschiene nichts Ausserordentliches für mich!

Ja, nicht nur flüssige Stoffe, wie Feuer oder Wasser, entwickeln sich aus den Lüften, sondern selbst Erden und Steine erzeugen sich in jenen heitern, durchsichtigen Regionen. So gewiß man Steine und Metalle durch Verbrennung in Rauch und Luft verwandeln kann, so gewiß können sich auch wieder Luftarten durch eigene Mischungen in fremde Körper zusammenziehen, und als Steine und Metalle vom Himmel herabfallen.

In ältern wie neuern Zeiten und in den verschiedensten Ländern hat man zahlreiche Erfahrungen von solchen aus hohen Lüften niederfallenden Steinmassen. Noch immer vernehmen wir fast jährlich davon. Gewöhnlich erblickt man während ihrer Bildung in der Luft eine feurige Kugel, die im hohen Bogen dahin fährt, dann mit donnerähnlichem Krachen zerspringt und erlöscht. Heisse, glühende Steine fallen einzeln weit zerstreut nieder. Gewöhnlich sind sie von grauer Farbe und schwer; von innen enthalten sie die glänzenden Körner reinen gediegenen Eisens.

Je näher der Oberfläche des Erdballs, je dicker und unreiner, oft auch desto ungesunder ist die Luft; je höher und entfernter, desto reiner und dünner. Auf den Gipfeln der höchsten Berge wird sie so fein, daß man sie kaum noch athmen kann,

und nur zwei Meilen in gerader Linie aufwärts über unsern Häuptern ist sie zu dünn, als daß ein Lebenswesen darin noch bestehen und fortdauern könnte. Bis dahin erhebt sich kein Vogel; selbst der kühne Adler hat noch nicht die Oberfläche des großen Luft-Ozeans gesehen, auf dessen Boden unten wir umherwandeln.

In dieser Tiefe aber, wo wir die Luft genießen, ist sie auch am heilsamsten. Hier, weil sie nicht allzufein ist, kann sie die Wärme der Sonnenstrahlen verstärken, indem sie jeden Strahl gleichsam in Millionen Brennspiegeln bricht. So gedeihen Menschen, Thiere und Pflanzen darin, die in allzudünner Luft von Kälte erstarren würden. Auf den Gipfeln hoher Gebirge mögen nur wenige Thierchen leben; selbst die Pflanzen ersterben, und die erhabenen Tannen können dort kaum die Höhe mäßigen Gesträuchs erreichen. Ja der Schnee, welcher auf den Rücken der höchsten Berge fällt, ungeachtet er der Sonne viele Tausend Schuh näher liegt, schmilzt nie ganz hinweg, sondern lagert sich auf Jahrtausende dahin, und würde auf den Erdgebirgen noch höhere Eis- und Schneegebirge ansetzen, wenn die natürliche Erdwärme nicht die untern Schneelagen allmälig aufthaute und in Quellen und Wasserbäche auflöste, aus denen unsere Flüsse und Ströme werden.

Wie die Wärme, so verstärkt die tiefere Luft auch das Licht, und erfüllt Alles wunderbar mit Glanz. Wer mag es ertragen, am Sommertage in den blendenden Himmelsraum lange hinaufzuschauen? — Aber von den Gipfeln der höchsten Berge gesehen erscheint der Himmel weniger glänzend, von tieferm, fast schwärzlichem Blau; die Sonne ist weniger strahlend, und die Sterne funkeln nicht so lebhaft. Wäre es möglich, sich noch in höhere Reviere zu erheben: man würde die Sonne, gleich einem glänzenden Vollmond, strahlenlos am schwarzen Firmament erblicken. Selbst der Schall, so stark er auch unterhalb der tiefern Luftschicht tönt, wird auf hohen Bergen schwächer, und im luftleeren Raum ist gar kein Schall.

Dies ätherische Meer, dieser luftige Ozean, welchen Gottes Weisheit für uns baute und ordnete, ist in einer beständigen

Bewegung und Gährung. Denn bald erschüttern ihn unmerklich die vom Erdball aufsteigenden Dünste, bald die herein fallenden Sonnenstrahlen, die ihn mit ihrer Wärme ausdehnen; bald die anziehenden Kräfte entfernter Himmelskörper. Hebt nicht der Mond in seinem Laufe die Meere empor, über welche er hinzieht, also, daß daraus regelmäßig Ebbe und Fluth entstehen müssen?

Diese Bewegungen des Dunstkreises nennen wir Winde und Stürme. Sie sind gleichsam Ströme, die ihre besondere Richtung nehmen. Sie machen es fühlbar, daß die Luft allerdings etwas Körperliches ist, wiewohl wir sie kaum sehen. Denn wenn gewaltige Sturmwinde daherbrausen, Mauern niederstürzen und Eichen entwurzeln, ist dies weniger der großen Geschwindigkeit des Windes, als der ungeheuern Luftmasse zuzuschreiben, welche sich plötzlich darüber wälzt. Stürme, welche ganze Wälder umreissen, durchlaufen nach genau angestellten Beobachtungen doch nur in einer Sekunde kaum vierzig Fuß Raums. Und solche Stürme gehören zu den geschwindesten, stärksten und furchtbarsten. Aber mit gleicher Geschwindigkeit legen manche Vögel in gleicher Zeit den gleichen Weg zurück.

Jede heftige Erschütterung des Dunstkreises oder der uns umgebenden Luft ist eine Empörung und Umwälzung des himmlischen Ozeans, in dem wir athmen, und eins der grausenvollsten Schauspiele der Natur. Schrecklich ist der Sturm, wenn er über die Länder der Erde heulend hinrauscht; wenn er Bäume mit der Wurzel aus dem festen Boden reißt und umherschleudert, wie Spreu; ganze Wälder krachend niederstreckt; die Dächer menschlicher Wohnungen hoch in die Luft führt; die festesten Gebäude erschüttert, ja zusammenstürzt; Ströme in ihrem Lauf hemmt und aufschwellt, als wollte er sie zu ihren Quellen zurücktreiben; Berge abträgt und Felsen zerreißt. Das donnernde Getöse weit umher in der Höhe und Tiefe vermehrt die Furchtbarkeit dieser Erscheinung; die Wolken des Himmels eilen geflügelt über uns hin; die Vögel flüchten erschrocken ihren erschütterten Nestern zu, und das Wild des Waldes rettet sich heulend zu seinen Höhlen.

Doch entsetzlicher ist der Anblick der tief erschütterten Luft auf dem Meere. Masten zerbrechen, Schiffe zerscheitern. Mit dem Sausen des Ozeans mischt sich das Erbrausen der geschlagenen Wellen, die in schauerlicher Beweglichkeit bald das Innere des Erdballs entblößen, bald sich gegen die Wolken des Himmels hinaufzuschleudern scheinen.

In diesem Grimm der weit empörten Natur lernt auch der Zweifler glauben und der Bösewicht beten. Da ist's, wo die Macht der gefürchteten Erdengötter, der hochgefeierten Könige und Fürsten, geringer als elender Tand und Staub erscheint. Da ist's, wo Du, Gott, o Allmächtiger, in Deiner Majestät offenbart stehest, vor der Alles erzittert und auch das Erhabenste als ein Nichts verschwindet. Da ist's, wo die Welt erbebt, der Stärkste erblaßt, der Leichtsinnigste verzweifelt, und nur noch, mitten im verheerenden Sturm, ruhig die stille Tugend zu dir emporblickt, und mit dem frommen Sänger der Psalmen spricht: Du fährest auf den Wolken, wie auf einem Wagen, und gehest auf den Fittigen des Windes. (Ps. 104, 3.)

Schaudervoller als jeder Sturm, der in den wilden Himmelsstrichen weht, die wir bewohnen, ist mancher andere in entlegenen, heißen Weltgegenden. So zittert der Aegypter noch heutiges Tages, wenn der tödtliche Gluthwind aus den Wüsten hervorbricht. Dann wird der sonst immer heitere Himmel trübe; die Sonne gleicht einer rothbräunlichen Scheibe; die Luft ist grau, wie von einem staubigen Dunst gefüllt, und wird immer glühender. Schnell welken die Pflanzen ab; die Blätter fallen verdorrt von den Aesten der Bäume; das Kälteste wird heiß, selbst Marmor und Eisen und Wasser erwarmen. Thiere und Menschen flüchten in Schatten, Höhlen und Gruben, um den brennenden Windstößen zu entrinnen und nicht von ihnen unmittelbar getroffen zu werden. Wehe, wenn sie ihn treffen: er stürzt erstickt zu Boden; ein augenblicklicher Tod ist sein Loos.

Aehnlich diesem ist in Arabiens Wüsten der giftige Samiel. Wenn er sich erhebt und weht, scheint der ganze Luftkreis feurig und roth. Mit Zischen und Knistern fährt der Wind daher und

mit erstickendem Schwefelgeruch. Er tödtet mit der Geschwindigkeit des Blitzes Thiere und Menschen, welche sich nicht schnell vor seiner Berührung retten.

Doch wer könnte die mannigfaltigen Erscheinungen der Luft und der Winde hernennen? Ihre Zahl ist zu groß, ihre Wirkungen sind zu ausserordentlich, ihre Ursachen unerforschlich. Wo Gott herrscht, waltet heiliges Geheimniß. Aber in den Erscheinungen seiner Stärke erkennen wir den Allerhöchsten, den Weltregierer, und mit ehrfurchtvollem Staunen beten wir ihn an, und überall und immer seine Weisheit, seine Güte. Denn auch da, wo seine Macht am furchtbarsten erscheint, ist er Wohlthäter; und wo wir seine tiefverborgenen Zwecke nicht erkennen, ahnet sie das gläubige Gemüth. Du, Herr, Du machest Deine Engel zu Winden, und Deine Diener zu Feuerflammen. (Ps. 104, 4.) Durch Deine Stürme reinigest Du die Lüfte, daß sie mit Gesundheit alle Deine Geschöpfe erquicken, und an der Hand der Winde führest Du die Schiffe über das Meer von Welttheil zu Welttheil, daß sich die Menschen überall als Brüder begrüßen und finden, und mit gegenseitiger Liebe hilfreich unterstützen.

O Vater, mein Gott, mein Schöpfer, mein Erhalter! Wie konnte ich oft bei Deinen Wohlthaten so ungerührt dastehen, die ich mit jedem Zuge meines Athems genoß! O Unerforschlicher, dessen Tiefe der Einsicht und Weisheit kein Sterblicher, kein Engel ergründet, wie konnte ich oft so kalt durch die Herrlichkeit Deiner Schöpfung dahin wandeln, als wäre Alles nur ein Spiel des todten, bewußtlosen Ungefährs!

Nein, nein, nicht länger soll es also mit mir sein. Nicht vergebens blühte Dein Erdenfrühling wieder um mich auf! Er ist der Verkündiger Deiner Größe, der Prediger Deiner Liebe. Er redet nicht vergebens an mein Herz. Ich will Deine Werke betrachten; ich will Dich suchen in Deinen Thaten. Und wer Dich mit aufrichtigem Herzen, mit Inbrunst sucht, Vater, der findet, der erkennt Dich überall. Denn überall lebst Du und Alles preiset Deinen ewigen, herrlichen Namen. Ihn nennt das Brausen des Sturms; ihn der Gesang der Haine; ihn der

Donner des Himmels und das Säuseln des niederfallenden Regens, welcher die Flur erfrischt.

Sollte ich allein stumm sein in dem großen Tempel der Natur, den Deine Hand erbaute, wo Dich Alles erhebt und verherrlicht? Sollte ich allein undankbar durch das Reich Deiner Wohlthätigkeit und Gnade hingehen, wo selbst die Wonne des kleinsten Wurmes Dir für Deine Schöpferhuld dankt? O ich wäre nicht werth aller Liebe und Treue, die Du mir erwiesen!

Und wenn ich Dich mit Engelzungen priese, und jeden Augenblick meines Lebens des Guten eingedenk wäre, welches Du, o Herr, an mir gethan: wäre ich darum Deiner Gnade würdiger? — Nein, ich würde es auch dann nicht sein! Denn was könnte ich Dir geben, das ich nicht von Dir empfangen hätte; und wie gering bin ich, daß Du, Gnadenvoller, meiner immerdar gedenkest! — Nichts habe ich, nichts bin ich, als durch Dich; nichts sind alle erschaffenen Wesen, als durch Dich. Aber wie der Wurm im Staube, aber wie der Seraph vor Deinem Throne will auch ich Dich verkünden und preisen, und die Stimme meines höchsten Entzückens sei Gebet!

22.

Die Erde.

Pſ. 104, 13 — 18.

Ich fühl's in jeder Wonne
Der jauchzenden Natur;
Im Glanze Deiner Sonne,
Im Hain und auf der Flur!
In Deiner Berge Pracht,
Im blumenreichen Thale,
Im frühſten Morgenſtrahle:
Gott, Deine Güte hat's gemacht.

Es ſpricht die ganze Erde,
Und jeder Roſe Duft
Das Brüllen jeder Heerde,
Das Säuſeln jeder Luft.
Wie groß iſt Deine Güte!
Sagt liſpelnd mir der Bach;
Wie groß iſt Deine Güte!
Hallt mir Dein Donner nach.

Zum Lobe Deiner Werke
Gib Feuer meinem Geiſt,
Begeiſterung und Stärke
Dem Danke, der Dich preiſ't;
Bis er vor Dir, gewöhnt
Zu Deiner Werke Ruhme,
In Deinem Heiligthume,
In höhern Liedern tönt.

---

chönſte aller Jahreszeiten ladet uns jeden Tag zum Ge-
ver freundlichen Natur ein. Wer verläßt nicht gern das
e Zimmer, um unter den Blüthen grünender Zweige zu
ndeln? Wer erquickt ſich nicht gern in den Strahlen der
ingsſonne, wenn ſie durch das ſpielende Laub der Bäume
oder wer wandelt nicht wie ein Seliger im Schimmer
bendröthe, wenn Hügel, Wälder, Himmel und Thal
lden Duft um uns her ſchweben, wie das Gebilde eines
higen Traumes? Was iſt zuletzt neben dieſer ſeelenerhe-
i Pracht der Gottesſchöpfung alle Pracht der Fürſten-
ungen? Wie gern verläßt auch der Mächtigſte ſeinen Thron,
:ichſte ſeine Schätze, um mit dem Aermſten im Lande den
i deſſen zu theilen, was die Gottheit Allen gab!

Der glückliche Landmann besucht seine Felder und Wiesen, die, vom Vater alles Segens gesegnet, freiwillig ihren Reichthum hervortreiben. Und wer auch nur einen kleinen Garten besitzt, nennt ihn seinen Lieblingsort, weil sich für ihn derselbe mit Blumen von mannigfaltiger Farbenpracht schmückt. Ja, wer endlich keine Erdscholle sein nennt, ist glücklich, wenn er in einem Scherben, aus einer Hand voll Erde, die selbstgepflanzten Blumen aufsteigen und ihm entgegenprangen sieht.

Es ist das Vergnügen, welches man empfindet, indem man sich ländlichen Beschäftigungen überläßt, und die Ordnungen der Natur zu seinem eigenen Vortheil anwendet, von so ganz eigenthümlicher Art, daß es kaum mit irgend einem andern verglichen werden kann. Daher war der Anbau der Erde seit den ältesten Zeiten nicht nur aus Nothdurft, sondern auch aus Vergnügen, eine von denjenigen Arbeiten, welcher sich die Menschen mit dem lebhaftesten Eifer hingaben.

So ist es gekommen, daß gegenwärtig der größte Theil der uns bekannten Oberfläche der Erde, einige von Natur öde Stellen oder Wüsten ausgenommen, überall angebaut und benutzt ist, und daß also die Länder der Welt heutiges Tages einem einzigen unermeßlichen Garten gleichen, wo menschlicher Fleiß gleich sehr für Anmuth und Gewinn sorgte.

Wie ganz verschieden ist daher durch die Kunst und Arbeitsamkeit der Sterblichen der Erdball von jenem Zustande geworden, wie er war, als er aus des Schöpfers Händen hervorging. Gott gab dem Menschen alle Kräfte, alle Mittel, alle Stoffe zu seinem bequemen Dasein; aber er mußte und sollte jene benutzen, um sich dieses zu verschaffen. Noth und Lust sollten den Menschen zur Anstrengung seines Verstandes, zur Entwickelung seiner Geistesanlagen zwingen. Dies lag in dem großen Entwurf der Vorsehung, denn nicht bloß die Ernährung und Bekleidung des Körpers, sondern die Stärkung und das Wachsthum des unsterblichen Geistes sollte die Hauptsache sein.

Anfangs, ehe sich das menschliche Geschlecht, aus dem verlornen Paradiese hervorgetreten, über die Erde ausgebreitet hatte, war diese eine ungeheure Wildniß ohne Ende. Undurch-

ängliche Wälder, weit ausgebreitete Sümpfe, von ungesun-
n Nebeln überschattet, öde Wüsteneien, verheerende Ströme
it ungewissen Ufern, wechselten ab. Wilde Thiere hauseten
ahrhunderte lang in der großen Einsamkeit allein, ehe in der-
ben hier und dort der schüchterne Fußtritt eines Menschen
rscholl. Aber wie der Mensch immer weiter seine Wohnungen,
ine Herrlichkeit ausdehnte, entwichen erschrocken die wilden
hiere der Einöden; die Wälder fielen unter dem Schlage der
xt, und verwandelten sich in Wohnungen, Brücken und
chiffe. Die Sümpfe wurden ausgetrocknet; die giftigen Nebel
rschwanden, und die Sonne senkte wärmere Strahlen auf die
rnfelder und Wiesen zahmer Heerden nieder.

Aber die Verwandlung der Erdoberfläche veränderte noth-
endig auch den Zustand der Witterungsbeschaffenheit. Das
erschwinden der endlosen Wälder und Sümpfe machte die
egenden wärmer und trockener, und Kräuter und Bäume
ender Welttheile konnten nun auch zum Genusse des Men-
hen in Landschaften reifen, wo der Anbau sonst ungedenkbar
ewesen. So tauschten nun die Völker des Erdbodens unter
inander ihre Gewächse. Und der größte Theil der Blumen,
e uns aus unsern Garten anduften; die Obstbäume, die ihre
lühenden Zweige prangend durch die Luft schwingen; die gol-
nen Saaten der Aecker, die dort grünen; die Kräuter, Ge-
üse und Erdfrüchte, die für unsere Küche erzogen werden;
r edle Weinstock, dessen Trauben mit ihrem Safte das Herz
s Menschen erfreuen — alle diese Pflanzen haben ein anderes
aterland zum Ursprung, und sind Geschenke der entlegensten
eltgegenden.

Eben so sind die meisten unserer zahmen Hausthiere, das
le und nützliche Roß; der Hund, des Menschen treuer Wäch-
r und Gefährte; die Heerden auf unsern Fluren; das zahme
eflügel unserer Höfe — alle sind Nachkömmlinge von solchen,
e aus tausend Meilen weiter Ferne vor längerer oder kürzerer
eit zu uns herüber kamen.

Aber nur der geringste Theil der Pflanzen und Thiere ist
s einem Lande ins andere versetzt worden. Die Anzahl der-

Der glückliche Landmann besucht seine Felder und Wiesen, die, vom Vater alles Segens gesegnet, freiwillig ihren Reichthum hervortreiben. Und wer auch nur einen kleinen Garten besitzt, nennt ihn seinen Lieblingsort, weil sich für ihn derselbe mit Blumen von mannigfaltiger Farbenpracht schmückt. Ja, wer endlich keine Erdscholle sein nennt, ist glücklich, wenn er in einem Scherben, aus einer Hand voll Erde, die selbstgepflanzten Blumen aufsteigen und ihm entgegenprangen sieht.

Es ist das Vergnügen, welches man empfindet, indem man sich ländlichen Beschäftigungen überläßt, und die Ordnungen der Natur zu seinem eigenen Vortheil anwendet, von so ganz eigenthümlicher Art, daß es kaum mit irgend einem andern verglichen werden kann. Daher war der Anbau der Erde seit den ältesten Zeiten nicht nur aus Nothdurft, sondern auch aus Vergnügen, eine von denjenigen Arbeiten, welcher sich die Menschen mit dem lebhaftesten Eifer hingaben.

So ist es gekommen, daß gegenwärtig der größte Theil der uns bekannten Oberfläche der Erde, einige von Natur öde Stellen oder Wüsten ausgenommen, überall angebaut und benutzt ist, und daß also die Länder der Welt heutiges Tages einem einzigen unermeßlichen Garten gleichen, wo menschlicher Fleiß gleich sehr für Anmuth und Gewinn sorgte.

Wie ganz verschieden ist daher durch die Kunst und Arbeitsamkeit der Sterblichen der Erdball von jenem Zustande geworden, wie er war, als er aus des Schöpfers Händen hervorging. Gott gab dem Menschen alle Kräfte, alle Mittel, alle Stoffe zu seinem bequemen Dasein; aber er mußte und sollte jene benutzen, um sich dieses zu verschaffen. Noth und Lust sollten den Menschen zur Anstrengung seines Verstandes, zur Entwickelung seiner Geistesanlagen zwingen. Dies lag in dem großen Entwurf der Vorsehung, denn nicht bloß die Ernährung und Bekleidung des Körpers, sondern die Stärkung und das Wachsthum des unsterblichen Geistes sollte die Hauptsache sein.

Anfangs, ehe sich das menschliche Geschlecht, aus dem verlornen Paradiese hervorgetreten, über die Erde ausgebreitet hatte, war diese eine ungeheure Wildniß ohne Ende. Undurch-

ringliche Wälder, weit ausgebreitete Sümpfe, von ungesunden Nebeln überschattet, öde Wüsteneien, verheerende Ströme mit ungewissen Ufern, wechselten ab. Wilde Thiere hauseten Jahrhunderte lang in der großen Einsamkeit allein, ehe in derselben hier und dort der schüchterne Fußtritt eines Menschen erscholl. Aber wie der Mensch immer weiter seine Wohnungen, seine Herrlichkeit ausdehnte, entwichen erschrocken die wilden Thiere der Einöden; die Wälder fielen unter dem Schlage der Axt, und verwandelten sich in Wohnungen, Brücken und Schiffe. Die Sümpfe wurden ausgetrocknet; die giftigen Nebel verschwanden, und die Sonne senkte wärmere Strahlen auf die Kornfelder und Wiesen zahmer Heerden nieder.

Aber die Verwandlung der Erdoberfläche veränderte nothwendig auch den Zustand der Witterungsbeschaffenheit. Das Verschwinden der endlosen Wälder und Sümpfe machte die Gegenden wärmer und trockener, und Kräuter und Bäume fremder Welttheile konnten nun auch zum Genusse des Menschen in Landschaften reifen, wo der Anbau sonst ungedenkbar gewesen. So tauschten nun die Völker des Erdbodens unter einander ihre Gewächse. Und der größte Theil der Blumen, die uns aus unsern Garten anduften; die Obstbäume, die ihre blühenden Zweige prangend durch die Luft schwingen; die goldenen Saaten der Aecker, die dort grünen; die Kräuter, Gemüse und Erdfrüchte, die für unsere Küche erzogen werden; der edle Weinstock, dessen Trauben mit ihrem Safte das Herz des Menschen erfreuen — alle diese Pflanzen haben ein anderes Vaterland zum Ursprung, und sind Geschenke der entlegensten Weltgegenden.

Eben so sind die meisten unserer zahmen Hausthiere, das edle und nützliche Roß; der Hund, des Menschen treuer Wächter und Gefährte; die Heerden auf unsern Fluren; das zahme Geflügel unserer Höfe — alle sind Nachkömmlinge von solchen, die aus tausend Meilen weiter Ferne vor längerer oder kürzerer Zeit zu uns herüber kamen.

Aber nur der geringste Theil der Pflanzen und Thiere ist aus einem Lande ins andere versetzt worden. Die Anzahl der-

Der glückliche Landmann besucht seine Felder und Wiesen, die, vom Vater alles Segens gesegnet, freiwillig ihren Reichthum hervortreiben. Und wer auch nur einen kleinen Garten besitzt, nennt ihn seinen Lieblingsort, weil sich für ihn derselbe mit Blumen von mannigfaltiger Farbenpracht schmückt. Ja, wer endlich keine Erdscholle sein nennt, ist glücklich, wenn er in einem Scherben, aus einer Hand voll Erde, die selbstgepflanzten Blumen aufsteigen und ihm entgegenprangen sieht.

Es ist das Vergnügen, welches man empfindet, indem man sich ländlichen Beschäftigungen überläßt, und die Ordnungen der Natur zu seinem eigenen Vortheil anwendet, von so ganz eigenthümlicher Art, daß es kaum mit irgend einem andern verglichen werden kann. Daher war der Anbau der Erde seit den ältesten Zeiten nicht nur aus Nothdurft, sondern auch aus Vergnügen, eine von denjenigen Arbeiten, welcher sich die Menschen mit dem lebhaftesten Eifer hingaben.

So ist es gekommen, daß gegenwärtig der größte Theil der uns bekannten Oberfläche der Erde, einige von Natur öde Stellen oder Wüsten ausgenommen, überall angebaut und benutzt ist, und daß also die Länder der Welt heutiges Tages einem einzigen unermeßlichen Garten gleichen, wo menschlicher Fleiß gleich sehr für Anmuth und Gewinn sorgte.

Wie ganz verschieden ist daher durch die Kunst und Arbeitsamkeit der Sterblichen der Erdball von jenem Zustande geworden, wie er war, als er aus des Schöpfers Händen hervorging. Gott gab dem Menschen alle Kräfte, alle Mittel, alle Stoffe zu seinem bequemen Dasein; aber er mußte und sollte jene benutzen, um sich dieses zu verschaffen. Noth und Lust sollten den Menschen zur Anstrengung seines Verstandes, zur Entwickelung seiner Geistesanlagen zwingen. Dies lag in dem großen Entwurf der Vorsehung, denn nicht bloß die Ernährung und Bekleidung des Körpers, sondern die Stärkung und das Wachsthum des unsterblichen Geistes sollte die Hauptsache sein.

Anfangs, ehe sich das menschliche Geschlecht, aus dem verlornen Paradiese hervorgetreten, über die Erde ausgebreitet hatte, war diese eine ungeheure Wildniß ohne Ende. Undurch-

dringliche Wälder, weit ausgebreitete Sümpfe, von ungesunden Nebeln überschattet, öde Wüsteneien, verheerende Ströme mit ungewissen Ufern, wechselten ab. Wilde Thiere hauseten Jahrhunderte lang in der großen Einsamkeit allein, ehe in derselben hier und dort der schüchterne Fußtritt eines Menschen erscholl. Aber wie der Mensch immer weiter seine Wohnungen, seine Herrlichkeit ausdehnte, entwichen erschrocken die wilden Thiere der Einöden; die Wälder fielen unter dem Schlage der Axt, und verwandelten sich in Wohnungen, Brücken und Schiffe. Die Sümpfe wurden ausgetrocknet; die giftigen Nebel verschwanden, und die Sonne senkte wärmere Strahlen auf die Kornfelder und Wiesen zahmer Heerden nieder.

Aber die Verwandlung der Erdoberfläche veränderte nothwendig auch den Zustand der Witterungsbeschaffenheit. Das Verschwinden der endlosen Wälder und Sümpfe machte die Gegenden wärmer und trockener, und Kräuter und Bäume fremder Welttheile konnten nun auch zum Genusse des Menschen in Landschaften reifen, wo der Anbau sonst ungedenkbar gewesen. So tauschten nun die Völker des Erdbodens unter einander ihre Gewächse. Und der größte Theil der Blumen, die uns aus unsern Garten anduften; die Obstbäume, die ihre blühenden Zweige prangend durch die Luft schwingen; die goldenen Saaten der Aecker, die dort grünen; die Kräuter, Gemüse und Erdfrüchte, die für unsere Küche erzogen werden; der edle Weinstock, dessen Trauben mit ihrem Safte das Herz des Menschen erfreuen — alle diese Pflanzen haben ein anderes Vaterland zum Ursprung, und sind Geschenke der entlegensten Weltgegenden.

Eben so sind die meisten unserer zahmen Hausthiere, das edle und nützliche Roß; der Hund, des Menschen treuer Wächter und Gefährte; die Heerden auf unsern Fluren; das zahme Geflügel unserer Höfe — alle sind Nachkömmlinge von solchen, die aus tausend Meilen weiter Ferne vor längerer oder kürzerer Zeit zu uns herüber kamen.

Aber nur der geringste Theil der Pflanzen und Thiere ist aus einem Lande ins andere versetzt worden. Die Anzahl der-

selben ist so groß, daß kein menschliches Gedächtniß hinreicht, nur ihre verschiedenen Gestalten und Namen zu behalten. Ueber hunderttausend Arten von Bäumen, Gesträuchen, Stauden, Kräutern, Schwämmen, Flechten, Moosen, Farrnkräutern, Gräsern und Palmen begrünen die Rinde des Erdballs. Noch unendlich mannigfaltiger und zahlreicher sind die Arten der Thiere, welche in der großen Pflanzenwelt Leben und Nahrung finden. Unter dreihundert Gattungen Vögel sind nur erst zwanzig Gattungen zu wirklichen zahmen Hausthieren gemacht! Aber noch ist die große Schaar der Säugthiere, der Vögel, der zweilebigen Geschöpfe, die im Wasser wie auf dem Lande wohnen, der Fische, der Insekten und Würmer weder überzählt noch bekannt. Wer möchte es? Zahllose Arten wohnen noch in Weltgegenden, die kein menschliches Auge sah; zahllose sind noch so klein, daß ein einziges Blatt ihnen eine Stadt, ein einziger Wassertropfen ihnen ein Weltmeer ist, und der schärfste Blick des Menschen sie kaum als Stäubchen bemerkt, die sich willkürlich bewegen. Nur Gott kennt sie; er, der sie ins Leben rief, und ihnen Allen Nahrung und Freude gab, jedem nach seiner Weise.

Auch ist auf Erden jeder Pflanze und jedem Thiere sein bleibender Aufenthalt angewiesen, über dessen Grenze hinweg sich nichts entfernen kann, ohne zu verderben. So hat jede Weltgegend ihre eigenthümlichen Bewohner, ihre eigenthümlichen Reichthümer durch die Weisheit des Schöpfers erhalten. Nicht ein einziges Land hat alle Schätze der Welt zugleich, während ein anderes schmachtet. Die Traube des Weinstocks gehört andern Gegenden, andern wieder die Tanne. So wird ein Volk des andern immer bedürftig bleiben; so sind alle Völker der Erde durch ihre Bedürfnisse immerdar unter einander verknüpft, daß sie Glieder einer gemeinschaftlichen Kette, Zweige einer einzigen großen Familie bleiben, deren Vater Gott ist.

Nur der Mensch hat vor allen Geschöpfen hienieden das Vermögen erhalten, leben, wohnen und sich vermehren zu können, in welchem Theile der Erde es ihm gefällt. Er wan-

delt aus den heißesten Landstrichen, wo die Sonnengluth jede Pflanze versengt, zu den kalten Gegenden des ewigen Eises, wo er die Sonne nur selten erblickt, und wenige Thiere ausdauern. Ueberall ist er Herr: es zittert vor ihm der Tiger in den glühenden Sandwüsten und der Bär auf den rauhen Schneefeldern. Der Mensch ward die Krone der göttlichen Schöpfung, nicht dem Leibe, sondern dem Geiste nach. Er sollte den ganzen Erdball und die auf demselben wunderbar verstreuten Werke Gottes kennen lernen, um durch diese Einsichten zu Gott geleitet und göttlicher zu werden.

Auch ist der Erdball, diese ungeheure, von zahllosen Millionen Wesen bewohnte und im Himmelsraum frei dahinschwebende Kugel, schon mehrmals von Menschen ganz umreiset worden. Im Zeitraum eines Jahres kann diese Reise vollbracht werden, die in geradester Linie einen Weg von fünf- bis sechstausend Meilen betragen würde. Aber Meere, die den größten Theil der Erdfläche bedecken, und Gebirgsketten, deren stets beschneite Gipfel sich in den Wolken verlieren, zwingen den kühnen Reisenden zu vielfältigen Umwegen. Eine Weltkugel, welche in so kurzer Zeit umreiset werden kann, scheint nicht gar groß zu sein. In der That ist sie es auch nicht, und der Stern, welchen wir im Weltall bewohnen, ist einer der kleinsten unter allen Himmelskörpern, die wir vom nächtlichen Himmel als ferne Gestirne auf uns niederschimmern sehen.

Nur unsere Kleinheit, die der Maßstab von Allem wird, was wir berühren, macht uns Alles groß und unermeßlich, während es im Vergleich mit dem grenzenlosen Weltall als ein geringes Sonnenstäubchen verschwindet. Nur durch unsere eigene Kleinheit erscheinen uns die Gebirge ungeheuer, welche von der Oberfläche der Erde in die Gewölke des Himmels hinaufragen; und doch ist weder ihre Höhe, noch die größte Tiefe des Weltmeers im Verhältniß des großen Erdballs wichtiger, als die Unebenheit, welche ein Sandkörnchen machen würde, das an einem glatten Apfel hängen blieb. Zwar hat man an vielen Orten die Tiefe des Weltmeeres noch nicht mit fünfzehnhundert Fuß ersenken können; aber hätte es auch einen Abgrund, wel-

cher der Tiefe der höchsten Gebirge gleich käme: so würde es auch in seinen tiefsten Räumen nur die Tiefe von einer deutschen Meile und darüber haben, weil auch die erhabensten Bergspitzen nicht viel höher, als, in senkrechter Richtung, eine Meile sind.

Dünken uns nun jene Felsengebirge schon so hoch, die im Vergleich zum Erdball nicht bedeutender als ein Sandkorn am Apfel sind; dünkt uns nun schon der Erdball so groß, den man doch in zwölf Monden umschiffen kann, und der einer der kleinsten unter allen Sternen des Weltalls ist — o wie gering, wie klein müssen wir selbst sein! Wie Milben kriechen auf einem Blatte, so wir über die begrünte Erdrinde!

Und wie groß, o Du, den wir schwache Menschen Vater nennen dürfen, wie erhaben bist Du, o Schöpfer und Regent des Weltalls, allseligster Geist! Gott! vor dem dieser Erdball nur ein Stäubchen und die für uns unzählbare Reihe glänzender Welten, Sonnen und Erden im Himmelsraum nur der kleinste Theil Deines unendlichen Schöpfungsgefildes ist! — Ach, ich versinke schaudernd in das Nichts zurück, aus dem Du mich, Allgnädiger, hervorgerufen hast — mein Stolz verschwindet im Gefühle der Ohnmacht, wenn ich Dein gedenke.

Schwach, gebrechlich und weniger als ein unsichtbares Sonnenstäubchen ist mein Leib im Verhältniß zur Größe Deiner Welt — aber, o sei gepriesen, Du Höchster, erhabener als die todte, gefühllose Welt ist mein Geist. Denn dieser Geist kann Dich, du Unendlicher, denken. Dieser Geist begegnet Deiner Herrlichkeit in den Zaubern des Frühlings; er bewundert Dich im Schmuck der Lilie, die Du kleidest, und im Glanze des hellgestirnten Himmels. Dieser Geist durchspäht forschend Dein Weltgebäude, und berechnet den Lauf der Sonnen und Erden im Himmelsraum. Dieser Geist kennt seine Weihe zur Unvergänglichkeit. Du gabst ihm die Macht des Gedankens und das Wunder der Sprache, in die er seine Gedanken hüllt, und das Vermögen, zu Dir zu beten! Darum sollen wir unsere Kleinheit und Geringfügigkeit in der Körperwelt lebhaft erkennen, daß wir fühlen und uns überzeugen, nicht unser Leib und was

ihn angeht, nicht das Irdische sei unsere Hauptbestimmung und unser wahres Wesen: sondern der Geist, welcher sich weit über die Erde erhebt, die übrigen Geschöpfe beherrscht, und unter dem heiligen, prachtvollen Schleier der Natur die verborgen wirkende Gottheit sucht.

Nicht der Erde gehören wir, sondern der Gottheit. Hienieden ist ausser unserm Geiste nichts Selbstdenkendes, sondern Alles irdisch und zur Erde und ihren Stoffen zurückkehrend, von wannen es kam. Die Erde ist die allgemeine Mutter alles dessen, was sie trägt; und Alles nimmt sie wieder auf, was sie geboren hat. Thiere und menschliche Gestalten erheben sich von ihr wie die Pflanzen, werden von ihr genährt, und sinken wieder verwesend nieder, und ihr verwehender Staub wird Nahrung und Hülle anderer Pflanzen und lebendiger Geschöpfe. Nur das Denkende, das Geistige gebiert die Erde nicht; nur unsere eigenmächtig und mannigfaltig wirkende Seele ist kein Kind der Erde, sondern eine unsichtbare, gewaltige Kraft, in deren Vorstellungen sich das große Weltall abspiegelt. Sie kann daher nicht zur Erde zurückkehren, sondern nur zurückgehen zum Urquell des Geisterthums, zum Vater der Vollkommenheit, zum Ewigen!

Fremd sind uns hier noch die Beschaffenheiten anderer Welten; aber schon die Erde, dies Staubkorn im Weltgebäude, ist so reich an göttlichen Wundern, daß das längste Lebensalter eines Menschen nicht zureicht, sie alle zu erforschen, oder nur anzustaunen.

Nicht einmal alle Länder des Erdballs sind bisher in ihrem Innern hinlänglich bekannt. Selbst jener Welttheil, den schon Moses bewohnte, wo schon Kunst und Wissenschaft, Könige, Hofhaltungen, bürgerliche Gesetze waren, als Abraham noch mit seinen Heerden, ein Hirt, von Land zu Land umherschwärmte, (selbst Afrika) ist in seinem Innern noch völlig unbekannt. Welche Naturwunder, welche unbekannte Thiere und Pflanzen mögen dort in nie gesehenen Weltgegenden leben, die vielleicht erst nach Jahrhunderten zur allgemeinen Kenntniß und

Benutzung des Menschen kommen! Welche Schätze göttlicher Weisheit und Macht schlummern dort noch in unberührter Verborgenheit, die erst das Erstaunen einer spätern Nachwelt sein werden! Fast noch unbekannter sind das Innere und der Umfang jener Welttheile, die erst vor kurzen Zeiträumen entdeckt worden sind; manche Länder, welche von frühern Reisenden gesehen waren, sind seitdem wieder verloren gegangen.

Noch ist also das menschliche Geschlecht in der großen ersten Arbeit begriffen, deren ich eben gedachte, nämlich sich auszubreiten, und die ganze Oberfläche des Erdballs zu bevölkern und anzubauen; noch ist nicht die Hälfte alles festen Landes bewohnt und urbar, sondern Einöde, Wald und Sumpf, wo nie ein menschlicher Athem wehte, und nur wilde Thiere seit Jahrtausenden nisten; noch ist die Erde erst sechs Jahrtausende von ihrem Ursprung entfernt, neu und gleichsam im Werden dessen begriffen, was sie werden kann, und wahrscheinlich nach den Beschlüssen der Vorsehung werden soll. Denn wer wird sich einbilden, der die Größe der Erde kennt, daß sie in Rücksicht ihrer Bewohnbarkeit und Bevölkerung schon gegenwärtig die letzte Vollkommenheit erreicht habe, wo das menschliche Geschlecht kaum die Hälfte des Landes kennt und eingenommen hat?

Weit entfernt, daß die Erde schon beginne zu veralten, bemerken wir auf derselben noch immer werdende neue Schöpfungen, oder kaum gewordene. So scheinen selbst die ganz neu entdeckten Erdtheile viel jüngern Ursprungs aus dem Meere zu sein, als derjenige ist, welchen wir bewohnen. Dafür zeugen dem aufmerksamen Beobachter hundert Spuren. Ja, auch gegenwärtig dauert noch immer das göttliche Schöpfungswerk fort. Es werden neue Länder; es gehen neue Inseln aus dem Schooße des Meeres hervor, von denen unsere Vorfahren nie wußten.

Nicht, daß solche Länder sich mitten in den uferlosen Ozeanen plötzlich bilden, und mit Pflanzen, Bäumen und Thieren, wie durch einen Wink des Allmächtigen, im Augenblicke vollendet

daſtehen; ſondern ſie haben zu ihrem Urſprung ganz natürliche Urſachen, wie denn ſich Alles allmälig aus den von Gott hingeſtellten Stoffen und nach den ewigen Geſetzen entwickelt und bildet, die er der Körperwelt gegeben hat.

So ſteigen z. B. aus dem Abgrunde des Meeres neue Länder hervor, emporgehoben durch Ausbrüche unterirdiſchen Feuers und Erdbeben. Auch laſſen uns ältere Länder und Inſeln aus ihrer Zuſammenſetzung von höhligten Felſen, Schlacken, brennbaren Stoffen, feuerſpeienden Bergen und warmen, ſiedenden Quellen vermuthen, daß ſie ähnlichen Urſprungs waren.

Wieder andere Länder bilden ſich oder ſind erbaut worden durch das ewige Bewegen und durch die Strömungen des Meeres. Das Waſſer ſchwemmte Sandhügel auf Sandhügel zuſammen, mit Schlamm, Meergras und Auſterſchalen durchmengt, bis die Hügel über dem Spiegel der Seefläche emporſtraten, an der Luft erhärteten, verwitterten, Pflanzen hervortrieben von aller Art, und für Menſchen und Thiere bewohnbar wurden.

Noch wunderbarer aber iſt der Urſprung ſolcher Inſeln, die von kleinen Meergeſchöpfen mit auſſerordentlicher Kunſt und in ungemein großer Ausdehnung vom tiefen Grunde des Meeres auf emporgebaut werden, wie eine ungeheure, über die Waſſerfläche hervorragende Säule, auf deren oberſten Theilen ſich Pflanzen und Thiere anſetzen, und Menſchen ihre Wohnungen, Dörfer und Flecken gründen.

Es wohnen nämlich auf dem Boden des Meeres zahlloſe Gewürme, die ſich mit einem kalkartigen Gehäuſe umgeben, welche wir unter dem Namen der Korallen kennen. Wie die Zweige oder Wurzeln eines Baumes, ſetzen ſich hier die Aeſte der Korallen an einander, und verſchränken und verwickeln ſich, und nehmen nach vielerlei Richtungen ihre Ausdehnung. Oft erſtrecken ſich ſolche Korallenriffe hart unter der Oberfläche des Meeres durch viele Meilen weite Gegenden, und verurſachen den Untergang von Schiffen, welche deren Daſein nicht mit Vorſicht bemerken. Immer neu geborne Korallenthiere ſetzen

ihre neuen steinernen und harten Gehäuse auf die Wohnungen und Gräber ihrer Voraltern, die vor mehr als einem Jahrtausend den ersten Grund dazu in den Tiefen des Meeres machten. Endlich steigt der große Korallenfels über das Wasser hinaus bei der Fortsetzung des Baues, und bildet weitläufige Inseln, deren Klippen der Sturm mit Staub anfüllt, und die Zeit mit verwitterten Theilen ebnet. Orkane oder Vögel schleppen aus entfernten Gegenden den leichten Samen der Pflanzen herbei, der nun gedeiht, und Kräuter hervorbringt, welche sich in dem geringen Erdreich und aus den Bestandtheilen der Luft nähren. Jahrhunderte vergehen, Pflanzen steigen aus dem Staube der Pflanzen auf, und vermehren die fruchtbare Erde des Korallenfelsens, die nun bald Vögeln und hieher gewehten Würmern, bald von benachbarten Küsten hieher verschlagenen Thieren und Menschen zum Aufenthalt dient.

Solcher von kleinen Würmern aufgebauten Inseln findet man im Meere viele, die jetzt bewohnt sind, und ganzen Völkerschaften zum Vaterlande dienen. So dauern die Schöpfungen der von Gott beherrschten Natur noch immer fort, und der Mensch genießt derselben — ach, oft in seiner Rohheit kaum ahnend, welche Wunder er mit Füßen betritt.

Aber warum gedenke ich der Wunder weit entfernter Weltgegenden? Bist Du, Unendlich-Herrlicher, minder groß in den Schöpfungen, die mich umgeben? Habe ich deine weisen Zwecke schon in allen denjenigen Gegenständen erforscht, die unmittelbar vor meinen Augen daliegen? Kann ich es begreifen, wie die einfachste Blume sich aus ihrer Knospe entfaltet und mit Farben reift, welche die Kunst keines Sterblichen nachzubilden vermag? Kann ich es begreifen, wie, obschon unbelehrt, doch jedes Thier, auch das kleinste Gewürm, immer an den schicklichsten Stellen seine Höhle, sein Nest anlegt, seine Jungen pflegt, und unter Millionen Pflanzen diejenigen auswählt, welche seiner Bestimmung und Nahrung am gemäßesten sind?

Ach, die Geschichte des allerkleinsten Warms ist dem Wei-

dem Chriſten, dem Verehrer Gottes, ein wundervoller
egel göttlicher Macht und Liebe und unbegreiflicher Weisheit!

So weit nur Deine Sonnen glänzen,
Reicht Deine Huld, die uns erhält;
Reicht über unſers Himmels Grenzen,
O Vater, bis zur fernſten Welt.
Und Deine Gnad' und auch ihr Reich
Steht ewigen Gebirgen gleich.

Dir, Gott, iſt kein Geſchöpf verborgen,
Nicht eins, vom Menſchen bis zum Thier.
Du würdigſt alle Deiner Sorgen;
Sie danken Luft und Leben Dir.
Es mag gering und niedrig ſein:
Dir, Gott, iſt nichts zu groß und klein!

23.

Das Waſſer.

Ap. Geſch. 14, 17.

Werfet an, laßt uns lobſingen,
Opfer unſerm Schöpfer bringen,
Der da thront in Glanz und Macht!
Er gebot allmächtig: Werde!
Himmel ſtanden nun und Erde,
Seine Güte preiſend, da.
Der Allmacht erſter Sohn,
Der Engel, jauchzte ſchon
Preis dem Schöpfer!

Oben wölbt er ſeinen Himmel,
Wundervoll ſchwebt unterm Himmel
Jede Wolk' ein hängend Meer.
Und auf ſein allmächtig Wehen
Deckt das Waſſer alle Höhen,
Und er winkt —
Die Fluth verſinkt;
Ein ſiebenfarb'ger Himmelsbogen,
Als Siegeszeichen, prangt daher,
Gebannt in Ufern ſteht das Meer,
Und droht umſonſt mit ſeinen Wogen.

---

vergänglichkeit heißt der Stempel, welchen der Schöpfer
m aufdrückte, was er geſchaffen hat. Selbſt das Irdiſche
rt unvergänglich fort. Es mag hundertmal ſeine Formen
dern: der erſte Stoff bleibt immerdar, er erſcheine uns

nun in Luft aufgelöſet; oder als Stein, der zur Erde verwittert; oder als Erde, die in Pflanzen übergeht; oder als Pflanze, welche die Nahrung lebendiger Geſchöpfe wird; oder als lebendiges Geſchöpf, welches ſtündlich durch Ausdünſtung einen Theil ſeines Körpers an die Luft wieder zurückgibt, oder im Tode durch ſeinen Staub die fruchtbare Erde vermehrt.

Nichts Erſchaffenes kann ganz vergehen. Nichts kann ſich ganz aus dem unendlichen Weltreich Gottes verlieren. Vergehen und Sterben heißt nur Geſtalten und äuſſere Verbindungen abändern und mit andern wechſeln. Willſt du dieſen Tauſch der Formen nicht Tod heißen: ſo iſt im Weltall kein Tod!

Dies lehrt mich die Betrachtung der Natur an jedem Tage. Ich ſehe in ihr nur einen beſtändigen Umtauſch der Geſtalten, eine beſtändige Auflöſung und Verjüngung. Im Herbſte ſanken tauſend und tauſend Weſen in den Staub; der Frühling iſt begonnen, und tauſendmal tauſend neue Weſen ſteigen blühend wieder ins Leben auf. Die junge Pflanze, welche aus dem kleinen Samenkorn hervorkeimt und grünt und blüht, hat ihren Schmuck, ihre Hülle nur von dem Staub ihrer verweſeten Mutter geborgt. Und iſt es ein anderes mit dem Leichnam der Menſchen?

Die Natur iſt unaufhörlich in gährender Thätigkeit. Ohne Ruhe bewegt ſich Alles nach Gottes ewigen Geſetzen. Wir ſchlafen, aber die Kräfte der Schöpfung kennen keine Raſt. Wir ſchlafen, aber während unſers Schlummers ziehen die Geſtirne über uns hin; wandelt die Jahrszeit, arbeiten die Pflanzen, rauſchen die Quellen, ziehn die Wolken, ſinkt der Thau, ſtrömen die Winde. Wir ſchlafen, aber ohne Bewußtſein bleibt unſer Athem thätig, rollt das Blut in den Adern fort, und jede Fiber, jede Muskel in uns iſt voll handelnden Lebens. Wir ſchlafen, aber Gott wacht, und die Ordnung der Dinge geht ihren Gang. Ein augenblickliches Stocken der Millionen Getriebe und des unſichtbaren Räderwerks in der Weltenuhr wäre Weltenzerſtörung.

Nie bin ich geneigter, die Größe und Macht der göttlichen Weltregierung zu beobachten und zu bewundern, als wenn ich

ir selbst überlassen auf einsamen Lustgängen wandle, und hier
s rastlose Blühen, Leben und Streben von lebendigen Ge-
höpfen und Pflanzen um mich her wahrnehme, auf die kein
terblicher schaut, und die Gott erhält. Nie wird mir das Bild
er stillen Unvergänglichkeit heller, als wenn ich am Ufer eines
aches durch die schöne, blumengeschmückte Einöde hinwandle,
nd unaufhörlich Welle an Welle an meinem Fuß vorüberrauscht.
ie Wellen rinnen dahin; sie flossen seit Jahrtausenden; sie
erden Jahrtausende fliessen, und nie enden. Sie eilen zum
eltmeer, aber das Weltmeer erzeugt und nährt auch die
uellen der Bäche wieder.

So halten die Gewässer des Erdballs ihren ewigen, nie
terbrochenen Kreislauf. Sie sind in dem Weltkörper gleich-
m das Blut desselben, welches durch verborgene und wunder-
r verschlungene Adern seinen Umlauf hält, die Gipfel der
chsten Berge mit Quellen versieht und den Himmel mit
olken bedeckt.

Es steigt ringsum von der Oberfläche der Erde in Dampf-
estalt verwandeltes Wasser alltäglich und allnächtlich zum
immel. Nebel nennen wir die sichtbaren Ausdünstungen,
enn sie uns nahe, Wolken, wenn sie hoch über unsern Häuptern
chweben. Sie bilden den wohlthätigen Regen, welcher den
chzenden Erdboden erfrischt, und die Pflanzen erquickt, wenn
e in des Sommers Hitze zu verschmachten drohen. Oft ist unser
immel heiter und die Erde ausgetrocknet; die Blumen welken;
as und Kräuter hängen schlaff nieder und drohen zu verdorren;
lbst die Thiere des Feldes schmachten vor Durst. Woher ein
egen, der Alles überströme, da der Himmel wolkenlos, der ent-
äftete Erdboden fast ohne Ausdünstung und die Luft glühend ist?

Sturmwinde, die Diener Gottes, führen aus tausend Meilen
eiten Fernen plötzlich Gewölke herbei. Nebel, die in den ent-
gensten Welttheilen aufstiegen, beschatten nun als Wolken
nsere heimathliche Flur, und Dünste, die in unbekannten Wild-
ssen sich bilden mußten, fallen jetzt in fruchtbaren, erquickenden
opfen auf unser vaterländisches Feld. Wie muthig erheben
e getränkten Kräuter und Blumen nach dem warmen Regen-

schauer ihre Gestalt; wie grün strahlen die Wiesen, wie frisch die benetzten Wälder; wie balsamische Wohlgerüche durchfliessen die abgekühlte Luft!

Den reichsten Wasserschatz auf dem festen Lande sammeln aber durch Gottes weise Veranstaltung die Gipfel der Hochgebirge. Sie sind gleichsam die Vorrathskammern von diesem Theil des Schöpferseegens, der von da uns jederzeit, doch sparsam und zur Nothdurft, zufließt. Denn ausser jenen tiefen Quellen, welche Absonderungen des Meeres sind, die sich in verborgenen unterirdischen Klüften verloren, und durch ihren eigenen Druck zwischen den Spalten der Felsen bis zur Spitze der Berge emporgetrieben wurden; ausser den nie ganz schmelzenden ungeheuern Schnee- und Eislasten, die der Rücken der Berge trägt, und von woher beständig Wasser abfließt, ziehen auch die Wälder der hohen Berge gern die Nebel an, welche sich dort in Tropfen niederschlagen und so durch ihre Feuchtigkeit die Quellen mit Wasser vermehren.

Daher sind die meisten und höchsten Gebirge der Welt allezeit quellenreich. Kleine Bächlein tröpfeln unaufhörlich vom Nebel und Schnee an den Felsen nieder, und werden zum geringen Bach, den, wie er abwärts fließt, links und rechts neue Quellen mit ihren Beiträgen vergrößern. So kommt er als Waldstrom aus dem Hochgebirg, und sammelt andere ihm zueilende Bäche, und breitet sich aus, und wird zum majestätischen dahinrauschenden Fluß. Er scheidet Länder von Ländern, Völker von Völkern, nimmt alle ihre Bäche und Flüsse auf, und stürzt seinen Wasserreichthum, nach vollbrachtem Lauf, ins Meer.

Das Meer bedeckt die niedrigsten Gegenden des Erdbodens. Daher senken sich alle Flüsse, Ströme und Bäche dahin, und wo unterwegs eine größere Tiefe ihren Lauf hemmt, bildet sich ein weiter See.

So wird das Meer, diese Mutter aller Gewässer, wieder dankbar von ihren Kindern ernährt. Wahrscheinlich ist unser ganzer Weltkörper anfänglich, und Jahrtausende lang, überall vom Meer bedeckt gewesen. Dies war der große Augenblick, von dem die heilige Schrift sagt: Und die Erde war wüste und

eer, und es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. (1 B. Mos. 1, 2.)

Noch bezeugen uns dies die Ueberreste des Weltmeers auf den Gipfeln der höchsten Gebirge. Nur erst langsam stiegen diese aus den Wellen hervor, je nachdem die Gewässer sich im Innern des großen Erdballs versenkten, oder durch unterirdische Feuer der Rücken großer Länder über die Oberfläche des Wassers hervorgedrängt wurde. Das war, wo Gott sprach: Es werde eine Veste zwischen den Wassern. (1 B. Mos., 1, 6.)

Aber auch bis auf den heutigen Tag bedeckt immer noch das Meer den größten Theil des Erdballs, also, daß die bewohnten Welttheile nur als größere oder kleinere Stücke abgetrockneten Landes, als einzelne Inseln, daraus hervorragen, und der Erdball noch immer gleichsam ein ungeheurer Wasserball zu sein scheint. Denn das gesammte trockene Land beträgt gegenwärtig noch kaum einen Flächenraum von dritthalb Millionen Meilen ins Gevierte, während ringsumher der Ozean beinahe sieben Millionen Meilen einnimmt!

Allein diese ausserordentlich große Wassermasse scheint nothwendig, theils um die Quellen der festen Länder und deren Flüsse reichlich zu nähren, theils um die Luft zu verbessern für Gesundheit und Gedeihen aller lebenden Geschöpfe. Denn unaufhörlich steigen Millionen feiner Wassertheile als Dünste in die Höhe — gleichsam ein Regen des Weltmeers gegen den Himmel, der ihn als Landregen wieder auf unsere Felder niedergießt; unaufhörlich verschlingt das Wasser die in der Luft befindlichen giftigen Dämpfe, welche Menschen, Thieren und Pflanzen verderblich sein würden.

O erstaunenswürdige Regsamkeit in der Natur, o unergründliche Weisheit der Schöpfung! Wie achtungslos wandle ich oft unter allen Wundern des allmächtigen Gottes dahin! Der Tropfen, welcher vom Himmel herabfällt, die Blumen zu laben, oder das unbemerkte Moos am Felsstein zu erfrischen, ist ein Theil des Weltmeers, herbeigeführt auf des Sturmes Fittig, und verwandelt durch geheime Kräfte in den Höhen des Himmels, wohin die Macht keines Sterblichen reicht. Erde

und Himmel sind in ewiger Wechselwirkung mit einander; — hier ist keine todte Natur! Auch der Erdball, den ich jetzt bewohne, hat sein besonderes Leben, sein Aus- und Einathmen — Alles ist Leben in Gott!

Ob das Weltmeer noch immer abnehme und das Land sich erweitere, ist seit Jahrtausenden noch nicht mit Sicherheit bemerkt worden. In der Tiefe desselben ruht noch eine für uns größtentheils unbekannte Welt; denn nur an wenigen Stellen ist der Boden des Ozeans untersucht worden. Dort im Abgrunde, wie auf der Oberfläche des Landes, findet man Unebenheiten, Hügel, Thäler, Höhlen und Klüfte, Quellen, Ströme, Felsen, Pflanzen und ganze Wälder von Korallen. Was wir festes Land, was wir Inseln nennen, sind nur hohe Gebirge, die vom Boden des Meeres hervorgehen, und deren über die Wellen erhabene Spitzen und Rücken wir bewohnen und mit unsern Städten und Dörfern überbauen.

Auch die Abgründe sind bewohnt. Noch kennen wir bei weitem nicht den größten Theil aller Geschöpfe, welche in Flüssen, Seen und besonders im Alles umfassenden Weltmeere leben. Ihre Geschlechter und Arten sind nicht zu zählen; ihre Vermehrung übersteigt allen Glauben. Die Fische vermehren sich schon, ehe sie nur den vierten, ja oft ehe sie kaum den achten Theil ihrer Größe erlangt haben. Manche tragen und legen zugleich über neun Millionen ihrer Eier; und viele, so weit man bisher Erfahrungen anstellen konnte, leben oft anderthalbhundert Jahre lang.

Vieles berichtet der Mund der Reisenden von den Wundern des Meeres — aber es gehört ein Menschenalter dazu, sie alle aufzuzählen, so viel wir von ihnen wissen; von den mannigfaltigen Gestalten der Wassergeschöpfe aller Gattungen, ihrer Lebensart, ihren Eigenschaften, ihren geheimen schaarenweisen Wanderzügen, ihrem Nutzen und der Art, wie man sich ihrer bemächtigt.

Wie die Flüsse des Landes, sind auch die Wellen des Meeres immer in Bewegung. Ein langer Stillstand würde die Luft mit ungesunden Dünsten füllen, und alles Leben auf dem Erdball

verpesten. Aber das Wasser der See widersteht schon durch seine eigene Natur jeder Fäulniß; denn es ist so sehr gesalzen, daß es in heissen Ländern sein Salz an den Ufern abwirft, wo es von der Sonne gebleicht und getrocknet wird, den Menschen zur Nahrung. — Woher diese Salzung des ganzen unermeßlichen Ozeans? Auch hier ist ein Geheimniß der Natur, ein Wunderwerk des Schöpfers! Und auffallender spricht uns die Weisheit desselben an, wenn wir vernehmen, daß nur da die Fluthen am salzreichsten sind, wo sie unter heißen Himmelsstrichen zur Fäulniß am leichtesten geneigt werden könnten. In kalten Weltgegenden, in der Nähe des großen noch nie durchbrochenen Eismeers, ist das Meerwasser noch fast süß.

Aber zur beständigen Erschütterung und Aufwühlung der großen Wassermasse, die den Erdball umgibt, wirkt noch ein anderer und mächtiger Umstand. Dies ist der Mond. Dieser Himmelskörper ward nicht nur vom Schöpfer hingeordnet, durch das Zurückwerfen der von ihm aufgefangenen Sonnenstrahlen unsere Nächte zu erleuchten, sondern er ward auch durch die höchste Weisheit zur Bewegung der Meere bestimmt. Wie der Mond im regelmäßigen Lauf unsere Erde zwölfmal im Jahre umschwebt, äussert er seine anziehende Kraft gegen dieselbe. Er zieht die Wassermasse des Meeres empor, über welcher er steht; indem sich ein breiter Wasserberg erhebt, stürzen ihm die Wellen aus entferntern Gegenden nach. Dort, wo das Abnehmen der Gewässer bemerkt wird, heißt es Ebbe; hier, wo das Anschwellen des Meeres statt findet, heißt es Fluth. Aber der Mond rückt fort, und die Fluth des Meeres wandelt mit ihm. Die dadurch hervorgebrachte Bewegung reicht bis auf den tiefsten Abgrund des Ozeans; das Oberste wird durch solche Erschütterungen mit dem Untersten vermischt; die Wärme der höhern Wellen mit der Kälte der tiefsten gemäßigt; das Verderbniß des Wassers verhindert; Gesundheit und Lebenskräfte der Bewohner der gesalzenen Fluthen bewahrt, und der Schiffer, welcher fernen Ländern die Geschenke seines Vaterlandes bringt, über Sandbänke und Untiefen glücklich hinweggetragen.

So greift in der Ordnung des großen Weltgebäudes Alles

wundervoll nach den weiseſten Zwecken in einander. Nichts iſt da vergebens. Das Niedrigſte dient dem Höchſten, das Größte dem Kleinſten. O, wer auch nur einen flüchtigen Blick in den prachtvollen Tempel des Schöpfers, in das erhabene Ganze der Natur warf, wer kann da bei ſolchem Reichthum zuſammengeordneter Weſen, bei ſolcher ewig thätigen Wechſelwirkung aller erſchaffenen Dinge, bei ſo hoher Zweckmäßigkeit des Einzelnen und der Geſammtheit, ſprechen: Sehet da ein Werk des blinden Zufalls! Es iſt kein Gott! —

Und von Allem kennen wir nur noch das Wenigſte. Noch ſind Millionen Dinge unſern Erfahrungen fremd geblieben, und von Millionen Dingen, die wir kennen, ſind uns noch ihre Beſtimmungen und Zwecke fremd. Sie alle zu durchſchauen, dazu bedarf es mehr als menſchlicher Weisheit — man muß ein Gott ſein.

Oft ſieht man das Meer ſich mit dem Himmel ſeltſam vermählen, ohne daß man begreift, durch welche Kraft oder zu welchen Zwecken. Die Wolken neigen ſich vom Himmel nieder, und das Waſſer ſteigt gleich kriſtallenen Säulen wirbelnd von der Meeresfläche in die Wolken auf. Solche furchtbar-ſchöne Erſcheinungen begegnen nicht ſelten den Seefahrern in den heiſſen Weltgegenden.

Eine ſchwarze, zuweilen wetterleuchtende Wolke neigt ſich bei windſtillem Wetter vom Himmel herab gegen das Meer. Eine Stelle des Meeres unter der Wolke erbrauſet, ſprudelt und erhebt ſich kochend anderthalb Schuh über den Waſſerſpiegel. Die milchweiſſe Farbe unterſcheidet die Stelle weit umher vom andern Waſſer, noch mehr ein dicker darüber ſchwebender grauer Rauch. Plötzlich erhebt ſich dieſer in Geſtalt einer durchſichtigen, gläſernen Säule himmelwärts. Eine ähnliche Säule ſinkt aus der Wolke und ſchmilzt mit ihr in Eins zuſammen. Schnell ſich nun ſelbſt drehend, wandelt die Waſſerſäule über das Meer hin, dem Zuge der Wolke nach, zuweilen von Blitzesfunken umleuchtet, und von ſeltſamem Getöſe begleitet. Wehe dem Schiff, welches ſie in ihrem Lauf berührt — es wird zerſchmettert. Unſchädlich löſet ſie ſich nach kurzer Dauer von ſelber auf.

Dieſe und ähnliche Erſcheinungen ſetzen das Gemüth des Sterblichen in ein gerechtes Staunen. Unfähig, ihren Urſprung zu erforſchen, oder ihren Zweck zu erblicken, fühlt er, daß Gottes Hand noch in den Schoos der Natur viele Geheimniſſe niedergelegt habe, die uns fortwährend andas Stückwerk unſers geringen Wiſſens mahnen müſſen. Umſonſt iſt der Stolz derer, die ſich mit ihrem Wiſſen brüſten — auf jedem Schritt, welchen ſie in das Allerheiligſte der Schöpfung wagen, begegnen ſie neuen und unerklärlichen Räthſeln.

O Gott, o Licht des Weltalls, ewige Weisheit, was iſt vor Dir alle Weisheit der Menſchen? Wer darf ſich rühmen, Deine Abſichten zu kennen, Deine Entwürfe auch nur zu ahnen? Du ſtehſt in Deinen Glanz verhüllt vor den Augen unſers Geiſtes, die immer dunkler ſehen, je länger ſie in das Lichtmeer Deiner Weisheit blicken. Wie verächtlich klein, wie unwerth ſteht der Frevler da, welcher in ſeinem verwegenen Dünkel Dich zu tadeln, oder wohl gar hinwegzuläugnen wagt! — Hinwegzuläugnen? O Wahnſinn, den nur die Furcht vor Deiner Größe und Majeſtät, nur die Verzweiflung und die Begier, ſich angſtlos in Laſtern wälzen zu können, erzeugen mag.

Hinweg den Blick von dieſen Ungeheuern, die Gottes vergeſſen möchten, um nicht die heilige Verpflichtung zu fühlen, einem liebenden Schöpfer dankbar für die zahlloſen Wohlthaten und Wunder zu ſein, mit denen er umringt iſt! Hinweg den Blick von dieſen Entarteten, welche darum ſich ſcheuen, in das Gebiet des Göttlichen, in die geiſtige Welt und zu ihrer erhabenen Beſtimmung hinaufzuſchauen, weil ſie ungeſtört nur Thiere ſein, nur ihren gemeinen Wollüſten fröhnen, nur ihrem Leibe gütlich thun möchten!

Aber ach, bin ich, der voll lebhaften Unwillens den Undankbaren verabſcheut, bin ich oft nicht ſelbſt ſo undankbar, wie er? Wie oft empfinde ich die Huld des Allgütigen, ohne mein Gemüth dadurch bewegen zu laſſen! Wie oft empfange ich aus ſeiner Vaterhand das Almoſen, welches mich beglückt, und ſündige durch Mißbrauch deſſelben gegen ihn im gleichen Augenblick!

Alle Elemente rufen mir den Namen Gottes zu; alle Elemente vereinigen sich zu meinem Wohlsein, zu meinem Gedeihen — wie selten erkenne ich's! — Warum nenne ich die Wunder der Meere, die den Bewohnern ferner Weltgegenden glänzen? Sollte ich nicht dankbar diejenigen zuerst preisen, die mich umschweben? Ist nicht die kleine Quelle, welche zwischen ihren Blumenufern daherfließt, die Wurzeln von Millionen Pflanzen tränkt, die Heerden mit ihrem wohlthätigen Naß erquickt, als Heilbad der Glieder den Menschen stärkt, so reich an Wundern, als das Meer, das den Erdball umarmt?

Siehe, diese Quellen, die du gering zu achten scheinest, entstammen dem Ozean ebenfalls, welchen du bewunderst. Aber sie haben ihre Wellen geläutert. Sie zogen durch das nie erforschbare Eingeweide der Erdkugel. Sie steigen hervor und verkünden dir Gottes Schöpfungen im Innern des Weltalls, dessen Oberfläche du berührst.

Jene heiße Quelle lehrt dich, daß sie ihre Fluthen durch verborgene unterirdische Feuer erhitzen ließ. Noch bringt sie Theile dieses Feuers an das Tageslicht. Vielleicht ist unter deinen Füßen ein ungeheurer Brand im Innern der Erde verborgen, von dem der Boden benachbarter Länder erbebt. Du schwebst über glühenden Abgründen, ohne es zu wissen. Ganze Länder und Völker schweben über diesen brennenden Höhlen der Tiefe. Aber Gott hat die Felsen fest über sie hingewölbt, und schützt uns mit liebender, allmächtiger Hand.

Und jene gesalzenen Quellen, die dir zu deinen Speisen eins der edelsten und unentbehrlichsten Gewürze aus dem Schooße des Erdballs hervorführen: verkünden sie dir nicht die unermeßlichen Vorräthe, welche der ewige Vater in jenen unerreichbaren Tiefen zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts anlegte? Nicht Feuerflammen, nicht Sturmwinde, auch geringe Quellen sind die Diener seiner Macht und Weisheit. Sie führen alljährlich von den wohlverwahrten Schätzen der Unterwelt so viel empor, als zur Lebensnothdurft und Nahrung erforderlich ist.

Wunderbare, weise Haushaltung Gottes! himmlische Fürsorge! Wie könnte ich alle Deine herrlichen Einrichtungen zur

irdischen Wohlfahrt des Menschen nennen! Ich Kurzsichtiger, wie könnte ich sie alle erkennen! — Die Welt ist zu groß, zu reich an Kleinodien der göttlichen Macht und Güte, und das Leben des Menschen ist so kurz! Nicht zu kurz, um sich in das Göttliche einzuweihen; nicht zu kurz, um unsern höhern Beruf einzusehen, aber nicht lang genug, auch nur den tausendsten Theil des Reichthums zu überschauen, welchen der erhabene Schöpfer vor uns ausgebreitet hat.

Dieses Alles gibt mir Ahnung und Hoffnung auf einen künftigen bleibendern, vollendetern Zustand. Hier, o Jehova, Allerhöchster, soll ich nur den ersten Gedanken an Dich denken; hier nur erst zum Anblick Deiner namenlosen Größe vorbereitet werden — dort werde ich erst zur Vollkommenheit reifen, zum Erkennen, zum Anschauen Deiner Majestät gelangen.

Gott des Lebens, Gott der Allseligkeit, wer im Augenblick jener irdischen Auflösung, jener höhern geistigen Verwandlung, die wir Tod heißen, Dich ganz in der Größe Deiner Macht, Deiner weisheitvollen Güte denkt — dem wird der wichtige Augenblick ein Augenblick des höchsten Entzückens!

24.

Das Feuer.

Psalm 97, 1—6.

Wo tönt der Psalm, der Dich erreicht,
Dich, Herr, und Deine Stärke;
Die Macht, der auſſer Dir nichts gleicht,
Die Größe Deiner Werke?
Wo tönt der feſtliche Geſang?
Laß mich den Jubel hören!
Laß meines ſchwachen Liedes Dank
Mit ihm vereint Dich ehren;
Dein Lob hier wiederhallen!

Ich kann, mein Gott, wie groß Du biſt,
Errathen mehr als wiſſen.
Was iſt der Erde Kreis? — Er iſt
Ein Schemel Deinen Füßen.
Was iſt der Sonnen ew'ger Glanz,
Der unſre Welt erquicket?
Was iſt des Blitzes Feuertanz,
Der durch die Himmel zücket?
Nur Schatten Deines Lichtes.

Und wenn ich alle Tage von der Frühe des Morgens bis zur feierlichen Stunde der Mitternacht, Gott, wunderbarer Schöpfer, Deine zahlloſen Werke betrachten könnte: nie würde ich damit meine Wißbegierde ganz ſtillen; nie würde ich in der Unendlichkeit Deiner Schöpfungen enden, nie die erhabene Mannigfaltigkeit und Pracht derſelben weder genug beſchreiben noch bewundern können.

Wenn der Blindgeborne in lebenslänglicher Finſterniß dahin tappte, und das Entzücken der Sehenden nie verſtand; wenn er, der nie das Lächeln der Zärtlichkeit in den ſanften Zügen ſeiner Mutter, nie den mitleidigen Schmerz des guten Vaters ſah, von allen ſeinen Geliebten nur ganz dunkele Bilder in der Seele trug; wenn er von der geſammten Pracht und Zierde des blumenreichen Frühlings und Sommers nichts empfand, als nur eine wohlthätigere Wärme, und den ſüßen Duft der für ihn in ewiger Nacht verborgenen Blüthen — wie beklagenswürdig war er! Für ihn war

die Hälfte der Welt verloren. Für ihn sind alle sehenden Menschen höhere, von Gott beglücktere Wesen!

Aber wenn ihm plötzlich an einem der schönsten Frühlingstage die Bande der Finsterniß von den Augen fielen, und mit dem erneuten Lichte seinen Augen gleichsam eine neue Pforte des göttlichen Weltalls aufgeschlossen würde: welch ein freudiges Entsetzen müßte ihn durchschaudern! Sein erster Blick in die mit allem Zauber des Schönen ausgestattete Natur wäre gleich dem ersten Erwachen Adams im Paradiese. Er würde beben, taumeln, den Himmel und die Erde fassen, das All umarmen wollen — er würde wähnen, in einem Meere von fremden Erscheinungen zu schwimmen, und von der Herrlichkeit des Allerhöchsten vernichtet werden zu müssen. — Die goldenen Strahlen der Sonne fliessen über die schwarzen Streifen der Wälder und über das erquickende Grün der Auen hinab; die fernen Berge scheinen sanfte Wolken, die Gewölke schwebendes Gebirge zu sein; der Regenbogen in blendenden Farbenreihen wölbt sich vom blauen Himmel zur bunten Erde nieder, wie die ungeheure Pforte zu einer zweiten Welt; Millionen Blumen prangen wehend um seine Füße; Schmetterlinge umgaukeln ihn, wie vielfarbige Blumen, und in den Lüften tönen Melodien von sanft dahin schwebenden Punkten, — es sind Lerchen; und höher schweben die einsamen Adler.

Welche Gefühle müssen den Blindgebornen durchbeben, dem plötzlich das Licht verliehen wird! Und wir — o wir Sehendgebornen, warum gehen wir kalt und gefühllos an der Herrlichkeit Gottes vorüber, wie Blinde!

Wir sagen: Aber dies ist eine Wirkung der Gewohnheit. Allerdings kann die Gewohnheit Vieles dazu beitragen, daß wir gegen die uns umringende Schönheit der Natur gelassener werden. Ein anhaltendes Entzücken ist ungedenkbar, und wer es bei jeder Gelegenheit äussern wollte, würde zuletzt in heuchelnde Empfindelei verirren. Allein ein Anderes, als die natürliche Gemüthsruhe, mit welcher sich sehr wohl Empfänglichkeit für die Güte Gottes in jedem Augenblick unsers Lebens verträgt, ist völlige Abgestumpftheit und rohe Unempfindlich-

keit; ist jene Gleichgültigkeit gegen die Wunder Gottes, welche sich in jedem Lichtstrahl der Sonne erneuern; jene Unempfindlichkeit, welche nirgends mehr Wunder sieht, und doch immer nach Wundern von Gott verlangt. Diese ist nicht eine Folge der Gewohnheiten, sondern eines ungeübten Verstandes, der noch nie über das nachgedacht hat, was ihn zunächst umgibt; oder eines durch Leichtsinn und Fehler anderer Art verbildeten Herzens, das für die Erhabenheit, Ruhe und Schönheit der großen, geheimnißreichen Natur keinen Sinn hat, weil er nur für Schwelgereien menschlicher Kunst, für selbsterdachten Sinnenkitzel, für ehrgeiziges Streben, oder für die Lust, Vermögen und Geldreichthum zu vermehren, allein brennt.

Denke dich, wenn du einsam durch die blühenden Fluren wandelst, um dich nach den Geschäften des Tages zu erholen, denke dich eine Zeit lang in die Lage eines Blindgebornen; nimm eine Zeit lang seine schwarze Nacht in deine Augen, und bilde dir ein, du habest Gottes Welt noch nie gesehen. Dann öffne deine Blicke plötzlich, und empfinde bei dem Glanze von Millionen Gegenständen, der in deine Seele dringt, das Glück, das dir Gottes Güte gewährte. Das bunte Reich der Farben, welches vom blauen Himmel bis zur grünen Wiese vor dir schwebt, wird dich vielleicht zum erstenmale überraschen und rühren.

Was sind diese Farben, welche dein Auge erfreuen, und die du Keinem beschreiben kannst, der sie nie selbst gesehen? Du fragst vergebens. Der Weiseste der Sterblichen, der tiefste Forscher der Natur, kann dir dies Geheimniß Gottes nicht enträthseln. Was sind diese Farben? Mehr wissen wir nicht von ihnen, als daß sie Wirkungen des Lichts sind. Denn ohne Licht ist Alles dunkel. Wie kann aber das Licht solche Wunder thun, bald indem es auf die Gegenstände unsers Zimmers, bald auf die Fluren, Hügel, Bäume und Gewässer der Landschaft, bald auf die Luft fällt, wo es im Regendunst den glänzenden Himmelsbogen malt? Siehe, so unwissend ist der Mensch, daß er selbst die Wunder nicht begreift, die ihm so nahe und alltäglich

verliegen! So beschränkt ist der Geist des Sterblichen, daß er selbst das nicht erklären kann, was er jeden Augenblick sieht.

Das Licht, welches die Farben erzeugt, ist ein neues Räthsel. Wir ergründen es nicht, wodurch es entsteht, und wie es wirkt. Aber wir wissen, daß es eine der edelsten Gaben Gottes, des großen, des von den Menschen so oft verkannten Gebers alles Guten und Vollkommenen sei. Ohne Licht wäre die Welt ein unendliches Grab; nichts würde in ihr leben können. Ohne Licht würde keine Pflanze keimen, wachsen und gedeihen. Senket das Samenkorn in den Erdboden, an dem Orte, wohin nie ein Strahl des Tages dringen mag: und wenn ihr es durch Wärme zum Keimen bewegt: es wird verwelken, wie es aus dem Boden hervorgeht. Betrachtet die Blumen und Pflanzen, mit welchen ihr eure winterlichen Zimmer schmücket: sie werden sich hinwegwenden von der Wärme, und den kalten Fenstern zu, um mit ihren Blättern das Licht des Tages einzusaugen. Durchwandelt den stillen Wald, und ihr werdet mit Erstaunen sehen, wie alle Gesträuche und Bäume eins ums andere die Wipfel dem Tageslicht sehnsuchtvoll entgegenstrecken, und wie der Strauch und Baum trauernd verdorrt, welcher, von andern überschattet, des freien, vollen Lichtes sich nicht erfreuen kann. — Selbst thierischen und menschlichen Körpern ist das Sonnenlicht ein wohlthätiger Reiz auf alle Nerven. Wer immerdar im Schatten eines Zimmers eingekerkert wohnt, bleicht hin, wie eine welkende Pflanze.

So wandeln wir also beständig in der Fülle göttlicher Wohlthaten einher, und wissen es kaum. So macht uns jeder Sonnenstrahl zum Schuldner des höchsten Wesens, und wir denken nicht an das, was wir empfingen. So fragen wir oft bei uns selbst: Gott offenbarte sich ehemals den Menschen durch Zeichen und Wunder, warum aber jetzt nicht mehr? Ach, und er offenbart sich täglich durch Zeichen und Wunder; Blindgeborne am Geiste, ihr ahnet das Dasein derselben nicht!

Was ist denn der Strahl des Lichts, das auf die belebte und unbelebte Welt so wunderbar wirkt? — Der größte Reich-

thum des Lichts wird uns durch die Sonne. Der Flug des Sonnenstrahls durch das uferlose Weltall ist von so unbegreiflicher Geschwindigkeit, daß die kühnste Einbildungskraft davor bebt. So schnell du deine Augen schließen und wieder öffnen kannst, eben so schnell durchschwebt der Lichtstrahl der Sonne einen Luftraum von mehr denn fünfzigtausend Meilen Weges!

Woher diese Menge nie geringer werdenden Lichts? Man sagt: vom Feuer! — Und was ist das Feuer? An sich selbst wieder eine wunderbare Wirkung verborgener Kräfte. So quillt also ein Wunder aus dem andern, ein Segen aus dem andern.

Das Feuer ist einer der allgemeinsten und wichtigsten Bestandtheile des ganzen Weltalls. Es ist in allen Körpern enthalten, wenn gleich nicht sichtbar, sondern gebunden. Erst wenn die Kraft des in Körpern enthaltenen Feuers durch Zutritt andern Reizes entbunden wird, zeigt er seine glänzenden Flammen. Es ist durch das ganze Weltall verbreitet, und wie in der Sonne, so im menschlichen Leibe; wie in den allerhöchsten Räumen des Luftkreises, so im tiefsten Schooße der Erde. Durch einfache Mittel weiß es der Mensch überall zu seinem Nutzen zu erwecken. Er schlägt die schlafenden Funken aus dem härtesten Stein, aus dem kältesten Stahl.

Nicht bloß Licht ist die schöne Gabe des Feuers, sondern auch eine wohlthätige, Alles durchdringende Wärme. Diese Wärme ist es, durch deren wundersame Wirkungen zahllose Samenkörner des Erdbodens erwachen, und ihre Keime dem Sonnenlicht entgegenstrecken; welche Menschen und Thiere belebt, daß ihr Blut freudig durch alle Adern ströme.

Das Weltall ist Leben überall, und gleichsam ein unendliches Feuermeer, in dem wir fröhlich uns bewegen. Die dunkelrothen Nordlichter, welche in mitternächtlichen Ländern hoch über dem Himmel in spielenden Feuerstreifen hinlodern, sind von derselben Natur, wie der Funke, welchen wir dem Stahl entreissen. Der goldene Strahl der Sonne, welcher den Thautropfen im halb aufgeschlossenen Busen der jungen Rose trinkt, ist von derselben Natur, wie die donnernde Feuermasse, welche

us den Eingeweiden des Erdballs hervorbricht, aus den Gipfeln uerspeiender Berge rauscht, oder ganze Länder mit unterirdi-hen Erschütterungen bewegt, daß Paläste zusammenstürzen, Städte untersinken und Gebirge hoch in den Wolken des Him-els ihre Felsengipfel niederfallen lassen. Nur nicht überall und mmer ist die in allen Dingen schlummernde Kraft des Feuers eweckt und zur Thätigkeit entbunden.

Wenn ich das große Weltgebäude von dieser Seite betrachte, ie erstaunenswürdig erscheint es mir da! wie neu, wie räth-lhaft! und wie groß und erhaben der Allweise in seiner un-egränzten Haushaltung! wie anbetungswürdig der Allmäch-ige, welcher die verschiedensten Elemente verbindet, um Wohl-hat, Segen, Entzücken der von ihm erschaffenen Wesen zu erden.

Wenn ich, o Allerhöchster, auch nur Deine Wohlthätigkeit hildern wollte, wie sie sich in einer einzigen Deiner Gaben, ur in der nützlichen Wirksamkeit der Licht- und Wärmestrahlen und thut: mein Leben würde nicht zureichen, den einzigen Gegenstand zu erschöpfen, und den ganzen Umfang Deiner Milde darzustellen. Und doch würde ich nur den kleinsten Theil es Werthes Deiner Gaben preisen können, denn der größere heil desselben ist für meinen schwachen, eingeschränkten Geist ienieden noch unerforschlich.

Ich erhelle meine Nächte durch den Schimmer des künst-ch erweckten Lichts; verbanne des Winters erstarrende Kälte on meinen Gliedern durch die Wärme selbstbereiteter Gluth; h sehe am Sonnenstrahl die Früchte des Feldes, der Bäume stliches Obst, die Traube am Weinstock gähren und reifen, nd bereite an der wohlthätigen Flamme des Herdes meinem örper gesunde Nahrung und Speise. Metalle zerfließen in der itze des Feuers, und nehmen Gestalten an, wie sie zu meinen edürfnissen taugen. Der Säugling strebt dem Lichtstrahl ent-gegen, der Greis nach erquickender Wärme.

Was Gott schuf, ist Segen. Nur des Menschen Sünde, eine Unwissenheit oder seine Bosheit, verwandelt auch den

Segen in Fluch. Darum, so nützlich und lieblich, eben so schrecklich ist auch die mißbrauchte Macht des Feuers.

Am furchtbarsten erscheint die Gewalt desselben in der Natur, wenn sich finstere Wetterwolken zusammenziehen, und die Strahlen des Blitzes über die stumme, schüchterne Welt hinbrennen. Furchtbar, aber dennoch schön! Furchtbar, aber dennoch segensvoll! Denn was von Gott kommt, ist Segen und gut; wie das Wasser, so die Flamme! Nur des Menschen Unvorsichtigkeit und Thorheit macht sich oft das zum Verderben, was zu seinem Wohl gedeihen könnte; so das Wasser des Flusses, der Seen und Meere, so der Strahl des weitleuchtenden, ferntreffenden Blitzes.

So prachtvoll das Schauspiel eines Gewitters ist, welches an Sommertagen oder Nächten den Dunstkreis der Erde erschüttert und von ungesunden Stoffen befreit: so übertrieben und abergläubig ist doch leider noch die Furcht vieler Menschen beim Anblick dieses Naturereignisses. Die Furcht ist aber um so thörichter, da man doch aus langen Erfahrungen und seit Jahrhunderten weiß, daß unter hundert Gewittern kaum eins einschlägt, und unter tausend Schlägen dann selten ein einziger ein Thier oder einen Menschen, oder dessen Wohnung trifft.

Freilich rührt die Angst in manchen Personen bei Gewittern oft von körperlicher Schwäche her; der Zustand der gewitterhaften Luft wirkt dermassen auf unsere Nerven, daß sie schon eine Vorempfindung des erfolgenden Wetters haben, ehe noch dasselbe erschienen ist. Sie fühlen ungewohnte Mattigkeit, Erschlaffung, Beklemmung, schwieriges Athemholen. Aber der starke Geist des Christen weiß auch durch Ueberzeugung von der Güte Gottes das Leiden seines Körpers zu überwinden, und mitten in dem wohlthätigen Sturm der Elemente, wenn Wasser- und Feuerfluthen vom Himmel rauschen, fröhlich seinen Vater, den Ewigen, zu rühmen.

Doch bei weit Mehrern ist die Angst während eines Gewitters nur die Folge einer schlechten Erziehung, eines falschen Unterrichts über die Ursachen und heilsamen Zwecke Gottes in dieser Naturerscheinung. Bei vielen Andern ist die Bangigkeit

wieder eine Wirkung höchst unwürdiger Vorstellungen von der Gottheit, und eine Schuld unbesonnener oder unwissender Irrlehrer, welche das allervollkommenste, heiligste Wesen so zornmüthig, so rachsüchtig, so unbarmherzig, so unversöhnlich darstellen, als kaum ein sündlicher Mensch sein kann. Daher das abergläubige Schrecken vieler Menschen, die, wenn Gott sich in seiner Größe, Macht und Liebe am sichtbarsten in der Natur verherrlichen will, voll kindischer Verzagtheit die Flucht ergreifen, oder singen und beten, um den Zorn Gottes von ihrer eigenen Person abzuwenden, oder mit noch größerm Vertrauen auf das Glockengeläute der Kirche hören, als auf die Stimme der Natur, die selbst durch den Laut des Donners spricht: Fürchte dich nicht! Gott ist die Liebe!

Wehe dem Christen, welchem die Andacht erst dann heilig ist, wenn er selbstsüchtig für seine Wohnung, für seine Kornfelder, oder für sein Leben zittert; der erst dann inbrünstige Gebete zum Himmel emporsendet, wenn er seinen letzten Augenblicken nahe zu sein glaubt; der erst dann Gott fromme Gelübde stammelt, wenn er glaubt, sie vielleicht nicht mehr durch ein tugendhaftes Leben erfüllen zu können! Seine Andacht, seine Gebete, seine Gelübde, einem unreinen Herzen entquollen, sind dem Herrn ein Gräuel! Gott, der Alliebende, fordert ja nur Liebe und Vertrauen; aber wer unter Todesschrecken zu Gott ruft, betet nur darum, weil er kein Vertrauen hat, sondern Argwohn, keine Liebe, sondern Furcht.

Nicht minder sträubt es sich gegen die Würdigkeit, welche wir in unsern Vorstellungen von Gott haben sollen, wenn man sich einbildet voller Aberglaubens, ein Stücklein tönenden Erzes, das Läuten einer Glocke werde die Elemente beschwören, und den Schaden des Gewitters von unsern Häusern und Fluren verbannen. Hat nicht eine vielfache Erfahrung bewiesen, daß dies Glockengeläute fruchtlos blieb; ja daß die Stelle, welche derjenige, der die Glocke zieht, während des Gewitters einnimmt, eine der gefährlichsten für das Leben der Menschen ist?

Denn so wie das Wasser seiner Natur nach gern abwärts fließt, und am liebsten zu hohlen Kanälen zusammenströmt:

so pflegt sich auch der feurige Stoff des Blitzes gern abwärts zu senken, und am liebsten wählt er, um in die Erde geleitet zu werden, hervorragende Spitzen, Ecken, Zweige, und noch lieber sucht er ein hoch in der Luft befindliches Metall auf, von wo er weiter herabspringt.

Und wie der Mensch, durch seine Erfahrungen belehrt, endlich den Bächen und Flüssen ein tieferes Bett gegraben und festere Ufer gebaut hat, damit sie schneller ablaufen, und beim Anschwellen nicht überströmen und Wiesen, Felder, Wohnungen und Ställe mit der Gewalt der Wellen hinwegschwemmen: so hat er — denn dazu verlieh ihm Gott die Vernunft — zu seiner Erhaltung auch Mittel gefunden, die über seinem Haupte schwebenden Blitze auf unschädlichen und gefahrlosen Wegen in die Erde zu führen. Er befestigte an seines Hauses Gipfel die eherne Spitze, welche den Blitz einsaugt, und an zusammenhängenden Gliedern einer metallenen Kette oder eines Drathes in den Erdboden führt. Dies ist allerdings ein der Vernunft des Menschen ehrenvolles, ein der Gottheit wohlgefälliges Mittel, unser Eigenthum in den Stürmen der Natur und gegen die Kraft des vom Himmel fallenden Feuers zu bewahren.

Umsonst sucht das abergläubige Vorurtheil der unwissenden Menschen gegen die nützliche Anwendung der uns von Gott zu unserm Schutze dargebotenen Hilfsmittel zu eifern; umsonst wendet sie ein: Gottes Macht ist größer denn menschliche, und sie kann dich unter hundert von dir aufgepflanzten Schutzmitteln treffen. — Dennoch retteten diese Schutzmittel schon unzählige Male. Sie sind uns durch Gottes Hand gegeben; darum ist es Pflicht, sie anzuwenden. So gab auch er uns Pflanzen, deren Säfte für uns ein Gegengift werden wider das in den Lüften verbreitete Gift von Krankheiten; so gab er uns Mittel, uns gegen die tödtlichen Wirkungen des Frostes oder der Sonnengluth zu bewahren.

Lasset uns Gottes Weisheit in den Werken seiner Schöpfungen täglich genauer erforschen, so werden wir selbst weiser und dadurch auch glückseliger werden. Verbannet durch grenzenloses Vertrauen auf die Liebe des himmlischen Vaters alle aber-

ibige Furcht — Gott ist nur Liebe, nie Haß; gibt nur e, nie Zorn; will nur Liebe, nie Furcht.

Und so erzieht und belehrt, fern von abergläubigen Vor- eilen, eure Kinder in der Liebe zu Gott. Gewöhnet sie früher Jugend auf, auch in den furchtbarsten Erscheinun- der Natur die Gnade des Allbarmherzigen, des Allen Hel- en zu sehen. Vermeidet, ihnen ihre natürliche, kindliche chtsamkeit durch die Aeusserungen eurer unchristlichen Aengst- eit zu vermehren. Denn solche Eindrücke, welche ihr dem en Gemüth der Jugend machet, sind im spätern Alter, oft bei den vernünftigsten Ueberzeugungen, bei den besten sätzen nicht wieder auszutilgen, und bleiben Urheber man- bangen Lebensstunden, die besser zur Verherrlichung und etung des Erhabenen voller Majestät und Huld benutzt den wären.

Ja, mit David, wie er sang, will auch ich beim Bewundern Schöpfungspracht rufen: Der Herr ist König, deß freue das Erdreich, und seien fröhlich die Inseln, so viel ihrer ! — Wolken und Dunkel ist um ihn her. Gerechtigkeit Gericht ist seines Stuhles Festung. Feuer geht vor ihm und zündet an umher seine Feinde. Seine Blitze leuchten dem Erdboden; das Erdreich siehet und erschrickt. Berge hmelzen, wie Wachs, vor dem Herrn, vor dem Herrscher ganzen Erdbodens! — (Ps. 97, 1 — 5).

So weit nur Deine Sonnen glänzen,
Reicht Deine Huld, die uns erhält.
Reicht über unsers Himmels Grenzen,
O Vater, bis zur fernsten Welt.
O Deine Gnad' und auch ihr Reich
Steht ewigen Gebirgen gleich.

Dir, Gott, ist kein Geschöpf verborgen,
Nicht eins vom Menschen bis zum Thier;
Du würdigst alle Deiner Sorgen,
Sie danken Lust und Leben Dir.
Es mag gering und niedrig sein;
Dir, Gott, ist nichts zu groß und klein.

Mit frommem, freudigem Gemüthe
Erheb' ich, Gott voll Gnade, Dich!
Wie herrlich ist doch Deine Güte,
Wie liebst Du uns so väterlich!

Uns, die wir ohne Furcht und Grau'n
Dem Schatten Deiner Flügel trau'n.

Mit Deinem reichsten Ueberflusse
Erfüllst Du diese Welt, Dein Haus.
Du theilst ihn, Allen zum Genusse,
So väterlich, so reichlich aus!
Und jedes Lebens Quelle fließt
Aus Dir, der Du das Leben bist.

25.

Gottes Größe im Kleinen.

Ps. 139, 14.

Ihr Thäler und ihr Höhen,
Euch, die der Schöpfer schmückt,
In stiller Ruh zu sehen,
Ist, was mein Herz entzückt.

Schön seid ihr, Wald und Wälden,
Und du, bethaute Flur!
Wie rein sind Deine Freuden,
O reizende Natur!

Es wehet, wallt und spielet
Das Laub um jeden Strauch;
Und jedes Würmchen fühlet
Der Schöpfung Lebenshauch.

Und in der Näh' und Ferne
Ist Gottes Allmacht groß!
Wie in dem Reich der Sterne,
So in dem kleinsten Moos.

Ihr Thäler und ihr Höhen,
Ihr, die der Schöpfer schmückt,
O lehrt mich Gott erhöhen,
Der mich durch euch entzückt!

Immer kehre ich aus dem erdrückenden Gewühl des Lebens zu Dir zurück, o mein Schöpfer, und zu der Betrachtung der Wunderwerke, mit denen Du mich umringst. Hier finde ich immer wieder meine süßeste Erholung und die lebendigste Erneuerung meiner Kräfte. Hier sehe ich glänzender die Majestät Deiner Allmacht und Weisheit; hier rührender die Beweise Deiner Alles durchdringenden, Alles beseligenden Güte; hier anbetungswürdiger die Wirkungen Deiner Vorsehung.

Und wer könnte denn stumm bleiben, während der feierliche Lobgesang der ganzen Natur zum Himmel emporsteigt? wer gefühllos bleiben in der Pracht der weiten Schöpfung, die uns in unendlicher Mannigfaltigkeit umschwebt?

Wohin soll ich mein Auge wenden, um die Macht und Herrlichkeit des Schöpfers am erschütterndsten wahrzunehmen? Soll ich die Welten zählen, welche als zahllose Sonnen aus unendlichen Fernen vom nächtlichen Himmel strahlen? — oder die geheimnißvolle Haushaltung der Wolken bewundern, in deren Schooße Sturmwinde und Feuerströme neben ungeheuern Wasserfluthen wohnen? Soll ich die Gewalt der Elemente untersuchen, jener wunderbaren Urstoffe, aus denen Alles erbaut ist, und deren Eintracht oder Kriegen Welttheile blühend macht oder zerstört?

Groß ist Gott in allen seinen Werken! Warum in den Wundern entfernter Gebiete des Weltalls ihn suchen? Seine Macht und Weisheit ist in den Bahnen des Himmels, wo Erden, Sonnen und Monde in unveränderlichen Kreisen und Ordnungen schweben, nicht erhabener, nicht unbegreiflicher als in den Gefässen, Adern und Fasern des kleinsten Blättchens einer sich am Sonnenstrahl entfaltenden Blume. — Der Herr ist überall groß, und sich überall gleich, im weiten Weltgebäude, wie im kleinsten Grashalm.

Die Lebensgeschichte einer einzigen Pflanze wäre hinreichend, den hartnäckigsten Zweifler vom Dasein einer höchsten Weisheit und Vorsehung zu überzeugen. Aber wer kann eine solche Geschichte würdig und allumfassend genug beschreiben, wie sich aus dem geringen Samenkorn ein Keim entwickelt, der nach Jahren zum weitschattenden Baum wird, welcher vielen hundert, ja tausend lebendigen Geschöpfen auf und unter ihm Kühlung, Schutz, Aufenthalt oder Nahrung gibt? Jeder Baum ist eine kleine Welt von Thieren aller Art; ja jedes Blatt ist eine Stadt von einer Menge mit bloßen Augen kaum erkennbarer Kreaturen. Für Alle sorgte Gott. Für sie ist keine andere Welt, als dieser Baum, an dem sie wohnen; er steht seit Jahrhunderten, und tausend Geschlechter sind auf ihm geboren

und vergangen. So erreichen unsere Eichen oft das Alter von einem halben Jahrtausend, und auf dem Libanon sollen noch Cedern grünen, die Salomons Tage sahen.

Jede Gegend des Erdballs ist durch die Hand des Schöpfers mit den ihr eigenthümlichen Pflanzen geschmückt. Aber solche, welche für den Menschen eine gesunde Nahrung bieten, sind einer solchen Natur, daß sie sich fast überall hin, wo Sterbliche wohnen, verpflanzen lassen.

Vor Zeiten waren die Länder unserer Gegend unermeßliche Wüsteneien, Herbergen wilder Thiere; meistens von unfruchtbaren Bäumen und ungenießbaren Kräutern bedeckt. — Jetzt gleicht unser Vaterland einem großen Garten, versehen mit den nützlichsten und schönsten Gewächsen aller Welttheile. — Fast alle unsere Obstbäume, die nun bei uns einheimisch sind, wurden hieher aus warmen Morgenländern verpflanzt; eben so die lieblichsten unserer Blumen- und Küchengewächse. Pfirsich und Rose aus Persien und Syrien; das Getreide aus dem hohen Asien; die nahrhafte Kartoffel aus Amerika, desgleichen der Mais oder türkische Weizen, welcher in seinen körnerreichen Kolben drei- und sechshundertfältige Frucht bringt.

Jede dieser unzählbaren Pflanzenarten ist verschieden von der andern gebaut; keine der andern ähnlich, jede zu ihrem Zweck auf das vortheilhafteste. Sehet auf das Korn, welches auf den Feldern prangt: jeder Halm predigt die liebende Weisheit des Herrn. Dieser Halm steigt schlank und hoch über die Erde auf, damit die Körner nicht durch die Feuchtigkeit des ausdünstenden Bodens verderbt und zur Fäulniß gebracht werden. Die Länge des Halms begünstigt die bessere Reinigung des darin von den Wurzeln aufsteigenden Nahrungssaftes, daß die mehlige Frucht wohl gedeihe. Der lange Weg, welchen jener Saft aus dem Erdboden hinauf zu machen hat, erlaubt auch der Sonne, ihn anhaltender auszukochen. Zwar schwankend und dünn ist das Rohr, an dessen Spitze sich die Aehre wiegt; doch wehren das Zerknicken derselben im Winde starke Knoten, deren feine Durchlöcherung von innen dem emporsteigenden Saft und der Sonnenwärme genugsamen Durchgang gestattet. Neben dem

Haupthalme treiben wehende Blätter, um Regen und Thau des Himmels zu sammeln, die wachsende Pflanze zu tränken. Ist sie aber ihrer Reife nahe, dann welken selbst die Blätter, damit alle Nahrung ungetheilt der Aehre zugehe, deren Körner mit langen rauhen Stacheln eine Schutzwehr gegen die Vögel haben. — Nichts ist ohne wohlthätige Absichten. Und sie fehlen auch dann nicht, wenn unsere Kurzsichtigkeit nicht fähig wäre, sie zu erkennen. Selbst die sogenannten Unkräuter sind wohlthätige Gewächse, wenn auch nicht immer für den Landmann, doch für Arzneien, Salben und den Gebrauch in mancherlei Gewerb und Kunst. Selbst das sogenannte Ungeziefer, welches unter und über dem Boden lebt, hat im Haushalt der Natur seine wichtige Bestimmung, und trägt zum allgemeinen Segen bei, wenn gleich dessen Anhäufung auf einzelnen Stellen zuweilen schädlich für die Zwecke der Menschen sein mag.

Vielleicht wären jene Erdlager der Felder und Wiesen, die nie ein Pflug aufbricht, schon längst steinartig verhärtet und unfruchtbarer, wenn sie nicht alljährlich durch Millionen und Millionen Gewürme, Käfer, Schnecken und andere Thiere durchwühlt und aufgelockert würden. Die unterirdischen, vielfach gewundenen Gänge, Zellen und Behausungen dieser kleinen Geschöpfe sind eben so viel künstlich gebaute Kanäle, durch welche der Regen befruchtend in den tiefen Grund dringt, und die Luft den Wurzeln neue Nahrungsstoffe bringen kann. Gott hat Alles weiser geordnet, als der Sterbliche kennt und begreift. Wo der Mensch Störungen seiner eigenen Absichten oder Fehler in der Naturordnung mit kindischer Vermessenheit beklagt, ist ihm, ohne sein Wissen, eine Wohlthat geschehen, deren Folgen sich auf viele Jahre verbreiten, um den Schaden des Augenblicks hundertfach zu ersetzen.

Doch, um wieder den Haushalt, das Leben und den Bau jedes einzelnen Würmchens zu erkennen, würde ein Zeitraum von tausend Jahren viel zu kurz sein. Wie reich sind Erde und Wasser bevölkert! Wer weiß nur die Namen aller dieser Zahllosen? Je schwächer sie scheinen, und je leichter ihre Vernichtung möglich wäre, je zäher ist ihre Lebenskraft; so z. B. die

Schnecken, deren ganzer Bestandtheil fast nur ein zerfliessender Schleim zu sein scheint. Aber nicht nur die abgeschnittenen Theile ersetzen sich bei vielen von selbst wieder; sondern oft entsteht aus den losgerissenen Stücken wieder ein eigenes sinnreich gebautes Thier, wie dies der Fall bei derjenigen Gattung ist, welche man Seesterne nennt, und an denen man über achtzigtausend Gelenke oder Strahlen gezählt hat, mit welchen sie sich zehn Schuh weit umher ausbreiten. Selbst die Lebensart dieser wenig beachteten Thiere, die wir täglich vor Augen haben, ist wunderbar. Aber wer kennt sie? Wenn die gemeinen Garten- und Waldschnecken sich ihre gegenseitige Zuneigung bezeigen wollen, schleudert eine der andern einen kleinen, vierschneidigen Pfeil entgegen oder drückt ihn der andern in die Brust. Dieser Pfeil ist von kalkartigem Stoffe, und steckt sehr lose in einer Oeffnung des Halses. Ist dies gethan, erst dann nähern sie sich einander zur Begattung.

Nur von wenigen Würmern und Insekten sind uns ihre Gestalten und Beschäftigungsarten bekannt: wie sollten wir von allen ihre Bedeutung in der göttlichen Schöpfung wissen? Es gibt deren Millionen, welche nur erst durch die stärksten Vergrößerungsgläser bemerkbar sind. Es ist bewiesen, daß in einem einzigen Tropfen Wassers, dem Sonnenstrahl ausgesetzt, mehrere tausend Insekten, wie in einem Weltmeer, geräumig herumschwimmen. Es ist bewiesen, daß der Mensch nicht nur in seinen Eingeweiden und in seiner Haut, sondern selbst im Schleim, der an seinen Zähnen haftet, in dem Blut, das durch seine Adern rollt, unzählbare lebendige Wesen beherbergt und nährt. So ist der menschliche Leib wieder für Millionen verschiedener kleiner, unentdeckbarer Geschöpfe eine große wandelnde Welt, wie es der ganze Erdball für die Völker des menschlichen Geschlechts ist.

Zwar das Leben dieser Kreaturen ist nur sehr flüchtig: aber darum ihre Vermehrung desto erstaunlicher, also daß ihre Arten nie verschwinden. Das längste Alter mancher Insekten hat oft kaum die Dauer vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne, aber sie zeugen in dieser Zeit Millionen Nachkommen

Der Seidenwurm legt jährlich bei fünfhundert Eier, die Bienenkönigin bei vierzigtausend. Man kennt in Afrika eine Ameisenart, Termiten genannt, die so ansehnliche Gebäude aufführen, daß man ihre Wohnungen in der Ferne für Dörfer hält. Die befruchtete Königin derselben wird zweitausendmal größer im Umfang, als sie gewöhnlich ist, und legt dann binnen vierundzwanzig Stunden auf achtzigtausend Eier.

Wohl oft hat die fleißige Ameise, die nützliche und sinnreiche Biene die Bewunderung beobachtender Zuschauer erregt — auch die mit acht Augen und acht Füßen ausgestattete Spinne mit ihrem kunstvollen Gewebe. Aber wessen Blick dringt in das rechte Geheimniß ihrer Einrichtungen und Künste? Es herrscht hier eine Ordnung und Zweckmäßigkeit, die ans Unerklärliche grenzt. Wer lehrt die junge Spinne ihr zartes Werk schaffen, von der vierhundert Faden erst so dick sind, als drei einzelne Faden einer ausgewachsenen Spinne? Vier Millionen Faden junger Spinnen haben nicht die Dicke eines einzigen Menschenhaars!

Nur die Bewohner des Wassers, die vielverschiedenen Fische, sind in Rücksicht ungeheurer Vermehrung den Insekten ähnlich. Und doch leben alle Fische längere Zeit, als die meisten Insekten. Man hat einen Hecht, mit kupfernem Ringe um den Kopf bezeichnet, in einem Teiche bewahrt, der über dritthalbhundert Jahre alt wurde. Aber der Vermehrung der Fische stehen ganz andere Hindernisse entgegen. Sie selbst verzehren unter einander sich oder ihre gelegten Eier. Dann eilen Menschen, vierfüßige Thiere und Vögel herbei, aus den belebten Wasserbehältern ihre Nahrung zu suchen. Mag gleich jeder Häring über zwanzig-, ein Karpfen über dreimalhunderttausend Eier tragen und legen: nie wird die Zahl der Fische übermäßig.

Besonders im Meere sind zahlreiche Ungeheuer bereit, die Mengen derselben zu mindern, wie der siebenzig bis hundert Fuß lange, oft gegen sechzig bis siebenzig Zentner wiegende Wallfisch, der sich von der Masse kleiner Fische nährt, um mit seinem Thran und Fischbein eines der nutzreichsten Thiere für die Bedürfnisse des Menschen werden zu können; oder der gefräßige

Haifisch, dessen Rachen, ausgestattet mit einer sechsfachen Reihe beweglicher Zähne, ganze Menschen und Pferde verschlingt, ohne sie nur zu kauen.

Je furchtbarer und schädlicher die Thierarten sind, je sparsamer ist ihre Vermehrung, oder je schwieriger wird sie. So sorgt die göttliche Vorsehung, um Alles im ewigen Gleichgewicht zu bewahren. Obgleich das mächtige Krokodill jährlich bei hundert Eier in den Sand der heissen Weltgegenden legt, lebt es doch nicht in großer Menge; Löwen und Tieger irren einsam in ihren Wüsten: Geier und Adler schweben einzeln in hohen Lüften.

Die nützlichsten der vierfüßigen Thiere, wie der Vögel, sind am meisten für ihre hinreichende Fortpflanzung gesichert, und gedeihen fast überall, wohin der Mensch seine Wohnung in heissen, kalten, oder gemäßigten Himmelsstrichen aufbaut. Verderbliche Kreaturen hingegen sind an ihre Geburtsörter gebannt. Das Pferd, der Hund, das Schaf, der Stier und das zahme Federvieh wohnen hier und jenseits aller Meere, den Menschen diensam; aber der Bär hauset nur in seinen stillen Felsenwinkeln und Eisfeldern; die reissende Hiäne in der menschenlosen Einöde.

Und jede der millionenfach verschiedenen Arten der Geschöpfe, ungeachtet sie allesammt bei uns durch einander wohnen, bildet für sich gleichsam nur ein eigenes Reich. Keins versteht des andern Sprachen, Sitten, und Zeichen. Die Ameise versteht nur die anordnenden Winke von Ihresgleichen; die Biene nur die Bienen; der Rabe nur, wohin ihn der Rabe ruft! die Schwalbe nur Ihresgleichen, wenn Nester gebaut, oder die Versammlungen im Herbste zum allgemeinen Abreisen gehalten werden sollen; der Storch nur den Storch auf dem jährlichen Zuge durch die höchsten Lüfte über die Welttheile und Meere.

Gott trennte durch unzerstörbare Schranken. Wie der Mensch nur Menschen versteht, und alle Völker des Erdballs ein einziges zusammenhängendes Ganze ausmachen, ist jede Gattung von Thieren eine für sich bestehende Welt. Was darin vorgeht, nach welchen Gesetzen sie handelt, wie sie denkt, wie sie fühlt,

wie sie das ansieht, was ausser ihr ist, weiß kein anderes Wesen, das nicht in ihrem Kreise steht. Alles ist in sich abgeschlossen, ausser Gemeinschaft mit andern; nur der Gottheit ist das Vorgenste jeder Kreaturenfamilie bekannt. Wäre der Mensch in die Wesenheit, in die Triebe, Instinkte, Mittheilungszeichen nur einer einzigen Thierart ausser ihm eingeweiht, welch ein unermeßlicher Schatz von neuen Kenntnissen und Ansichten würde da wieder vor ihm aufgethan sein! — Das ganze All der Dinge würde ihm neu erscheinen.

Doch wozu dies? Er hat ja noch lange nicht das Alles erforscht, was ihm in seinem eigenen Geschlecht wissenswürdig sein sollte. Mit Leichtsinn oder Gleichgültigkeit geht er, gleich dem Thiere, über Alles hin, was nicht seine Nahrung, sein Trank, sein Kleid, sein Haus, oder sonst ein Mittel des Sinnenkitzels ist. Nicht seine Seele nur, selbst sein sichtbarer Körper ist ihm oft noch ein unbetrachtetes Geheimniß. Und doch wie wunderbar ist auch dieser gebaut, und wie erhaben vor allen andern Thiergestalten! Jeder Athemzug der Lunge ist die Fortsetzung eines ausserordentlichen Wunders; und jeder Schlag des Herzens, der das menschliche Geblüt binnen fünf oder sechs Minuten durch alle vielverschlungenen Adern und zarten Gefäße des ganzen Körpers treibt, ist Wunder.

Wann würde ich aufhören können zu erzählen, wenn ich den künstlichen Bau, die Einrichtungen aller Theile des menschlichen Leichnams beschreiben, oder ihre zweckmäßige Ordnung andeuten wollte; wie ein Gerippe von mehr denn drittehalbhundert Knochen, durch zähe Bänder zusammengehalten, von Adern, Gefäßen, Säften mancherlei Art und Häuten umkleidet, die edle Gestalt des Sterblichen bildet, oder wie das Fleisch, aus einem halben tausend Muskeln gebildet, und von geistigen Nervenhaaren nach allen Seiten hin durchströmt, der Behälter der Sinne wird, durch welche das ganze unermeßliche Weltall zur Seele dringt!

O mein Schöpfer, mit David bete ich: Dank Dir darüber, daß ich wunderbarlich gemacht bin. Wunderbarlich sind Deine Werke, und das erkennt meine Seele wohl. Wie köstlich sind

vor mir, Gott, Deine Gedanken? wie ist ihrer eine so
Summe? Sollte ich sie zählen, so würden ihrer mehr sein
des Sandes. (Ps. 139, 14. 17. 18.) Herr, allmächtig,
und gnädig, je tiefer mein Geist sich in die Wunderfülle D
Werke hinabsenkt, je unergründlicher wird mir Dein Reicht
je unbegreiflicher Deine Hoheit. Ich verliere mich schau
in der Unermeßlichkeit Deiner Macht, doch kenne ich von
selben nur den kleinsten Punkt. Ich lebe auf einem Stäub
umgeben von einem Lufttropfen, und dies ist die Welt,
Grenzenlosigkeit mich erschreckt. O Gott, wer bin ich denn
Du mein gedenkest? Aber mein Geist schwebt über
Stäubchen, über dem Lufttropfen hoch empor, dringt
Welten zu Welten zu Dir, Angebeteter! Er ist dein At
ihm gehört Deine Liebe, Deine Ewigkeit! Dich zu erken
soll immerdar seine süßeste Lust sein. Wie herrlich stehst Du
Ewiger, im Heiligthume Deiner Werke! Amen.

26.

Die Stimmen der Thiere.

Ps. 148, 7—13.

Wem blüht das Thal, für wen erhebt
Sich das Gebirg? Wem tönt und schwebt
Der Sänger in den Lüften!
Für wen bevölkert sich das Meer?
Wem jauchzt der Thiere zahllos Heer
Auf jährlich grünen Triften?
Quellen rieseln,
Winde wehen,
Thal und Höhen
Ueberrascht ein Silberregen,
Ihm zur Ehre, mir zum Segen.
Wie sie so herrlich sind, so schön,
Einträchtig alle Gott erhöh'n,
Und seine Güte preisen!
Wie alles Jubel ist und Dank,
Und jeder Tag ein Lobgesang
Des Gütigen und Weisen!
Ach, wie könnt' ich
Fühllos schweigen:
Solcher Zeugen
Hochgesang des Höchsten hören,
Schweigen in der Schöpfung Chören!

---

prachtvoll schwebt sie vor meinen Blicken, die ewig
dliche Schöpfung Gottes; welch ein Glanz des Himmels
er Erde, welche Farbenstrahlen, die in allen Höhen und
mein Auge entzücken! Ist dies nicht Abglanz und Wieder-
der Gottheit durch den sie vor sterblichen Blicken ver-
den Schleier! Laue Lüfte bewegen sich um mich, und
nen blühende Zweige und Blumen überströmen mich mit
Regen balsamischer Düfte. — Und dies Alles wird erst
das große Getön des Lebens, welches um mich herrauscht,
cher, anziehender, bedeutsamer.
Wenn ich durch die reizendsten Felder und Wiesen irre,
n den Händen des Frühlings und Sommers mit ihrem
n Blumenschmuck überschüttet sind, und es rührt mein
kein Rauschen des Gebüsches, kein fröhliches Blöcken der
en, kein Zwitschern, kein Gesang eines Vogels — wenn

Alles schweigt: so macht die ganze Pracht der Erde nur einen traurigen Eindruck auf mich. Die Natur scheint, so sehr sie auch in lachenden Farben prange, ausgestorben. Es spricht mich nichts an. Ich stehe in einer glänzenden Einöde, werde traurig und sehne mich nach dem Laut der Lebendigen.

Das Auge gibt dem menschlichen Gemüth weniger Nahrung, als das Gehör; erst durch dieses werden wir mitfühlende Wesen aller mit Empfindung begabten Geschöpfe. Erst das Erbrausen des hohen Waldes im Luftstrom, das freundliche Murmeln der Quellen und Wasserbäche, das Getöse des Flusses an seinen Ufern, das Sumsen der Bienen und Käfer, die mannigfaltigen Töne vierfüßiger Thiere, das Gezirpe der Vögel beseelt die angenehmste Landschaft. Wie uns das Schweigen des Todes schaudern macht, so erfreut hingegen die Stimme der Natur das menschliche Herz. Sie erweckt uns zu großen Gedanken und Gefühlen, uud beschäftigt uns mit der Vorstellung von der allgemeinen Verbindung der erschaffenen Wesen. Alles wird zum Psalm der Welt auf Gott.

Wer hat diesen Psalm von tausend und tausend abwechselnden Tönen, wiederholt vom Wiederhall der Wälder und Felsen, nicht schon gehört? Wen ließ er ungerührt, der irgend für zartere Empfindungen noch ein empfängliches Herz in der Brust trug? Wer hätte nicht oft selig in das große Freudengetümmel der Schöpfung hineinjauchzen mögen und rufen mit dem königlichen Dichter: Lobet den Herrn auf Erden, ihr Wallfische in den Tiefen! Feuer, Hagel, Schnee und Dampf und Sturmwinde, die sein Wort ausrichten, Berge und alle Hügel, fruchtbare Bäume und alle Zedern; Thiere und alles Vieh, Gewürm und Vögel; ihr Könige auf Erden und alle Leute, Fürsten und alle Richter auf Erden; Jünglinge und Jungfrauen, Alte mit den Jungen, sollen loben den Namen des Herrn; denn sein Name allein ist hoch; sein Lob gehet so weit Himmel und Erde ist. (Ps. 148, 7 — 13.)

Nicht alle Thiere haben Stimmen, weil nicht alle mit einer Lunge versehen sind; dennoch wissen sie nach ihrer Art Töne hervorzubringen, um das weite Geräusch des Lebens zu vermehren.

Sie wollen nicht in dem Hochgesang der Erde schweigen, wenn er zum Himmel emporsteigt. Einige derselben geben einen Ton von sich durch das bloße Aneinanderreiben ihrer Gliedmaßen, wie die Feldgrillen des Sommers, oder die Heimchen, die ihr weit tönendes Gezirpe dadurch verursachen, daß sie die trockenen, häutigen Flügeldecken ein wenig erheben, und über einander hin- und herschieben, wenn sie sich hören lassen wollen. Andere lassen ein wunderbares Getöse laut werden, indem sie mit gewaltiger Kraft Flüssigkeiten aus Höhlungen ihres Körpers hervorschnellen, wie der Wallfisch, welcher Wasserströme hervorsprudelt gleich hohen Quellen. Andere sumsen mit ihren Flügeln durch die Lüfte, wie die Käfer und Mücke, Bremsen und Bienen. Die eigentliche Stimme, vermittelst der Lunge, ist nur vollkommenen Thieren verliehen, welche am fähigsten sind, davon Gebrauch zu machen, um sich einander ihre Zuneigung und Wünsche mitzutheilen, oder ihren Zorn zu verkünden. Unvollkommnere Geschöpfe, so wie viele Arten der Thierpflanzen und Gewürme, welche sich unter einander nicht begatten, sondern wo jedes, ohne Zuthun des andern, sein Geschlecht durch sich selbst vermehrt, geben gar kein Geräusch, keinen Ton. Sie haben nicht nöthig, einander zu suchen, oder ihre Triebe zu erkennen zu geben. Mit ihren Begierden in sich selbst verschlossen, leben sie einsam.

Thiere ohne Lungen können nur ein Getön oder Geräusch mit andern Werkzeugen machen; Stimmen haben allein die, welche mit Lungen begabt sind, wie der Mensch, wie die Säugethiere, die Vögel und kriechenden Thiere. Es läßt sich vermuthen, daß auch alle diese, selbst die, welche einen Ton ohne Lunge haben, Gehör besitzen, obwohl man bisher die Werkzeuge dazu an den Insekten vergebens zu suchen sich bemüht hat. Horcht nicht der flüchtige Bienenschwarm auf den Klang des geschlagenen Kessels?

Die Einrichtungen, welche der Schöpfer zu Hervorbringung der eigentlichen Stimme getroffen hat, sind ungemein wunderbar. Die Lunge, durch den Athem mit Luft gefüllt, treibt dieselbe kräftig durch die Luftröhre empor zur Kehle. Je

größer die Lungen, oder in je weitern Spielräumen sie sind, je stärker erklingt die Stimme. Auch der Bau der Luftröhre trägt nicht wenig zur Kraft der Stimme bei. Wo diese Röhre ganz aus knorplichen, knöchernen Ringen zusammengesetzt ist, wird der durch sie hervordringende Ton weit mächtiger und schneidender sein, wie beim Menschen, beim Löwen, beim Pfau und andern Thieren. Wo sie hingegen weich und beinahe nur häutig ist, wie bei den Schlangen, bleibt der Ton matt, heiser und dumpf.

Und wie die Gottheit in alle ihre Werke die unendlichste Mannigfaltigkeit gelegt hat, so zeigte sie dieselbe auch in den Stimmen der Thiere. Jede Thierart hat ihre eigenthümliche; wir erkennen sie daran, so wie sie sich selbst unter einander schon aus der Ferne. Löwen, Tiger, Pantherthiere erfüllen die einsamen Wüsten mit ihrem furchtbaren Gebrüll; das Brummen des Bärs durchschauert die Wildniß; die Hunde und Wölfe bellen; die Schafe blöcken; die Rosse wiehern; keins ist die Stimme des andern. Doch die vollendetsten und verschiedensten Stimmenwerkzeuge findet man in der schönen und zahlreichen Ordnung der Vögel, deren anmuthiger Gesang in Lüften, Wäldern und Feldern uns oft entzückt. Die Raubvögel stoßen nur einen wilden, durchdringenden Schrei aus; an den Wasservögeln bemerkt man mehr ein Schnattern und Klappern; an denen, die von Fliegen, Mücken, Würmern und andern Insekten leben, einen süßen, silberhellen, angenehmen Ton; so wie die, welche von Beeren und wilden Früchten leben, häufiger trillern, und die Körnerfressenden weit vollklingender und stoßender in ihren Gesängen sind. Wer aber könnte die wunderschönen Melodien beschreiben, in welchen sie ihre Empfindungen ausdrücken? Die süßklagenden, zärtlichen Laute der Nachtigall; den freundlichen Schlag der Wachteln; das Jubiliren der Lerche, wenn sie sich in die glänzende Himmelsbläue steigend verliert; der Buchfinken fröhliches Ausrufen; der Amseln kunstvolles Lied im Gebüsch; der Tauben sanftes Girren; des Kanarienvogels süßschmetternde, wechselvolle Triller? Einige Vögel haben selbst das Vermögen, nicht nur Gesänge, die

ſie von andern hören, nachzuahmen, ſondern auch Töne hervorzubringen, welche der menſchlichen Stimme und Sprache nahe kommen. Die dicke runde Zunge des Papagei's, ſein hohlgewölbter kurzer Schnabel, ſeine Gelehrigkeit und zutrauliche Weiſe, machen ihn beſonders fähig, einzelne ihm vorgeſprochene Worte nachzubilden. Doch iſt dieſes ſcheinbare Reden nur ein bloßes Nachahmen von Klängen, deren Bedeutung das vernunftloſe Thier nicht kennt; ſo wie überhaupt auch die klügſten unter den Thieren nicht den Gedanken unſerer Worte begreifen.

Der Unterſchied zwiſchen dem Thier und dem Menſchen iſt wichtig. Das Thier hat nur Seele, der Menſch aber auch einen Geiſt. Das Thier hat nur Gefühle und Triebe, der Menſch aber auch Vernunft. Das Thier hat nur Stimme zur Bezeichnung ſeiner Empfindungen; der Menſch aber auch Sprache zur Mittheilung ſeiner Vorſtellungen und Begriffe aller Art. Nie gelangt ein Thier zur wirklichen Sprache; es kann höchſtens beim Hören gewiſſer Klänge, die wir bei gewiſſen Forderungen äuſſern, dahin kommen, unſere Abſicht zu verſtehen, unſere Wünſche und Gemüthsbewegungen zu errathen. Es achtet dabei nicht auf den Sinn, ſondern nur auf den Klang des Wortes und unſere damit verbundenen Geberden. Es beobachtet den Ausdruck unſerer Empfindungen und nähert ſich durch dieſelben uns an. Es kennt ſie, wie an Menſchen, ſo an Seinesgleichen. Inſofern man den Ausdruck der thieriſchen Triebe und den Ausdruck des Schmerzes oder der Luſt, vermittelſt Tönen, eine Sprache nennen darf, haben freilich auch die Thiere eine Sprache. Auch ſtumme Menſchen beſitzen dieſe Sprache, indem ſie ſich durch äuſſerliche Zeichen, oder durch das Ausſtoßen einzelner Klänge verſtändlich machen. Ausgeſetzte und verlaſſene Kinder, die in Einſamkeiten, fern von Menſchen, aufwuchſen, hatten keine menſchliche Sprache, ſondern ſie ahmten mit ihrer Stimme nur die Stimme der Thiere nach, denen ſie nahe geweſen waren. So weiß man von einem ehemals in Deutſchland gefundenen wilden Kinde, daß es gleich den Schafen blöckte; und von einem in den Wäldern Polens

unter den Bären gefundenen, daß es diesen gleich brummte. Man hätte vor Zeiten viel über eine vermeinte Sprache der Thiere gestritten, indem man sich einbildete, daß sich dieselben mit ihren verschiedenen Stimmenbewegungen oder Gesängen eben so über allerlei Gegenstände unterhalten könnten, wie Menschen. Allein man vergaß, daß das Thier ohne vernünftigen Geist auch keine Fähigkeiten zur Wörterbildung hat; daß es zwar Gefühle der Freude und Traurigkeit, der Furcht und Hoffnung, des Schreckens und der Ruhe, der Liebe und des Zorns, oder daß es die Triebe des Hungers und Durstes, des Abscheus und der Begattung ausdrücken könne, aber keine dem Geist entstammenden Gedanken. Triebe, zu deren Stillung mehrere Thiere gleicher Gattung nöthig sind, entwickeln auch die Stimme und deren Mannigfaltigkeit am vorzüglichsten. Dies ist nothwendig, daß sie sich in den weiten Räumen, wo sie einzeln und zerstreut herumschwärmen, zusammenfinden können. Also ordnete es die Weisheit des Schöpfers zur Erhaltung der verschiedenen Thierarten an. Daher beginnt vorzüglich der Gesang der Vögel zur Brutzeit im Frühling, wenn die Baumknospen ihre Blätter entfalten, und alle Keime des Lebens sich gegen das Licht hervordrängen. Das Gleiche wird bei den vierfüßigen Thieren bemerkt. Sind diese Tage aber vorüber, so verschwindet allmälig die Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit. Viele verstummen fast ganz, und selbst die Nachtigall vergißt ihren bezaubernden Gesang und läßt nur von Zeit zu Zeit einen häßlichen Laut hören, der mit dem dumpfen Gekrächze einer Kröte Aehnlichkeit hat.

Der Mensch, welcher, insofern er Thier ist, ebenfalls die Leidenschaften der Liebe, des Zorns, der Sehnsucht, der Rache, der Furcht hat, drückt diese ihn beherrschenden Gefühle, gleich dem Thiere, noch mehr durch den Klang und die Abwechselung der Stimme, als durch das Wort, aus. Je gefühlvoller ein Mensch ist, je abwechselnder wird die Stimme seiner Rede sein, so wie der, welcher von keinen starken Gemüthsbewegungen ergriffen ist, seine Worte eintöniger und ruhiger dahin fließen läßt. Nicht die Gedanken, sondern die Gefühle sind es, welche

das Steigen und Fallen des Tones und den Gesang in unsere Sprache bringen.

Der Geist, dieses Erhabenste und Göttlichste im Menschen, dies „Er-Selbst", welcher alles Andere in ihm beherrscht und zu vergöttlichen weiß, hat auch den Ausdruck, oder gleichsam die Rede der Gefühle, zu einer wunderbaren Höhe veredelt, deren kein Thier und der gesangreichste Vogel nicht fähig ist. Er brachte Kunst und Zusammenhang in die Sprache des Gefühls, und so entstand die Musik. Was dem Geiste das belehrende und überzeugende Wort ist, worin sich der erleuchtende Funke des Gedankens hüllt, um in andere Geister überzugehen, das ist für die Seelen das melodische und harmonische Hinströmen von Klängen, in welchen sich die Empfindungen des Gemüthes aussprechen.

Daher finden wir die ersten Anfänge und das Gefallen der Tonkunst bei den wildesten Völkern. Je mehr sich ihr Geist und durch ihn die Seele, dies Vermögen der Triebe und Gefühle, vervollkommnet und bereichert, je anmuthvoller und kräftiger wird bei ihnen die Musik. Alles, was uns gewaltig und tief bewegt, oder was der Macht des denkenden und forschenden Geistes zu erhaben ist, wirkt auf das Gefühl zurück, erregt ein Aufwallen der Leidenschaften, oder Erstaunen, Ehrfurcht, Bewunderung. Ist es ein Wunder, wenn wir die Tonkunst fast überall als eine Dienerin der Religion in der feierlichen Gottesverehrung der Völker erblicken? Wessen Geist kann die Erhabenheit des höchsten Wesens denken, ohne zu erbeben und ohnmächtig in sein Nichts zurückzusinken? Nur Anbetung und Ehrfurcht reden dann noch in uns. Wer kann mit seinem Verstande die Güte des himmlischen Vaters, seine zärtliche Sorgfalt für zahllose Miriaden erschaffener Wesen ermessen? Der verstummende Geist spricht sie nicht in Worten aus, und versinkt in einen Strom von Gefühlen der Dankbarkeit und Liebe. Und wenn sein Wink die Natur erschüttert, daß Wasserfluthen und Flammengüsse aus den Donnerwolken hervorbrechen, die Grundfesten der Erde wanken, Berge einstürzen und Stürme die Wälder zerschmettern; oder wenn seine

Hand finstere Verhängnisse über das verzagende Menschengeschlecht herbeiführt: wer nennt das Wort, welches die Allgewalt des Allmächtigen erschöpfend lehrt? Der bange Geist erzittert, und geht in den Empfindungen stillen Grauens unter. Die Hoheit des Unendlichen, welche die Vernunft nicht fassen und begreifen kann, stürzt den Geist in Schweigen, und läßt ihn nur noch in Gefühlen beten. Darum ist die Musik, diese Sprache der Gefühle, mit Recht dem Gottesdienst geweiht, und eine heilige Zunge der Andacht geworden.

Darum ist es nicht gleichgültig, ob unsere Gesänge bei öffentlichen Gottesverehrungen, ob die Töne, welche unsere frommen Empfindungen erwecken, leiten, erheben, verschönern sollen, besser oder schlechter gebildet und zusammengeordnet sind. Der hohen Glocken Klänge und Orgeltöne Majestät erfüllt auch die Brust des rohen Menschen mit wunderbarer Ehrfurcht, und versetzt den Leichtsinnigsten in eine feierliche Stimmung. Was die Beredsamkeit des weisesten Kanzelredners nicht vermag, bewirkt oft ein heiliges Lied durch die Zaubergewalt der Töne. Es bricht das harte Herz; es erglüht das kalte Gemüth; es erwacht und steigt der tiefgesunkene Geist auf den Fittigen neubelebter Gefühle zum Throne des Ewigen; der vormals freche Blick verdunkelt sich in Thränen der Rührung, und der Seufzer zittert aus der beengten Brust als Gebet zum Himmel empor. Was zur Verschönerung der Gottestempel, was zur Feierlichmachung der Verehrung des höchsten Wesens, was zur Aufregung frommer Empfindungen und erhabener Gesinnungen beitragen kann, ist Pflicht, zu befördern. Denn alles Aeussere wirkt auf das menschliche Gemüth mit unwiderstehlicher Macht. — Es ist eine allerdings tadelnswürdige Vernachlässigung des Volks, und ein Abbruch, welcher der Religiosität geschieht, größer als man glaubt, wenn man Kirchen armselig, baufällig, unreinlich läßt, die zu feierlicher Versammlung christlicher Gemeinden bestimmt sind; wenn man, weit entfernt an Veredelung des kirchlichen Gesanges zu denken, denselben verwahrloset, daß er in ein unharmonisches, Ohr zerreissendes Geschrei entartet, welches, statt das Gemüth zu erhöhen, nur

Empfindungen des Widerwillens oder Reiz zum Gespött und Lächeln erregt. Der erste große Eindruck ist verloren; die Andacht ist verscheucht; umsonst wird nachher die Beredsamkeit und der Eifer der Seelsorger und Prediger sein, das Vertilgte wieder hervorzubringen.

Mit wie heiliger Begeisterung beteten Moses, Assaph, David! Aber ihr Gebet war Gesang, Erguß der schönsten Empfindungen in rührenden Tönen. Die Harfenklänge Davids wurden seinem Geiste unsichtbare Himmelsleitern. Seine Gefühle hauchte er beseelend in die ganze Natur, so wie die Natur wieder in ihren Stimmen allgewaltig zu seinem bewegten Herzen sprach. O Gott! Deine Herrlichkeit in Worten auszusprechen, und mit Gedanken zu umfassen, wie vermag dies mein schwacher Geist! Darum gabst Du ihm die Sprache des Gefühls, die wahre Begeisterung der ehrfurchtvollen Anbetung, den tiefen Schrei der Natur, welcher zu Dir emporsteigt. In diesem Schrei des Frohlockens und des Schmerzes vereinigen sich die Stimmen aller Deiner Geschöpfe. Sie jauchzen ihr Entzücken, ihre Wonne Dir zu; sie stöhnen ihre Klage Dir zu. Denn Du nur gibst die Freude, Du nur kannst vom Schmerz befreien. Darum klingt die ganze Schöpfung in Deiner Verherrlichung zusammen.

O lobet den Herrn auf Erden, ihr Wallfische und alle Tiefen, Feuer, Hagel, Schnee, Dampf und Sturmwinde, die sein Wort ausrichten; Berge und alle Hügel, fruchtbare Bäume und alle Zedern; Thiere und alles Vieh, Gewürm und Vögel; ihr Könige auf Erden und alle Leute, Fürsten und alle Richter auf Erden; Jünglinge und Jungfrauen, Alte mit den Jungen sollen loben den Namen des Herrn; denn sein Name allein ist hoch. Sein Lob gehet so weit Himmel und Erde ist!

27.

Erinnerungen an die Allmacht Gottes.

Erste Betrachtung.

Jesaias 6, 3.

Bis zu des Erdballs Achsen freu'n
Sich Wesen aller Art in Dir!
In heissen, sand'gen Wüsteneien;
In unsern blüh'nden Fluren hier;
Im Eis des Nordens!

Viel Stufen wandeln sie zum Ziel
Nach größerer Verherrlichung;
Du wirkst, durch Schmerz und Freudenspiel,
Die höhere Entwickelung
Der Kräfte Aller!

Wer tritt wohl hinaus in den hohen, prachtvollen Tempel der Natur, wo die Erde, umstrahlt von Morgen- und Abendröthen, zum Altar wird, von welchem Opferdüfte gen Himmel wallen — wer tritt wohl hinaus, ohne nicht gern den Staub der Sorgen abzuschütteln, sich im Anblick der allgemeinen Herrlichkeit zu erquicken und Sehnsucht zu empfinden nach Anbetung? — Die wehenden Halme des Grases, die goldenen Saaten, die schwellenden Früchte, die früh und spät predigen: Gott ist die Liebe! — der stille Wechsel der Tage und Nächte, der Sonne und des Mondes; der Wandel der Jahreszeiten; das ewig gleiche Weltgesetz in der mannigfaltigen Unendlichkeit, verkünden die Tiefe des Reichthums, beide der Weisheit und Erkenntniß Gottes. — Der Duft, welcher dem Opferkelch der Blumen entsteigt; das erfrischende Wehen der Lüfte, wie der zermalmende Sturm; das Sumsen der fleißigen Biene vor unserm Ohr, wie der Donner, der die Gebirge zittern macht; der Farbenschmuck des flatternden Schmetterlings, wie das Strahlenthor des Regenbogens, — Alles spricht: Wir zeugen von dem allmächtigen Gott. Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth; alle Lande sin seiner Ehre voll! (Jes. 6, 3.)

Alle Lande! — Nicht unsere Gegenden allein sind die beglückten. Größere Fülle des Reichthums, wunderbarere Fruchtbarkeit der Erde, mannigfaltigere Gestalten der Thiere und Pflanzen werden noch in andern Landschaften des Erdbodens erblickt. Sie alle prangen mit eigenthümlicher Seltenheit und merkwürdigen Dingen, die den übrigen fehlen. Jede von ihnen hat ihre eigenen Reize und Vortheile — allen war der Schöpfer hold. Schon kennen wir zwar im Allgemeinen den größten Theil der Länder des Erdbodens; vielmals schon ward der Erdball von kühnen Seefahrern umschifft; denn er ist rings mit Meer umgeben, worin sich die Welttheile, oder das sogenannte feste Land, wie große Inseln erheben: dennoch ist bis auf den heutigen Tag das Innere weitläufiger Landstriche und ganzer Welttheile noch unbesucht und unbekannt geblieben. Welche wunderbare Pflanzen und Thiere mögen dort noch leben, von deren Gestalten, Beschaffenheiten und Kräften wir keine Vorstellung haben; welche Völker mit ihren Städten, Dörfern, Sitten und Gebräuchen, die uns ganz fremd sind und erst von unsern Enkeln erblickt werden mögen! Und wissen wir auch nichts von ihnen, doch sind sie Kinder Gottes; der ewige Vater weiß von ihnen, liebt sie, sorgt für sie!

Wäre es einem Sterblichen vergönnt, von himmlischen Höhen herab mit einem einzigen Blick die gesammte Erdkugel in ihrem ungeheuern Umfang von fünf- bis sechstausend Meilen zu überschauen; zu sehen, wie sie sich in ewig gleichen Entfernungen von der Sonne, neunzehn bis zwanzig Millionen Meilen weit von ihr, durch die unendliche Leere des Himmels dahinwälzt, leichter als eine Feder, die in den Lüften schwimmt, rollend, fliegend mit furchtbarer Geschwindigkeit, in jeder Minute zweihundert und vierzig Meilen forteilend, und so Jahr um Jahr ihre uralte, stille Bahn um die flammende Sonne vollendet; könnte er überschauen mit einem einzigen Blick die Formen der himmelhohen Gebirge, die brausenden, spielenden Meere, die grünenden Länder der Menschen, deren Haushalten und Leben, — — ach, würde unser Herz die gewaltigen Gefühle ertragen können, welche dieser erschütternde Anblick her-

vorrufen müßte — dies Schauspiel, vor welchem selbst Engel in Entzücken und Erstaunen untergehen müssen! — — Nur der schwache Gedanke daran macht unsere Einbildungskraft beben, und unsere Seele stimmt ehrfurchtsvoll ein in das „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth. Alle Lande sind seiner Ehre voll!“

Wie ein weiches, grünes Kleid, hin und wieder von den goldenen Flecken heisser Sandwüsten gebrochen, umhüllen den Erdball die unzählbaren Pflanzen. Nur an seinen Aussenenden, welche gleichsam die Achsen sind, um die er sich dreht, glänzt das Silber ewigen Schnees und Eises. Hier starren Meer und Land vom unaufhörlichen Winter. Zu diesen Enden der Welt gelangte noch der Fuß keines Sterblichen, verirrte sich noch der Flug keines Vogels. Hier ist kein Leben, kein Laut. Nur einstürzende Eisberge unterbrechen zuweilen das weite Schweigen des Todes, welches hier immerdar herrscht. Von hier aus geht nichts hinüber zu der bewohnten Welt, als von Zeit zu Zeit eine todte, funkelnde Eisinsel, die aus den Trümmern der gefrornen Decke entstand, welche hier das Weltmeer schließt.

Wo die ewige Schneewüste endet, welche die Axe des Erdballs verbirgt, beginnt, gegen die bewohnte Welt zu, das erste schwache Leben. Moose und Flechten kleben am nackten Felsen, um wenigen Gewürmen kärgliche Nahrung zu geben. Die noch oft gefrornen Wellen des Meeres sind süß und beherbergen kaum einzelne Fische. Der Mensch hat noch keinen Raum zur Wohnung; selbst das wilde Thier flieht die nahrungslose Einöde.

Erst da, wo die Sonnenstrahlen fähig werden, den Erdboden, wenn auch nur auf einige Wochen im Jahr, aufzuthauen, regt sich der Athem der halberstarrten Natur. Kleines Weidengesträuch, das am Boden kriecht, zwerghaftes Birkengesträuch, grünt her und hin, wenn die Sonne den alten Schnee abschmilzt von den kalten Küsten. Der Mensch hauset erst, wo er einige höhere Gesträuche oder Bäume findet, oder wo das Meer zuweilen einiges Holz aus den entferntern Inseln und Ländern mit seinen Wellen an diese einsamen Ufer wirft. Da baut er

seine Wohnung dürftig in die Erde hinein, um unter dem Schnee ihre natürliche Wärme zu genieſſen. Das Land hat für ihn keinen Garten, kein Ackerfeld; es ist nur kurze Zeit vom Frost entbunden. Bären, deren Fell weiß ist, wie der Schnee, den sie Nahrung suchend durchirren; Marder, Zobel und anderes Wild geben ihm kümmerliche Speise durch ihr Fleisch und Bekleidung mit ihren erwärmenden Fellen. Reichlicher nährt ihn das Meer. Er durchrudert es verwegen mit leichten Schiffen, die er aus Mangel an Holz von den Häuten groſser Fische zusammennähet, und mit den Gräten derselben ausspannt. In diesen kalten, selten besuchten Gewässern des Ozeans ist die Heimath des Wallfisches, der ungeheuern Schaaren der Häringe und anderer Meerbewohner, die nur selten in wärmere Gegenden hinstreifen. Ihr Fleisch ist des Menschen köstlichste Nahrung, die er getrocknet für den zehn Monate langen Winter und für die groſse Nacht aufbewahrt. Denn in diesen traurigen Gebieten, unfern den Achsen des Erdballs, ist fast eine Hälfte des Jahres in ununterbrochener Nacht. Doch wird sie wunderbar durch den Glanz des Mondes oder der Gestirne und des blendenden Schnees erhellt, oder auch von Zeit zu Zeit durch den rothen Schimmer der Nordlichter, die von den Gegenden der Erdachse her wie brennende veränderliche Wolken über den ganzen Himmel ausströmen. Niemand kennt den Ursprung dieser Lichtfluthen. Aber gütig sorgte der Allmächtige durch sie für die Erleuchtung halbjähriger Dunkelheit, welcher endlich ein halbjähriger Tag folgt. Wenn dieser anbricht, o mit welchem Entzücken begrüſst der frohe Bewohner der Eisküsten die Sonne! Aber sie steigt nicht empor, wie bei uns, um in baldigem Wechsel Morgen, Mittag und Abend zu verleihen, sondern streift viele Tage, nur zum Theil sichtbar, rings umher am äussersten Saum der Erde, hebt sich dann in schraubenförmiger Bahn zum Himmel, und hat sie ihre Höhe erreicht, sinkt sie in gleichen Windungen langsam wieder unter. Aber ihre Kraft ist schwach, weil ihre Strahlen fast immer nur flach über die Erde hinstreifen, wie bei uns in der Frühe des Morgens in den kürzesten Wintertagen.

Da, wo endlich schon Tage und Nächte in kürzeren Zeiträumen zu wechseln anfangen, und das wohlthätige Tagesgestirn erwärmender im Zeitraum von vier bis fünf Monaten Frühling, Sommer und Herbst zusammendrängt, arbeitet das Leben der Natur schon mit gröſserer Macht. Es erheben sich hohe, finstere Wälder von Tannen, angefüllt mit wilden Thieren, deren Pelze begierig der Mensch sucht, um durch Tausch für dieselben allerlei Erzeugnisse milderer Weltgegenden einzuhandeln. Dennoch ist sein Winter zu lang, sein Sommer zu flüchtig, als daß ihm Obstbäume in den rauhen Lüften blühen sollten und goldene Saaten. Die Kargheit der Natur macht die Völker hart, wild und kriegerisch. Sie streifen zu Roß umher durch die weiten, öden Steppen und Grasfelder, Raub zu suchen und Jagd. Erst wo die Natur milder wird; wo sie an Thieren und Pflanzen mannigfaltigere Art erzeugt; wo neben den schwarzen Tannen endlich auch das helle Laub der Buchen und der majestätischen Eichen leuchtet; wo nicht nur der traurige Eisvogel krächzt, sondern auch Singvögel aller Gattung, buntgefiedert, die Gebüsche mit ihren Melodien füllen; wo der Frühling sich mit Millionen Blumen kränzt, der Sommer die Saaten vergoldet, der Herbst den Apfel röthet und die Traube reift — erst da wird der Mensch milder.

Unter diesem gemäßigten Himmelsstrich ist gleichsam eine neue Welt. Die Allmacht Gottes enthüllt sich in mannigfaltigen Liebeswerken. Was die kältern und wärmern Weltgegenden hervorbringen, wird hier, wenn nicht immer durch die Natur, doch durch der Menschen Fleiß und Kunst, vereinigt. Hier bringt jede Spanne Bodens ihrem Bewohner wohlthätigen Zins. Hier weiden zahme Heerden sicher auf den Fluren der Dörfer, und die Städte ertönen vom Geräusche der Werkstätten. Auf den Strömen ziehen schwerbefrachtete Schiffe hin. Der Handel verknüpft die Nationen zu einer allgemeinen Familie, und gegenseitiges Bedürfniß söhnt endlich auch den Feindseligsten aus. Hier ist es, wo, von der Natur begünstigt, der menschliche Geist seine wunderbare Kraft am stärksten entwickelt; wo er, in Kunst und Wissenschaft erfinderisch, jenen Nationen Licht und

Nutzen bringt, die in entgegengesetzten Weltgegenden entweder von übermäßiger Kälte erstarrt und träge, oder von übermäßiger Sonnenhitze erschlafft und minder aufgelegt zur thätigen Lebensart sind.

Je weiter hin nach jenen heissen Himmelsstrichen, je reizbarer wird die ganze Natur und der Mensch. In Ueberfluß bringt diesem der kaum bearbeitete Erdboden seine Nahrung; die köstlichsten Früchte reifen an den Bäumen, die finstern Tannenwälder verschwinden ganz, und werden vom freundlichen Grün des mannigfaltigsten Laubes verdrängt. Es scheint hier ein ewiger Frühling zu blühen; statt des Schnees fallen nur Regenschauer. Neue Pflanzen, neue Thiere in Wäldern und Feldern, in Lüften und Wellen, beleben das All. Die wärmere Sonne theilt allen Wesen ihre höhere Glut mit. Feuriger ist der Wein, kräftiger der Saft des Obstes. Der Mensch, im sinnlichen Wohlleben, scheint nur zum Vergnügen geboren. Seine Einbildungskraft ist brennender. Er liebt mehr das Schöne als das Nützliche; die Ruhe mehr als die Anstrengung des Fleißes. Umgeben von einem selten bewölkten Himmel, von einer üppigen Pflanzenwelt, die in den lebhaftesten Farben strahlt, wird selbst seine Religion heller, freundlicher, zu Freudenfesten einladend, wie im Gegentheil der Glaube des Bewohners unfruchtbarer, kalter Erdstriche trüb und ernst, wie sein Wolkenhimmel, freudenlos, wie seine Schneegefilde, kriegerisch, wie seine Lebensart ist.

So bildet sich allgemach von den Traubenhügeln und Kornfeldern der gemäßigten Erdgegend, durch die Palmen- und Zitronenwälder, der Uebergang zu dem heißen Erdgürtel, wo die Strahlen der Sonne senkrecht und glühend zur Erde niederfahren, und abermals der ganzen Natur eine andere Gestalt geben. Hier wohnen die Pflanzen und Thiere, welche nur gewohnt sind, sich gleichsam in Feuerluft zu baden, und immerdar Fremdlinge für die kältern Himmelsstriche bleiben. Menschen und Thiere werden nackter, gefärbter. Die Einwohner der Länder, braun, kupferfarben, dunkelschwarz, scheinen gewissermaßen anderer Natur, als wir, und eines andern Stammes.

Die Gluth ihrer Leidenschaft, ihre fast unzähmbare Wildheit oder Grausamkeit, mahnt an das Entsetzliche der Thiere, mit welchen sie zu kämpfen haben, an jene Löwen, Tiger, Elephanten und Schlangen, welche die Einöden durchstreichen. Die Gewächse werden seltener auf dem ausgebrannten Erdgrund; viele ihrer Früchte haben das Feuer des Landes; von dorther stammen die brennenden Gewürze. Die Flammen der Sonne veröden viele Landstriche, und bringen dieselben Wirkungen hier ebenfas zum Vorschein, welche man in den Ländern erblickt, die vom ewigen Frost erstarren. — Es dehnen sich unübersehbare, undurchdringliche Sandwüsten aus, wo alles Leben ausstirbt, wo kein Halm grünen, kein Wurm kriechen mag. — Hier waltet das Schweigen des Todes, wie in den Eisfeldern nahe an der Erdachse. — Und wie in den kalten Regionen nur meistens unfruchtbare, immer grünende Tannen dem Froste trotzen: so hier immer grüne, stachliche, gummireiche Gesträuche und Bäume, fähig, in der Alles versengenden Sonnengluth auszudauern. Wie dort, hört hier die Mannigfaltigkeit der Thiere auf. Wie dort im erstarrenden Frost, wird hier durch ermattende Hitze der Mensch an Geist und Körper unthätiger, schwächer. — Wie dort in den Eismeeren sich hin und wieder eine wenig bewohnbare Insel erhebt, so erblickt man auch in den heissen, endlosen Wüsteneien von Zeit zu Zeit um einen seltenen Wasserquell grünende Rasen mit Gesträuchen wie ein kleines Eiland aus den unermeßlichen Sandflächen hervorleuchten, als Landungsplatz für die Kauffahrer, welche mit ihren duldsamen Kameelen und ihren Waaren daselbst auszuruhen sich freuen.

Und wunderbar, wie in der Einöde des ewigen Schnees, unter flammenden Nordlichtern, ist Gottes Allmacht in den brennenden Sandwüsten, wo der Wind aus dem beweglichen Staube Berge zusammenführt, und in einer Nacht meilenweit verpflanzt; wo der Elephant sein Elfenbein ausstreut; der Riese unter den Vögeln, der Strauß, die Luft durchschneidet; das ungeheure Flußpferd nistet, die Riesenschlange lauert, und der tausendjährige Baum Baobab mit seinen ungeheuern Zweigen

und heilsamen Blättern ein volkreiches Dorf beschattet, während das Innere seines Stammes selbst ein geräumiger Tempel der Andächtigen ist.

Herr, Herr, allmächtiger Gott des Himmels und der Erde! wie in den Gefilden meines irdischen Wohnplatzes, so bist Du in den stummen Wüsten des ewigen Winters, so in der glühenden Einöde ein Vater voller Milde und Erbarmen gegen alle Deine Geschöpfe, die Du in das Leben gerufen hast. Welch eine Unendlichkeit und Mannigfaltigkeit der Schöpfungen auf diesem Erdball, und welche Weisheit und Fürsorge in Allem! Wie ist alles Land für die Kreatur so weislich eingerichtet, welche dasselbe bewohnt; wie jede Kreatur so prachtvoll gebaut und gestaltet für das Land, so Du ihr angewiesen! Könnte ich in die Abgründe des Weltmeers niedersteigen, oder in die tiefsten Klüfte der Erde, wo Deine unsichtbare Hand die Quellen der Gebirge, die Adern der Metalle, die Fruchtbarkeit der Felder, und die Entsetzen der Erdbeben bereitet; oder könnte ich mich hinaufschwingen zu den höchsten Lüften, wo sich die Blitze des Himmels, die fallenden Sterne, die Platzregen, Schneeflocken und Hagelschauer bilden — überall, Allmächtiger, würde ich Dich erblicken, unbegreiflich groß und unerforschlich wunderbar!

O wie wird mir, namenloser Unendlicher, Du, den unzählbare Welten anbeten! wie wird mir, wenn ich bedenke, daß ich durch Jesum Christum Dich meinen Vater nennen darf! Wie kann ich mein Glück, wie Deine Liebe und Hoheit aussprechen! Heilig bist Du, groß, gnädig und barmherzig! Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth; alle Lande sind seiner Ehre voll! — —

28.

Erinnerungen an die Allmacht Gottes.

Zweite Betrachtung.

Luk. 1, 37.

Was wir verſteh'n, entdecken wir
In Schimmern von Empfindung;
Dir aber, Herr, war's ſonnenhell
Schon vor der Welten Gründung.
Wir ſammeln viel durch Unterricht,
Durch Ahnung viel zuſammen:
Doch das für uns verborgne Licht
Strahlt, wie ein Meer voll Flammen,
Vor Deinem Angeſicht.

Dich, den ich nie erforſchen kann,
Nie ſchauen ohne Hülle,
Allmächtiger, Dich bet' ich an
In ſchauerlicher Stille.
O laß Du, den das Weltall preiſ't,
Aus Deines Lichtes Meeren
Nur einen Tropfen meinem Geiſt,
Dich würdig zu verehren,
Dich, den das Weltall preiſ't!

Oft und am liebſten ſuchte Jeſus, ſo lange er unter den Kindern des Staubes wandelte, den Schauplatz der freien Natur. Da überließ er ſich ſeinen Betrachtungen; da lehrte er, und wies hin auf die väterliche Fürſorge des Schöpfers, und entlehnte von den Umgebungen die ſinnreichſten und erwecklichſten Bilder. Denn die Schöpfungen der Allmacht, alle dieſe Wunder der Erde und des Himmels, ſind der ſchöne, geheimnißvolle Schleier, in welchen ſich die Gottheit verhüllt vor den Augen der Sterblichen. Aber ſie verhüllt ſich vor den Blicken der Sterblichen, nicht um ihnen verborgen zu bleiben, ſondern ſich ihnen nach Maßgabe ihrer Kraft und Schwäche zu offenbaren. Welcher Menſch könnte den unmittelbaren Anblick der Majeſtät Gottes ertragen? Das Auge, welches den unverhüllten Glanz der Sonne ſchauen will, erblindet im Uebermaße des gewaltigen Lichts.

Darum führte Jesus Messias seine Jünger oftmals hinaus in das Heiligthum der Natur, und zeigte in die Unermeßlichkeit des Weltalls hinauf; auf die glänzenden Wohnungen im Hause seines und unsers Vaters; und wieder hinab auf die Lilien des Feldes, die da wachsen und nicht arbeiten, nicht spinnen, und doch mit einer Herrlichkeit bekleidet sind, daß auch Salomo nicht prangte wie eine derselben; und wieder auf die Vögel unter dem Himmel, die nicht säen, die nicht ärnten, und dennoch von ihrem Schöpfer ernährt werden, der für Alle sorgt, also, daß kein Sperling vom Dache fällt, ohne seinen Willen.

So will auch ich denn oft hinauseilen aus den engen Zimmern in die freie Natur, wo sich mein gebundener Geist wieder freier fühlt im göttlichen All: will mich da wieder erquicken nach des Lebens mannigfachen Mühen, mich zerstreuen von den quälenden, verfolgenden, eiteln Sorgen, und mich erheben und aufrichten von den erdrückenden Alltagsplagen der Welt. Ich folge den Fußstapfen meines göttlichen Meisters. Wo wäre denn ein Sterblicher, und könnte er reden mit Engelszungen, der von der Allmacht der Liebe so ergreifend reden könnte, als die Werke der Gottheit selber sprechen? und was ist alle Weisheit der Schulen gegen eine einzige Ahnung, die mir aus der Fülle der Schöpfungen, diesem Abglanz göttlicher Herrlichkeit, erleuchtend in die Seele dringt!

Ich fühle es so oft, mich ruft die Natur an ihre Brust. Ich bin ein anderer Mensch in den geschlossenen Zimmern, wo mich so viele kleinliche Umstände widerwärtig mahnen und mein Gemüth bedrängen und es von allem Großen abziehen. Ich bin ein anderer Mensch, wenn mich, umstrahlt vom himmlischen Morgenroth, das reine Entzücken der erwachenden Natur durchströmt; oder wenn ich im gesunden Schatten wehender Gebüsche, einsam oder an der Seite eines Freundes, in heitern Gesprächen mich erfreue; oder wenn liebliche Abendstille ihren Frieden in mein Gemüth legt; oder wenn die heilige Pracht einer gestirnten Nacht mich umschauert, und die Strahlen entfernter Welten auf mich herniederglänzen, wie Lichtblicke durch den Vorhang, der die Ewigkeit mit ihren Geheimnissen deckt.

Und immerdar und überall, es brauſe der Strom, es ſäuſele das Laub, es ſchalle der Donner gebrochen in hundert Wiederhallen, es ſinge der Vogel aus den Zweigen ſein fröhliches Lied, — immerdar und überall iſt es die Allmacht der höchſten Liebe, die mir der Mund der Natur verkündet. Wie dies Wunderbare alles ward, ſo weiſe, ſo genau berechnet in der Bildung des zarten Mooſes, wie in der Unermeßlichkeit des Ganzen; und wie ſich dies Alles ſo und nicht anders fügte, ſo und nicht anders kommen darf — ach! wie gern möchte ich es ergründen! — Aber wer mag es erforſchen? — Ich verſtumme. Ich bete an. Es bleibt meinem Geiſte nur der eine Gedanke: bei Gott iſt kein Ding unmöglich! (Luk. 1, 37.)

Vorzüglich erſtaunenswürdig erſcheint mir oft der wunderbare Zuſammenhang alles Erſchaffenen. Nichts kann daſtehen, nichts vorhanden ſein, ohne Einwirkung der geſammten Schöpfung im Großen. Selbſt die Blume, welche du an deinen Buſen ſteckſt, würde nicht in deinem engen Gartenbeete, nicht zwiſchen dem Graſe des Feldes geblüht haben, ohne den Einklang der entfernteſten Welten. — Wie wenige Menſchen ahnen dies! In ihrer Vorſtellung iſt der Kreis aller Kräfte auf einen geringen Umfang beſchränkt. Was auf Erden geſchieht, glauben ſie, ſei auf Erden bewirkt. Jene zahlloſen Weltkörper, ſämmtlich weit größer als unſer Erdball, die aber aus den Tiefen des Himmels nur als Geſtirne ſchimmern, ſcheinen ihnen höchſtens nur zu einer Verſchönerung der Nacht da zu ſein.

Nein, ſie haben höhere Beſtimmungen. Unſere Erde iſt kein ſelbſtſtändiger, beſonderer Theil des Weltalls, ſondern innig verknüpft mit dem Ganzen, und das Ganze mit uns. Das All der Gottesſchöpfungen iſt nur ein ungeheures Eins, und in und mit und auf und durch einander wirkend. Im ganzen Weltgebäude iſt nichts Getrenntes; Alles iſt ein und dasſelbe Leben, Alles ein und dasſelbe Weſen. Ja, Sterblicher, erinnere dich oft daran, das Kleinſte wie das Größte, was du auf Erden findeſt, iſt mit den entfernteſten Weltkörpern verbunden und eins. Das Brod, welches du ſpeiſeſt, das Waſſer, welches deinen Durſt löſcht, die Art deiner Bekleidung, deines

Volkes Gebräuche und Beschäftigungen, deines Landes Sprache, das kleinste Haar deines Hauptes, wie es erwachsen und ergrauet — Alles ist, wie es ist, durch die Wechselwirkungen der Welten in den ungeheuersten Fernen nothwendig geworden. Siehest du den Stein am Ufer des Meeres liegen? Wie kam er auf seinen Platz? Die Welle spülte ihn dahin. Wie stieg aber die Welle so hoch und mit solcher Kraft? Sie ward durch die eingetretene Fluth getrieben. Was bewirkt aber die Fluth des Meeres? Die anziehende Kraft des Mondes, der bei fünfzigtausend Meilen weit von uns entfernt schwebt. Wie er um die Erde wandelt und sie anzieht, hebt er das Wasser des unter ihm gelegenen Meeres, also, daß es von den entlegenen Ufern zurücktritt, und daselbst sogenannte Ebbe oder Trockne wird. Wandelt er weiter, so kehren die entfesselten, gehobenen Wogen in ihre vorige Lage heim; sie steigen wieder am Gestade aufwärts. Dies ist die sogenannte Fluth, welche binnen vierundzwanzig Stunden regelmäßig zweimal kommt und zweimal zurückweicht.

Die gesammte Verschiedenheit der Himmelsstriche, die daraus entspringende Mannigfaltigkeit der Gegenden, ihrer Bewohner und Erzeugnisse, daß das ewige Eis die Erdachse einpanzert, daß der Mensch in der Nähe derselben unter Schneedächern wohnt, in Thierfellen einherwandelt; die mildere Witterung unsers Vaterlandes, daß wir hier bald unter Blüthen und Früchten, bald in winterlichen Stürmen wandeln; die Sandwüsten der heissen Weltgegenden, daß dort nur die Palme gedeiht und das Gewürz reift, daß der Mensch daselbst in Gestalt und Farbe, Kleidung und Lebensart, religiöser Vorstellung, und in Denkarten und Neigungen von uns so verschieden sein muß, wie seine Pflanzen, seine Thierarten verschieden sind von den unserigen, oder wie wir nothwendig in Allem, so wie unsere Gewächse, unsere einheimischen Thierarten, verschieden sein müssen von denen, welche in den Eisländern leben — dies Alles ist nur die Wirkung von der schiefen Stellung des Erdballs, in welcher derselbe sich, gleich andern Planeten, um die Sonne wälzt.

Die Sonne läßt ihre Strahlen nur auf diejenigen Länder

senkrecht niederfallen und brennt da am heftigsten, wo dieselben ihr in gerader Richtung gegenüberstehen. Ueber andere Gegenden der Erde, nach beiden Aussenenden hin, um welche sich der Erdball dreht, fallen die Strahlen schräger und flacher; daher sind sie milder. Weil aber, vermöge ihrer schiefen Richtung zur Sonne, die Erde so um dieselbe auf- und absteigend rollt, daß die Strahlen des Tagesgestirnes nicht beständig den gleichen schmalen Streif um die Erde senkrecht berühren, sondern daß die Sonne gleichsam auf einem Erdstrich von ungefähr siebenhundert Meilen Breite her- und hinwandelt, so entstehen daraus die Jahreszeiten. Nähert sich die Sonne mit ihrer senkrechten Strahlenrichtung dem uns näher liegenden Saum des heissen Erdgürtels: so empfangen wir mehr Wärme; Frühling und Sommer kommen. Wendet sie sich wieder ab zum entgegengesetzten Saum, so verschwindet die Wärme allmälig. Es kommt der Herbst; es gefrieren die Wasser; es wird Winter. Ohne diese Stellung des Erdballs in seinem regelmäßigen Umherschweben würde ein Theil der Erde rings um dieselbe, wo die Sonnenstrahlen also unaufhörlich senkrecht niederfielen, ganz versengen, verhärten, verglasen, vollkommen unbewohnbar bleiben müssen. Die Bewohner der angrenzenden Gegenden würden einen ewigen Frühling im Herbste geniessen. Allein der bei weitem größte Theil der Erdenwelt, wohin sich die Sonnenstrahlen niemals näherten, würde tief unter ungeheuern Schnee- und Eislagern ewig vergraben werden, wo jetzt die reizendsten Fluren grünen, die volkreichsten Dörfer, die prachtvollsten Städte und Tempel der Menschen glänzen.

Also aus der Stellung und wechselseitigen Einwirkung der Weltkörper im großen, göttlichen All entspringen die verschiedenen Naturen der Landschaften auf Erden; aber aus der Verschiedenheit der Himmelsstriche, Witterungen, Thiere und Pflanzen der Weltgegenden entsteht auch eine unter einander verschiedene Ernährungsart und Beschäftigungsweise ihrer Bewohner. Der Mensch in den heissen Ländern hat zu seiner Erhaltung ganz andere Speisen nöthig, als der in den Eisgefilden; ganz andere Kleider, Wohnungen und Vorsichtsmittel gegen die Gefahren

der Umstände. Daraus entwickelten sich ganz andere Arten des Berufs, ganz andere Gebräuche, Sitten und bürgerliche Verhältnisse; aus diesen wieder ganz andere Gesetze und Verfassungen, denn diese sind immer nothwendige Folgen von jenen.

Der Einfluß der äussern Umgebungen, der herrschenden Wärme und Kälte, der Feuchtigkeit und Trockenheit der Luft, der Fruchtbarkeit und Wildheit des Bodens, der Nahrungsmittel und Getränke, ist für die Beschaffenheit des menschlichen Körpers von großer Bedeutung. Schon die Leibesfarbe der Menschen von den Eisländern bis zu den heissen Gegenden deutet darauf hin. Was den Regionen des ewigen Schnees näher wohnt, ist weiß: so die Haut der Menschen; so das Fell der meisten wilden Thiere daselbst. Das gelbe Haupthaar der Menschen wird nur in kältern Erdstrichen häufiger gefunden. In den wärmern ist es schwarz; die Haut der Menschen brauner und immer dunkler, bis zur tiefsten Schwärze. Der Bewohner der Eisfelder, welcher vom Fleische und Thrane der Fische lebt, ist stumpf, träge, zu wenig großen Dingen aufgelegt. Der Mensch in rauhen Landschaften, welcher sich von Milch und Fleisch der vierfüßigen Thiere ernährt, ist thätig, unerschrocken, kriegerisch, freiheitliebend; das Volk in Weinländern allezeit reizbarer, fröhlicher, beweglicher; das in heissen Gegenden weichlich und heftig, grausam und schlaff, wollüstig und sclavisch.

Nothwendig nehmen die religiösen Vorstellungen der Nationen mehr oder weniger den Ton der herrschenden Denkarten und Neigungen an. So ist der Glaube der Menschen in kältern Weltgegenden ernster, kriegerischer, mehr Sache des Verstandes als der Empfindung; in den wärmern mehr Sache einer feurigen Einbildungskraft, üppiger, sinnlicher, fröhlicher. Die Religion des Menschen ist gewöhnlich, wie er selbst ist.

Aber die Mannigfaltigkeiten der natürlichen Eigenschaften von den Ländern sollten nach Gottes weisen Absichten eine engere Verbindung unter den Menschen bewirken, und daß Einer dem Andern diene mit seiner Gabe, die er empfangen hat. Wie sich ein einzelner Sterblicher nicht selber genug sein kann, sondern der Beihilfe Anderer zu seinem Wohlsein bedarf: also hat

auch ein Volk des andern nöthig, wenn es einen gewissen Grad der Vollkommenheit erreichen will. Gott liebt alle seine Erschaffenen als Vater; darum wollte er, daß wir uns gegenseitig um unsers eigenen Vortheils willen verbrüdern sollten. Darum verlieh er dem Einen, was dem Andern mangelt. — Die Menschen können nur durch gegenseitigen Beistand, durch wechselsweise Belehrung, ihre Verstandeskräfte ausbilden, ihre Kenntniße bereichern, ihr Gemüth veredeln. So mußten sie sich erst in den allergeringsten Dingen einander vorher unentbehrlich werden. Die Thiere leben auser der Begattungszeit von einander unabhängig. Die Aeltern vergessen selbst ihre Jungen. Jedes kann sich seine Nahrung leicht auffinden und seine geringen Bedürfniße befriedigen. Aber das Thier ist auch ohne einen Geist, der höherer Vollkommenheit fähig und geweiht ist. Könnten die Menschen unbekümmert um einander auf Erden wandeln, wie die Thiere, so blieben sie Thiere. Es wäre kein Druck vorhanden, der sie zur Entwickelung ihrer erhabensten Kräfte nöthigte. So zweckt also auch hier das Gesetz der ewigen Weltordnung alles Irdische auf ein geistiges Ziel hin, auf das Göttliche in uns.

Mit Erstaunen werfe ich den Blick hier durch die endlosen Verkettungen, durch die unabsehbaren Reihen der Ursachen und Wirkungen hin! O, allmächtiger Gott, wie wunderbar rührt das Irdische an das Geistige; wie hast Du Alles in dem Gewebe des großen Naturganzen so weise verflochten! Erde und Himmel vermischen sich zu Deinem Willen, o Du, vor dem kein Ding unmöglich ist! — Welch ein mannigfaltiges ungeheures Getriebe, welch ein unendliches Wechseln hienieden — und das Alles nur hervorgerufen durch die Richtung der Erdbahn um die Sonne! — Jener leuchtende Weltkörper also aus seinen himmlischen Fernen wirkt so gewaltig auf die Natur, auf die Eigenschaften, auf das eigenthümliche Leben und Weben der Völker des Erdbodens! In den Strahlen des Lichts und der Wärme also, die aus jenem entfernten Stern auf uns fallen, liegt die erste Ursache der ausserordentlichsten und gewöhnlichsten Erscheinungen hienieden! Und woher nimmt die Sonne ihre nie verarmende Lichtfülle? Wie sich unsere Erde, dürstend nach ihren Strahlen,

ährlich um sie bewegt: so bewegt sich auch die Sonne wieder mit allen andern sie begleitenden Welten. Sie bewegt sich um einen andern Mittelpunkt, vielleicht um eine noch größere Sonne, die in unermeßlicher Ferne des ewigen Alls vor unsern Augen verborgen glänzt. Und diese — welches ist ihr Wandel und Wesen? — — Die Flügel meiner vermessenen Einbildungskraft sinken — ich verstumme in Gedanken Deiner Allmacht, o allmächtiger Gott! Du leitest die Sonnen und Monde und Sterne in der uferlosen Ewigkeit Deines Schöpfungsalls mit einer Kraft und Weisheit, die kein Seraph ausspricht, daß sie alle unter einander sich wechselhaft Licht und Leben zusenden, und daß selbst der Grashalm, welcher auf Erden blüht, in Berührung und Verbindung mit den entferntesten Welten lebt! Wer mag Deine Hoheit und Macht ergründen? Ich höre Deine Stimme aus dem Munde der Natur, wie sie sprach zu Hiob: Wo wareſt du, da ich die Erde gründete? Weißt du, Sterblicher, wer ihr das Maß gesetzet hat oder wer über sie eine Richtschnur gezogen hat? Oder worauf stehen ihre Füße versenket, oder wer hat ihr einen Eckstein gelegt; da mich die Morgensterne mit einander lobeten, und jauchzten alle Kinder Gottes? Bist du in den Grund des Meeres gekommen und hast in den Fußstapfen der Tiefe gewandelt? Haben sich dir des Todes Thore je aufgethan, oder hast du gesehen die Thore der Finsterniß? Kannst du die Bande der sieben Sterne binden, oder das Band des Orion auflösen? Kannst du den Morgenstern hervorbringen zu seiner Zeit, oder den Wagen am Himmel über seine Kinder führen? Weißt du, wie der Himmel zu regieren ist? oder kannst du ihn meistern auf Erden? Kannst du die Blitze auslassen, daß sie hinfahren und sprechen: Hier sind wir! Wer gibt die Weisheit in das Verborgene, wer gibt die Gedanken des Verstandes? (Hiob 38.)

Fallet nieder, o ihr Erschaffenen Gottes, vor dem Angesicht des Herrn, und betet an! Demüthigt euch vor dem Herrn der Heerschaaren, der Seraphim und Erzengel und Engel, und all ihr unsterblichen Geister, betet an. Der Herr ist Gott — er allein Gott! Der Allmächtige, Er!

29.

Das Gewitter.

Psalm 29.

Gottes Nähe, Gottes Nähe!
Quell der stillsten Wonne mir,
Wie wenn Dich mein Auge sähe,
Eilt die Seele hin zu Dir.
Dir, der Tag und Nächte sendet
Freuden ausströmt, Unglück wendet,
Vater, der bei Tag und Nacht
Ueber Wurm und Engel wacht.

Der, der in des Donners Stimmen,
In der Blitze Pracht erscheint,
Und erscheint wo Sterne schwimmen,
Und wo Staub mit Staub sich eint;
Dessen Näh' ich im Gewühle
Meines Schicksals immer fühle:
Dir, mein Gott, will ich mich nah'n,
Ueberall Dich, Herr, umfah'n!

In doppelter Natur wandelt der Mensch auf Erden; — in irdischer, sinnlicher, fleischlicher Natur, und in himmlischer oder geistiger.

Das Fleischliche neigt sich herab zur Erde, von der es gekommen; das Geistige sehnt sich zum Himmel empor, von dem es stammt.

In der Todesstunde kehrt das Irdische an uns zum Staube, der Geist zum Ewigen zurück.

Der fleischliche, das heißt, der sinnlich gesinnte Mensch lebt nur im Sinnlichen, nur für das Irdische; er lebt nur für das, was der Vergänglichkeit und dem Tode gehört. Der geistige Mensch aber lebt im Geist, das heißt, er handelt göttlich, odernach Gottes Willen; er lebt für das wahre Leben und den Frieden. (Röm. 8, 6.)

Im Fleische leben heißt, nur überall das Irdische sehen; nur der Sinnlichkeit fröhnen; in andern Menschen nur auf irdischen Werth achten, nur ihren Reichthum, ihren Stand, die Häßlichkeit oder Schönheit ihrer Gestalt, ihre Geschicklichkeit ins Auge fassen. Der fleischlich gesinnte Mensch sieht in der

ttlichen Schöpfung nur das Irdiſche, die todte Natur, das ergängliche, was ſeine Augen, Ohren und übrigen Sinne freut.

Im Geiſte leben heißt, überall nur das Göttliche wahrehmen; nur mit dem Göttlichen umgehen; nur die Seelenröße und Seelenſchönheit der Mitmenſchen aufſuchen und eben, mit ihnen ſich nur als mit ſittlichen Weſen einlaſſen, nd in ihnen die höhere Natur achten. Der geiſtige Menſch eht in der göttlichen Schöpfung nicht blos das Angenehme, ützliche, das Große und das Schöne; — nein, er findet in em ewigen, wundervollen Spiel der Natur eine Selbſtoffenarung Gottes für den menſchlichen Geiſt. Er empfindet berall die Gegenwart des Unendlichen, die Nähe Gottes. Er ſt Geiſt, und ſteht nur vorzüglich mit dem Geiſtigen der Welt im Bund und Verkehr.

Ach, warum iſt meine Sprache zu arm, meine Zunge zu hwach, die Erhabenheit und den Werth des geiſtigen Lebens zu hildern, welches, wie Jeſus Chriſtus, ſein Nachfolger, der ahre Chriſt, führt! — Nur wer vom Geiſte iſt, verſteht meine Worte. Der Irdiſche, dem nie andere Wolluſt lächelte, als Sinnenkitzel, der nie andere Schmerzen fühlte, als irdiſche, erſteht mich nicht, und ſpottet meiner. Für ihn iſt nur ein intes Reich der Körper, keine geiſtige Welt; für ihn iſt nur iſchen Wiege und Sarg ein Traum, kein ewiges, zuſammeningendes Sein. Er empfindet, gleich dem Thiere, nur die Luſt nd den Schmerz, und nichts weiter; — er empfindet nicht berall und immer Gottes Nähe, und daß wir in dem Heiligen, wigen, Unſichtbaren leben, weben und ſind.

Wenn aber ein mächtiges, fremdes Verhängniß über ihn eht, oder eine große Erſcheinung aus der Schöpfung ſein res Gemüth ergreift, und er ſchaudernd vor der Erhabenheit icher Ereigniſſe zuſammenſinkt, fühlt er nur die Luſt oder den chmerz derſelben, nur höchſtens ein flüchtiges, frohes Aufallen ſeiner Empfindungen, oder ein knechtiſches Zittern vor er Hand des Allmächtigen.

Du haſt ſie empfunden, die göttliche Nähe, oft und mannig-

faltig empfunden — warum erloſch dein beſſeres Gefuhl ſo bald wieder im Schlamme der Sinnlichkeit? — warum hielteſt du den beſſern Menſchen, das geiſtige Leben in dir, nicht feſt?

Wurdeſt du noch nie durch eine auſſerordentliche Begebenheit überraſcht, die dich mit Entzücken erfüllte, und die ſtumme Thräne der Freude in dein Auge rief? — Gedenkeſt du noch der feierlichen Stimmung deines Gemüthes in jenen ſeltenen Lebensſtunden, und wie du ſelbſt ein höherer, verklärterer Menſch zu ſein ſchienſt? — Erinnerſt du dich noch, wie damals die Welt mit all ihrer irdiſchen Herrlichkeit in deinen Entzückungen unterging, und deine Seele von den Ahnungen der Ewigkeit und der göttlichen Macht ſelig zitterte? — Dies war einer der heiligern Augenblicke deines Lebens, — dies war ein Sonnenblick in deinem geiſtigen Leben — da empfandeſt du die göttliche Nähe.

Hat dich, o Sterblicher, noch nie des Todes ſchwarzer Flügel ſtärker umrauſcht? — Schwankteſt du noch niemals in Todesgefahren an den Schwellen der Ewigkeit hoffnungslos? Wenn dann auf dem peinlichen Krankenlager, oder auf dem Schlachtfelde, oder in feindlicher Plünderung, oder von mörderiſchen Kugeln und Schwertern bedroht, du aufhörteſt dir ſelbſt zu ſein, und du dich nur in der Hand der Allmacht fühlteſt — wenn du zwiſchen Sein und Nichtſein in dumpfer Betäubung hinrangſt, und die Welt, mit Allem, was ſie hat, nichts ward, dein Blick aber auf das Jenſeits ſah — — wenn dann dich eine fremde Gewalt, eine höhere Macht plötzlich rettete, dich deinen Geliebten auf Erden noch einmal zurückgab, und du tiefern, frohern Athem nach der Gefahr einſogſt — wie war dir? Mit welchen großen Empfindungen war deine Bruſt bewegt? Wie ganz anders erſchien dir nun die Welt um dich her? — Da haſt du den erhabenen Lenker deiner Schickſale geahnet; da haſt du eine göttliche Nähe gefühlt. Wie, und warum ſankſt du in dein niedriges, bloß irdiſches Treiben wieder zurück? Warum erneuteſt du die Seligkeit des geiſtigen Lebens nicht öfter in dir?

Wenn im wunderbaren Glanze eines Frühlingsmorgens die weite Landſchaft mit ihren ſtrahlenden Blüthen, mit ihren Gebirgen und Wäldern um uns her ſchwimmt, wie ein himmli-

sches Traumbild; wenn in den goldenen Furchen des Stromes und in den Thautropfen der Halme der gebrochene Sonnenstrahl flammt, Nebelsäulen aus dem Thale wie Dankopfer vom Altar der Erde zum Himmel steigen, und der Wurm im duftenden Grase zirpt, und die Lerche hoch zu den Wolken ihr Jubellied trägt — ergriff dich da nicht ein fremdes Gefühl, eine heilige Wollust, wie du nie in den Lustbarkeiten der Menschen, nie im Kreise ihrer Kunstwerke empfunden? Dies war ein Strahl des geistigen Lebens in dein vom Irdischen befangenes Gemüth! — Du empfandest für einen Augenblick heller die göttliche Nähe.

Oder wenn du einsam in wolkenloser Winternacht den Blick neugierig über die schlafende Welt hinauswarfst, und sahst die athemlose Natur unter dem Leichentuch von Schnee, und Städte und Dörfer wie ausgestorben, — und der Menschen gedachtest, wie sie still schlummerten ohnweit der Gräber der früher Entschlafenen; — wenn dein Blick sich schaudernd von dem Bilde solcher entseelten Welt wegwandte zum Himmel, und du droben in den flammenden Kränzen und Reihen der Gestirne ein neues, stilles, wunderbar heiliges Leben erblicktest; wenn dir aus unermeßbaren Fernen des Weltalls die Miriaden Sonnen, jetzt nur zitternden Funken gleich, ihr freundliches Licht entgegengossen; wenn dich das Gefühl deiner Nichtigkeit und der Größe und Herrlichkeit des Weltgebäudes gewaltig erschütterte, und du unter diesen majestätischen Umgebungen versinkend nach dem Einzigen griffst, der da ist der Ewige und Unveränderlich-Große: — damals, o Sterblicher, durchdrang dich göttliche Nähe und lebtest du einen Augenblick geistigen Lebens.

Von allen Einrichtungen der göttlichen Schöpfung aber ruft keine so oft und so machtvoll die Erinnerungen an den Allgewaltigen in das menschliche Gemüth, als das Ungewitter. Aber wie verschieden wird diese große wohlthätige Erscheinung von den Menschen aufgenommen, empfunden und beurtheilt! Wie ganz verschiedene Wirkungen bringt sie in den Herzen hervor! — Der geistige Mensch sieht Gott, der sinnliche Mensch nur sich und seine kleine Habe in dem prachtvollen, scheinbaren Auf-

ruhr der Natur. Der geistige Mensch fühlt sich froher in dem sichern Arm seines ewigen Vaters; der sinnliche Mensch zittert nur für seinen Leib, für sein Haus, für sein Vermögen, welches ein Hagel zu zerschmettern droht. Der geistige Mensch erkennt im Sturm des Gewitters, wie im Hauch einer Abendluft, welche um Blumen spielt, Gottes Nähe, Gottes Liebe; der fleischlich gesinnte Mensch erschrickt und bebt knechtisch vor des Allmächtigen Donner. Der geistige Mensch fühlt nach dem Gewitter den Gottesfrieden, und seine Seele preiset die unendliche Güte; der sinnliche Mensch erneuert sein altes Leben, fährt in seinem sündlichen Thun fort, und vergißt Gottes durch Jesum geoffenbarten Willen eben so bald, als er meint, daß die Gefahr vorübergegangen sei.

Ich will bei deiner Betrachtung verweilen, majestätisches Schauspiel in der Schöpfung, furchtbar prächtiges Gewitter, welches wie ein Zeuge Gottes über den verstummenden Erdball wandert, und ihn erquickt, und Menschen und Thiere mit gesündern Lüften nährt.

Siehe, die Pflanzen haben schmachtend ihr welkes Haupt gesenkt; die Thiere lechzen im heissen Sonnenstrahl; die Erde spaltet sich und dürstet nach Regen, um die Wurzeln der Kräuter und Blumen und Bäume zu tränken. Die Thiere schleichen ermattet, und der Mensch geht erschlafft umher durch die glühende Luft.

Gott winkt, einzelne Wolken sammeln sich am Himmel. Sie wachsen und schwellen; Niemand sieht, woher sie ihre Größe nehmen. Gleich schwimmenden Gebirgen lagern sie sich am Himmel hin, und in ihrem Schooße bereitet eine unsichtbare Gewalt den Segen des Erdballs. Jene ungeheuern Lasten und Ströme befruchtenden Regens, fähig Ströme emporzuschwellen, die festesten Dämme zu sprengen und ganze Thäler zu überschwemmen, schwimmen leicht und festgebaut in den Gewölken des Himmels, wie eine Feder auf der Luft schwimmt. Unerforschliches Wunder Gottes! Ein Ozean schwebt über meinem Haupt ohne alle Schwere, und die Luft, welche sonst keinen Tropfen Wassers aufhalten kann, trägt ein ganzes Meer!

Immer finsterer wird der Himmel. In feierlicher Ruhe artet der Erdball. Die Thiere des Waldes verbergen sich hüchtern in ihren Höhlen. Einzelne Vögel schwärmen weißlänzend unter den dunkeln Gewölken; sie sehnen sich der allemeinen nahen Erquickung entgegen, die Gott sendet.

Ein leichter Wirbelwind zieht über die Straßen und Hütten er Menschen hinweg, und führt Säulen aufsteigenden Staubes rüber. Er ist der Bote des kommenden Gewitters. Schon auscht das Laub der Bäume von einzeln fallenden Tropfen des legens; schon rauscht ein dumpfer Wiederhall des fernen onners um unser Ohr. Ein Sturmwind erschüttert den Wald; in dunkler Regen strömt über die Landschaft; ein Feuerstrom erreißt die Wolken, und der Donner bezeugt Gottes Herrlichkeit nd ewige Macht. — Dem Christen pocht das freudige Herz, nd seine Zunge stammelt in dem furchtbar schönen Naturgesang es Donners und der Stürme: „O wie groß, wie groß ist ott!“ — Der bleiche Sünder bebt und fragt: „Ist die tunde meines Gerichts vorhanden?“ — Der Gotteslängner eht unter sich die zitternde Erde, über sich die Wolken, die underbar in ihrem Schooße Feuerflammen und Wasserströme ühren können, und spricht zwischen den fallenden Blitzen: „Ja, s ist ein Gott!

Der wahre Christ ist im Gewitter und während des Kampfes ller Elemente in seiner Gemüthsruhe unverändert. Er lebt in ottesverehrung. Er kennt die Güte und Weisheit seines himmschen Vaters; er preiset sie nur lauter. Er ist voll innigen ertrauens auf die himmlische, Alles leitende Vorsehung. Er ittert nicht für sein Leben; dies und alles Andere ist ja in ottes Hand. Um uns zu tödten, bedarf es wahrlich nicht eines ufruhrs der ganzen Natur. Ein Tropfen Bluts, der in unsern ldern stockt, eine kleine zarte Fiber, die in unserm Körperbau erreißt, ist hinlänglich, uns zu den Todten zu führen.

Die Furcht des Menschen bei Gewittern ist mehr oder weiger eine Folge seiner Kleinmüthigkeit, seines schwachen Glauens an die göttliche Vorsehung, seiner unchristlichen Vorstel-

lungen, die er sich von Gott selbst und den göttlichen Absichten in der Schöpfung macht.

Zwar kann auf die empfindsamen Nerven mancher Menschen die Gewitterluft solchen Einfluß haben, daß daraus eine unwillkürliche Bangigkeit in ihnen entsteht. Allein dies unangenehme körperliche Gefühl kann durch festen Willen, durch deutliche Vorstellung von der Gefahrlosigkeit der Gewitter, überwunden werden; durch die Ueberzeugung und Erfahrung, daß von vielen tausend fallenden Blitzen kaum einer zum Nachtheil des Menschen niederfährt; daß die Gefahr des Blitzes eben so gut durch Sicherheitsmaßregeln verhütet wird, als man sich vor Feuers- und Wassersnoth oder andern Gefahren durch Klugheit und Gebrauch des dazu von Gott gegebenen Verstandes verwahren kann; daß ein Metallstab, der vom Gipfel unserer Wohnung bis zur Erde niedergeht, den stärksten Blitz gleichsam eintrinkt und unschädlich für das Haus macht, welches uns beherbergt. Zur Selbstberuhigung solcher Menschen beim herrlichen Schauspiel des Gewitters ist allerdings Pflicht, daß sie jene Sicherheitsmaßregeln anwenden, und Gebrauch von der Kraft machen, die Gott dem Metall ertheilte, uns vor der zerstörenden Gewalt des Blitzes zu bewahren. Machen wir nicht Gebrauch von der Kraft des Wassers, um die Flammen zu löschen, daß sie nicht unser Haus verzehren? Machen wir nicht Gebrauch von der Kunst des Schwimmens, um unser Leben zu retten, wenn wir in die Wellen stürzten? Machen wir nicht Gebrauch von der Kraft wohlthätiger Kräuter gegen Krankheiten, die uns zu tödten drohen? — Gott, Du gabst mir Einsicht und Verstand, daß ich zu meiner Erhaltung Deine Geschenke gebrauchen sollte; frevelvolle Thorheit ist es, Deine Gaben, Deine Geschenke zu verschmähen, keinen Gebrauch von meinem Verstande zu machen, sondern Dich gleichsam zu versuchen, indem ich für meine Erhaltung beständige Wunderthaten von Dir fordern und erwarten sollte!

Ueberhaupt ist niemals leider unchristlicher Aberglaube lebhafter als bei Gewittern; niemals zeigen die Sterblichen unwürdigere Vorstellungen von Gott, als wenn er sich am erha-

unften, am wohlthätigsten durch die Erscheinungen in seiner Schöpfung beweiset. — O wie tief liegt noch ein großer Theil des menschlichen Geschlechts unter seiner eigenen Würde!

Da gehen sie hin, die Beklagenswürdigen, prangen mit em Christennamen, den sie alltäglich mit Sünden entweihen. Sie eben, als wäre kein Gott, gleich Thieren in dumpfer Verunftlosigkeit. Sie prahlen mit Religion, mit Jesu Erlösertod: ber in ihnen ist keine Religion, kein Nachfolgen Jesu. Ihre Tage sind mit Haß, Betrug, Wollust, Ehebruch, Ehrgeiz, Verleumdung und andern schändlichen Neigungen befleckt. Aber n der Gewitterstunde eilen sie zu ängstlichem Beten und Singen; in der Gewitterstunde thun sie Buße und Gelübde, um nach ihrer beschränkten Vorstellung Gottes Zorn von sich abzuwenden. — Da tönt von den Thürmen das Zeichen mit den Glocken, um Gott im Gebet anzurufen, den Sturm zu beschwören, daß er die Hagelwolke von den Feldern entferne.

Gott, der Allerheiligste, wird von keinen menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften entehrt; Zorn aber ist Schwachheit, ist Sünde. Gott, der die ewige Liebe ist, zürnt nicht; er sündigt nicht. Selbst die heilige Schrift bedient sich dieses Ausdrucks nur selten, und nur um menschlicher Weise zu reden zu Menschen, der Schwachheit ihres Fleisches willen. (Röm. 6, 19.)

Euer Gebet bei unheiligem Lebenswandel, eure Buße bei schlechten Thaten, eure Religion bei Nichtbefolgung der Lehren Jesu, sind vor Gott nicht angenehm. Euer von Furcht erpreßtes Gebet und Singen versöhnt euch nicht mit dem Himmel. Ihr seid, von denen die Schrift sagt: ein tönend Erz, eine klingende Schelle. Nicht das leere Getöse eurer Glocken und eurer Zungen, sondern euer Herz fordert Gott; und ihr gebt ihm euer Herz nur durch Werke der Liebe, der Güte und Eintracht, durch edle, rechtschaffene Thaten gegen die Mitmenschen.

Und wenn ihr Gott liebet, so wird keine Furcht, sondern heiliges Vertrauen in euch wohnen. Wenn ihr Theil habet an Jesu: so habet ihr nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch fürchten müßtet, sondern ihr habet einen kindlichen

Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater! Röm. 8, 15.)

Gott zürnet nicht; aber ihr selbst seid euer Zorn; ihr selbst seid euer Verdammer durch Unheiligkeit im Lebenswandel. Ihr fliehet ihn durch euer sündenvolles Thun, durch eure bösen Begierden. Die Liebe ist nicht in euch, darum seid ihr nicht in Gott.

Dies ist der Unterschied zwischen dem geistigen und dem fleischlich gesinnten Menschen. — Das Gewitter zieht vorüber; der irdisch gesinnte, irreligiöse Mensch vergißt der ausgestandenen Angst, vergißt seiner Gebete, seiner Gelübde, geht hin, und kann wieder hassen, verfolgen, verleumden, betrügen, verführen, sich dem Trunk ergeben und dem Spiel und jeder lasterhaften Begierde.— Der geistige Mensch, der ächte Christ bleibt liebend Gott getreu. Er sah in den Stürmen des Gewitters Gottes Majestät, wie er sie in dem wundervollen Bau jeder Blume erkennt, welche die Erde trägt. Wer in Gott lebt und handelt, bewahrt ein freudiges Gemüth, und würde die Welt vergehen, oder ein Erdbeben ihn und Tausende begraben.

Abba, lieber Vater! mit kindtich liebendem Geist blicke ich empor zu Dir. Ich will Dich nicht verlassen; Du verlässest mich nicht! — Der Donner rollt, seine Stimme verkündet Deine Herrlichkeit, und in den Strahlen des Blitzes leuchtet Deine Pracht. Dich preisen die Sturmwinde, Dich preiset der erquickende Regenstrom, der von den Höhen des Himmels rauscht. Offenbart in meinem Gemüthe durch Jesum, sehe ich Dich in den Wundern der Schöpfung in neuer Offenbarung wieder. Ueberall finde ich Dich. In Allem will ich Dich lieben. Denn Alles, was geschieht, ist zu meinem Wohlergehen. Alles predigt mir Deine unendliche Liebe — ach, so predige auch mein Thun und Lassen, mein Empfinden und Denken Dich, nur Dich, und meine Liebe zu Dir. Amen.

30.

Der Wurm und die Allmacht.

1 Joh. 3, 1.

O Du, vor deſſen Angeſicht
Zehntauſend Sonnen prangen,
Und Würmchen froh — man zählt ſie nicht! -
Im Waſſertropfen hangen:
Herr, Herr, im All der Welten groß,
Und groß im allerkleinſten Moos —
Anbetung Dir und Ehre!

Du ſtarke Hand, die Alles hält,
Die Erd' und ihre Meere,
Den Uferſand, den Niemand zählt,
Und alle Sternenheere;
O Quell des Lebens, Quell des Lichts,
Du biſt, und ohne Dich iſt nichts!
Geprieſen ſei Dein Name!

O Allmacht, — auſſer mir zu ſeh'n,
Und in mir zu empfinden,
In allen Tiefen, allen Höh'n
Zu ſuchen, leicht zu finden;
O Allmacht, die mich ſchuf und trägt,
Die mich belebt, die mich bewegt:
Du biſt die ew'ge Liebe!

---

oft ich, von allerlei Sorgen beengt und bedrängt, hinaus-
, einſam, in die ſtillen freundlichen Blumenfelder des
nmers, durch den Segen der Aecker und Wieſen, in den
ſchenden Schatten des Waldes — und die Stimmen der
ur zu meiner Seele ſprechen — wird es Alles anders in
! Ich gedenke Gottes, ich ſehe die Zeichen ſeiner Größe und
ıde, und wie Moſes, da er vor ſeinem Tode die Kinder
aels ſegnete, möchte ich der ganzen Welt ſagen: Der
:r, wie hat er die Menſchen ſo lieb! Alle ſeine
ligen ſind in ſeiner Hand! (5 Moſ. 33, 3.) Und
Licht der freundlichen Sonne, wie es die ganze Landſchaft
:ſtrömt, vergeht wie ein Nebel mein Kummer und Verdruß;
Ruhe der großen Natur durchdringt mich und wird zur
je meines Herzens. In der feierlichen Heiterkeit meines
nüthes finde ich nur noch einen einzigen kleinen Unwillen,

den Unwillen über mich selbst, daß ich mir so wenig gleich bleibe, daß ich mich von Unerheblichkeiten des häuslichen Lebens um den innern Frieden bringen lasse; daß ich mich vor Dingen fürchte, die noch nicht da sind, während doch der Herr da ist, und mir beständig nahe ist, der auch das geringste von seinen Geschöpfen mit Liebe pflegt und bewacht.

Keines Menschen Wort ist mir so belehrend, als das Wort der göttlichen Schöpfungen an mein Gemüth; keines Menschen Trost ist mir so beruhigend, als der Trost, welchen die Natur in meine Seele gießt. Wenn ich hinaufblicke in die unendlichen Räume des Himmels über mir, und hinab in das unendliche Leben zahlloser Geschöpfe um mich her, wo Käfer, Mücken und Vögel durch die Lüfte schwirren, kleine Fische in den Wellen der Bäche spielen, und bald auf jedem Grashalm sich ein sichtbares Geschöpf regt, und ich dann bei mir denke: Der Herr dieses Lebens ist dein Vater! — o dann empfinde ich ganz die Süßigkeit dessen, was Johannes einst sprach: Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir Gottes Kinder sollen heißen! (1 Joh. 3, 1.)

Wir haben von der Größe und Menge des durch Gott im Weltall verbreiteten Lebens gar keine Vorstellung. Was wir davon wahrnehmen können, ist nur der allergeringste Theil. Sprechen wir von der Unendlichkeit seiner schöpferischen Herrlichkeit, so sind wir gewohnt an die zahllosen Welten des Himmels zu denken, oder an die vielen Wesen, welche auf Erden leben, die wir täglich um uns her sehen. Aber das, was wir täglich erblicken und woran wir täglich gewöhnt sind, erregt unsere Aufmerksamkeit weit weniger, als wenn wir von dem Unbekannten lesen und hören. Darum haben die Nachrichten von der erstaunungswürdigen Anzahl, Ordnung und Verschiedenheit der Weltkörper, die wir Sterne nennen, so viel Anziehendes für uns. Wir verlieren uns gleichsam in dem Unermeßlichen, wenn wir an ihre unaussprechlichen Entfernungen von einander und an ihre ungeheuern Größen denken.

Allein es ist mehr, als eine bloße Redensart, wenn man sagt, Gottes Allmacht und Größe ist im allerkleinsten Wurm

er Erde eben so unendlich, als in den weiten Räumen der
immel. Es leben um uns her Schöpfungen in der Nähe,
ren Dasein und Mannigfaltigkeit wir kaum vermuthen. Wir
nnen bisher von der unüberseh baren Kette der Wesen nur
enige Glieder, und bemerken nur höchst mangelhaft, wie die
lieder dieser Kette, welche durch das ganze Weltall hinzieht,
sammenhängen. Wir kennen von den wunderbaren Eigen-
haften der selbst in die Augen fallenden Schöpfungen nur die
enigsten. Es gibt Pflanzen, die ein Wachen und Schlafen zu
ben scheinen, wie Thiere; ja sogar Empfindung zu haben
heinen, wie Thiere. Es gibt Thiere, die da wachsen und sich
rvielfältigen, wie die Pflanzen; Thiere, die man lange für
flanzen gehalten hat, und doch in der That es nicht sind.

Dergleichen sind die sogenannten Polipen, Würmchen,
leschöpfe von der einfachsten Art, und von den allerverschie-
nsten Gattungen und Gestalten. Sie leben in den Wassern der
Meere, der Flüsse, Seen, Teiche und in den Körpern größerer
hiere. Sie haben kein Gehirn, keinen Athem, und leben
och, bewegen sich nach Willkür, und haben einen Mund,
urch welchen sie Nahrung einschlucken, und das Unverdauliche
ieder ausspeien. Sie haben keinen Magen, keine Eingeweide,
r ganzer innerer Leib ist nur wie eine feine Röhre, und doch
enieſſen und verdauen sie. Sie haben Empfindung für Lust und
Schmerz, wie jedes andere Thier, und wissen mit ihren lang-
serigen Armen ihren Raub zu fangen und festzuhalten, ob man
leich nicht begreift, wie sie ihn bemerken können, da an ihnen
ch nicht die mindeste Spur des Sehens wahrgenommen wird.

Sie vermehren sich auf eine ausserordentlich schnelle Weise,
nd besitzen dabei eine beinahe unzerstörbare Lebenskraft. Wie
flanzen, treiben sie Knospen aus ihrem Leibe, die sich ver-
ngern. Ist der junge Polip, der mit der Mutter einerlei
ben hat, erwachsen genug, reißt er sich von ihrem Leibe los,
cht sich seine Nahrung und treibt wieder neue Knospen oder
nge Polipen hervor. Diese Vermehrung ist so schnell, daß im
eitraum eines einzigen Tages mehrere Geschlechter ihr Leben
mpfangen, und so ausgebreitet, daß jeder Polipenleib mit

vielen Knospen besetzt ist, die seine Jungen werden. Manche scheinen nur von einem feinen Häutchen umgeben zu sein, andere umgeben sich, wie die bekannten Korallen, mit einem kalkigen Gehäuse, worin sie wohnen. Als ein Beispiel von ihrer schnellen und ungeheuern Vermehrung könnte dienen, daß die größern sogenannten Korallenstämme im Meere anderthalb Fuß hoch werden, und dennoch nicht nur ganze Berge davon erwachsen, sondern große, meilenweite Inseln aus der Tiefe des Weltmeeres, daraus geworden sind. Ja man muß fast glauben, daß diese Geschöpfe, welche sich ihr kalkiges Wohnhaus bauen und erweitern, wie auch die Schnecken und Muscheln thun, die allerältesten und zahlreichsten lebendigen Wesen auf Erden sind, oder waren. Denn es ist ausser Zweifel, daß ein großer Theil der jetzigen Erdrinde, oder der Oberfläche unsers Weltkörpers, nur aus den Ueberbleibseln dieser und anderer Geschöpfe besteht; daß ganze Gebirge von ihrem Kalk gebaut sind. So schnell sich nun die Familien dieser Thierarten vermehren mögen, wird doch zu solcher Menge ein ungeheurer Zeitraum von Weltaltern erfordert.

Von der in ihnen wohnenden ausserordentlichen Lebenskraft zeugt auch, daß kein Unglück, keine Zerstörung sie ganz vernichtet. Eine Art von diesen Gewürmen, Hydern genannt, die sich gewöhnlich mit ihrem durchsichtigen gallertartigen Leibe an kleine Wasserpflanzen hängen, und vielgestaltig mit ihren Fasern und Armen umhergreifen, Nahrung zu fangen und ihrem Schlunde zuzuführen, ist so lebensreich, daß man sie ganz zerstückeln kann, ohne sie zu tödten. Man hat sie in drei, vier Theile zerschnitten. Binnen vierundzwanzig Stunden lebte jeder Theil für sich selber, war ein eigenes Thier, und ging seiner Nahrung nach. Man hat ihr Inneres zum Aeussern gemacht, wie man einen Handschuh umwenden kann, und nach Verfluß eines Tages fuhr das Thierchen fort, auch auf diese Weise zu leben und sich zu ernähren. Man hat andere Arten der Länge nach zerschnitten, binnen zehn Tagen gebaren sie wieder Junge, und ihr Mund hatte sich wieder gebildet, Nahrung einzuschlucken.

In unsern Teichen, Seen, Pfützen, wie in allen stehenden

Baſſern, leben Millionen dieſer Thiere, wo ſie ſich gerne an
en grünen Schleim, an die Waſſerlinſen hängen, womit im
Sommer das ſtille Waſſer ſich zu bedecken pflegt. Da ſind ſie
em bloßen Auge kaum ſichtbar. Nur mit Vergrößerungsgläſern
ntdeckt man ſie. Da gleichen ſie bald einem Körnchen, wenn
e ſich zuſammengezogen haben, bald, wenn ſie ihre Arme
usbreiten, einem Stern, einer Blume, einem Haarbüſchel.
iele verwandeln ſich in einer Minute auf unbegreifliche Weiſe
i die mannigfaltigſten Geſtalten.

Die Wärme des Sommers belebt ſie am meiſten. Wen man
e in einem Glaſe Waſſer ſchöpft, bemerkt man auch, wie ſie
ch am liebſten nach der von der Sonne beſchienenen Seite
inziehen. Sie fahren bei einem ſtarken Ton wie erſchrocken zu-
ammen. Manche ſind auch groß genug, daß man ſie wohl mit
loßen Augen bemerken kann. So hat eine Art, die man das
ugelthierchen nennt, die Größe einer ſehr kleinen Linſe, iſt
ber ſo zart und weich, wie ein Gallert, daß es, unbehutſam
it der Hand aufgefaßt, zerfließt. Unter dem Vergrößerungs-
laſe hingegen ſieht man, daß dies Thierchen von ſchöner,
eergrüner Farbe iſt und nach allen Richtungen hinſchwimmt,
ndem es wie eine Kugel ſich rollend fortwälzt. Weil der Leib
urchſichtig iſt, ſieht man darin auch die ungebornen Jungen,
enfalls als kleine Kugeln, zwanzig, dreißig an der Zahl bei-
mmen; in den Jungen ſchon wieder ihre künftigen Geburten,
i dieſen ſchon wieder die dereinſtigen Jungen, und ſo fort,
is die beſten Vergrößerungsgläſer zu ſchwach werden für die
Sichtbarmachung ſo unendlich kleiner Weſen. Sind die Jungen
eif, in der Welt zu erſcheinen, ſo zerſpaltet die ältere Kugel,
nd die kleinen rollen heraus, in einer Stunde fünf bis zehn,
ie das Leben der Alten führen, welche dann verſchrumpft
nd ſtirbt.

Eben ſo zart und gallertartig ſind die Thiere, welche in dem
ehäuſe der Korallen wohnen, und dieſelben bilden, indem ſie
leichſam einen kalkartigen Schleim auszuſchwitzen ſcheinen, der
ann verhärtet und zum Stein wird. Das Tierchen legt Eier,
ie feine Milchtröpfchen, an einen Stein oder Felſen; daraus

erhebt sich das Junge. Ein und derselbe Korallenzweig ist wohl oft das Wohnhaus von Tausenden solcher Wesen gewesen. Jedes derselben, weiß von Farbe, hat acht Arme; im Mittelpunkt jedes Arms einen Schlund zum Fressen; nur einen gar kleinen Leib, der nur durch ein äusserst schwaches Band an die kleine Höhle der Korallen befestigt hängt.

Diese und alle Geschöpfe gleicher Art leben und erscheinen nur in der Wärme des Sommers; im Winter verschwinden sie. In heißen Ländern, zumal dort in den Meeren, leben unzählige Arten. Die größern ernähren sich von Würmern noch kleinerer Art; ja man hat im Leibe mancher Gattung schon kleine Fische gefunden. — Und wovon ernähren sich denn diejenigen Geschöpfe, welche unsern bloßen Augen durchaus nicht mehr sichtbar sind? O sie finden noch viel kleinere Geschöpfe, als sie selbst sind, die ihnen zur Speise dienen. Denn wer weiß nicht, daß Alles in der Natur von Lebenskraft durchströmt ist? — daß, wie der Erdball, auch wieder das kleinste Moos am Felsen von Thieren bewohnt ist? — daß, wie das Weltmeer von Fischen wimmelt, auch in einem Wassertropfen zahllose Thierchen schwimmen, die sich darin freudig wie in einem großen See regen und bewegen? Mit jedem Glase Wasser, welches der Mensch trinkt, seinen Durst zu löschen, verschlingt er, ihm unbewußt, einen Ozean, worin Tausende von lebendigen Geschöpfen wohnen und sich fortpflanzen, und die man nur erst mit starken Vergrößerungsgläsern deutlich in ihrer geheimnißvollen Haushaltung erblickt. Sie befinden sich in allen Flüssigkeiten, im Blut und Eingeweide der Menschen und Thiere, zu Tausenden im Schleim der Zähne, im reinsten Wasser, noch häufiger im Wasser, das einige Zeit an der Sonnenwärme gestanden ist; im Sauerteige; im Kleister von aufgelöstem Mehl u. s. w. Alles ist voller Leben. Der menschliche Leib ist gewissermaßen ein ungeheures Weltgebäude für den Aufenthalt von Millionen unbekannter Thierchen. Sein Sterben und das Verwesen seines Leichnams ist nur der Augenblick, wo sich sein Fleisch und Blut in neue Thierarten verwandelt, und selbst in

größere, sichtbare Würmer, deren erste Stoffe, Keime und Eier er in sich getragen hat, ohne es zu ahnen.

Wenn man nur einen Tropfen verdorbenen Essigs an die Nadelspitze hängt und vor das Vergrößerungsglas bringt, wird man mit Erstaunen in diesem vergrößerten Tropfen zahllose kleine Schlangen und Aale, wie feine Faden, vornen und hinten zugespitzt, erkennen, die sich mit Geschwindigkeit hin und her bewegen, indem sie sich kraftvoll durch das Wasser hinschlängeln, bald langsam, bald schnell, wie es ihnen gefällt. Wer wird dies unerwartete Schauspiel ohne Bewunderung beobachten können!

Man hat schon von den im Kleister lebenden Aalen durchschnitten und mit Erstaunen bemerkt, wie aus ihrem Leibe dann bei hundert Junge hervorflossen, die wie kleine häutige Eier waren. Aber sie gingen schnell aus diesen Eiern hervor und schwammen, wachsend an Umfang, wie die Alten herum. — Manche legen Eier, manche gebären lebendige Junge. Alle wissen sich auf die ihnen beste Weise zu nähren.

Wovon aber leben diese Thiere in einem Wassertropfen, der ihnen wie ein Meer ist? — diese Thiere, welche zuweilen millionenmal kleiner sind, als ein Sandkorn? Unser Auge reicht in das Unendliche dieser neuen Welt nicht hinaus. Aber es mögen dennoch viel kleinere Wesen leben, die ihnen zur Speise dienen, Wesen, zu deren Entdeckung das Gesicht des Sterblichen vielleicht nie gelangen wird.

Sie sind überall vorhanden, und in ihren Gestalten, noch mehr aber in ihrer Art sich zu bewegen, sehr verschieden. Jede Art von ihnen hat einen eigenen Gang, oder vielmehr ein eigenes Schwimmen. Einige haben einen dichten Leib, andere nur einen häutigen; einige scheinen sich jeden Augenblick zu verwandeln.

Um gleichsam eine ganze Welt von lebendigen Wesen ins Dasein zu erwecken, darf man nur auf Blätter, Gras, Blumen, oder thierische Theile etwas Wasser giessen, und es der Sonne ausstellen, oder sonst in laue Wärme setzen. Bald wird eine Zersetzung im Wasser vor sich gehen, eine Gährung oder

Fäulniß; und das, was wir Fäulniß nennen, ist nur der Hervortritt neuen Lebens. Millionen Geschöpfe sind entstanden. Woher sie kommen, wohin sie verschwinden, wozu sie dienen, — wer dringt in das göttliche Geheimniß der unsichtbaren Naturreiche? Aber auch das Kleinste ist dem Weltall so unentbehrlich, als das Größte; und die Sonne, welche tausendmal größer ist als die Erde, ist dem Allvater des Lebens kein wichtigerer Gegenstand, als das kleinste von den Thierchen, deren Tausende beisammen in einem Wassertropfen ihre Herberge finden.

Durch das Kochen des Wassers, worin sie leben, werden sie, wie es scheint, getödtet. Aber wenn ihr feuchtes Grab nur wenige Tage der Luft und Sonnenwärme ausgesetzt ist, erscheinen wieder neue Thierchen; sei es, daß die Todten sich wieder beleben, oder ihre Eierchen durch nichts so leicht zerstört werden können. Denn man hat entdeckt, daß sie sich nach Jahre langem Tode wieder belebten. Wenn man das Wasser, worin sie in Menge erschienen sind, eintrocknen läßt, so verdorren die Thierchen, verlieren alle Lebensthätigkeit und werden ganz unkenntlich. Man sieht ihre vertrockneten Häute daliegen, wie glänzenden Staub, ohne Regung. Aber man gebe ihnen nach langer Zeit neues Wasser, und in einigen Minuten leben sie und schwimmen wieder behend davon.

Wo sollen wir die Grenzen des Lebens suchen? Muß ich nicht mit Ehrfurcht und Bewunderung gestehen, Gott sei so unendlich im Kleinen fortwirkend, wie er unendlich ist im Großen? Er hört nicht auf; und je weiter meinem Auge erlaubt wird, vorzudringen, je mehr Schöpfung werde ich in der Verborgenheit gewahr. Es hat kein Ende. Was ist groß? was ist klein? Vor ihm ist nichts groß, der der Ewige, der Unendliche ist. Vor seiner Erhabenheit schwindet Alles ins Kleine zusammen.

Aus dem Lebendigen quillt das Lebendige; und ein Leben ist das Leben des andern. Es verändert seine Formen, bekleidet sich mit Stoffen, und wirft sie wieder, wie ein unbrauchbar gewordenes Kleid, von sich. Das nennt man den Tod.

Aber Tod ist nirgends; die Kraft nimmt nur ein neues Kleid an und wandelt weiter. Wo hat sie begonnen, wo will sie enden? Sie erfüllt Alles. So ist überall das Licht vorhanden, wenn es auch nicht gesehen wird. Ein Funke weckt den andern. An einem Lichte mögen Millionen angezündet werden, ohne daß davon das erste geschwächt wird. Im Tannzapfen liegen die schlafenden Keime von einem ganzen Tannenwald eingewickelt; die schlummernde Lebenskraft in denselben erwartet nur die günstige Verkettung der Umstände, um die Samen in ein hochprangendes Gehölz umzuschaffen, an dessen Stämmen, unter dessen Zweigen wieder Millionen Geschöpfe Schatten, Obdach, Nahrung genieſſen werden. Aus dem Lebendigen steigt vervielfältigt neues Leben, aus diesem wieder ein neues, aus diesem abermals ein neues in zahlloser Vermehrung, wie wir im Leibe des Kugelthierchens seine Jungen, in dem der Jungen wieder die künftigen, in diesen wieder die dereinstigen zahlreich beisammen sehen. Ein Leben umfaßt und umschlingt das andere, wie in einem weiten, bewegten Meere eine Welle die andere schafft, und wieder in andere Wellen zerfließt, um wieder neu zu werden, ohne daß man die Grenzen des Werdens und Aufhörens unterscheiden mag.

Und dennoch ist die das Weltall durchdringende Macht des Lebens nicht die gleiche Macht überall, sondern durch ewige Gesetze verbunden und getrennt und verschieden. Die Kraft, welche den Elephanten bewegt, ist eine andere, als die der Milbe; das niedere Moos bringt keine Zeder hervor; von der Eintagsfliege stammt kein Adler ab. Alles bleibt sich im Kreise unsichtbarer Schranken gleich; Alles vervielfältigt sich in seiner eigenthümlichen Art; Eins liegt im Andern schon für Ewigkeiten da, und geht aus einander, wie Strahlen aus dem Lichte gehen. Wohin führen die ausgegangenen Strahlen? Wohin verlor sich das ausgegangene Leben?

Wie viele Fragen! welche Ahnungen! welche Räthsel! Und ich stehe in der Unendlichkeit der lebendigen Wesen da, mir selber unbegreiflich, schaudernd, und sehe über den Ozean der Dinge hinaus und nirgends ein Ufer, und denke der All-

macht deſſen, der dies Alles aus dem Nichts hervorrief. — O Gott, was bin ich vor Dir!

Warum ſoll ich in die endloſen Höhen der Himmel hinausſtarren, und die entfernten Weltkörper in ihren ewigen Bahnen und ihre Geſtalten, Beleuchtungen, Gebirge und Abwechſelungen ſuchen und beobachten, um Deine Weisheit, Deine Liebe, Deine Allmacht, o Du, für deſſen Majeſtät ich keinen Ausdruck finde, zu erkennen? Ich erkenne ſie am Wurm, den ich erſt mit bewaffneten Augen mir in den kleinſten Räumen ſichtbar mache, worin er mit ſeinen Familien wohnt und des Daſeins froh iſt. Ich finde kein Ende in den wunderbaren Höhen der Himmel, ich finde kein Ende in den Tiefen des Abgrundes der allerkleinſten Geſchöpfe. Aber Dich, o Allmacht, o Weisheit, o Liebe, Dich finde ich überall.

Mit hoher Zweckmäßigkeit haſt du die Gliedmaßen des geringſten Gewürmes gebildet, das unſern menſchlichen Blicken wie ein Staubkörnchen erſcheint, und ſeine Muskeln mit unbegreiflicher Stärke und Beweglichkeit ausgerüſtet, daß es mit Blitzesſchnelle dahinfährt. Du haſt jedes einzelne dieſer Gewürme mit Schönheit der Farben und Formen geziert, die der Sterbliche nie oder ſelten wahrnimmt. O wie viele Millionen von Menſchen haben vor mir gelebt, wie viele Millionen leben heute noch, die nie den Blick auf dieſen Abgrund Deines Reichthums warfen, und denen nie ein Gedanke von dem Daſein einer den bloßen Augen unbemerkbaren Thierwelt in die Seele kam! Und doch iſt darin die Zahl der Geſchöpfe viel größer, als die Zahl derer, die man ſehen kann; und doch iſt die Lebensart, Wohnung und Fortpflanzung jener nicht minder wunderhaft, als bei dieſen.

Sehet, welche Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir ſollen Gottes Kinder heißen! Ja, wir ſind Deine Kinder! Schöpfer des Wurms, Gott des Seraphs, auch ich bin Dein Kind. Du haſt meinen unſterblichen Geiſt herrlicher geſegnet, als Miriaden anderer Weſen, die ich in den grundloſen Tiefen Deiner Schöpfung erſehe. Denn

ch darf Dich Vater heißen, und in meinem Innern ſpiegelt ich ein dunkles Bild Deiner Vollkommenheit und Majeſtät.

Wo ſoll ich anfangen, wo ſoll ich enden, wenn ich, Vater, nein Vater, von Deiner Herrlichkeit und Deiner Liebe, von Deiner Barmherzigkeit und meiner Unwürdigkeit rede? Wie ſt es möglich, daß ich jemals kleinmüthig werde, und wieder roh zu werden verzweifle? Wie iſt es möglich, daß ich, Dein Kind, ich Geiſt, für wenige Zeit in Staub gehüllt, Deiner vergeſſen kann, und alle meine Freuden in dieſem Staube ſuche? — Nein, nein, je länger ich Deine Werke betrachte, in denen Du Dich offenbareſt, je erhabener fühle ich mich, je zuverſichtlicher hänge ich Dir an, der Du auch den Wurm im Waſſertropfen kenneſt und nähreſt und leiteſt. Und wer von meinen Brüdern je verzagt, ich will ihm zurufen das ſüße, heilige Wort: Sehet, welche Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir ſollen Gottes Kinder heißen!

31.

Betrachtung der Sinne.

Das Gefühl.

Hiob 10, 11. 12.

O Christen, betet an und bringet
Der Lobgesänge mehr, und singet
Gewaltigen, erhab'nern Dank!
Laßt uns, sprach Gott einst, Menschen schaffen,
Ein Bild von uns, nach uns geschaffen;
Und Adam ward, erstaunt' und sang:
Er ist mein Schopfer, Gott,
Jehova, Zebaoth!
Es ist kein andrer Herr, als Gott!

Wir, dieser Gotteswelt Genossen,
Wie wunderbar sind wir entsprossen!
Was ist's, das in uns lebt und fühlt?
Und was, das tief zum Innern führet,
Was mich von Aussen leise rühret,
Und in den Nerven Faden spielt?
Du bist mein Schöpfer, Gott,
Jehova, Zebaoth!
Der grenzenlose, weise Gott.

Es kann dich der geheimnißvolle Bau einer glänzenden Blume entzücken; der Himmel mit seinen Millionen strahlenden Weltkörpern kann dich zur Andacht begeistern; das Anschauen der ewigen und mannigfaltigen Ordnungen der Schöpfung ruft dich zur Anbetung des Schöpfers. — — Wie? warum vergissest du, was dir am nächsten liegt? Ist nicht dein eigener Leib, dieser Schleier deines unsterblichen Wesens, ein eben so betrachtungswürdiges Wunder göttlicher Weisheit und Macht? Kann das Weltgebäude unbegreiflicher und zweckmäßiger geschaffen sein, als dein Leib?

Es leben Tausende, denen ihr Körper und seine Bedürfnisse wichtiger sind, als Alles, was das Weltall hat — aber wie wenige von diesen Tausenden kennen nur kaum oberflächlich die merkwürdigen Einrichtungen desselben! Sie prüfen mit großer Bedachtsamkeit die Zusammensetzungen und Stoffe ihrer Kleider, ihres Schmuckes; aber die Beschaffenheit ihres irdischen

Gewandes der Seele reizt ihre Aufmerksamkeit nicht; — das Kunstwerk von Menschenhänden ist ihnen bedeutender, als das Kunstwerk des Schöpfers, der den menschlichen Leib aus der Erde bildete, und diese erhabene, von ihm beseelte Gestalt zur schönsten unter den Bewohnern des Erdballs machte.

Nichts sei dem Christen fremd, was ihm von seinem Vater im Himmel kam; und den Leib, welchen seine Seele für einige Jahre bewohnt, soll er als das köstlichste Geschenk des himmlischen Gebers schätzen. Er muß mit Hiob rufen: Du, Vater, Du hast mir Haut und Fleisch angezogen; mit Beinen und Adern hast Du mich zusammengefüget; Leben und Wohlthaten hast Du an mir gethen, und Dein Aufsehen bewahret meinen Athem. (Hiob 10, 11. 12.)

Das ganze Gebäude des menschlichen Leibes ist durch eine höchst weise und wunderbare Zusammenfügung der Gebeine emporgehalten. Es sind zweihundert und neunundfünfzig von einander verschiedene Knochen, aus denen das Gerippe des menschlichen Körpers gebaut ist. Merkwürdig ist dabei, daß die meisten dieser Knochen doppelt vorhanden sind; nur diejenigen, welche in der Mitte des Gerippes liegen, sind einfach. So ist es auch mit allen zu diesen Knochen verbundenen andern Theilen, so, daß, wenn man das Gerippe vom Scheitel bis zur Ferse theilte, es in zwei vollkommen ähnliche Hälften zerfallen würde, zwei Füße, zwei Hände, zwei Ohren, zwei Augen u. s. w. So ist der menschliche Leib gleichsam ein zusammengefügtes Doppelbild. Der Verlust eines seiner Theile ist einigermaßen durch die Anwesenheit eines Andern entschädigt. Und ungeachtet dieser fast durchgängigen Doppelheit empfindet der Mensch doch Alles nur einfach. Er sieht, er hört, er fühlt nicht zweifach.

Dicht um die Knochen schmiegt sich die Beinhaut, ein zartes Gewebe der feinsten Blut- und Wassergefäße, um das Wachsthum der Knochen zu erhalten, die ursprünglich nur knorpelartig sind. Im zwanzigsten Lebensjahre erst sind sie in ihrer Vollkommenheit; doch schon mit dem fünfzigsten fangen sie wieder an leichter und brüchiger zu werden.

Eigene, biegsame, faserige Bänder, die man Sehnen nennt, durchschlingen und umfassen die weichern Körpertheile, und halten sie mit den Knochen verbunden; mehrere solcher Sehnen in Eins und in gewisser Gestalt vereint, heißen Muskeln, die sehr reizbar sind, und dazu dienen, Bewegungen im Körper zu veranlassen. Alles, was wir Fleisch nennen, ist ein Geflecht von Sehnen, Muskeln, Häuten und Adern. Durch die Adern strömt unaufhörlich das Blut vom Herzen hinweg, durch den ganzen Körper, und zum Herzen zurück.

Jeder, auch der kleinste Theil ist an seiner angemessenen Stelle, hat seine eigenen Verrichtungen, und ist mit dem Ganzen gar innig verknüpft. Viele dienen, der künstlich gebauten Maschine Nahrung zuzuführen, andere die Nahrung zu verwandeln in Blut, Haut, Sehnen, Muskeln, Knochen u. s. w.; wieder andere, das Untaugliche und Ueberflüssige vom Körper abzusondern. Alle diese Geschäfte des Körpers gehen ununterbrochen fort, ohne daß es der Mensch selbst weiß und will. Ja, er bemüht sich vergebens, zu erforschen, wie die Verwandlungen in ihm entstehen können.

Wir wissen zwar, daß die zermalmten Speisen zum Magen gelangen, dort durch einen scharfen Saft aufgelöset, durch die Galle geschieden werden in taugliche und untaugliche, in den Därmen durch weite Umwege verdaut, und aller ihrer edlern, zur Lebenserhaltung dienlichen Stoffe beraubt werden; wir wissen, daß die flüssigern Theile durch die unendlich feinern Gefäße der Nieren durchgeseiget werden, um noch alle zur Ernährung tauglichen Stoffe abzusetzen; aber immer wissen wir von dieser höchst weisen Einrichtung nur das Aeussere, und begreifen nicht die Möglichkeit ihrer Wirkungen, während uns ihr Dasein in Erstaunen setzt.

Nicht die Speisen allein, welche wir nehmen, sondern auch die Luft selbst dient zu unserer Nahrung. Wir athmen sie ein, und erfüllen damit die Lunge, welche sie wieder zurückstößt, weil sie ihr beschwerlich wird. Dennoch dauert in der Lunge der Reiz fort, sie fordert neue Luft, und so dauert das Ein- und Ausathmen durchs ganze Leben fort. Während die

ist in der Lunge ist, saugt diese die edlern Stoffe derselben in
h, und stößt die zum Leben unnützen wieder aus. Daher, wenn
enschen beständig in Zimmern eingesperrt leben, wo kein
kommen frischer Luft statt findet, sie erkranken müssen. Denn
e einmal geathmete Luft hat für sie keine Nahrung mehr.
elbst die feinen Oeffnungen an der Haut des menschlichen
rpers, für bloße Augen unsichtbar, schlucken Luft ein und
heile des Wassers, in denen man sie badet; aber was und wie
e Luft Nahrungstheile gibt, das bleibt dem Sterblichen ver-
rgen.

Eben so merkwürdig und geheimnißvoll die Verrichtungen
r mannigfaltigen äussern und innern Glieder und Abtheilun-
n des Körpers sind, so wichtig und geheimnißvoll ist auch
as Geschäft der Nerven, die den ganzen Leib durchschweben,
nd ohne Zweifel die ersten Hilfsmittel der Seele sind, deren
e sich zur Lenkung und Beherrschung des Körpers bedient.
urch sie ist die Seele gleichsam in ihrer irdischen Wohnung
llgegenwärtig. Durch sie empfindet sie erst, was ausser ihr
rgeht.

Diese Nerven sind weiche, äusserst zarte, zuweilen kaum
chtbare Faden; jede einzelne Nerve besteht aber aus zwei zu-
mmenliegenden Faden. Sie breiten sich durch den ganzen
örper aus; von der äussersten Oberfläche desselben dringen sie
is in das Gehirn. So hat man dreißig Paar Rückgrathnerven
nd zwölf Paar Hirnnerven gezählt.

Wie die Seele durch diese Nerven ihren Willen im ganzen
örper verbreitet und empfindet: so wirkt auch der Körper und
lles, was denselben nahe und fern umgibt, durch sie auf die
Seele. Durch sie pflanzt sich der äussere Schmerz bis zum Geiste
rt, und wird zur Vorstellung in ihm. Doch vergebens forschest
u: wie kann das Irdische hier in das Geistige verschmelzen,
der wie kann das Reingeistige auf das Irdische wirken? —
ein ganzer Körper besteht aus geistigen Theilen, die du nur
eswegen Körper nennst, weil sie sich, als verborgene Kräfte,
urch Erscheinungen äussern, welche von den Sinnen wahr-
enommen werden. Gedanken und deren Ausdruck durch Worte

sind Erscheinungen deiner Seele; aber darum ist die Seele nichts Körperliches, weil sie auf deine Sinne und auf das Gehör und das Gefühl Anderer wirken kann. Auch sind Gedanken und Worte keine Theile der Seele, die von ihr abgehen, wenn sie solche äussert; eben so wenig sind Farbe, Gestalt, Weichheit, Härte der sogenannten körperlichen Dinge Theile der verborgenen Kräfte, welche solche Aeusserungen erregen, sondern nur Wirkungen derselben.

Das ganze Weltall Gottes ist an sich selbst, wie er selbst, nur Kraft, nur Geist. Und was wir irdisch oder körperlich heißen, ist nur eine Wirkung der höhern und niedern Kräfte auf unsere Seele, vermittelst der Berührung unserer Nerven.

Gleichwie nun die Nerven vorhanden sind als die ersten und unmittelbarsten und edelsten Werkzeuge der Seele, so ist der ganze menschliche Körper mit allen seinen Saft- und Blutgefäßen, Sehnen, Muskeln und kunstvollen Einrichtungen nur vorhanden zur Ernährung, Unterhaltung und Beschützung der Nerven. Hinwieder sind Pflanzen, Thiere, Wasser, Luft u. s. w. nur vorhanden zur Ernährung und Erhaltung des Körpers. Und so steht die Seele mit dem ganzen Weltall in einem sonderbaren, geheimen Verbande. So ist ihre Wirksamkeit durch die Wirksamkeit des Weltalls möglich: und so muß sie wieder auf die Erhaltung des großen Ganzen thätig sein.

O Gott, wie erstaunenswürdig ist Dein Werk! Wie unendlich mannigfaltig erscheinen mir Deine Schöpfungen, und doch sind sie alle eins, nur ein endloses, ungetrenntes Einziges! Nichts darin ist zuviel, nichts zu wenig. Das Sonnenstäubchen, welches unbemerkt durch die Luft schwebt, ist so nothwendig im All, als die Sonne selbst; der in der Wüste grünende, nie erblickte Grashalm ist so unentbehrlich zum Dasein des Ganzen, als die Eiche des Thals, als die Fichte des Gebirges. Die Milbe und das Gewürm, welches sich im kleinsten Thautropfen für einen Augenblick erzeugt, und mit dem Thautropfen verschwindet, ist so wichtig für das endlose Ganze, als Elephant und Wallfisch. Wie konnte, wer Dich und Deine Schöpfung kannte, jemals an der ewigen Fortdauer seines denkenden Geistes zwei-

in? Was hieße das, ein Nichts werden? Die Wirkungen r Kräfte oder Geister können sich ändern — dann sagen wir, r Berg stürzt ein, das Gehölz verbrennt, die Pflanze welkt, s Thier stirbt; — allein die Kräfte oder Geister ändern sich rum nicht. Aus ihnen besteht das ganze Weltall; nicht aus ren Wirkungen, die mannigfaltig abwechseln. Diese Wirkun- n heißen wir Körper, ihre Gesammtheit nennen wir Welt.

Wir erkennen also nicht die Dinge selbst, das heißt die ver- rgenen Kräfte, so wenig als unser Geist sich selbst kennt, und as er eigentlich sei; sondern wir kennen nur die Wirkungen r Kräfte auf unsere Hauptkraft, die Seele, und zwar ver- ittelst anderer dazwischen liegender Kräfte, welche gleichsam s Leben und die Thätigkeit von einer zur andern fortpflanzen.

Insofern mögen wir jene niedern, untergeordneten Mittel- räfte Werkzeuge der Seele heißen. Und die sogenannten äussern Sinne sind unter denselben die wichtigsten.

Ob wir nun gleich uns durch unsere Empfindungen in der hat die Dinge anders vorstellen, als sie an sich sind, und wir ie Wirkungen derselben auf unsere Nerven für die äussern Dinge der Kräfte selbst halten: so ist doch diese Täuschung nicht schädlich. Wir brauchen zum Zwecke unsers Daseins nicht die Dinge, um ie Kräfte der Natur selbst zu erkennen, sondern nur die Ver- ältnisse, in denen wir mit ihr stehen. So ist die Absicht des öttlichen Schöpfers erreicht.

Von allen unsern äussern Sinnen ist keiner im ganzen Kör- er verbreiteter, als der Sinn des Gefühls. Die Werkzeuge esselben sind die überall unter unserer Haut verbreiteten Ner- enenden. Die leiseste Berührung derselben erregt einen Reiz, nd im gleichen Augenblicke eine Vorstellung in dem Gemüth. bgleich die ganze Oberfläche des Leibes also eingerichtet ist, ß wir den Eindruck von Aussendingen wahrnehmen, ist doch s zarteste Gefühl in den Fingerspitzen. Sie sind gleichsam i uns das, was bei andern Thieren die empfindlichsten Fühl- rner. In ihnen breiten sich die Nervenspitzen in kleinen Kör- rn oder Wärzchen aus, so daß jeder äussere Eindruck auf sie el lebhafter und deutlicher wirkt. Die Zartheit des Gefühls

kann so weit vervollkommnet werden durch Uebung, daß, wie man von Blindgebornen weiß, sie durch Betastung selbst die Verschiedenartigkeit der Farben erkannten, von denen sie doch durchaus ohne Vorstellungen sind.

Auch ist der Gefühlsinn am meisten über alle Wesen ausgebreitet, die Leben haben. Vielen mangelt Gesicht, Gehör, Geruch, aber nur wenigen das Gefühl. Was gefühllos ist, hat wenig Leben und willkürliche Bewegung. Die Auster, welche nur kaum empfindet, bewegt sich fast gar nicht. Der Vogel, dessen Empfindsamkeit ungemein lebhaft ist, lebt fast in beständiger Bewegung. Selbst einige Pflanzen verrathen etwas vom Vermögen des Gefühls; daher sie sich bei Verletzungen zusammenziehen, am Tage öffnen, oder ihr Laub dem Lichte zuwenden.

Das Gefühl ist der Verkündiger des Lebens, und selbst im Innern des Körpers überall verbreitet, so weit die Nerven sich zerstreuen. Hunger und Durst sind Wirkungen dieses Sinnes in unserm Eingeweide.

Alle übrigen Sinne haben zugleich auch diesen Sinn. Auch mit dem Auge, Ohr, mit der Zunge und den Geruchswerkzeugen fühlen wir. Aber überall ist die Empfindung dabei anders. So zart auch Zunge und Lippe sein mögen, gewinnen doch wir durch sie, wenn wir geschlossenen Auges damit Gegenstände betasten, keine so bestimmte Vorstellung, als durch die Fingerspitzen.

Gott scheint den menschlichen Leib aber darum so reich mit Gefühlsnerven umsponnen zu haben, damit wir von allen Seiten mit seiner Welt in beständiger Berührung stehen, in beständiger Lebensthätigkeit bleiben, und sogleich wahrnehmen, wo der Seelenhülle Gefahr droht. Denn mit jedem Reize auf die Gefühlsnerven ist zugleich in unserm Gemüth eine Vorstellung des Angenehmen und Unangenehmen verbunden. Die Empfindung von Lust und Unlust liegt nicht unmittelbar in den Sinnenwerkzeugen selbst, sondern in der Seele. Es steht in ihrer Gewalt, die Empfindlichkeit der Nerven zu vermehren oder zu vermindern, je nachdem sie dahin ihre größere Aufmerksamkeit

nkt oder davon wegzieht. So kann der Mensch seine Schmer-
n verringern, indem er seine Gedanken lebhaft mit einem an-
ern Gegenstande beschäftigt.

Erst durch diesen Sinn erhalten wir von einer körperlichen
Gestalt wahre Begriffe; wir empfinden die Härte, Weichheit,
Glätte, Unebenheit, Nässe, Trockenheit, Wärme, Kälte, Be-
weglichkeit u. s. w., von dem allem wir auf keine andere Weise
Vorstellungen haben würden. Könnten wir nur sehen, nie be-
asten, — das ganze Weltall würde um uns her schweben, wie
in Gewirre glänzender Traumbilder, in welchem wir selbst
ohne Gefühl umherschwebten.

Ob wir nun gleich durch das Gefühl die Dinge ausser uns
gleichsam selbst fassen, ergreifen, und unmittelbar wahrzuneh-
men scheinen: erkennen wir sie darum doch nicht genauer und
unmittelbarer, als durch jeden andern Sinn. Denn auch die
Zunge betastet mit den Geschmacksnerven; auch die Geruchs-
nerven werden unmittelbar von den in der Luft zerstreuten Kör-
pertheilen gereizt; auch die Gehörnerven, wie die Nerven des
Gesichts, werden unmittelbar von den Kräften ausser uns an-
gerührt, welche Reizungen denn von uns ihre Erscheinung
genannt werden.

Ohne Gefühl hätte ich kein Leben des Körpers, keinen
Wächter seiner Erhaltung, daß er nicht durch zerstörende Ein-
drücke verletzt werde. Ich ehre in der sorgfältigen und reichen
Vertheilung der Gefühlsnerven über die Oberfläche meines Kör-
pers die göttliche Vorsehung, und erkenne, wie wichtig sie für
meine Seele die Erhaltung des Leichnams gemacht hat. Der
geringste Schmerz warnt mich, lenkt meine Aufmerksamkeit nach
der verwundeten Gegend hin, und gebietet mir, Sorge zu tra-
gen; so wie im Gegentheil eine Wohlempfindung mich belehrt,
daß das wunderbare Seelenwerkzeug gegen Unfall sicher sei.

Allein wie thöricht würde es sein, wenn mein Geist nur
glaubte, dieser Gefühlsnerven wegen vorhanden zu sein, und
daß seine höchste Bestimmung sei, dieselben auf alle Weise zu
pflegen und zu pflegen! — wie thöricht, sich einzubilden, der
Künstler und Handwerker habe das Leben empfangen, um der

Sklave seiner Werkzeuge zu werden, um ihnen zu dienen! — Es wäre eine Umkehrung aller Begriffe, eine Verwechselung des Zweckes und des Mittels; wir würden es Verrücktheit des Verstandes heißen.

Was thut aber der verzärtelte Weichling, welcher jede unangenehme Empfindung scheut? Was thut der üppige Wollüstling, der kein höheres Gut als diesen Kitzel der Gefühlswerkzeuge kennt? Ist er nicht ein Sklav einiger seiner Nerven? Athmet er nicht einzig für sie? Arbeitet und sorgt er nicht bloß für sie? Setzt er nicht seine ganze Welt in Bewegung für sie? Lebt seine ganze Seele nicht bloß in ihnen?

Ohne Schätzung des Werkzeuges, welches uns die göttliche Huld verlieh, werden wir unbrauchbar für die Welt. Aber nicht mißbrauchen sollen wir das Werkzeug, sonst wird es untauglich zum Behuf des Geistes. Der ganze Leib ist, geschweige einige Nervenarten desselben, unendlich geringer, als die Seele. Für die Sache des Geistes muß endlich selbst das Werkzeug aufgeopfert werden. Die Sache des Geistes aber ist seine Freiheit, seine Tugend.

Wer sich selbst verzärtelt, setzt seinen Körper größern Gefahren aus, als der sich gegen unangenehme Gefühle abhärtet. Wer seine Nerven gegen jede allzustarke Reizung hütet, setzt sie in Gefahr gänzlicher Zerrüttung durch Zufälle, welche er mit aller Vorsicht nicht abzuwenden im Stande ist.

Der Mensch ist geschaffen, unaufhörlich mit der ihn umgebenden Natur in Berührung zu stehen. Selbst der mannigfaltige Einfluß der Witterung und Beschwerlichkeiten aller Art erheben seine Kraft. Vermeidung derselben ist Selbstschwächung, Vernichtung der Gesundheit und Zwang der Seele, daß sie die Dienerinnen ihres untauglichen Werkzeuges werden.

Wie verächtlich muß mir der Weichling erscheinen, der die Hoheit seines Geistes für das Gefühl der Lust einiger seiner Nerven hingibt! Er ist weniger als das freie Thier. Er verkehrt die Ordnungen der Natur; aber er thut es nicht ungestraft. Erschlaffung und allzugroße Reizbarkeit zerstören ihn; ein rauhes Lüftchen verwüstet seine Gesundheit; eine Mühseligkeit wirft

ihn zu Boden. Wer, erhabener als sein Werkzeug, dieses nach den Grundsätzen der Weisheit regiert, bewahrt es. Der Wollüstling welkt früher dahin; der üppige Weichling genießt keine lange Lebensdauer. Er wird durch Unklugheit sein eigener Zerstörer und Mörder.

Vater, Schöpfer meines Lebens, der Du mich auf so wunderbare, mir selbst ganz unerforschliche Weise gebaut hast, je mehr ich Deine Allmachtswerke betrachte, je deutlicher erkenne ich Deinen Willen und meine Pflicht. Ich erkenne in Deinen Schöpfungen höhere und niedrigere Kräfte; Du hast mich, ausgerüstet mit Bewußtsein und Freiheit, zwischen beide gestellt, daß ich wählen solle, zu welchen ich gehören möge, ob zu den sinnlichen, dunkeln, bewußtlosen, oder zu den geistigen, mit Willkür und Erkenntniß begabten.

Kann mir denn die große, vielleicht auf Ewigkeiten entscheidende Wahl schwer werden? Legtest Du nicht nur in die Nerven meines Leibes, auch in das Innerste meines Geistes, ein Gefühl eigenen Werthes? Bin ich nicht Geist, o Gott, ich Dein Athem, bin ich nicht göttlicher Natur? — Warum soll ich das Unsterbliche in mir ganz vermischen und vermählen mit den niedern Naturkräften, die Du zum Dienste meines Geistes verordnetest? Nein, mein Gott, nicht das, was die Sinnennerven anzieht, nicht deren angenehmes Spiel — nein, Du bist meine Sehnsucht. Jene Vollendung ist mein Ziel, in der Du wohnst, und zu welcher mich Jesus Christus ruft.

Hinweg von mir darum alles üppige Wesen, jede Verweichlichung, jeder Mißbrauch meines Körpers! Denn dies Wohnhaus meines unsterblichen Geistes, ist es nicht Dein Heiligthum? Wirst Du nicht einst Rechenschaft fordern, wie ich das anvertraute Werkzeug gebraucht habe?

32.

Betrachtung der Sinne.

Der Geschmack.

Ps. 104, 15.

Wie hold und gütig ist doch Gott!
Lobsingt, lobsingt dem Herrn!
Er gibt uns unser täglich Brod,
Und mehr noch, und so gern!
Von süßen Früchten voll und schwer
Wird schon Gesträuch und Baum:
Es lächelt von den Feldern her
Der Saaten goldner Raum.
Am Hügel reift die Traube schon,
Die unser Herz erquickt,
Und überall des Fleißes Lohn,
Wohin das Auge blickt.
Genießt mit froher Dankbarkeit
Den Segen eures Herrn,
Und wenn ihr seiner Huld euch freut,
So gebt, wie er, auch gern.

Welch einen mannigfaltigen Reichthum von Genüssen jeder Art hat uns die Güte unsers Gottes in der Natur gewährt! Schon bemerken wir in unsern Feldern und Gärten die süßesten Vorboten des Herbstsegens, alle Früchte reifen immer mehr unter Gewitterregen und am warmem Sonnenstrahl. Gott sorgt auch dieses Jahr väterlich für seine Kinder. Er verleiht das tägliche Brod, um welches wir ihn demuthvoll anflehen.

Bei den Thieren ist das Aufsuchen der Nahrung, deren sie bedürfen, ohne andern Zweck, als ihr Leben zu erhalten. Anders ist es bei den Menschen. Ihr Trieb, sich zu ernähren, ist zugleich eins der wichtigsten Mittel in der Hand Gottes, daß die Sterblichen sich enger mit einander zu einem gesellschaftlichen Leben verbinden; daß sie zu den Begriffen von gegenseitigen Rechten und Pflichten gelangen; daß sie die Tugenden der Wohlthätigkeit, des Erbarmens, der Freundschaft, der Redlichkeit, der Ehrfurcht vor fremden Rechten üben können; daß sie sich um Eigenthum bekümmern; daß sie länger ihre Kinder erziehen müssen, die nicht sogleich, wie die Thiere des Feldes, Nahrung

ichen können; daß sie in Staaten und unter Gesetze zusammen-
eten; erfinderisch in Künsten und Wissenschaften werden.

Von allem Diesem weiß das Thier nichts. Es streicht einsam
iner Nahrung nach. Es vergißt seine Jungen, sobald sie stark
enug sind, ihr Futter zu suchen. Es kennt kein Eigenthum,
eine Rechte, keine Pflichten.

Nicht genug, daß der Trieb nach Nahrung einzelne Men-
hen enger verbindet: er ist auch eine der ersten Ursachen, daß
ch die über dem ganzen Erdboden zerstreut wohnenden Völker
inander annähern, und gleichsam eine einzige große Familie
ilden. Denn den verschiedenen Ländern, in welchen sie leben,
at der Schöpfer verschiedene Vorzüge ertheilt. Um derselben
berall theilhaftig zu werden, ward der Handel und Umtausch
rfunden, und Bündnisse zwischen Nationen gestiftet, welche
önst immerdar durch Weltmeere von einander getrennt geblie-
en sein würden.

Ja, derselbe Trieb ist zugleich Anlaß zur Verwandlung
ines bedeutenden Theils von der Oberfläche des gesammten
rdbodens geworden. Wo uranfänglich endlose Wüsten und
Wildnisse waren, veränderte der Fleiß des Menschen Alles in
inen anmuthigen großen Garten; ungesunde Moräste und
Sümpfe wurden ausgetrocknet, wilde Ströme eingedämmt,
ackte Felsen bekleidet, und durch Ausrottung ungeheurer Wäl-
er selbst die Witterung der Länder vortheilhaft verwandelt.
nser eigenes Vaterland, welches noch vor zweitausend Jahren
o kalt und rauh war, daß in den finstern Wäldern Thiere her-
rgten, welche heutiges Tages nur noch in den kältesten Welt-
egenden angetroffen werden, ist jetzt mit den Rosen des warmen
erstens geschmückt. Ja, fast alle oder doch die meisten der lieb-
chen Obstarten, mit denen uns der Sommer und Herbst er-
euen, unsere Getreidearten, mit denen die fruchtbaren Aecker
angen, unsere Erd- und Gartenfrüchte, Wurzeln und Heil-
äuter, sind eigentlich Kinder weit entfernter Länder, die zu
s verpflanzt worden sind. So erblicken wir, oft ohne es zu
issen, jetzt in unsern Feldern und Gartenbeeten Pflanzen eine

Spanne weit von einander blühen und reifen, deren Heimath in zwei ganz verschiedenen Welttheilen ist.

Wie geringer und einfacher Mittel bedient sich die Weisheit Gottes in der Erziehung des menschlichen Geschlechts! Welche unglaubliche Wirkungen brachte sie in demselben bloß dadurch hervor, daß sie uns den Sinn des Geschmacks auf die Zunge legte? — Was bei andern Thieren höchstens nur auf Erhaltung ihres Leibes hinzweckte, mußte bei dem Menschen vom größten Einfluß auf die Vervollkommnung seines Geistes werden, seine höhern Erkenntnisse vermehren, seine gesellschaftlichen, brüderlichen Verhältnisse enger flechten, seine Tugenden erwecken!

Und dies Alles ist die Wirkung von zwei Nervenpaaren, welche sich über die Zunge und den Gaumen mit ihren feinen Verzweigungen ausbreiten, die an der Oberfläche der Haut Nervenwärzchen bilden, welche noch größer und weicher sind, als die Fühlkörner der Fingerspitzen. Sie heben sich, sobald sie von einem fremden Körper berührt werden, von selbst in die Höhe, ohne daß die Seele dazu einen besondern Willen äussert, obgleich nicht zu zweifeln ist, daß sie auch der Gewalt derselben untergeordnet sind, und ihre Reizbarkeit erhöht wird, sobald die Seele ihre volle Aufmerksamkeit auf den Geschmack der Dinge leitet.

Der Sinn des Schmeckens ist vom Schöpfer allen Thieren gegeben worden; er muß allen dazu dienen, sie in der Auswahl derjenigen Nahrung zu leiten, welche ihrer Erhaltung die angemessenste ist. Und es ist allerdings ein Zeuge von der weisen und bewunderungswürdigen Vorsorge Gottes, daß unmittelbar vor dem Schlunde, durch welchen die Speisen und Getränke zur Unterhaltung des Lebens eingehen müssen, der Geschmackssinn wie ein prüfender Richter gestellt ist, welcher vorher das Gute vom Schlechten unterscheidet. So kennt selbst das vernunftlose Thier, ohne zu wissen warum, die gesunden von den schädlichen Kräutern. So hat das neugeborne Kind, wie das Thier, durch den Geschmack einen eben so sichern Beschützer, als der Erwachsene, ohne sich Rechenschaft davon geben zu können, oder den Werth der Speisen vorher gekannt zu haben. Alles, was der

Gesundheit des Leibes nachtheilig ist, verräth sich der Zunge durch seinen zusammenziehenden, Eckel erregenden Geschmack. — Warum haben die Giftpflanzen meistens einen widerlichen Geschmack? Wahrlich, überall nehme ich Gottes weise Obsorge wahr, deren Zweck ist, die erschaffenen Wesen freudig und gesund zu erhalten.

Die Zunge ist zwar das vornehmste Werkzeug des Geschmackssinnes; doch auch andere Theile des Mundes sind von diesem zur Erhaltung des Lebens nöthigen Vermögen nicht ausgeschlossen. Auch mit dem Gaumen und dem Schlunde selbst schmecken wir, und oft manche Speisen sogar schärfer, als mit der Zunge. Weichheit und beständige Feuchtigkeit dieser Werkzeuge machen sie besonders zu solchem Geschäfte fähig, und selbst die seifenartige Beschaffenheit des Speichels muß dazu dienen, sowohl wässerige als öligе und fette Theile aufzulösen, und den Geschmacksnerven näher zu bringen.

Es ist dieser merkwürdige und wohlthätige Sinn also ein Eigenthum aller Thiere. Ja man möchte ihn selbst den Wurzeln und Blättern der Pflanzen einigermaßen zuschreiben. Denn es ist bekannt, daß auch sie alle in Erde und Luft vorhandenen Stoffe zurückstoßen und unberührt lassen, die nicht zu ihrer Nahrung taugen, und hingegen diejenigen einsaugen, die nach den Anordnungen des Schöpfers ihrem Gedeihen heilsam sind.

Es scheint inzwischen, als wenn die Vollkommenheit oder Zartheit des Geschmacks mehr oder weniger mit der Feinheit des Gefühlsinnes in Verbindung stände. Bei den Fischen, Vögeln und kräuterfressenden Thieren ist letztere weniger empfindlich, auch haben sie keinen so auswählenden Geschmack, als andere, besonders fleischfressende Thiere, welche schon an der gleichen Speise die leckerhaftesten Bissen zu unterscheiden wissen.

Bei wilden Völkern findet man den Geschmackssinn eben so wenig ausgebildet, als ihre Gefühlswerkzeuge unempfindlicher sind. Hingegen hat man auch Gelegenheit, oft die Erfahrung zu machen, daß Menschen, die ihren Geschmackssinn durch Leckerhaftigkeit ganz besonders verfeinert haben, und dadurch

gleichsam thierischer werden, um so geringer an Geisteskräften zu sein pflegen.

So wie dieser Sinn für uns ein Wächter der Gesundheit ist, wird er auch der erste Bote innerlicher Krankheiten. Nicht nur werden kranken Menschen viele Speisen eckelhaft, die in gesunden Tagen sie erfreuten, sondern der Geschmack kann sich so verwandeln, daß ihn Manches angenehm reizt, was er sonst zurückstieß.

Auch hier hat die Gewohnheit ihr gewaltiges Recht. Der Mensch hat das Vermögen, durch fortgesetzte Uebung dasjenige sich erträglich, sogar im Geschmack angenehm zu machen, was ihm vormals Eckel verursachte, und der dadurch entspringende Genuß sehr mannigfaltiger Nahrungsmittel hat keinen geringen Einfluß auf seine Gesundheit, Lebensdauer, und sogar auf seine Gemüthsart. So ist es durch Erfahrung bestätigt, daß fleischfressende Thiere wilder und unbändiger sind, als solche, die von Kräutern leben. So bemerkt man, daß weinbauende Nationen heiterer und lebhafter sind, als diejenigen, welche sich anderer Getränke bedienen; daß Völker, die größtentheils vom Fleisch der Thiere leben, kriegerischer und feuriger sind; hingegen andere, die statt dessen von Mehlspeisen, Früchten und Gemüsen ihre Hauptnahrung machen, sich durch Sanftheit und menschlichern Sinn auszeichnen; daß Menschen, welche aus Leckerhaftigkeit die verschiedensten Nahrungsmittel wählen, wenn sie nur ihrem Gaumen schmeicheln, und die mehr des Geschmacks als des Bedürfnisses wegen essen, nicht so lange leben und mehrern Krankheiten unterworfen sind, als Personen, die an einfache Speisen und Getränke gewöhnt sind, und daher Mäßigkeit lieben.

Gott begabte den Menschen mit dem Geschmackssinn, um ihn in den Stand zu setzen, dasjenige auszuwählen, was zur Erhaltung seiner Gesundheit und seines Lebens am tauglichsten ist. Einzig und täglich für die Nahrung zu sorgen, ist das Geschäft des vernunftlosen Thieres. Der für die Ewigkeit berufene Geist des Menschen kennt noch erhabenere Sorgen. Aber wenn er zur Hauptangelegenheit seines Lebens den Kitzel seines Gau-

nens macht; keine größere Freude kennt, als die Reizungen ieſes thieriſchen Sinnes — dann ſinkt er ſelbſt zum Thier inab, und wird durch Unmäßigkeit und Schwelgerei noch iedriger und verächtlicher, als das vernunftloſe Weſen. — Er erſtört die heiligſten Ordnungen der Natur; er zerſtört an ſich elbſt die Zwecke ſeines gütigen Schöpfers, der ihm einen Leib ab zum Behuf des Geiſtes, nicht aber einen Geiſt zum Behuf es Leibes. — Aber auch keine Sünde rächt unmittelbar und hrecklicher die verſtoßene Tugend, als Schwelgerei und Unäßigkeit. Sie unterdrücken die Fähigkeiten des Geiſtes, verindern das Vermögen des Urtheils, des Scharfſinnes, des ›edächtniſſes und anderer edeln Vermögen des Gemüthes in ›lchem Grade, daß der Nachtheil oft auf die Nachkommenſchaft rben kann. Natürlich muß dies die Folge ſein, wenn ein einelner Sinn, oder ein einzelner Theil des Körpers auf Koſten er übrigen vorzugsweiſe gereizt, geſtärkt und gepflegt wird. — tur in der harmoniſchen Ausbildung und Erhaltung aller unerer Kräfte liegt Geſundheit und Vollendung; jede Abweichung avon iſt Auswuchs und Krankheit. — So lange die Verauungswerkzeuge vorzüglich beſchäftigt ſind, iſt der Geiſt nicht ur vollen Thätigkeit geſtimmt, und jede Uebertreibung einer örperlichen Beſchäftigung zieht Erſchlaffung nach ſich.

Daher ſieht man überall im gemeinen Leben, daß ausgeeichnete Praſſer und Schwelger oder Trunkenbolde ſelten beondere Geiſteskräfte beſitzen, und daß ihnen ein anhaltendes ründliches Nachdenken mühſam oder ganz unmöglich wird. Sie ſind für große Gedanken und große Tugenden gleich ſtumpf. ür ſie haben nur die Freuden des Tiſches einen Werth in der Zelt. — Im Gegentheil waren die erhabenſten und weiſeſten nd vielthätigſten Menſchen jederzeit von bewundernswürdiger nthaltſamkeit. Sie genoſſen nur ſo viel, als zur Aufrechtltung ihrer Geſundheit vonnöthen war; ſie verachteten die ieriſchen Freuden an Leckerbiſſen, und zogen die einfachſte Koſt rum vor, weil ſie die dem menſchlichen Körper erſprießhſte iſt.

Schwelgerei und Gaumenkitzel vernichtet, als ein ſträflicher

Mißbrauch göttlicher Gaben, die Gesundheit und verkürzt das Leben. Durch fortgesetzte Lüsternheit und Uebung stumpft der Prasser seinen Geschmackssinn also ab, daß derselbe zu seinen natürlichen Bestimmungen unfähig werden muß. Dinge, vor welchen den unverwöhnten Menschen Eckel befällt, reizen seine Begierden, und er vereinigt sie mit den Stoffen seines Körpers, unwissend, welche Folgen daraus entstehen mögen, denn er hat den Wächter seiner Gesundheit betäubt. Ihm wird das Gemeine fade; er gelüstet nur nach dem Ungewöhnlichen und Allem, was seine Nerven stärker reizt oder auf neue Art. Er sinnt auf neue Mischungen der Speisen, erhitzt mit feurigen Gewürzen sein Geblüt, und nicht das Leben, sondern ein flüchtiges Schmeicheln seiner Geschmacksnerven ist der Zweck seines Essens und Trinkens. — Aber beobachtet den Unglücklichen nach wenigen Jahren; wie steht er entstellt und verwandelt da! — Ein Heer unbekannter Fieber schleicht um seinen Tisch her. Die Säfte seines Leibes sind vergiftet, seine Nerven sind zerrüttet. Bleich und schwammig, zu jeder höhern Gemüthserhebung unfähig, wird er die Beute seines viehischen Lasters, und der Raub eines vorschnellen Todes.

Aber Frohmuth und Gesundheit, die von Wangen und Augen lächeln, sind die Blüthe, und langes Leben die Frucht der Mäßigkeit. Der Enthaltsame, immerdar zu allem Guten aufgelegt, weil sein Geist frei ist, findet die Welt schöner, weil er sie auf mannigfaltigere Weise genießt. Der Hunger ist es, welcher seine einfache Kost süßer würzt, als dem lüsternen Prasser seine mit allen Hülfsmitteln einer vergifteten Kunst zubereiteten Gerichte.

Sobald diese künstliche Reizung der Eßlust und der Kitzel des Gaumens zur Leidenschaft erwächst, hat der, welcher sich ihr ergibt, keine Bürgschaft mehr, weder für Gesundheit und Lebensverlängerung, noch für die zweckmäßigste Verwaltung und Erhaltung seines irdischen Vermögens, das ihm Gott gewährte. Wie oft sind wir Zeugen vom Verfall des Wohlstandes ehemals sehr begüterter Familien, ohne daß uns von ihnen ein besonderer äusserlicher Prachtaufwand, oder irgend ein zerstö-

render Unglücksfall bekannt wurde! — Genäschige Eßlust und Schlemmerei waren die Urheber ihres Untergangs. Das Kind des weiland reichen Prassers lebt heut in dunkeler, dienstbarer Abhängigkeit, und nagt am elenden Almosen, weil die gewissenlosen Aeltern ihr Gut, das sie den Nachkommen überantworten sollten, in seine Speisen und Getränke verwandelten. Inzwischen der Enthaltsame jederzeit zu seiner Lebensnothdurft wenig gebraucht, und daher beim Mangel des Verdienstes, bei Stockung seines Gewerbes oder bei andern nachtheiligen Ereignissen, sich ohne Mühe einzuschränken weiß, wird der Schwelger von seiner Leidenschaft zur Fortsetzung eines gleichen Aufwandes gezwungen. Die einmal an den beständigen Reiz verwöhnten Nerven heischen Befriedigung, und er macht, was ihm übrig bleibt, zum Opfer seines gefräßigen Gelüstes. — Oft sollte man zweifeln, daß der Mensch zu einer solchen ganz thierischen Versunkenheit fähig wäre, durch welche die Würde unsers Geschlechts geschändet wird, wenn man nicht der traurigen und eckelhaften Beispiele so oft und viel sähe.

Eben diese Leidenschaft, welche Körper und Geist zugleich schwächt, wird gemeiniglich die Quelle anderer Sünden. Sie erstickt die zärtlichen Gefühle der Aeltern zu den Kindern, und hemmt die vollkommene Ausübung der Pflicht, für dieselben gehörige Sorge zu tragen. Sie reizt zur Hartherzigkeit gegen Arme, zu Betrug und Ungerechtigkeit, wenn der Ueberfluß zu schwinden anfängt, aus welchem man bisher zu schwelgen im Stande war. Sie verleitet zu einem niederträchtigen Geiz, damit man auf der andern Seite für die Lust des Gaumens desto reichlicher verschwenden könne. Doch wer möchte die Kette der Sünden und Verbrechen zählen, welche das erste Laster nachschleppt!

Am gefährlichsten und schädlichsten wirkt dasselbe aber durch Beispiel und Verwöhnung auf die Jugend. Es ist genug, Kindern den Hang zur Genäschigkeit und Liebe an Näschereien und Gaumenlust eingeflößt zu haben, um ihnen denselben zu ihrem Nachtheil für die ganze Folge des Lebens zu geben. Und wenn sie einst auch durch den Wechsel der Schicksale, oder durch

Verarmung, das Gelüst zu stillen auſſer Stand gesetzt werden, bleibt darum nicht minder der einmal erweckte Reiz, und macht sie nur um so unglücklicher; bleibt ihnen darum nicht minder das durch künstliche Speisen und Gewürze vergiftete Blut, und jeder Nachtheil allzufrüh gereizter Nerven, Hang zum Wohlleben, zur Ueppigkeit, eine oft unüberwindliche stille Begierde, die Wollust zu sättigen, ist das Erbtheil solcher Elenden. — Mustert die Jugend, den Lebenswandel, die Tugenden, die Laster, die Geistesfähigkeiten derselben in groſsen Städten, oder in solchen, wo Wohlleben und Gaumenlust herrschend sind! — Vergleichet sie mit der Jugend derjenigen Gegenden, in welchen Enthaltsamkeit noch edle Sitte ist! — Ihr werdet manchmal erschrecken vor den Wirkungen des Lasters. Ihr werdet Kinder finden, die schon die Leidenschaft des Jünglings und der Jungfrau spüren; Jünglinge und Jungfrauen, welche schon die Ungemächlichkeiten des höhern Alters empfinden. Ueberall vorschnelle Entwickelung, schwächliche Treibhauspflanzen, frühkluge Kinder, stumpfe Männer ohne Geisteskraft, und nicht selten mit Lebensüberdruſs.

Möchte ich doch nie meiner höhern Würde vergessen, und nie zu dem herabsinken, was mich mit dem Thiere gemein macht und ihm gleichstellt! Zwar will ich nicht die Freude verschmähen, welche mir Gottes Güte durch den Sinn des Geschmacks gewährt — aber eingedenk werde ich bleiben, daſs dieses nur eine der niedrigsten Freuden ist, die ich auch mit vernunftlosen Geschöpfen theile; eingedenk, daſs mein allzugroſses Wohlgefallen daran leicht zur Leidenschaft entarten, und mich für höhere Freuden unempfänglich machen kann.

Mein Geist ist das Hocherhabene, dem alles Andere untergeordnet ist. Ich habe genug gethan, wenn ich nur auf das Bedacht genommen habe, was zur Erhaltung körperlichen Wohlbefindens hinreicht. Jedes Zuviel ist ein Raub an dem, was ich meiner unsterblichen Seele zu leisten verpflichtet bin; ist eine Kette, die mich an das Niedrige, Vergängliche des Staubes fesselt, und durch ihre Schwere den freien Aufschwung des Geistes zum Himmlischen lähmt.

Edle Enthaltsamkeit, sei du in allen meinen Genüssen meine Begleiterin; holde Tugend, werde der Schutzengel meines Geistes und seiner irdischen Hülle! So werde ich den edelsten Verblichenen ähnlich, deren Andenken noch heute die Welt segnet; so werde ich dem göttlichen Urheber meines höhern Lebens ähnlich, Dir, o Christus Jesus, der die Ueppigkeit der Welt verachtete, um die Seligkeit und Größe des Geistes rein zu empfinden! — Wie einfach war Dein Leben, wie mäßig Deine Nahrung! Wie reich warst Du in Deiner Armuth, da Du, mit Wenigem begnügt, noch immerdar übrig hattest, auch Deinen leidenden, nothdürftigen Brüdern wohlzuthun! — Welche Unglücksfälle hätten Dich erschrecken können, da das Sinnliche nicht Dein Leben und Dein Alles war; da irdisches Unglück uns doch nichts Anderes rauben kann, als das Sinnliche, hingegen die Geistesfreuden wohl unangetastet lassen muß!

Enthaltsamkeit und mäßige Befriedigung des Triebes, der auf Erhaltung meines Leibes abzweckt, macht mich von Menschen und Schicksalen unabhängig, giebt mir Zufriedenheit auch im Schooße der Armuth. Der nähert sich der Gottheit, welcher also bestehen kann, daß viele Menschen seiner Hülfe bedürfen, er selbst hingegen zu seinem Glücke nur der Gunst sehr weniger Menschen bedarf. Der Prasser ist nicht nur ein Sklav seines eigenen Gaumens, sondern auch in starker Abhängigkeit mit seinem Glücke vom Wohlwollen der Guten und Schlechten; ein Knecht fremder Launen, selbst der Witterungen, die über ihn hingehen.

Himmlischer Vater, ich flehe nicht um Reichthum und Macht — ich habe solcher zum freudigen Genusse dieses Lebens nicht vonnöthen — nur um mein tägliches Brod bitte ich mit Deinen andern Geschöpfen, und um Weisheit, dies mit Mäßigkeit und dankbar auf Dich gerichteten Empfindungen zu genießen. — O, noch habe ich wohl mancherlei Ueberfluß, dessen ich entbehren könnte: warum verwahrlose ich ihn? Warum wende ich mehr an mich, als mein Bedürfniß fordert? Warum mache ich mich durch solche Verwöhnung von sehr zufälligen Dingen abhängig? — Es leben noch von meinen Mitbrüdern — sie

haben, durch eigene oder fremde Schuld, nicht so viel gesunde Nahrung, daß sie sich und ihre schmachtenden Kinder damit sättigen könnten. Warum vergesse ich sie? — Ach, es seufzen in ihre Lumpen gehüllt, wohl noch Kranke und Schwache auf ihren Schmerzenbetten — der Wein, welchen ich ohne Durst, nur zum Vergnügen einschlürfe, wäre ihnen vielleicht eine stärkende, rettende Arznei. Wie? soll ich dies Gelüst stillen, währeno ich eine höhere Seligkeit mit wenigen Tropfen Weins erkaufen, vielleicht einer verlassenen Familie einen Vater, unerzogenen Kindern noch eine treue Mutter retten könnte? — — Was habe ich gethan? Wie wenig, Gott, o gnadenreicher Gott, war ich Deiner Gaben werth! — Ach, läge ich an der Stelle jener Elenden, hätten sie meinen jetzigen Wohlstand — sie würden vielleicht edlere Menschen und barmherziger gegen mich sein!

Ich will eilen! — Ich will Gutes thun! — Ich will von meinem Ueberflusse mittheilen! — Ich kann noch Glückliche machen, und der dies kann, ist reich! Und wer dies sein will, muß selbst nur wenig für sich bedürfen wollen. — Gib uns, Vater im Himmel, nur unser tägliches Brod! Amen.

33.

Betrachtung der Sinne.

Der Geruch.

2 Mos. 29, 18.

Anbetend steh' in Gottes Heiligthume,
Im Tempel der Natur, o Christ,
Wo ihrem Schöpfer auch die kleinste Blume
Den süßen Opferduft vergießt!

Und wenn der Opferdunst von jeder Blüthe
Mit Wohlgerüchen dich umwallt:
Bist du allein für deines Schöpfers Güte
Empfindungslos, o Mensch, und kalt?

Nein, opfernd, Vater, bring ich in der Stille,
Mein Leben Dir zum Heiligthume, Dir!
Geopfert werde, Vater, Dir mein Wille,
Und jedes edlere Gefühl in mir!

: ersten Menschen, unbekannt mit den Verknüpfungen und
kungen in der Natur, und begierig den segnenden Gott-
:n des Lebens die Empfindungen der Liebe und Dank-
eit zu bezeugen, sahen von Bergen und Thälern die Nebel
orsteigen zu den Wolken. Sie sahen den Rauch in langen
llen sich zu jenen Höhen hinaufwälzen, von wo ihnen Son-
chein und Regen, Wärme, Licht und Gedeihen kam, oder
Blitz durch donnernde Gewölke leuchtete, oder der Regen-
:n wie ein wunderbares Farbenthor flammte. Dort, über
Wolken und Sternen, vermutheten sie den Aufenthalt der
ter; und sie dachten sich die Götter als menschenähnliche
sen, doch mächtiger als alle Sterblichen, und von unsterb-
:r geistiger Natur.

Da sprachen die ersten Menschen unter einander: Es nähren die Gotter nicht mit den Speisen der Menschen; nur die sten Düfte steigen zu ihren Sitzen empor. Wie mögen wir ihr Wohlgefallen gewinnen, oder ihnen ein erkenntliches nüth offenbaren? Wie können wir uns ihnen mit Geschen- nahen?

Da ward das Opfer erfunden. Es war der erste Gottesdienst. Auf geheiligten Altären brachte der Sterbliche mit Andacht die Erstlinge seiner Heerden und Früchte, und aufgelöset in den Flammen sah er den Opferdunst freudig zu den Himmeln aufsteigen. Er brachte Weihrauch, Myrrhen, und Alles, was Wohlgerüche verbreitete, um es auf den Altären anzuzünden.

Auch Moses behielt aus der Religion des Alterthums den Opferdienst bei, und richtete ihn zur Ehre Jehova's ein; denn es ist dem Herrn ein Brandopfer, ein süßer Geruch, ein Feuer des Herrn. (2 Mos. 29, 18.)

Als aber Jesus Christus in die Welt trat, und seine höhern Offenbarungen gab; als er lehrte, Gott sei ein Geist, anzubeten im Geist und in der Wahrheit; als er lehrte, daß ein reines Herz Gott wohlgefälliger sei, denn Brand- und Sühnopfer: da hörte der sinnliche Gottesdienst des Alterthums auf. Er selbst hatte ein Opfer für die Sünde geopfert, das ewiglich gilt. (Ebr. 10, 12.)

Noch heutiges Tages ist bei vielen heidnischen Völkern das Anzünden der Opfer gewöhnlich. Ihnen scheint der feinste Duft der Speisen eine den Göttern würdige Nahrung zu sein. Dieser Irrthum ist ungebildeten Menschen um so verzeihlicher, da die Empfindungen des Geruchsinnes viel Aehnlichkeit mit denen des Geschmacks der Zunge haben. Wir aber, als Christen, haben ganz andere Gründe, die Macht und Weisheit des liebenden Schöpfers in diesen Empfindungen zu bewundeen. Wir erkennen darin eine neue Vorsorge des Vaters für unsere Erhaltung wie für unser Vergnügen. Und je aufmerksamer wir auch diesen Sinn unsers Leibes betrachten, je mehr sich vor uns neue Wunder in den göttlichen Einrichtungen der Natur offenbaren.

Der Duft der Speisen selbst, insofern er bloß durch den Geruch wahrgenommen wird, ist keine Nahrung. Er ist bloß ein Verkünder dessen, was der Geschmack zu erwarten hat. Darum vermählte die göttliche Vatersorge diesen Sinn so genau mit dem Sinne des Geschmacks. Darum ward jener so nachbarlich zu diesem gesetzt, daß keine Speise in den Mund gebracht werden solle, die nicht schon durch ihre Ausdünstung verrathe,

b sie genießbar und wohlthätig sein könne. Der Geruch ist leichsam das vorausprüfende Auge des Geschmacks. Was dem efühl der Nase Eckel erregt, verabscheut der Gaumen.

Alle Körper aber dünsten aus und werden dadurch dem eruche empfindlich: das heißt, alle Körper verflüchtigen sich unendlich kleinen Theilen, die weder dem äussern Gefühle, och dem Geschmack erkennbar sind, uod zu deren Wahrnehung eine viel reizbarere Zartheit der Nerven erforderlich ist.

Hätten wir ein so scharfes — ich möchte sagen, geistiges— luge, um auch das Feinste zu erkennen, was uns in der Luft mschwebt, wir würden eine neue Welt sehen; wir würden m jeden Körper einen eigenen, größern oder kleinern Dunstreis erblicken, welcher die Dunstkreise von Millionen anderer einerer Körper durchschneidet. Wir würden jeden einzelnen enschen, jedes Thier, jede Pflanze, ja jeden Stein, jedes etall, in ein solches Gewand von feinen Dünsten eingekleidet blicken, ähnlich dem Monde, wenn er in trüber Luft einen of um sich zeigt. Unser Auge erkennt von diesem Allem nichts. s glaubt klar durch die reinste Luft, wie durch ein Nichts, zu hen, und hält sie für den leersten Raum, während vielleicht illionenfach verschiedene Körper in ihr umherschwimmen, von elchen wir, ohne es zu ahnen, mit jedem Athemzuge einen anzen Strom verschlingen und wieder ausprudeln, wie der allfisch des Meeres Wasserströme durch seine Nase hervorpringen macht. Schon wenn einzelne Sonnenstrahlen streifenweise durch die Fenster in unsere Wohnzimmer dringen, erstauen wir bei dieser hellern Beleuchtung der Luft über die Wogen er schwebenden Staubwirbel, Federchen und unbekannten, ich glänzend herumwälzenden Punkte, in deren Mitte wir leben nd athmen, und von deren Dasein wir in der weniger erhellen Luft nicht das Geringste empfinden. Oder wir sehen mit Verwunderung bei einiger Kälte der Luft den menschlichen Athem ie perlenfarbene Wolken hervorströmen, der sonst dem Auge eständig unsichtbar zu sein pflegt.

Diese Ausdünstungen, welche unaufhörlich fortdauern, sind o unendlich feine, sich von den Körpern absondernde Theile,

daß sie weder der Größe und Gestalt, noch dem Gewichte der Körper etwas zu nehmen scheinen. Und doch nehmen nothwendig die Körper dabei ab, weil sie Theile verlieren. Die Ausdünstungen verschiedener Metalle, wie des Kupfers, Messings u. s. w., sind selbst dem Geruche empfindlich. Dennoch kann ein solches Metall viele Jahre lang seine Verflüchtigung fortsetzen, ohne für unser Auge und Maßstab an Größe, noch für unsere feinsten Wagschalen, die noch immer zu unbehilflich dafür sind, einen millionsten Theil der Schwere einzubüßen. Von der Auflösbarkeit der Körper in unnennbar kleine Theile kann man sich durch die einfachsten Versuche überzeugen. Ein wenig Schwefel, welches kaum den Raum einer kleinen Erbse einnimmt, verbreitet sich durch das Verbrennen weit umher durch die Luft, daß seine Theile ein ganzes Haus erfüllen, und durch den Geruch entdeckt werden, wo sie für das Auge nicht mehr vorhanden sind.

Die Blumen, deren gewürziger Duft die Lüfte balsamisch durchfließt, sind in einem oft ungeheuern Dunstkreis eingewickelt. So wie der Geruch uns ihre Nähe verkündet, sind wir schon in einen dichten, wiewohl unsichtbaren Nebel eingetreten, den sie wunderbar verborgen ausdampfen. — Ach, wir glauben, mit unserer Kunst und Erkenntniß so weit zu reichen; wir glauben mit unsern Augen oft schon das Innerste der Natur zu erspähen, und doch streifen wir damit nur auf ihrer äussersten, groben Hülle hin. Gott läßt uns noch mehr ahnen von dem, was sei, als erkennen; weil schon das, was uns von seinem Reichthum erkennbar ist, mehr ist, als wir auch bei allem Fleiße, und bei der größten Länge unsers Lebens übersehen und ergründen können. Er läßt uns nur ahnen, was er uns noch unendlich Vieles vorbehalten hat, was wir einst unter andern Verhältnissen, mit andern feinen Sinnen ausgestattet, als Beweise seiner Majestät und Größe bewundern werden.

Wenn wir bedenken, wie also die ganze weite Luft, welche uns umgibt, gleichsam ein Meer von allerlei Stoffen ist; ein Meer, worin zahllose Körper aufgelöset schwimmen; aufgelöste Thiere, Pflanzen, Metalle und Erden — darf es uns

ch unbegreiflich sein, wenn durch andere unbekannte Natur-
äfte alle diese Stoffe wieder wohlthätig auf lebende und todte
esen zurückwirken? — wenn die Luft für Menschen und
iere und Pflanzen ein wirkliches Nahrungsmittel wird? —
enn gewisse Pflanzen, wie manche Zwiebelgewächse, bloß
ufgehangen in der Luft, wachsen und grünen? — wenn plötz-
ch am reinen Himmel dichte Gewölke zusammenziehen, die
an nicht entstehen, sondern sich nur vergrößern sieht, man
eiß nicht, woher? — wenn Feuerflammen durch die Wolken
rennen, oder Regenströme über Welttheile niederstürzen, und
eite Landschaften überschwemmen, als wären Meere überge-
eten?

O Gott, wunderbarer Schöpfer! je aufmerksamer sich
ein forschender Blick auf Dich richtet, je lebhafter fühlt mein
hwacher Geist seine Unmündigkeit, seine niedrige Stufe auf
er Leiter der von dir erschaffenen Wesen. Ich kann nicht von
einen Werken reden, welche ich durch die wenigen Sinne er-
ene, die Du mir für dieses Erdenleben verliehen, ohne in
rfurchtvolles Erstaunen und in Anbetung zu versinken. Herr,
as bin ich, daß Du noch meiner gedenkest! Welch ein gerin-
s Nichts in Deinem All der Schöpfung! — Aber Du hast
ich durch Jesum aus meiner Tiefe erhoben. Er lehrte mich
ich als Vater ehren und lieben. Vater der Unermeßlichkeit,
ch mein Vater bist Du! Mich vergissest Du nicht, der Du
lbst dem unsichtbaren Stäubchen seinen Beruf und Zweck ge-
ben. Mich wirst Du nicht vergessen noch versäumen, der Du,
enn mein Körper längst verweset, aufgelöset und verstäubt ist,
ch dessen durch alle Lüfte schwimmenden Ur-Theil bewahrst
nd zu neuen Bildungen verwendest. Ja, Vater, es ist ein
oßes, es ist ein des Christen würdiges Geschäft, Dich in Dei-
n Wundern aufzusuchen, und durch Betrachtung der irdischen
Sinne uns Deine erhabenen Absichten zu erklären. Ohne jenen
Sinn des Geruchs wäre uns die unsichtbare Körperwelt ver-
hlossen, und die merkwürdigsten Erscheinungen Deiner Schö-
ung zwischen Erde und Himmel blieben eine finstere Unbe-
reiflichkeit.

Eine schwammichte, zarte, löcherige Haut überkleidet das Innere der Nasenhöhle. In dieser Haut verbreitet sich das feinste Gewebe eines Nervenpaars, nebst Zweigen eines andern, vom ersten verschiedenen, Nervenpaars, die alle zum Gehirn gehen. Die Enden der Nerven sind mit einem klebrigen Schleim bedeckt, und gegen Verletzungen geschützt. Sie sie es, welche, sobald sie von den aufgelöseten und verflüchtigten Theilen der Körper berührt werden, jene Empfindung hervorbringen, welche wir Gerüche nennen. Je mehr Ausdehnung und Fläche in den an die Stirn grenzenden Nasenhöhlen jene nervenreiche, empfindliche Haut besitzt, je stärker ist das Geruchsvermögen. Bei den meisten fleischfressenden Thieren ist sie sehr entwickelt, wie z. B. beim Hunde, beim Wolf, beim Fuchs u. a. m. — Zwar haben diejenigen Thiere, welche ohne Knochen sind, keine sichtbare Nasen, aber demungeachtet das Vermögen des Geruchs. Bei Insekten, Würmern, Muscheln ist es für uns unergründlich, mit welchem Theile ihres Körpers ihr Geruchssinn verbunden sei. Dennoch aber dürfen wir keineswegs daran zweifeln, daß sie ihn in einem hohen Grade besitzen, daß er bei ihnen die Stelle der Augen vertritt, daß er ihnen schon in weiter Ferne die Gegend andeutet, wo sie Nahrung für sich finden werden. Wer weiß nicht, daß die Ausdünstungen des Honigs und Zuckers, die wir, wenige Schritte nur entfernt, gar nicht verspüren, Fliegen, Bienen, Wespen und Ameisen weither herbeilocken? Wo verborgen ein thierischer Körper verweset, sammeln sich schnell entfernte Aasfliegen, um ihre Eier hineinzulegen, damit das zarte, auskriechende Gewürm sogleich sein Futter finde. Der Wasserpolyp hat keine Augen; er gleicht in einer faserigen Gestalt im süßen Wasser mehr einer Pflanze, als einem Thiere; dennoch weiß er es, sobald ein Würmchen, ein Insekt sich nähert; er weiß den Ort, wo es sich befindet, streckt seine Arme oder schwebenden lebendigen Zweige dahin aus, ergreift, umwickelt und verzehrt es.

So ist, wie der Geschmackssinn, auch das Vermögen des Geruchs unter allen Thieren mehr oder weniger verbreitet. Er leitet sie zu ihren Wohnungen, zu ihren Speisen. Er ist eins

r wichtigsten Mittel des Schöpfers zur Erhaltung seiner lebengen Welt. Der Hund, dieser treue Begleiter und Freund s Menschen, erkennt und unterscheidet die Menschen; vermittelst seiner Witterung verfolgt derselbe noch die Thiere, findet sich durch sie auf den entferntesten Reisen in den unbekanntsten Gegenden, auch nach Tagen, Wochen und Monaten, zurück, während er nichts Anderes um sich her bemerkt, mit seinen Augen zum Erdboden niedersieht, oder in dunkeler Nacht handelt. Der Geruchssinn unstreitig ist es, welcher die Schaaren der Zugvögel durch die höchsten Lüfte, über ganze Welttheile, über weite Meere hinwegleitet, daß sie nicht nur ihre Länder wiederfinden, in denen sie geboren wurden, sondern selbst ihre Städte, ihre Dörfer, ihre eigenthümlichen Nester.

Die Fische, obgleich in der Tiefe beweglicher, rauschender Wellen, selbst im trüben, schlammigen Wasser, welches nicht weit zu sehen gestattet, haben einen so feinen Geruchssinn, daß sie in der Ferne den kleinsten Punkt entdecken, wo für sie eine angenehme Nahrung liegt, und derselben mit Begierde zueilen. Die Lockspeise an der Angel wird von ihnen im Strom bemerkt, ehe sie dieselbe sehen; der Geruch des Hanfes betäubt sie.

Der Einfluß der Ausdünstungen auf die Geruchsnerven des Menschen ist von ausserordentlicher Verschiedenheit. Diese Nerven sind aber oft durch Uebermaß der Reizungen eben so abgestumpft und verwöhnt, als der Geschmackssinn. In Städten, wo die Einwohner mit ihren Werkstätten enger beisammen sind, ist der Geruch selten so fein und ausgebildet, als bei Bewohnern einsamer Gegenden. Seeleute empfinden auf dem Meere die Nachbarschaft von Inseln, welche reich an aromatischen Gewächsen sind, zuweilen schon in einer Entfernung von dreißig bis vierzig Meilen; und man erzählt von wilden Naturmenschen, deren Geruchswerkzeuge so empfindlich sind, daß sie darin mit der wunderbaren Vollkommenheit des Hundes wetteifern.

Nicht jeder Reiz der Geruchsnerven ist allen Menschen gleich angenehm; was die einen erquickt und schmeichelt, ist den andern betäubend. Man weiß von einem sogenannten na-

türlichen Widerwillen gewisser Personen gegen gewisse Dinge, die einem Andern ganz gleichgültig sein können; man weiß, daß sich diese seltsame Antipathie sogar zuweilen äussert, wenn Niemand von der Nähe des verhaßten Gegenstandes etwas spürt, während einen Einzigen in der Gesellschaft Bangigkeit oder Grausen und Ekel überfällt, bis der verborgene Gegenstand des Widerwillens ausgekundschaftet und entfernt wird. Diese Antipathie und ihr unendlich verfeinertes Wahrnehmen ist nur durch den Geruchssinn zu erklären, so wie es sich denken läßt, daß eben dadurch oft die sympathetischen Gefühle, die plötzliche Zuneigung der Menschen zu einander oder zu leblosen Dingen, entstehen könne.

Ueberhaupt aber ist dieser merkwürdige Sinn, der von der einen Seite dem Geschmack in Rücksicht der Empfindung sehr verwandt ist, von der andern Seite enger, als wir glauben, mit dem Gedächtniß verknüpft. Dafür zeugt schon die Fähigkeit des Hundes, welcher auch nach vielen Jahren der Trennung seinen verlornen Herrn wieder erkennt, sobald er, vermittelst der Geruchswerkzeuge, dessen Spur wieder gefunden. Dafür zeuget die fast räthselhafte Kenntniß, welche die weit um den Erdball streifenden Zugvögel von der Gegend ihrer heimathlichen Länder, und von dem kleinen verlorenen Punkt auf der unermeßlichen Oberfläche dieses Weltkörpers haben, die ihr beständiges Nest ist. Selbst die Tauben, welche man viele Meilen weit von ihren Nestern entführt, regen kaum ihre Schwingen wieder frei in den Lüften, als sie in geradester Richtung dem Lande und Orte wieder zueilen, wo ihr Schlag ist. Erstaunenswürdig ist dieser Sinn bei den Vögeln. Ohne ihn würden sie, die durch Wälder und Felder am Tage herumflattern, ihr eigenes Nest unter tausend andern, und den Strauch, den Zweig des Baumes unter tausend andern nicht wieder am Abend finden, wo das Nachtlager ihrer harrt, das sie selbst kunstvoll gebaut haben. — Umsonst verschüttet ihr dem abwesenden Thiere des Waldes und Feldes seine in die Erde eingegrabene Höhle, und machet deren Zugang unkenntlich: es wird sich neue Bahnen zu derselben öffnen. Die kleine Biene, welche geschäftig

umher von Blume zu Blume ſummt, ihren Honig zu ſammeln, kehrt zu ihrem eigenthümlichen Stock zurück, wenn Regenſchauer drohen, oder die Sonne ſinkt. Kein anderer Bienenkorb lockt ſie unterwegs an, als derjenige, in welchem ihre eigene Familie wohnt und arbeitet.

So ſind durch Gottes weiſe Einrichtungen die unſichtbaren Ströme von Düften die Straßen und Wegweiſer von zahlloſen ſeiner Geſchöpfe, die ohne dieſe verderben würden. So iſt für die Thiere der verfeinerte Geruchsſinn, den der vollkommnere Menſch nur als eins ſeiner niedrigen Seelenwerkzeuge kennt, ein Stellvertreter vielfacher Kenntniſſe und künſtlicher Mittel, die der Menſch, welcher ſich der Herr der Schöpfung nennt, nur mühſam und langſam erfindet. — Wie wunderbar iſt die Haushaltung der Natur, auch ſelbſt da, wo wir ſie nicht ſehen? — Wer in dieſelbe nur mit den vollkommenern Sinnenwerkzeugen des Wurms eindringen könnte: welche auſſerordentliche Offenbarungen würde er zu machen haben! — Auch wir Menſchen machen, wenn wir ſonſt nur aufmerkſam genug auf das ſind, was in uns vorgeht — auch wir machen nicht ſelten Erfahrungen davon, wie genau der Geruchsſinn mit dem Erinnerungsvermögen zuſammenhängt. Ein Duft, der uns entgegenſteigt, eine Art des Geruchs, der uns nicht gewöhnlich vorkommt, weckt oft plötzlich Erinnerungen von Vorfällen, Bilder von Gegenden und Menſchen, an die wir auſſerdem vielleicht nie wieder gedacht haben würden. Mit dieſer Reizung der Geruchsnerven erwacht wieder das Andenken von Ereigniſſen der frühſten Kinderjahre, und das ganz Vergeſſene ſteigt, wie aus einem Grabe, lebendig hervor.

Wahrſcheinlich iſt es nicht bloß die wollüſtige, anmuthige Empfindung, welche uns mit ſtillem Entzücken füllt, wenn wir die ſüßen Düfte der Roſe oder des Veilchens, der Lilie und Nelke, oder anderer aromatiſch hauchender Gewächſe einathmen. Es iſt etwas Anderes und Höheres, das uns zu einem ſtillen, unausſprechlichen Wohlgefallen ſtimmt. Es iſt die ſanfte Anregung verworrener Erinnerungen, die wir uns dabei nicht klar machen können. Es iſt das Zurückleben in einer Vergan-

genheit, die uns beseligt, die aber von der Macht der Gegenwart zu sehr verschattet ist, als daß wir sie hell genug erkennen sollten. Daher hat der Rausch, welchen der Duft wohlriechender Blumen, Kräuter, Oele und Gewürze in uns weckt, etwas Geistiges. Wir wähnen uns veredelter, körperloser, über Zeit und Vergangenheit dahinschwebend; wir sind geneigter zu stillen Betrachtungen, Träumen und Rückerinnerungen, als bei jedem andern Rausche, welcher die Frucht von genossenen Speisen und Getränken sein kann, und wo der Mensch gemeiniglich thätiger, auf die Gegenwart wirksamer, oder in die Zukunft hoffnungsvoller hinausblickend wird.

Diese Wirkung des Geruchsinns scheint bei den vernunftlosen Thieren weniger statt zu finden. Für sie gibt es keine Vergangenheit, keine Zukunft; und selbst das Gedächtniß, welches sie haben, und das wohl in manchen Stücken das menschliche übertreffen mag, dient ihnen doch nur zum Genusse des vorhandenen Augenblicks und der Umstände.

So erinnert auch dieser einfache Sinn, von welchem wir im Leben am wenigsten Gebrauch zu machen glauben, uns an unsere Erhabenheit über die thierische Welt, an das Geistige in uns, welches nicht blind für Geschehenes und Kommendes nur Raub der anwesenden Minute sein soll, sondern mit dem Ewigen verwandt ist; — so leitet er das Thier auf unsichtbaren Straßen zu seinem Futter und Nachtlager, den Menschen aber zu Erinnerungen und höhern Ahnungen, die ihm als Geist geziemen.

Denn mehr Geist als Thier soll der Sterbliche sein. — Dahin deuten alle Einrichtungen des Schöpfers. Darum empfing der Mensch weniger vollendete und scharfe Sinne, als das Thier, damit er gezwungen sei, durch Entfaltung seiner höhern Kräfte das zu ersetzen, was ihm irdisch mangelt. Darum erschien er nackt und ohne ihm angeborne Waffen, wie der unbehilfliche Wurm; darum wird sein Geschmacksinn nicht vorzüglicher, als der des gemeinsten Thieres; darum wird er im Geruchssinn von vielen übertroffen, und der Scharfblick des Adlers ist heller, als das Auge des Menschen.

Mein Gott, mein Schöpfer, ich verstehe Dich in Deinen weisheitvollen Anordnungen — mein Glück, die Erhebung des Unsterblichen über das Sterbliche, ist in Allem Dein Zweck. Dahin ruft mich jeden Morgen Deine neue Liebe; dahin winken die Offenbarungen Deines Sohnes Jesu Christi; dahin leiten alle Fügungen der Natur, wie heilige Straßen, welche sich in einem Punkte vereinigen, so weit sie auch auseinander zu liegen scheinen.

Und doch, wie oft verliert der Sterbliche sündigend den heiligen Weg, das göttliche Ziel, und wird ein elendes Wesen, das sich selbst verdammt, fern von seinem höhern Ziele zu bleiben und am Staub zu kleben. O Gott, wie verächtlich wird ein solcher Abtrünniger von Dir und den Gesetzen der Natur! Ohne Gefühl für seinen höhern Beruf, als unsterblicher Geist, lebt er für sinnliche Ergötzungen, und wird Thier, ohne nur die Vollkommenheiten der Sinne zu haben, mit denen Du vorzugsweise die vernunftlosen Wesen ausgestattet hast.

Herr, ich will mich heiligen und erheben in Deiner Wahrheit; und die Betrachtung Deiner Werke leitet zur Wahrheit. Du selbst bist die höchste, die beseligendste. Ich will nicht müde werden, diese zu erforschen und zu erkennen. So werde ich mir selbst deutlicher werden, und den Weg meines ewigen Heils nicht verfehlen. O gib mir, Vater, gib mir Kraft dazu durch Deine Gnade! Amen.

34.

Betrachtung der Sinne.

Das Sehen.

Ps. 119, 18.

Ich lobe Dich und preise
Dich, o mein Gott! allein
Wer ist, wie Du, so weise?
Verstand und Rath ist Dein.
Ach, möchte, Herr, mein Geist
In allen Deinen Werken
Auf Deine Weisheit merken,
Die, wer Dich kennet, preis't!

Was, Gott, mein Aug' entzücket,
Rühmt Alles Deine Macht,
Ist herrlich, ist geschmücket,
Ist Ordnung, Kunst und Pracht!
Sie schaffet, sie erhält,
Zu segnen, zu ergötzen
Nach weisesten Gesetzen,
Den schönen Bau der Welt.

Zwar hat schon der Sinn des Gefühls, des Geschmacks, des Geruchs großen Einfluß auf die Vervollkommnung des menschlichen Geistes; aber keiner einen so wichtigen, als der Sinn des Auges. Durch ihn werden wir erst mit der Welt vertraut, die wir bewohnen, und mit allen Wesen, die mit uns an Gottes Güte Theil nehmen. Durch ihn erst wird unser Gedächtniß reich, unsere Einbildungskraft lebendiger; wir empfangen von ihm erst den Begriff des Schönen und Erhabenen, deren Eindrücke uns begeistern; wir erblicken die Gottheit in ihrer namenlosen Schöpfungspracht, und das regsame Spiel tausendfacher Ursachen und Wirkungen im All der Natur und der Schicksale.

Um den Werth des Auges zu fühlen, dürfen wir uns nur an die Stelle des Blindgebornen versetzen; so wie wir gewöhnlich die Gesundheit für nichts achten, wenn sie unser ist, und sie über Alles preisen, wenn sie mangelt. —

Eine einzige Finsterniß verhüllt dem Blindgebornen die Welt. — Finsterniß? Ach nein, auch nicht einmal von dieser hat er eine Vorstellung; mit der Finsterniß wäre wenigstens

doch schon der Begriff einer dunkeln Farbe verbunden. Für ihn gibt es nicht einmal Finsterniß, so wenig als es eine solche für das Gefühl der Hand gibt. Hätten wir statt des Auges nur Wange: so würde eben so wenig Dunkelheit als Licht empfindbar sein. Für ihn ist nichts, als was er hören, betasten, schmecken, riechen kann.

Umsonst lächelt ihn die trauernde Mutter an, und beugt sich still weinend über ihn. Er weiß nichts von der Schönheit des menschlichen Angesichts, nichts davon, wie sich die Seele in allen Mienen abspiegelt. Er versteht nicht die Hälfte von der Sprache, die er lernt und hört, so wenig wir die Sprache höherer Wesen begreifen würden, wenn sie, mit erhabenern Sinnen ausgerüstet, von ihren Wahrnehmungen zu uns reden könnten; für ihn gibt's keine deutliche Vorstellungen von Farben und Gestalten, von Fernen und Nähen. Er kennt nur das Einzelne, was sein Finger betastet. Ihm unterscheiden sich die Zeiten des Jahres nur nach Wärme und Kälte; Tag und Nacht nur nach dem Schlafen und Wachen der Menschen. Er strengt vergebens seine übrigen Sinne an, den fehlenden Blick zu ersetzen. Sein feineres Ohr unterscheidet nähere und fernere Töne, ohne die Ursachen zu erkennen; sein Gefühl die Farben, aber ihren Glanz ahnet er nicht, sondern er bemerkt nur das Trocknere und Feuchtere, das Rauhere und Glättere. Was ist es denn, fragt er bei sich, was meine Brüder sehen können? Sie müssen höherer Naturen sein, als ich. Für sie ist die Welt unendlich größer. Sie haben ein Vermögen, Dinge der Zukunft zu wissen, welche ich noch nicht höre.

Und welch ein entzückenvolles Schrecken durchbebt den Blindgebornen, wenn ihm das Auge geöffnet wird! — Man hat ihm eine unbekannte Welt, ein anderes Leben gegeben. Er ist von Neuem ein Fremdling unter dem Himmel. Er findet sich in seinen gewohntesten alltäglichen Dingen nicht mehr zurecht, und muß die Augen schliessen, um sich selbst und das wieder zu erkennen, was ihn umringt. Er schwebt in Lüften. Er unterscheidet nicht das Entfernte vom Benachbarten. Die Gestalten der Menschen, der Bäume, des Himmels, der Ge-

birge lagern sich gegen ihn, wie ein ungeheures Bild. Er streckt die Hand, und will die Sonne betasten, und die Gipfel entlegener Berge umspannen. Er hört Stimmen und Töne, aber Alles scheint ihm Sprache zu haben; die im Winde wankenden Zweige der Bäume, die dahin rauschenden Wellen des Stroms, die Thier- und Menschengestalten, Alles hat ein wunderbares Leben; er weiß nicht, wem die Gabe der Sprache zukommt. Vater und Mutter, Bruder und Schwester, sind ihm Fremdlinge; er muß die Augen verschliessen, um sich von ihrem Dasein zu überzeugen. Der Glanz des Tages verschwindet mit dem welterleuchtenden Gestirn — Hügel, Thäler, Gärten, Wohnungen, Menschen verschwinden — er begreift die neuen Verwandlungen nicht, und fragt, wohin sie alle geflohen? Er sieht die Wunder der Finsterniß, das Himmelsgewölbe mit den goldenen Sternen, den zauberhaften Schimmer des Mondes. Es ist abermals eine andere Welt, die um ihn her schwimmt. Aber die matt strahlende Fackel des Lämpchens ist ihm so ausserordentlich, als das ganze Firmament mit den zahllosen Lichtquellen. — Er sieht, aber begreift das Wunder nicht; er sieht, aber versteht das Gesehene nicht.

So wird uns einst vielleicht sein, wenn die Hand des Todes unsere irdischen Sonnen auslöscht, und die allmächtige Güte uns mit neuen Werkzeugen höherer Wahrnehmungen ausstattet. Auch wir werden in einem neuen Leben gleich Blindgebornen sein, welche zum erstenmale mit der Empfindung des Lichts beseligt werden. Wir werden uns selbst und das göttliche Weltall nicht mehr erkennen. Entzücken wird die neugebornen Geister durchzittern, wenn sie dann empfinden, wie dürftig ihre ersten Sinnen auf Erden waren, mit denen sie das All der göttlichen Schöpfungen schon durchforschen zu können glaubten. Wie der Sehendgewordene erst nach Empfangung des Augenlichts seine vorige Armuth kennt, in der er sich schon so reich dünkte, werden auch wir, als Verklärte, erst den tiefen Stand und die Armuth der menschlichen Natur einsehen, in der wir jetzt schon uns so hoch erhaben wähnen.

Das Auge, durch welches wir die Empfindung des Sehens

haben, ist von einer ausserordentlich kunstvollen Einrichtung. Eine nur am Vordertheile des Auges durchsichtige Hornhaut umfängt schützend das ganze, zarte Gebäude des Augapfels, der nach Willkür der Seele vermittelst daran befestigter Muskelbänder bewegt und gedreht werden kann; mehrere feine Häutchen, die theils zusammenhängend, theils mit klarem Naß ausgefüllt sind, ruhen unter jener Hornhaut. Die innerste Bekleidung aber ist die Netzhaut des Auges, die von ungemeiner Reizbarkeit ist, weil in ihr sich der aus dem Gehirn hervortretende Sehnerve in unendlich kleinen Verzweigungen ausbreitet. Durch ihn allein gelangen wir zur Empfindung des Sehens, wenn das Licht durch die verschiedenen Häute und kristallenen Feuchtigkeiten des Sterns im Auge bis zum Hintergrund gelangt, wo sich die Bilder verkehrt auf der Netzhaut abspiegeln.

Zwar ist es der menschlichen Kunst gelungen, den sinnvollen Bau des Auges in seine kleinsten Theile zu zerlegen, und erstaunenswürdig wird die Weisheit Gottes, welche hier sich in den Einrichtungen des köstlichen Werkzeugs offenbart; — durch jene Kunst ist es auch gelungen, Blinden durch Hinwegnehmung einer Alles verfinsternden Haut das Sehen wieder zu geben: — aber wie durch den Reiz des Lichts auf die Sehnerven alle jene Empfindungen von Farben, Gestalten, Nähen und Fernen in die Seele gelangen, bleibt darum nicht minder eins der zahllosen göttlichen Geheimnisse. Die unbeträchtlichste Verschiedenheit im Abstand der Augenhäute von einander bewirkt eine Veränderung in den Wahrnehmungen der Welt ausser uns; macht kurzsichtig und verdunkelt das Entfernte, oder verwirrt trübe die Gestalt naher Gegenstände und macht nur entlegenere deutlich. Der geringste Fehler in den zarten Nervenverzweigungen oder innern Feuchtigkeiten ändert den Eindruck, welchen die Farben verursachen, oder bewirkt, daß man zwar bestimmt sehen, aber nie die Farben gehörig von einander unterscheiden lernt.

Was ist doch neben dieser Gotteskraft und Weisheit der Witz aller Sterblichen! — Millionen Sterbliche werden geboren und gehen aus der Welt, und sie wissen nicht, wie wundervoll Gott sie baute; kümmern sich auch wenig darum. Gleich den

Thieren des Feldes sehen sie, ohne einmal nur dankbar den Blick emporzuheben zu dem Geber der köstlichsten Gaben.

Wie die Kräfte der Natur unmittelbar auf die Nerven des Gefühls-, Geschmacks- und Geruchs-Sinnes wirken, so verursachen sie auf die Sehnerven eine eigene Reizung, welche wir Licht nennen. Denn alle Körper sind entweder beleuchtet, oder selbstleuchtend; und nur das gegen unser Auge dringende Licht macht sie wahrnehmbar. Wo es fehlt, herrscht Schatten und Finsterniß.

Die Strahlen des Lichts sind von unbeschreiblicher Feinheit, und dringen mit unglaublicher Schnelligkeit in schnurgeraden Richtungen vor. Es durchfliegt binnen einer Sekunde einen Raum von mehr als vierundvierzigtausend Meilen, ist folglich mehr als neunmalhundert- und fünfundsiebenzigtausendmal geschwinder als der Schall, der in einer Sekunde nur etwas mehr als tausend Schuh durchläuft. Die Strahlen der Sonne gebrauchen nur ungefähr acht Minuten, um aus der ungeheuern Ferne bis zu unserm Auge zu gelangen. Daher glauben wir beim Untergang dieses großen Gestirns es wirklich noch zu sehen, wenn es selbst schon unter der Erde ist, während das Strahlenbild durch den unermeßlichen Aether noch eine Zeitlang fortglänzt. Daher können am Himmel entfernte Gestirne schweben, die wir nicht sehen, weil ihr Licht aus den unendlichen Fernen noch nicht bis zu uns gedrungen; andere können seit Jahrhunderten vernichtet oder in weitere unsichtbare Fernen gerückt sein, die wir noch immer sehen, weil ihr Strahlenglanz noch unterwegs ist.

Eine neue Macht Gottes, die im Weltall schwebt und wirkt! Erstaune ich schon über die Mannigfaltigkeit der Dünste und Stoffe, die im Luftkreise der Erde schweben, und den Bewohnern derselben zur Leitung verwittelst des Geruchssinnes dienen: was soll ich sagen von der Gewalt und unermeßlichen Schnelligkeit des Lichts, welches das ganze Weltgebäude verherrlichend durchströmt, und das Unendliche des Raums erhellt, und die Straßen und Sonnen im uferlosen All zeigt, und Welten in Verbindung mit Welten setzt! — So ist nichts leer in der unermeßlichen

Schöpfung; Alles, das Entfernteſte wie das Nächſte, mit verborgenen Kräften und Wundern angefüllt. — O mein Schöpfer, ich ſelbſt ein Wunder Deiner Allmacht, wie ſoll ich auch nur den geringſten Theil der Größe erkennen, in der Du mir ſchon hienieden erkennbar wäreſt! — Und füllte mein Leben die Dauer von Jahrtauſenden aus, und wäre mein ganzes Daſein unter dem Himmel nur eine einzige, ununterbrochene Betrachtung Deiner Werke, ich würde in all meiner Weisheit und Erkenntniß nur einen geringen Tropfen des Weltmeers haben. Ach, und wie kurz iſt nun mein Hierſein; wie oft wird meine Betrachtung Deiner Majeſtät unterbrochen; wie oft entfernt mich Leichtſinn und Gleichgültigkeit von den heiligſten und beſeligendſten aller Vergnügungen hinweg!

Vermählt mit der Empfindung des Lichts iſt die Empfindung der Farben. Die Forſcher der Natur haben ſich ſeit Jahrhunderten bemüht, dies Wunder, welches uns oft entzückt, zu enträthſeln. Da wir in dem einzelnen Sonnenſtrahl, wenn er unter gewiſſen Umſtänden von durchſichtigen Körpern gebrochen wird, alle Grundfarben wahrnehmen, wovon der prachtvolle Halbkreis des Regenbogens zeugt: ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß alle Farben, die wir an den Körpern zu ſehen glauben, nur Wirkungen der Lichtſtrahlen ſind. Je nachdem ſie durch ihre eigenthümliche Natur empfänglich für einen oder den andern Farbenſtrahl ſind, zeigen ſie ſich unſerm Blick in der eigenen Farbe. Daher röthet das rothfarbige Licht der Kohlen die Geſtalten der Umſtehenden, und die Flamme der Kerzen und Lampen, worin mehr gelbliche Strahlen ſind, färben das Blaue grün, das Rothe bleich, das Weiße gelblich.

Und auch hier, wie weiſe und wohlthätig vertheilte die Hand des Schöpfers das Reich der Farben der Natur! Welches Spiel der Lichter, welche Abſtufungen und Zuſammenordnungen der Farben, damit ſie eben ſo ſehr das Gemüth mit Luſt erfüllen, als dem Auge wohlthun! Keine Farbe iſt aber für die Sehnerven erquickender und ſtärkender, als das Grün. Und mit tauſendfachem wechſelndem Grün kleidete der himmliſche Vater die ganze Pflanzenwelt, welche wie ein Kleid die Oberfläche des

Erdballs umhüllt. Nie empfindet das Auge die Wollust an dieser Farbe lebhafter, als im erwachenden Lenz, wenn es den Anblick derselben lang entbehren mußte. Aber in den trüben Tagen des Winters sendet er den weitleuchtenden Schnee, und dieser muß die langen Nächte jener entfernten Länder erhellen, denen die Sonne oft für ein halbes Jahr untergegangen bleibt.

Die meisten Thiere haben, so wie wir, auch den Sinn des Sehens. Von manchen Gewürmen, an denen kein eigentlicher Kopf wahrzunehmen ist, läßt sich auch nicht behaupten, ob sie die Empfindung des Lichts genieſſen. Die kleinsten Milben, deren Welt ein Blatt, Thierchen, deren Meer ein Thautropfen ist, und deren Daſein nur mit Hilfe der stärksten Vergrößerungsgläser erfahren wird, scheinen doch Augen zu haben; denn bei ihren äusserst geschwinden Bewegungen weichen sie einander aus, als wenn sie sehen könnten. Wie unendlich klein, zart und wunderbar muß das Gebäude ihrer Augen und Nerven sein! — Man bemerkt, daß die kleinen Geschöpfe im Verhältniß zu ihrer Gestalt größere Augen haben, als die großen. Während an der Fliege das Auge wohl den zwanzigsten Theil des ganzen Körpers ausmacht, betragen die Augen des ungeheuern Wallfisches kaum den millionsten Theil seines Umfanges. Viele Insekten haben vier, acht und mehr Augen; einige besitzen deren mehrere hundert. Sie sind ihnen nothwendig, da sie nicht dieselben nach allen Seiten werfen können, wie wir, sondern sie unbeweglich haben. Darum erblicken sie aber die Dinge um sich her eben so wenig hundertfach, wie wir mit verdoppelten Augen sie zweifach sehen.

Auch nach Verschiedenheit des Aufenthalts und Lebens ist das Auge der Geschöpfe anders gebaut. Das der Landthiere ist erhaben; bei Insekten weit vorragend, um auch hinter sich zu blicken; bei den Fischen ist es flach. — Bei einigen ist der Stern und das Lichtloch des Auges beständig gleich; bei andern, wie auch bei den Menschen, erweitert es sich unwillkürlich im Dunkeln, um mehr Lichtstrahlen einzulaſſen, so wie es sich im Hellen zusammenzieht, um das Uebermaß des Lichtes abzuwehren. Daher sind viele Thiere mit weiterm Stern im Auge, der sich nicht verengern läßt, durch das allzublendende Tages-

licht genöthigt, nur in der Nacht ihr Geschäft zu treiben. Sie beleben die Finsterniß — denn immer soll überall Leben sein. So ist der Wille der Gottheit. Sie gab Jedem nach seinem Bedürfniß, nach seiner Bestimmung, und versah selbst Thiere mit ungleich stärkerm Blick, als den Menschen, da bei jenen der Sinn zu ersetzen hat, was dieser durch seine erhabnere Seele zu bewirken weiß. Der Wurm, in der Tiefe des Erdbodens wühlend, erkennt sich dort; und der Vogel, hoch in den blauen Lüften schwebend, erblickt die Nahrung klar, welche tief unter ihm auf der Erde liegt. Der Raubvogel, welcher dem menschlichen Auge kaum als ein kleiner Punkt am Himmel bemerkbar schwebt, erkennt mit Helligkeit die kleine graue Lerche, wie sie zwischen den grauen Erdschollen sich bewegt, und mit Wetterschnelle stürzt er auf die ersehene Beute nieder.

Doch den Thieren ist dieser köstliche Sinn nur Werkzeug der Lebenserhaltung, und nicht mehr. Der Mensch erweitert durch ihn das Gebiet seiner Erkenntnisse und Empfindungen. Das Thier blickt mit gesenktem Antlitz nur zur Erde, aus der es entsprungen ist; aber aufrecht ist die Gestalt des Menschen. Er wirft den Blick zum Himmel in das Endlose des göttlichen Alls hinein. Von der Gottheit stammt sein erhabener Geist, zu der er einst heimkehrt, inzwischen seine Staubhülle zur Erde fällt, an der sie haftet. — Er bereichert durch den Sinn des Gesichts den Schatz seiner Erfahrungen; er schärft durch ihn seine Urtheile; er bevölkert seine Einbildungskraft mit neuen Wesen.

Todt ist der Blick des Thieres für das Schöne der Natur und Kunst. Der Mensch, obgleich nicht mit derjenigen Vollkommenheit des Auges, wie sie von manchen Thieren besessen wird, sieht mehr, als jedes Thier. Er sieht in der Mannigfaltigkeit eine wunderbare Ordnung; er sieht in den Schöpfungen das Schöne. Gefühle, dem Thiere fremd, entzücken ihn beim Anblick hoher Gebirge, die über des Himmels Wolken hinwegragen, oder der finstern Abgründe, die sich unter seinen Füßen aufspalten; beim Anblick weiter Landschaften voller Anmuth, oder einzelner Blumen voll unnennbarer Pracht. Darum ist er Mensch! Er soll das Schöne und Erhabene erkennen

und empfinden, was dem vernunftlosen Geschöpf verborgen bleibt, — und mehr als dies, er soll den Schöpfer ahnen in Allem, was er erblickt.

Beklagenswürdig sind die Unglücklichen, welche nur Augen zu haben scheinen, den Thieren gleich, um ihre Nahrung zu suchen und niedrigen, sinnlichen Gelüsten nachzueilen! — Sie sind es, von denen Jesus sagt: Sie haben Augen, und sehen nicht! Für sie hat nur das einen Werth, was ihrem Körper wohlthut, was ihren irdischen Wohlstand mehrt. Sie sind zu sehr Thiere, um sich auf den Fittigen des andachtsvollen Blickes gen Himmel zu schwingen! — Und doch empfinden sie das Schöne, aber sie lieben es nur, weil es ihren Nerven schmeichelt. Und doch ist ihnen das menschliche Angesicht das schönste, in welchem sich die reinsten Tugenden des Gemüths ausdrücken.

Man sagt, das Auge sei ein Spiegel der Seele, ein Verräther des Gedankens. In der That ist kein einziger unserer Sinne, auf welchen die Seele geschäftigern Einfluß zu üben gewohnt ist, als das Auge. Daher bezeichnen sich alle Gefühle und Leidenschaften so schnell und unwillkürlich durch dasselbe. Auch der feinste Heuchler findet in einem wenig beachteten Blick seinen Verräther. Betrachte den Zornigen — er strahlt gleichsam verzehrendes Feuer aus; — den Schuldbewußten, er kann den Blick nicht fest zu euch erheben; — den Tückischen, er möchte sich vor euch verbergen; — den Redlichen, der nichts zu scheuen, und keine Schuld zu verheimlichen hat, er zeigt euch den offenen, hellen, freundlichen Blick der Unschuld, durch welchen ihr in die Tiefen seiner Denkart niedersehet.

Auch in dieser merkwürdigen Einrichtung der Natur liegt ein höherer Zweck Gottes. Daß die Gemüthsart der Sterblichen sich so schnell in seinen Blicken spiegelt, scheint nicht bloß zur Absicht zu haben, daß wir uns vor Unsersgleichen hüten können, wenn er gefährlich ist, oder uns an ihn anschliessen, wenn er gutartig scheint: nein, die Tugend liebenswürdig, das Laster ekelhaft zu machen, schon durch den bloßen Sinn des Gesichts, ist eins der zahllosen Erziehungsmittel des menschlichen Geschlechts in der Hand Gottes. Seelenvollkommenheit

ist immer das letzte und höchste Ziel. So innig kann kein Blindgeborner die Tugend lieben, das Laster verabscheuen, als derjenige, welcher jene in ihrer Unbefangenheit und schönen Erhabenheit, oder die Sünde in den verzerrten Geberden auf jedem Menschenantlitz lebhaft sinnlich dargestellt erblickt. Es begegnet kein Sterblicher einem andern, ohne sogleich aus seinem Gesichte zu lesen: Was ist dieser in seinem Innern werth? Hat es Edelmuth oder Heimtücke? Ist er redlich oder falsch? freundlich oder abschreckend? Und wie uns Gott auf diese Weise täglich mit sichtbaren Bildern edler und unedler Seelen umringt, legt er den Reiz in uns, selbst edler und besser zu sein, um Gott und Menschen angenehmer zu erscheinen. — Auch der Verdorbenste versucht es; so groß ist die Gewalt des Sittlich-Schönen auf des Menschen Gemüth. Aber der Böswicht, der Thierisch-Gesinnte, das Herz mit der Miene verwechselnd, übt nicht jenes, sondern nur diese, und bringt es höchstens bis zum Kunststücke der Heuchelei. Das Thierische schimmert ihm überall durch die Larve der Tugend hervor, und sein Antlitz wird eine widrige Verzerrung.

O wie viel hast Du gethan, heilige Allmacht, um mich auf dem Pfade jedes meiner Sinne an das Einzige zu erinnern, was mir Noth ist — an Seelenerhebung, an Geistesvollkommenheit! Wie tausend Wegweiser zum höchsten Glück, die zu Dir hinaufdeuten, hast Du nahe und fern um mich her gestellt, daß, wenn ich des einen nicht achte, der Anblick der andern mich zurecht leite! — Wie schwer ist es, Dir abtrünnig zu werden, und das Göttliche zu vergessen, das mein Ziel ist! — — Und doch ist der Mensch Dir abtrünnig, und verkehrt seine Natur und vergeht unter falschem Bemühen. Sie haben Augen und sehen nicht; sie haben Ohren und hören nicht! klagte Jesus. — Nein, mich soll diese große Anklage nicht treffen. Ich würde ja Alles, ich würde den ganzen Zweck meines Daseins einbüßen; ich wäre unwürdig, von Dir, Vater der Liebe, erschaffen worden zu sein.

Oeffne die Augen meines Geistes, daß ich Dich und mein ewiges Ziel beständig erblicke; Dich im Thautropfen und in den

Welten des Himmels; Dich im Glanz der Blume und im verheerenden Sturm; Dich im Kreise der Jahreszeiten und wechselnden Tage, und im Aufblühen und Welken der Staaten und Menschen. — Deine Weisheit, Deine Barmherzigkeit, Deine Macht strömt, sich mir offenbarend, meiner Seele durch alle Sinne zu. Könnte ich Dein vergessen, wozu Du mich berufen und erwählt hast?

Mögen diese Sinne einst ersterben: mein Geist wird Dich finden; mein gebrochenes Auge möge die Welt verlieren: Dich wird es ewig schauen. Amen.

35.

Betrachtung der Sinne.

Das Gehör.

1. Sam. 16, 23.

Hätt' ich den Reichthum jedes Landes,
Was half' er? Keiner Schätze Werth
Ersetzt den Mangel des Verstandes,
Den wahrer Weisheit Glanz verklärt;
Dich zu erkennen, groß und hehr
Gabst Du mir Sprache und Gehör!

Dich, Gott des Guten und des Schönen,
Preis't aller Welten frohes Chor;
So steig' in andachtvollen Tönen
Auch Dir mein Lobgesang empor!
Wer könnte fühllos schweigen, wer?
Du gabst ja Sprache und Gehör!

„Wenn nun der Geist Gottes über Saul kam, so nahm David die Harfe, und spielte mit seiner Hand: so erquickte sich Saul, und ward besser mit ihm, und der böse Geist wich von ihm."

So schildert die heilige Schrift die Gewalt der Tonkunst. Wer hat sie nicht empfunden? Wen hat sie nicht schon mitten in dumpfer Gleichgültigkeit neu erhoben und begeistert, oder aus dem Arm der Freude zu den Thränen stiller Wehmuth gerufen; oder aus der Sorgennacht zu einer heitern Ansicht des

ebens? — Aber durch welchen Zauber mögen Töne über das
emüth eine solche Herrschaft üben?

Der Saitenklang von Davids Harfe zerstreute Sauls
chwermuth. Das Geräusch kriegerischer Musik erweckt den
luth zum Kampf. Die majestätischen Stimmen der Orgel
heben das Gemüth zu höherer Andacht. Schon sind Kranke
:nesen durch die stärkende Macht des Gesangs, und Wahn-
nigen kehrte auf den weichen Strom der Töne die verlorne
esinnung wieder zurück. — Bei vielen der gesittetsten Völker
s Alterthums gehörte die Anwendung der Musik zu den öffent-
chen Anordnungen, die Sitten edler, den Geist erhabener,
n Sinn der entzweiten Menge einiger zu machen. Damals
ar die Tonkunst noch einfacher, der Gesang naturgemäßer. —
eides mangelt unsern Tagen fast ganz, da man den Zweck der
unst über Künsteleien aus den Augen verlor, und die Bewun-
rung einer mühsamen Gelehrtheit Vielen köstlicher dünkte,
s die Urbestimmung der Töne, welche ihnen der Schöpfer an-
ies, das schlummernde Gefühl zu wecken, und die Seele
eichsam zum Aufschwung in höhere Regionen zu beflügeln.

Alle Völker, sobald sie sich nur aus dem tiefsten Staube der
ierheit zum Menschlichen erhoben, kannten die überirdische
lacht sinnvoll geordneter Töne. Der Wilde in Wüsten und
äldern, kaum fähig, die ersten Bedürfnisse des Lebens dem
rdboden abzugewinnen, fühlt schon die Wollust des Gesangs,
id erfindet früher das Werkzeug zur Hervorbringung ohr-
id herzberauschender Wohlklänge, als den Pflug für den Acker.
ei allen Völkern, welche Religionen sie auch haben mögen,
: die Tonkunst eine Begleiterin des Gottesdienstes, und es ist
e Strenge derer tadelnswürdig, welche die Verehrung des
chsten Wesens von allem Sinnlichen entkleiden wollen.

Der Sterbliche, der zugleich im Staube und im Himmel,
n Endlichen und Unendlichen athmet, hat den Geist, um das
rdische zu beherrschen, und hat das Irdische, um den Geist
l vervollkommnen. Beide regen sich in lebendiger Wechsel-
irkung. Wenn sich das Laster mit allem Schmuck der Sinn-
hkeit ziert, um Herzen zu vergiften: warum wollet ihr der

Tugend alle Waffen rauben, mit denen sie das Sinnliche bekämpfen kann? — warum die Pracht der Tempel verachten, und den Zauber der Tonkunst verwahrlosen bei der Gottesverehrung, weil Gott ein Geist sei, den man nur im Geiste und in der Wahrheit anbeten solle? Gott ist ein Geist, aber der Mensch ist es nicht ganz. — Wohl gehst du in die Einsamkeit, und betest da oft mit glühender Andacht — aber was ist es, das in der Einsamkeit, oder im Schooße der Natur, dieser Andacht oft die stärksten Schwingen lieh? — Was war es, wenn du da standest, und die Pracht eines Sonnenaufgangs bewundertest, was dich zur Ehrfurcht und Anbetung des Höchsten hinriß? — Wenn unter dir die Ströme rauschten, Nebelsäulen emporstiegen aus den Thälern wie von Opferaltären; die Lerchen über dir im rothstrahlenden Goldgewölb sangen, und die Wälder erbrausten: war es nicht die Gewalt der Farben, der Zauber der Töne, der deine Sinne berauschte, dein Blut schneller bewegte, Thränen in dein Auge, Gebete auf deine zitternden Lippen legte? — Du sahest, du hörtest Gott in den Wundern seiner Huld, und deine Sinne verkündigten dir die Stärke des Allerhöchsten.

Wenn denn der Einfluß edler Umgebungen auf Sinne und Gemüth unzweifelhaft ist: so wird eine zweckmäßige Verschönerung der Gott und unserer Andacht geweihten Tempel, feierliche Ordnungsfolge der gottesdienstlichen Handlungen und Veredelung des kirchlichen Gesangs eine Pflicht weiser Obrigkeiten, denen eines Volkes Adel und Frömmigkeit werth ist.

Von allen Tönen, die uns durch ihren Wohllaut entzücken, sind menschliche Stimmen die vollkommensten. Durch die Stimme verkündet sich der innere Zustand des Gemüthes, oft die volle Denkart des Menschen. Anders tönt der Zorn, anders die Liebe, anders die Wehmuth, anders die Freude. Ohne die Sprache des Fremdlings zu verstehen, ohne ihn mit unsern Augen zu erblicken, erkennen wir seine Bewegungen aus dem Klang, aus der Langsamkeit oder Eile seiner Stimme. Wie beim Menschen, so beim Thier. Der Vogel singt seine Seligkeit, der Hund gibt durch seine verschiedenen Töne die man-

cherlei Zustände der Empfindungen zu erkennen. Des Löwen erschreckliches Gebrüll macht die trotzigsten Thiere der Wildniß beben, und entspannt ihren Muth.

Was dem Auge die Farben, das sind dem Ohr die Töne; was jenem die Gestalten, sind diesem die Worte der Sprache. Aber wie der Sinn des Auges edler ist, als der Geruchssinn, weil er der Seele einen größern Reichthum von Vorstellungen zuführt: so ist der Sinn des Gehörs edler, als der des Sehens. Ohne Gehör wäre keine Sprache; ohne Sprache keine Deutlichkeit der Vorstellungen, keine Mittheilung der Gefühle und Gedanken. Der Taubstumme ist eins der unbeglücktesten Wesen; für ihn fehlt die schönste Seite der Schöpfung. Kein fremdes Herz kann sich in das seinige ergiessen; keine Vorwelt hat für ihn gelebt: ihre Erfahrungen sind für ihn verloren, ihre Tugenden dauern ohne seine Bewunderung; er lernt die Gebräuche des Lebens, aber nicht die daran geknüpften höhern Begriffe; seine Einsichten sind verworren, denn nur was wir in Worten denken, wird bestimmt und klar gedacht — alles Andere ist ein undeutliches Hinbrüten. Für ihn bleibt die Gottheit dichter verschleiert; er ahnet sie aber in dunkler Ferne. Sein Leben ist ein Gewohntsein; die Natur und Menschheit für ihn ein räthselvolles Schauspiel, das an seinen Augen vorüberzieht, ohne Plan und Zweck.

Heil den Menschenfreunden, den Edeln, welche die göttliche Kunst erfanden und übten, erbarmungsvoll den Taubstummen aus seiner Verstoßung aufzurichten, und ihm durch den Sinn des Auges die Vorstellungen von dem Unsichtbaren zu geben, welche wir nur durch das wunderbare Mittel der Sprache empfangen! Sie sind Seelenretter, denen der schönste Ehrenkranz der bessern Menschheit gebührt; sie sind Vormünder der Allverwaiseten, welche sie zur Gottheit und Ewigkeit mit sich leiten.

O Vater im Himmel, auch sie sind ja Deine Kinder — und auch diese Unbeglückten rufst Du zur Seligkeit. Dunkel ist Dein Rathschluß, daß Du ihrer unsterblichen Seele hienieden ein unvollkommeneres Werkzeug verliehen. Ach, Du zeigtest uns an

ihnen, wie viel Du uns gabst, da Du die Stimmen der Natur bis in das Innerste unsers Gemüths dringen liessest, damit sie Dich offenbaren könnten.

Unbegreiflich wie das Mächtigste und Geringste in Deinen Werken, o Gott, ist auch dieser edelste unserer Sinne, ohne welchen Geister sich Geistern auf Erden nicht mittheilen könnten, und Jesus Christus die Worte göttlicher Weisheit dem Geschlechte der Sterblichen nicht gebracht haben würde.

Umsonst erforschen wir den Bau des kunstvollen Werkzeuges, durch welches wir Töne vernehmen, die unsere Seele rühren, belehren, erheben. Eine durch die Luft fortgesetzte Bewegung der Körper dringt zu unserm Ohr, eingerichtet durch seine äussere Gestalt, Klänge aufzufangen, und ungeschwächt durch einen Irrgang zusammenhängender Höhlen zu dem darin ausgebreiteten Nervenmark zu führen. Die hier mitgetheilte Erschütterung pflanzt sich zu unserm Vorstellungsvermögen fort — wir nennen es Hören.

Die Luft, in welcher sich die Töne verbreiten, gleicht einem immer bewegten, unsichtbaren Meere, in welchem wir leben. Wie der ins Wasser geworfene Stein die stille Oberfläche desselben bewegt, auf derselben kleine Wellenringe bildet, die ihre Erschütterung nach der Ferne ausdehnen, immer weiter, immer größer, immer schwächer werden: so der in die Luft hinausgeworfene Klang. Hätten wir ein so verfeinertes Auge, daß wir, wie die Bewegungen des Wassers, auch die durch Töne entstandenen Lufterschütterungen und Luftwellen sehen möchten: wir würden neue Wunder erblicken, von welchen wir jetzt kaum eine Ahnung haben. Ohne Zweifel bilden alle Töne gewisse regelmäßige Gestalten in dem uns umschwimmenden Elemente. Wir wissen dies aus denjenigen bewundernswürdigen Gestalten, welche der auf einer vom Geigenbogen gestrichenen Glasscheibe ausgestreute feine Sand im Augenblicke bildet, da der Klang das Glas erschüttert. Der gleiche Ton malt hier dem Auge auch immer die gleichen Linien, Punkte und Sterne von Staub. Was die Glasscheibe durch ihre Schwingungen hervorbringt in Flächenbildern, das erzeugen auch gewiß die Schwingungen

der Luft mit gleicher Ordnung, aber in gewaltigern Ausdehnungen in Höhe, Tiefe und Weite.

Wie wir mit zwei Augen doch jeden Gegenstand nur einfach sehen, so hören wir auch, ohngeachtet des doppelten Gehörwerkzeuges, jeden Ton nur einfach. Welche unermeßliche Uebereinstimmung und Genauigkeit muß also in der Bildung der Gehörgänge und Nerven stattfinden! Der zarteste, von keinem menschlichen Auge erkennbare Unterschied würde Verwirrung erzeugen müssen. So finden wir in der That bisweilen, daß Personen, welche sehr bestimmt und leise hören, das Nahe wie das Ferne, doch die Klänge nie in ihrer ganzen Reinheit vernehmen. Dies erhellet besonders, wenn sie sich vorsetzen, solche im Gesange nachzuahmen. Das falsche Gehör scheint aus einer geringen Abweichung in den innern Bildungen beider Gehörwerkzeuge zu entstehen, und es würde verschwinden, wenn sie den Ton nur mit einem einzigen Ohre hören möchten.

Geruch, Gesicht und Gehör werden mit Recht die edlern unserer Sinne geheißen, denn sie sind es, welche unsern Geist am meisten mit Erfahrungen aller Art bereichern. Wie der Geruch am meisten mit dem Erinnerungsvermögen zusammenhängt, das Sehen hingegen dem Gedächtniß wie der Einbildungskraft den meisten Stoff von der Aussenwelt zuleitet: so ist es der Gehörsinn, welcher am unmittelbarsten nicht nur auf Gedächtniß und Einbildungskraft, sondern auch auf die Empfindungen und deren Belebung wirkt.

Wer aber wagt es, die geheimnißvolle Verwandtschaft äusserer Klänge und innerer Gefühle zu erklären? Wir vermögen es nicht, so lange uns die in der Natur wohnenden Kräfte in ihrer Verbindung dunkel sind. Der einzelne Schrei des Thieres wird von Thieren der gleichen Gattung verstanden, und der ängstliche Ton der Henne bei Wahrnehmung des in den Lüften drohenden Raubvogels, wird von den Küchlein verstanden, die kaum das Licht gesehen, und sich unter die Flügel der rufenden Mutter verbergen. Jeder Ton, den das Thier ausstößt, ist Stimme der Natur und keine Sprache. Denn Sprache ist aus willkürlichen Tönen zusammengesetzt, die erst durch Auf-

nahme ins Gedächtniß langsam erlernt werden müssen. Aber es ist Verwandtschaft zwischen den Stimmen der Thiere und ihren Gefühlen. Die jüngsten verstehen die ältesten. Ein Ton ist genug, um die mit demselben verwandte Empfindung sympathetisch in einem andern Thiere gleicher Gattung lebendig zu machen.

Dasselbe findet unter den Menschen statt; doch nicht in solcher Vollkommenheit. Aber auch der Säugling erwiedert schon das Lächeln der Mutter und ihren schmeichelnden Ton mit süßem Lächeln, so wie das Weinen Mitleid und Wehmuth erregt. Allein was bei den Thieren Naturklang und Einheit mit der Natur ist, das ist bei dem Menschen schon Sache der Seelenkräfte, des Gedächtnisses, des Urtheils, des Einbildungsvermögens — es ist erlernte Sache. Nur weil wir selbst schon geweint haben, verstehen wir das Aechzen der Trauernden, weil wir selbst gelacht haben, verstehen wir vom Fremdling den Ton des Gelächters; weil wir die Folgen drohender Stimmen kennen lernten, erschrecken wir vor dem donnernden Rufe des Zorns.

Am reinsten erblickt der Mensch die Naturverwandtschaft seiner Gefühle mit äussern Tönen noch in der Musik wieder. Und eben dadurch wirkt dieselbe mit so unwiderstehlicher Macht auf die Gemüther der unwissendsten Wilden, die noch kaum eine Sprache erfanden, wie auf das Herz der gebildetsten Menschen. Wen sie ungerührt läßt, dem mangelt etwas in der Ordnung seiner Nerven. Es ist Unvollkommenheit seiner feinern innern Einrichtung, es ist eine geistige Taubheit, die weder durch Erziehung noch durch einen Fehler des Herzens und der Denkart verursacht wird.

Wenn gleich andere Geschöpfe den Menschen in demjenigen übertreffen, was man Verständniß der Naturstimmen heißen könnte, ist dies doch so wenig sein Nachtheil, als daß er in Rücksicht der Vollkommenheit anderer Sinne oft den Thieren nachstehen muß. Sondern wir erkennen darin die Weisheit des göttlichen Schöpfers, die den Sterblichen zwang, seine Zuflucht zur Entwickelung des ihm verliehenen unsterblichen Geistes zu

nehmen. Das Thier ist mit der Natur alles Irdischen eins; der Mensch ist mit der Natur des Irdischen durch seinen Geist entzweit. Er selbst ist eine höhere Kraft, eine selbstständige, willkürliche, über geringere Kräfte herrschende. Wo aber Herrschaft ist, da endet die Gleichheit und vollkommene Einheit. Darum ist das Thier eins mit der Natur, weil es, aus geringern Kräften geformt, sich nicht zur Herrschaft erheben kann; des Menschen Geist hingegen strebt gewaltiger empor, erkennt sich selbst als edler, und unterwirft sich nur den ewigen Ordnungen des Naturganges, weil auch sein Werkzeug, der Leib, die Frucht niederer Kräfte ist, die in das allgemeine Reich der Sinnenwelt gehören. Der Geist sucht sich eine andere Welt. Er denkt Gott, Ewigkeit, Freiheit. Dahin schwingt sich die Seele keines Thieres.

Darum ist die Sprache der Vorzug des Menschen; er theilt mit keinem andern ihm bekannten Geschöpfe das Vermögen, sich durch willkürlich geschaffene Klänge die feinsten seiner Empfindungen, die erhabensten seiner Vorstellungen mitzutheilen. Er verrichtet Wunder, die er selbst nicht in ihrer Möglichkeit vollkommen begreifen kann. So wie Gott auf wunderbare Weise den menschlichen Geist in den Staub des Erdensterns einkleidete, so hüllt der Mensch den Gedanken, diese geistige Frucht des in ihm vorhandenen Göttlichen, in irdische Luft, und sendet ihn in dieser Hülle, Wort genannt, dem horchenden Sinne des Mitbruders zu. Die Luft verrinnt am Ohr desselben, der Leichnam des Gedankens stirbt, aber das Geistige dringt über in den Geist des Mitbruders, und vermählt sich demselben. Dies heißt Sprache.

Wer erstaunt nicht über diese Mittel, durch welche Geister im Irdischen einander sich selbst offenbaren! Sollen wir zweifeln, daß Gott höhern Wesen, als uns, noch andere Mittel gegeben, sich einander zu offenbaren? Wie unendlich mannigfaltig sind die Schöpfungen und Mittel seiner irdischen Welt — soll größere Armuth in der Geisterwelt herrschen, deren König und Vollendetstes die Gottheit selber ist? Wie das Thier tief unter uns steht in Rücksicht der Mittel, so stehen wir tief unter

den Reihen höherer Naturen. Wie wir uns durch die wunderbare Einrichtung der Sprache über den Schrei des Thieres erheben, so stehen durch vorzüglichere Mittheilungsarten vollkommenere Geister über uns.

Die Sprache entwickelt sich unter den Völkern der Erde mit ihrer Vernunft. Der roheste Wilde bezeichnet die nothwendigsten seiner Bedürfnisse und die alltäglichsten Dinge des Lebens um sich her mit einfachen Lauten, in denen er theils den Ton der Dinge selbst, theils denjenigen nachahmt, welchen er, von ihnen angenehm oder unangenehm berührt, selbst auszustoßen pflegt. So entstand die Sprache. So finden wir sie zum Theil noch jetzt in ihrer ursprünglichen Dürftigkeit unter wilden, nackten Bewohnern entfernter Himmelsstriche. Mit der Erweiterung der Erfahrungen, Kenntnisse, Bedürfnisse und Verhältnisse wächst der Reichthum der Worte und Benennungen an. Eine Nation erbt und lernt von der andern, ein Zeitalter vom andern.

Daher finden wir auch in den Sprachen der heutigen Völker noch viele gleichlautende Bezeichnungen gleicher Gegenstände, die im frühesten Alterthum dieselben waren, und wir erkennen in der Sprache unsers Vaterlandes unsere Abstammung von uralten Völkern des Morgenlandes, deren Nachkommen daselbst mit uns in vielen Dingen einerlei Worte gebrauchen. Es ist genug, daß eine Nation entweder abgesondert von andern leben, oder in genauen Verbindungen mit andern, oder daß sie ihren ursprünglichen Wohnsitz ändern muß: mit dem Laufe der Jahrhunderte verwandelt sich die Sprache. Andere Bildung des Volks zeugt andere Worte; ein anderer Himmelsstrich, der auf die Sprachwerkzeuge einwirkt, zeugt andere Tonbildungen. Es war der Wille der Gottheit, daß auch in den Mittheilungsarten der menschlichen Geister durch Sprache die größte Mannigfaltigkeit herrsche, wie überall und in allen Dingen der Schöpfung.

Die heilige Schrift erzählt uns den Ursprung von der Verwirrung und Verschiedenheit der Sprachen. Anfänglich hat alle Welt einerlei Zunge und Sprache. (1 Mos. 11, 1.) Bei der

Lebensart der Menschen, die nur Viehzucht und Jagd kannten, zerstreuten sie sich leicht, und verloren sich von einander. Sie wollten einen Thurm bauen bis in die Wolken des Himmels, daß sie sich beständig zu ihrer Heimath zurückfänden, oder sie nach langer Trennung doch wieder erkennen möchten. Aber Gott wollte, der ganze Erdball solle durch sie bevölkert und bewohnt werden. Das enge Beisammenleben der Erschaffenen mußte sie von den Zwecken der Schöpfung entfernen. Darum verwirrte der Herr ihre Sprache. Die nach langen Zeiten zur Heimath zurückkamen, verstanden das Wort ihrer Brüder nicht mehr. So wurden sie getrennt, und also zerstreute sie der Herr von dannen in alle Länder.

Die Verschiedenheit der Sprachen ist eine weise Anordnung der göttlichen Vorsehung. So bequem es auch scheinen möchte, wenn alle Bewohner des Erdkreises durch einerlei Zunge sich sogleich gegenseitig verständigen könnten: mit so vielen Nachtheilen würde es für die Freiheit der Völker und ihrer Geistesthätigkeit verbunden sein. — Eigene Sprache gibt eigene Denkart dem Volke; Verschiedenheit der Sprachen begründet die Verschiedenheit der Nationen. Wo aber diese ist, da findet edler Wetteifer statt. Das Beispiel der Einsicht, Aufklärung und des Wohlstandes der Einen reizt die Andern zur Nachahmung. — Die Verschiedenheit der Sprachen begründet die Verschiedenheit der Ansichten und Kenntnisse. Wie die Mannigfaltigkeit derselben unter einzelnen Menschen zum Widerspruch, der Widerspruch zur Kraftentwickelung, die Entwickelung der uns inwohnenden Kraft zu dem führt, was gut und wahr und recht ist: so geschieht es auch von Nationen zu Nationen. Darum soll im Weltall kein todtes Einerlei, sondern ein immerwährendes Ringen von Kraft gegen Kraft sein, daß aus der Gährung des Ganzen ein immer Vollendeteres hervorgehe.

Ueberall in der Körper- wie in der Geisterwelt das gleiche, große, Alles leitende Gesetz! — Ueberall, o Ewiger, Allweiser, Dein erhabener Wink, daß Alles, was da ist, nur zur Veredelung unserer unsterblichen Seele wirke. Diese ist es, zu deren Erzieherin Du alle Naturkräfte, alle Schicksale erschufst

Damit sie sich entfalten möge zu ihrer Herrlichkeit, gabst Du uns die Wundermacht der Sinne, den Reiz der Gefühle, die Zartheit des Geschmacks, füllteſt Du die Luft mit Düften, enthülleſt Du der Weſen Formen und Farben, bewegteſt Du uns durch Töne und Sprache — und darum ſandteſt Du dem Menſchengeſchlechte, dem ſinnlichen, ſündigen, nachdem die Zeit erfüllt war, Deinen ewigen Sohn, unſern Befreier, Erlöſer, daß er noch das Göttlichere kund thue!

Anbetungswürdiger! Angebeteter! Ich ſchaudere froh in der Mitte der Wunder, die mich umſchweben; in der Mitte der Wunder, in welche Du mich, wie in ein Kleid, gehüllt haſt. Dies Kleid wird einſt abfallen; Deine Allmacht wird mir ein herrlicheres reichen. Die Welt, wie ich ſie durch meine Sinne bisher erkannte, wird vor meinem brennenden Auge verſchwinden, aber eine andere, wunderbarere, ſchönere wird ſich vor mir aufſchlieſſen. — O! Vater, Vater, ich bin nicht würdig der Gnade und Liebe, welche Du mir erzeigt haſt. Ach, könnte ich hienieden mich ſo vollenden, daß ich Deiner Huld würdiger wäre! Aber in Betrachtung Deiner will ich mich heiligen. Bleibe mir mit Deiner Gnade! Amen.

36.

Freigebigkeit der Natur.

Erste Herbstbetrachtung.

1. Mos. 32, 10.

Allschaffender, wer ist Dir gleich,
Alliebender Erhörer!
Wie bist Du so unendlich reich,
Mein Vater, mein Ernährer!
Mit Tausenden empfangen wir
Alltäglich, bester Gott!, von Dir
Licht, Leben, Brot und Kleidung.
Was unser Leib bedarf, Du gibst
Es, Vater, uns mit Freuden;
Keins Deiner Kinder, die Du liebst,
Darf Noth und Mangel leiden.
Du beutst ja jeglichem sein Brod;
Der Mensch nur selber schafft sich Noth
Und bauet sich sein Elend.

---

hrend Gott die Menschen und die Welt beglückt, wie un-
rechlich elend macht der Mensch sich selbst und die ganze
durch den Wahnsinn seiner Leidenschaften! Wie demüthi-
ist diese Erinnerung! Wer möchte da nicht mit dem Erz-
Jakob ausrufen: Wir sind zu gering aller Barm
igkeit und Treue, die Du an uns gethan hast.
Mos. 32, 10.)
Viel tausend Landleute zitterten im Laufe des Jahres vor
nachtheiligen Einflusse der Witterung. — Aber wie ver-
ch war ihre Angst! War nicht eben dieses Jahr eines der
htbarsten? — Wie leicht verliert doch der arme Sterb-
Glauben und Muth! Wie maßt er sich doch bei aller Be-
nktheit seines Verstandes so gern an, mit seinen dem Lauf
Dinge ganz entgegengesetzten Wünschen die Maßnahmen
wigen und allein weisen Weltbeherrschers zu tadeln! Wie
t er sich in seiner Schwachsinnigkeit so gern ein, es besser
issen, als der Vater und Herr der Welten, von dem alle
Gaben kommen! — Wahrlich, wir sind zu gering
r Barmherzigkeit und Treue, die Du an uns
an hast.

Und indem ich nun den Reichthum und Segen Gottes in diesem Jahre erblicke; höre, wie man rings umher mit den Aernten zufrieden ist; wie man keine Hungersnoth, keine Theurung zu befürchten hat: kann ich mich in meiner der Andacht geweihten Einsamkeit würdiger beschäftigen, als damit, daß ich den Blick zu dem Geber dieses Segens emporrichte und auf die geheimnißvolle Haushaltung der Natur bewundernd hinschaue?

Er gibt uns Speise und Trank, und nährt Alles, was da lebet auf Erden. — Ach, und wie viel lebet auf Erden! — Das Wort Alles ist so leicht dahin gesprochen, aber unsere Einbildungskraft bebt zurück, wenn sie sich dies Alles vorstellen soll. — Wenn man nur von einem Berge herab eine volkreiche Landschaft mit ihren vielen Dörfern und Wohnungen übersieht, und ungefähr weiß, wie viel tausend Menschen aller Stände und Alter auf dem Flecken Landes wohnen, welchen das Auge übersieht, und weiß, wie viel Lebensmittel jeder Art dazu gehören, das ganze Jahr hindurch nur einen einzigen Menschen zu ernähren: wie muß man erstaunen, daß jedes Fleckchen Land so viel Menschen ernähren kann! Woher ein zureichender Vorrath von Lebensmitteln für Alle?

Und wie ausserordentlich groß ist die Zahl der Sterblichen, welche auf der ganzen Erde zerstreut wohnen! In Europa allein, wo auch wir wohnen, leben derselben an hundert und achtzig Millionen. In Asien, dem eigentlichen Stammlande des menschlichen Geschlechts, mögen wohl fünfhundert Millionen Menschen sein. In Afrika schätzt man die Zahl der Einwohner freilich nur auf hundert und zwanzig Millionen, weil daselbst ungeheure Sandwüsten ganz ohne Leben sich in unabsehbaren Fernen verbreiten. Allein zum Theil eben diese Wüsten, zum Theil die Wildheit der Menschen, welche längs den sandigen Einöden wohnen, haben verhindert, in das Innere dieses großen Welttheils einzudringen. Man weiß heutiges Tages mit ziemlicher Gewißheit, daß dort große und volkreiche, fruchtbare Länder liegen; daß dort handels- und gewerbreiche Städte sind, welche an Größe und Bevölkerung den größten Städten in Europa gleichkommen. — Die Anzahl der Menschen, welche den ameri-

kanischen Boden bewohnen, ist verhältnißmäßig zu den weitläufigen Landstrichen gering und beträgt noch nicht hundert Millionen; so wie auch der fünfte, erst vor wenigen Jahren genauer entdeckte Welttheil der Südländer nur einige Millionen Einwohner haben mag: so, daß man die Menge aller Menschen, die auf Erden leben, über neunhundert Millionen stark schätzt.

Neunhundert Millionen Menschen erwarten täglich auf Erden, durch Gottes, ihres Schöpfers und Vaters Gnade, Speise, Nahrung und Nothdurft des Lebens. Und der Vater dieser Millionen, der Allbarmherzige, sorget für sie Alle; kennt die Bedürfnisse jedes Einzelnen, des sterbenden Greises und des kaum zur Welt gebornen Säuglings, des Schiffers auf dem Meer, der in demselben Augenblick mit Sturm und Wellen kämpft, als der Wanderer in kalten Weltgegenden Wurzeln unter dem Schnee aus der kalten Erde hervorsucht, oder ein Anderer in den brennenden Sandwüsten nach einem Tropfen Wasser schmachtet, und plötzlich eine stille Quelle rinnen sieht. Für Alle sorgt der Herr; und jedes Jahr und jeder Tag sieht seine Güte neu werden. Sein Reichthum ist unerschöpflich.

Kleinmüthiger, warum bekümmerst du dich alle Tage so ängstlich: was werden wir essen, was werden wir trinken? — Mütter, Väter, warum jammert ihr so vertrauenslos um das Schicksal eurer Kinder, wenn ihr ihnen früh absterben und kein Vermögen hinterlassen solltet? — War es denn eure Kraft, oder war es nicht vielmehr Gottes Huld und Kraft, die euch bisher nährte und kleidete? — Gehet hin, betet und arbeitet; für das Uebrige lasset den Vater sorgen, dem wir Alle angehören. Werfet eure Sorgen auf den Herrn, er wirds wohl machen. Der, welcher täglich über neunhundert Millionen Menschen erhält und nährt, wird von seinem reichlichen Gastmahl wohl auch noch Brosamen genug übrig haben, dich und die Deinigen genugsam zu sättigen. Denn siehe, so viel ihrer sind, sie werden alle satt, und es bleiben noch Nahrungsvorräthe genug von einem Jahr zum andern übrig. Und würden der Menschen auf Erden noch mehr, als schon sind, sie würden alle ihr Lager, ihr Kleid, ihr Obdach, ihre Speise, ihren Trank finden.

In der That sind bis zum heutigen Tage noch lange nicht alle Gegenden der Oberfläche des Erdballs bevölkert, so fruchtbar und ergiebig auch der Boden sein mag. Da verderben die schönsten wildwachsenden Früchte; Keiner genießt sie. Da keimen und vermodern ungeheure Waldungen, durch deren Finsternisse vielleicht noch kein Mensch zu dringen wagte. Wilde, reissende Thiere und Gewürme nisten dort ungestört, bis sich das Geschlecht der Menschen dahin ausbreitet. Es könnten der Sterblichen um die Hälfte mehr leben, als heute vorhanden sind, und alle würden zu ihrem Unterhalt hinreichend finden.

So groß ist Gott; so unerschöpflich sein Segen.

Es ist auch gar nicht unwahrscheinlich, daß die Anzahl der Menschen auf Erden noch täglich anschwelle, und sich in bisher noch niemals bewohnte Gegenden ausbreite, so gewiß es von der andern Seite ist, daß auch das bewohnbare Land, seit Schöpfung der Welt, von Jahrtausend zu Jahrtausend zugenommen hat.

Ein einziges Menschenpaar bewohnte ursprünglich das glückliche Eden. Es war dies Menschenpaar genug, daß der Erdball bevölkert wurde, und heute noch über neunhundert Millionen von dessen Nachkommen leben.

Es ist wohl nicht weit von der Wahrheit, wenn man behauptet, daß Anfangs, gleichsam in der Kindheit des Erdballs, derselbe größtentheils von Wasser bedeckt war, und nur einzelne Inseln, jetzt Gipfel und Rücken hoher Länder, aus dem unermeßlichen Wasserspiegel hervorragten. Das Meer, welches den Erdkörper umfing, nahm immer mehr ab; die Inseln wurden größer, das feste trockene Land erweiterte sich. Viele Inseln stießen endlich mit ihrem Boden zusammen, wurden zu Welttheilen. So finden Reisende die zuverlässigsten Spuren, daß der Welttheil Amerika und derjenige der Südländer am spätesten aus dem großen Weltozean gestiegen seien. Noch jetzt haben sich dort die Wasser nicht alle verlaufen; noch jetzt ist dort der größte Theil des Bodens feucht und morastig, mit Seen und Sümpfen ohne Zahl durchzogen; die Ströme sind so breit, so tief, wie keiner der gewaltigsten in unsern Weltgegenden; die Luft ist noch in vielen Gegenden dort so unge-

sund, daß nur wenige Thierarten in derselben leben mögen, und keine Thierarten sind daselbst häufiger, als Gewürme, Insekten und anderes Ungeziefer, welches zugleich im Wasser und auf dem Lande fortdauern kann.

Noch jetzt ist der größte Theil des Bodens mit Wasser bedeckt, das heißt, nur etwa der vierte Theil ist Land, Alles Andere nur Meer. Man hat berechnet, daß von neun Millionen und einigen hunderttausend Meilen der ganzen Erdoberfläche nicht mehr als zwei Millionen und viermalhunderttausend Meilen ins Gevierte Land sein mögen. Noch jetzt bemerkt man an vielen Meeresufern, wie das Gewässer langsam zurücktritt; wie Städte, Dörfer, welche damals an dem Gestade lagen, jetzt fern von demselben am Lande liegen; wie Seehafen, worin vor Zeiten die größten Schiffe Raum und Wasser fanden, heutiges Tages ganz oder zum Theil trocken und nur mit Schlamm angefüllt sind, der nach Jahrhunderten zum festen Lande wird, je weiter das Meer zurück tritt.

So leidet demnach die Oberfläche des von uns bewohnten Weltkörpers fortwährende Veränderungen. Wie ganz anders war sie noch vor fünftausend Jahren! Die Länder, welche wir heute bewohnen, unser schönes Vaterland, war damals nur noch eine ungeheure endlose Wildniß, unbewohnt, rauh, kalt, voller Moräste, Sümpfe, Waldströme, ein ungesunder Aufenthalt. — Aber in Asien glänzten prachtvolle Städte voller Ueberfluß: Babylon, Tyrus, Sidon, Ninive, Jerusalem. — Jetzt blüht hingegen unser Vaterland; hier drängen sich Dörfer an Dörfer; hier schimmert der Wohlstand zahlloser Städte; hier, auf dem Grunde der ehemaligen Einöden und Wildnisse, duften einheimisch die Blumen entfernter Länder, gedeihen die Weintrauben und Früchte des warmen Morgenlandes; hier ruht der Segen Gottes auf unübersehbaren Fruchtgefilden, die das ganze Land zu einem einzigen großen Garten machen.

Und wo ist das stolze Babylon, wo ist das reiche Sidon und Tyrus, wo Ninive, wo das weiland hochgepriesene Jerusalem geblieben? Ihre Pracht ist dahin. Von den meisten dieser großen Hauptstädte ist kaum noch eine Spur zu erkennen.

Ihre wenigen Trümmer liegen verloren in menschenleeren Wüsten. — Selbst der Boden ist vertrocknet, es fehlt an Quellen, an Bäumen. Salpeter und Schwefel, und brennbare Stoffe anderer Art erfüllen den Grund, erschüttern die Erde. Selbst Jerusalem, die heilige, edle Stadt, ist jetzt voller Armuth und Trümmer, kaum noch von zwanzigtausend Seelen bewohnt.

Was wird nach vier- bis fünftausend Jahren die Erdoberfläche sein? Wo wird man die stolzen Hauptstädte unsers Welttheils suchen, die heute noch für eine Ewigkeit gebaut zu sein scheinen? In den Wäldern der sogenannten neuen Welt, in jenen amerikanischen Wildnissen, wo heute noch mit häßlichem Gewürm und Schlangen der nackte Wilde kämpft, wird dann vielleicht der Hauptsitz der Pracht und Macht, der Wissenschaften und Künste zwischen bewundernswürdigen Tempeln und Palästen sein; und von unsern heutigen Städten und Ländern wird man vielleicht dann dort reden, wie wir jetzt von dem untergegangenen Ninive, Tyrus und Sidon.

Was aber auch Jahrtausende nach uns auf Erden verwandelt sein möge — Gottes Barmherzigkeit gegen das menschliche Geschlecht bleibt unverwandelt; seine Gnade auch nach Jahrtausenden neu; sein Reichthum und Segen auch nach Jahrtausenden unerschöpft, und wenn die Menge der Sterblichen längst weit über tausend Millionen hinweggewachsen wäre.

Wenn ich die Milde des allmächtigen Vaters, die Freigebigkeit der Natur, aus diesem hohen Gesichtspunkte betrachte, wie verliert sich mein Blick schaudernd in das Unermeßliche der Räume und Zeiten! Wie groß ist Gott! Wie klein ist der Mensch! wie thöricht mein allzuängstliches Zittern um das tägliche Brod! — Ach, er, der an das Wohlsein, an die Seligkeit von tausend Millionen mir gleicher Wesen denkt, wird er meiner vergessen können? Er, der, wenn längst mein Gebein im Grabe modert, noch für tausend Millionen Rath und Hilfe hat, sollte er allein für meine Geliebten, die mich einst überleben, an Rath und Hilfe arm werden?

Und ist es denn nur dies Menschengeschlecht allein, für wel-

ches Gottes Güte Nahrung schuf, und jährlich schafft? Wie klein ist die Anzahl der Menschen im Vergleich mit andern lebendigen Geschöpfen, welche ebenfalls von der Natur ihre Nahrung fordern! Wer könnte die Menge derselben zählen, oder auch nur ungefähr berechnen? — Und siehe den Vogel in der Luft, den spielenden Fisch im Bach, den Käfer am schwankenden Grashalm — jedem ist sein Mahl bereitet, keiner geht leer aus. — Und sind es die Bewohner dieses Erdensterns, diese Menschen aller Weltgegenden, diese zahllosen Thiere aller Gattung allein, welche die Huld ihres Schöpfers ansprechen? Ach, was wir unübersehbar, zahllos, unermeßlich auf Erden finden, ist doch nur ein kleiner Wassertropfen aus dem Ozean des göttlichen Weltalls, worin die Sonnen schimmern wie Funken, und die Erden wie Staubkörner. Es endet der Reichthum Gottes nicht mit den Grenzen unserer Länder und Meere. Die Natur, deren Freigebigkeit dich in tiefes Erstaunen setzt, ist in andern andern Welten nicht minder thätig und nicht minder verschwenderisch. Oder könntest du glauben, daß jene Millionen großer Weltkörper, die im ewigen Himmel nach ewigen Gesetzen sich dahin bewegen, Monde um Erden, Erden um Sonnen, Sonnen um Weltsterne, — könntest du glauben, daß jene Millionen Welten, von denen die Erde, auf welcher wir wohnen, eine der kleinsten ist, alle versäumt und vergessen wären, um unsertwillen? — Wer darf das auch zu träumen wagen?

Du bewunderst in den Aernten deines Dorfes, deiner Stadt, deines Vaterlandes, die Freigebigkeit der Natur, den Segen des himmlischen Vaters. Dein Herz ist mit Dank erfüllt. Du erhebst die Stimme, ihn zu preisen, den Grundgütigen. Aber schwinge dich zu der Höhe empor, in welcher uns Jesus Christus den Vater des Weltalls zeigte; laß deinen Blick über die Aernten aller Völker und Länder des Erdrundes hinfliegen; dann durch die Unendlichkeit der Sterne bis zum letzten, welchen dein Auge noch als Lichtnebel erkennen mag — gedenke aller Wesen dort, die auf seine Güte und Barmherzigkeit hoffen, die er Alle, Alle froh und selig macht: dann gedenkest du Gottes würdiger,

und im Erstaunen und Entzücken verstummst du anbetend. Auch dein Verstummen ist Gebet!

Dann wirf den Blick wieder auf dich selbst zurück — wie du Einzelner von deinem Vater im Himmel seit der ersten Kindheit so wunderbar, so gütig gepflegt wurdest; wie du doch immerdar Speise und Trank fandest, und nie vergessen warst; wie sich Alles um dich her so vortheilhaft und wohlthätig fügte, als wäre das ganze menschliche Geschlecht, als wären Erde und Himmel, als wären alle Schicksale sonst für Keinen, nur einzig für dich allein da und für dich allein so geordnet! — Was empfindest du dann? —

O Vater, du unendlich huldvoller, unendlich reicher, unendlich barmherziger Vater aller Wesen — mit schauerndem Entsetzen blicke ich empor zu Dir und stammle: Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die Du an mir gethan hast. Was bin ich, daß Du meiner so gnädig gedenkest? — Jede Jahreszeit ist eine Verkünderin Deiner Weisheit, Deiner Allmacht, Deiner Liebe; aber die Jahreszeit der Aernte redet von Deiner überströmenden Gnade und Segensfülle am lautesten.

Die Felder sind bald leer. Der Winter will sich bald verkünden. Schon geht die Natur gleichsam zu ihrer langen Ruhe ein, worin sie, wie in wohlthätigem Schlummer, ihre Kräfte verjüngt. Aber der Mensch ist geborgen und versorgt. Seine Vorrathskammern sind gefüllt, es wird Keiner verderben.

So hast Du es angeordnet, Vater meines Lebens. Auch ich war in den Plan Deiner Liebe eingeschlossen; auch ich bin nicht von Dir vergessen. O hinweg, meine Kleinmüthigkeit! Warum zittere ich sorgenvoll vor künftigen Tagen? Warum bin ich traurig, wenn ich wahrnehme, wie Krieg und Verheerung meinen Wohlstand vermindern? — Der das Glück aller seiner Erschaffenen so sorgsam bereitet: er wird mein nicht vergessen, mich nicht sinken lassen! — Dem Menschen fehlet niemals Gottes Gnade, wohl aber Vertrauen zu seiner Weisheit und Liebe: es fehlet ihm niemals das Nöthige, wohl aber Genügsamkeit mit dem Nöthigen!

37.

Freigebigkeit der Natur.

Zweite Herbstbetrachtung.

Psalm 34, 9.

Wie schön, wie wundersam erhält,
Gott, Deine Macht die ganze Welt!
Wie krönst Du jede Jahreszeit
Mit ihrer eignen Herrlichkeit!

Wie reizend war des Frühlings Pracht,
Begeisternd schön die Sommernacht! —
Nun lehrt der Herbst uns mit Vertrau'n
Auf Dich empor, Allsegner, schau'n.

Des Ueberflusses Füllhorn gießt
Er über uns; Dein Segen fließt;
Wir sind versorgt, wir sind bedacht,
Denn Deine Liebe hat gewacht.

Warum denn, meine Seele, magst
Du zweifeln? Sprich, warum verzagst
Du noch so oft im Lebenssturm?
Sorgt nicht der Herr auch um den Wurm?

Und sorget er auch um den Wurm:
Denkt er auch dein im Lebenssturm.
Drum blick' empor, drum werde Licht!
Gott liebt dich noch, verzage nicht.

„Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist!“ ruft uns der heilige Psalm in die Seele. Wohl jeder Tag im Jahre gibt uns Anlaß, die Güte und Freundlichkeit unsers Gottes zu bewundern; doch am meisten immer die Jahreszeit des Herbstes. Da ist es, wo der Schöpfer allen seinen Erschaffenen auf Erden gleichsam das tägliche Brod austheilt, und ihre Vorrathskammern für viele Monate anfüllt, damit Keins verderbe. Es ist keine Wiese, kein Wald, es ist kein Garten, kein Acker, der nicht ein Schauplatz des himmlischen Segens gewesen wäre, oder noch jetzt ist; wo nicht die Schätze der Erde ausgebreitet lagen, oder noch liegen, allen Kreaturen ein Trost. Und wenn schon hin und wieder eine Hagelwolke, ein allzulanger Regen, eine allzugroße Dürre, ein früher Frost einigen Schaden stifteten: die doppelte Fruchtbarkeit anderer Erdstriche

gibt doppelten Ersatz. Es soll Keins verderben. Länder, welche durch Unfruchtbarkeit des Jahres litten, empfangen Hilfe von andern Gegenden. Es entsteht zwischen den Völkern ein wohlthätiger Umtausch und Handel. Es gibt jedes seinen Ueberfluß dem andern, um dafür zu empfangen, was ihm selber mangelt.

Allerdings wird auf diese Art ein theilweises Fehlschlagen der Aernte, eine theilweise Unfruchtbarkeit des Bodens zum wahren und großen Segen des menschlichen Geschlechts, wenn gleich einige Personen darunter leiden mögen. Gott will nämlich, daß unter uns Einer des Andern Diener sei, daß Einer dem Andern nütze mit seinen Vorzügen und Gaben. Eine solche durch Mangel und Ueberfluß erzeugte Verbrüderung der einzelnen Sterblichen, und ganzer Völker und ganzer Welttheile, ist wahrlich mehr werth, als wenn wir Alle im Ueberflusse schwämmen und Keiner des Andern bedürfte. Denn wir sollen doch nie vergessen, daß wir nicht auf Erden sind für Speise und Trank und Sinnenlust, Bequemlichkeit und Schlaf und Wachen, gleich den Thieren; sondern für etwas Höheres, nämlich für die Erhebung, Läuterung und Vergöttlichung unseres unsterblichen Geistes. — Wir sollen doch nie vergessen, daß wir nicht den Geist empfangen haben, als ein Werk des Körpers, und daß er dem Leibe und dessen Bedürfnissen und Gelüsten diene; sondern daß der Leib nur ein Werkzeug und Diener des Geistes sein solle, damit derselbe sich jede Vollkommenheit leichter zueigne. Darum ist engere Verbindung der Menschen mit Menschen, der Nationen mit Nationen nothwendig, daß Einer dem Andern die Hand biete; daß Einer den Andern zum Wetteifer im Guten reize; daß Einer den Andern belehre. — Und zu solcher gegenseitigen Verbindung und Hilfe ist kein gewaltigerer Reiz, als theilweiser Ueberfluß und Mangel.

Es ist gut, daß wir, im Herbst besonders, die ungleiche Vertheilung der irdischen Güter und des Aerntesegens aus diesem erhabenen Gesichtspunkte betrachten, um richtiger zu urtheilen; um, wenn wir schlechtere Aernten hielten, als unser Nachbar, uns darüber mit Würde und Wahrheit zu beruhigen; oder, wenn uns Gottes Segen ganz ausgezeichnet beglückte,

deſto klarer unſere Pflichten zu erkennen, die wir damit gegen andere Menſchen empfingen.

Es iſt ja im ganzen Weltall nichts von Ungefähr, ſondern Alles hat ſeinen guten Zweck, und Alles muß ſein wie es iſt und kommt, damit das große Ganze wohl beſtehe. So ſind die theilweiſen Störungen in der allgemeinen Fruchtbarkeit des Erdbodens, ſo iſt der Segen, der dich, der Mangel, der den Nachbar trifft, kein bloßer Zufall. — Was iſt denn Zufall und Ungefähr? Wäre es etwa ein Geſchick, das wider den Willen des Allmächtigen, wider das Vorherwiſſen des Allweiſeſten geſchähe? Welch ein Unſinn! So wäre neben Gott ein Anderer im Weltgebäude, der mächtiger als die Allmacht ſein müßte!

Es iſt kein Zufall im Gelingen und Mißlingen der Aernten. Darum, Chriſt, welches Loos dich auch getroffen, nimm du nicht ſelbſt dies Loos im verkehrten Sinn, ſondern wiſſe, was dir geſchah, war berechnet. — Es war berechnet, ſowohl für das Heil des Ganzen, als für dein eigenes. Die höchſte Weisheit gab es dir; die reinſte Vaterliebe gab es dir; darum empfange es mit kindlich dankbarer Liebe. Schmecket und ſehet wie freundlich der Herr iſt; wohl dem, der auf ihn trauet.

So veränderlich auch in Rückſicht der Fruchtbarkeit des Bodens die Jahrgänge ſein mögen, iſt doch ſo viel gewiß, daß im Ganzen die Fruchtbarkeit der Erde zur Erhaltung ihrer Bewohner eben ſo wenig abnimmt, als die Vaterliebe des höchſten Weſens gegen ſeine Geſchöpfe. Es kann ſein, daß durch Krieg oder Ueberſchwemmungen, durch Peſtſeuchen, welche weite Landſtriche menſchenleer machen, oder durch Erdbeben und Verſchüttungen ehemals blühend geweſene Gegenden Wildniß und Wüſte werden. Aber dagegen wird die Schöpfungskraft der Natur unter andern Himmelsſtrichen nur thätiger. Und ob auch ein Jahr oder ein Jahrzehend vollkommen unfruchtbar ausfiele, kann ein einziger geſegneter Herbſt Alles wieder ausgleichen.

Die Freigebigkeit und Kraft der Natur iſt unbeſchreiblich, jeden Schaden, wäre er auch noch ſo groß, ſchnell wieder zu

erſetzen. Das feſte Land hätte nicht Raum genug, alle Weltmeere, alle Ströme, alle Bäche des Erdbodens wären zu eng, der athembare Luftraum über unſern Häuptern viel zu niedrig und beſchränkt, wenn aller Samen, den die Natur jeden Herbſt mit verſchwenderiſcher Hand ausſtreuet, gedeihen könnte und müßte.

So wie ein einziges Menſchenpaar hinreichend war, die ganze Welt mit Bewohnern anzufüllen: ſo iſt eine einzige Pflanze genug, oder ein einziges Thierpaar, binnen wenigen Jahren ganze Welttheile mit ihren Gattungen zu bedecken. Brächte irgend eine Pflanze nur eine einzige Frucht zur Reife mit zwei Samenkörnlein, ſo würde das folgende Jahr ſchon zwei dergleichen, das zweite Jahr vier, das dritte Jahr acht dergleichen Pflanzen ſehen; nach zwanzig Jahren wären von derſelben eine Million einundneunzigtauſend zweihundert ſechsundneunzig Stück vorhanden. Nun aber, wie eine unbeſchreibliche Menge von Samen trägt nicht jede Pflanze, vom kleinſten Grashalm bis zur höchſten Tanne! — In einer einzigen Sonnenblume hat man ſchon bei viertauſend Samen gezählt; in einer Mohnpflanze mit vier Mohnköpfen hat man in jedem Kopf zehn Abtheilungen, und in jeder Abtheilung achtzig Samen gefunden: folglich hat einziges ausgeſätes und zur Frucht gekommenes Körnlein Mohnſamens zu dreitauſend zweihundert andern Mohnpflanzen den Samen hervorgebracht. — Welch ein unermeßlicher Reichthum der Natur! Und doch iſt dies nur ein Werk eines einzigen Jahres bei einer ſolchen Pflanze; aber viele Gewächſe leben auch mehrere Jahre mit gleicher Fruchtbarkeit; manche, gleich der Eiche, zwei und drei Jahrhunderte. Was eine einzige Tanne im Zeitraum von hundert Jahren ihres Lebens an Samen hervorbringt, kann nicht gezählt werden, und könnte es gezählt, doch kaum mit Zahlen bezeichnet werden, zumal wenn man annehmen wollte, daß jedes Sämlein wieder einen ſamentragenden Baum hervorbrächte.

So groß die Menge der Geſchöpfe auf Erden iſt, welche Nahrung fordert: immer iſt ſie doch klein zu der ſchwelgeriſchen Fülle, mit welcher die Natur ſie alljährlich zu bewirthen trach-

tet. Es wird bei weitem nicht Alles in einem Jahre verzehrt, was nur das Pflanzenreich genießbares hervorbringt. Ein großer Theil des Gastmahls wird gleichsam wieder abgetragen vom großen Gottestische, und verdirbt, nein, sondern dünget und befruchtet die Erde.

Eine gleiche Freigebigkeit beobachtet die Natur auch mit den Gaben des Thierreichs. So viele Thiere alljährlich dahinsterben, theils weil ihre Lebenszeit vollbracht ist, theils weil sie andern zur Nahrung dienen müssen: wird dennoch immer daran ein hinreichender Vorrath vorhanden sein. Dabei herrscht, wie in der Pflanzenwelt, das wohlthätige Gesetz; wie nothwendiger und nützlicher Pflanzen oder Thiere sind, je leichter geschieht jederzeit ihre Vermehrung. Eben so ist die Fruchtbarkeit der Thiere im abgemessenen Verhältniß zu ihrer Lebensdauer. Geschöpfe, die nur ein kurzes Dasein haben, vermehren sich schneller, als die, welche mehrere Jahre oder Jahrzehnde leben können. Raubthiere sind minder fruchtbar, und ihre Jungen finden mehr Hindernisse, aufzukommen, als andere Thiere, welche zur Nahrung und Bekleidung dienen. Alles steht und bleibt im immerwährenden Gleichgewichte. Es darf kein Zuviel, kein Zuwenig im Weltall sein. Während Löwen, Tiger, Hiänen und Krokodille sich nur schwach vermehren, vertausendfachen sich die Fische im Wasser, die Vögel, Insekten und Gewürme heilsamer Art.

So ist die Freigebigkeit der Natur nur durch die Weisheit und Güte des Schöpfers begrenzt, daß eben in Allem genug sei, damit Alles bestehe. Darum ward auch jeder Weltgegend immer dasjenige vorzugsweise als Eigenthum gegeben, was für sie das Nützlichste ist, an Pflanzen, Thieren und andern natürlichen Schätzen. Den kalten Himmelsstrichen wurden hohe, weit verbreitete Waldungen zu Theil, den heissen Ländern kühlende Früchte und kräftige Gewürze, die von der allzugroßen Wärme erschlafften Gefäße des menschlichen Leibes zu stärken. Was allen Gegenden heilsam ist, ward allen in der Aerndte gegeben. Perlen findest du in wenigen Meeren und Flüssen, Gold in wenigen Bergen; aber Salz bricht in Felslagern,

sprudelt aus Quellen, legt sich an Meeresklippen überall an; und das höchst nutzbare Eisen wird in den meisten Ländern gewonnen. Der Löwe und Tieger liebt die Wüsten heißer Länder; der Wolf und Bär die Einöden des Waldes und Gebirges. Vergebens würde man sich Mühe geben, ihre Vermehrung in Gegenden zu versuchen, die ausser dem engen Bezirk liegen, welchen ihnen die Natur anwies. Aber das edle Roß, das nützliche Schaf, das Schwein, die Ziege, werden leicht in kalten wie in heissen Gegenden so einheimisch, als sie in unsern gemäßigten Landesstrichen sind.

Doch was wage ich den Haushalt Gottes in seiner wunderbaren Anordnung der Erde und ihrer Bewohner, der Jahreszeiten und ihrer Wirkungen zu beschreiben! Indem ich nur den flüchtigsten Blick darauf hinlenke, verliere ich mich in das unendlich Mannigfaltige von Schöpfungen und Verhältnissen; und ich sehe tausend Dinge, deren Zweckmäßigkeit in Allem und für Alles mich in Erstaunen setzt; und sehe Millionen Dinge, von denen ich in meiner Unwissenheit nicht sagen kann, warum sie sind. — Allein mein Glaube hält an Gott. Ich habe genug gelernt, um zu begreifen, daß Alles nothwendig sei, was der Herr schuf; und daß Alles nothwendig sei, weiß ich, weil ich seine überschwängliche Liebe kenne.

Ich schmecke und sehe in dem Segen jedes Herbsttages, wie freundlich der Herr ist. Wohl dem, der auf ihn trauet!

Was sollte dem Menschen auch wohl ein festeres, innigeres Vertrauen auf die freundliche, natürliche Fürsorge Gottes einflößen, als solch ein stiller Blick auf die Wunder der Herbstzeit! Da am sichtbarsten enthüllt sich bei einer Mannigfaltigkeit von Schätzen, welche die Natur uns zum Genusse darbietet, der Wille des Höchsten, Alles aufrecht zu erhalten und Jedem das Seine zu geben, so lange das Dasein auf Erden währt. — Wozu nun der Kummer um die künftigen Tage?

Es spricht der Herbst: Gott lebt, Gott gibt! Und der Mensch hört es und sieht es, und schmeckt es, wie freundlich der Herr ist — dennoch mangelt das rechte christliche Vertrauen im Herzen so manches Christen. — Es spricht der Herbst: Was

der Vater verheißen, das weiß er dem Kinde auch wohl zu erfüllen. Siehe, was dich im Frühling als Blume anlächelte vom Baume herab, das duftet dich jetzt als süße, nahrhafte Frucht an. Dennoch geht der bange, schüchterne Mensch in selbstgeschaffener Noth umher, so tief gebeugt, als hätte er keinen Vater im Himmel. — Ach, ohne ihn wäre wohl das ganze Leben werthlos.

Du sagst zwar: ich habe Zuversicht auf Gott. Aber warum wird dein Auge finster, wenn du an den Verfall deines Wohlstandes, an das Stocken deines Handels und Gewerbes, an die Verdienstlosigkeit dieser Tage denkst? — Du mußt entbehren, Tausende müssen es wie du. Aber was dir eine schlechte Zeit ist, das ist tausend andern in andern Gewerben, Künsten und Beschäftigungen eine wohlthuende, bereichernde Zeit. Und dieser Umschwung der Glücksgüter ist in dem Plane der Weltregierung so gut eingerichtet, als der Sturm, welcher Mauern einreißt, Saaten und Wälder niederschlägt, Schiffe versenkt, und dagegen aus den gereinigten Lüften Gesundheit über große Landstriche gießt. Es wechseln Vermögen und Gut unter den menschlichen Familien, auf daß Keiner glaube, er allein sei der auserwählte Günstling des Himmels; oder daß Keiner glaube, diese Güter seien das Bleibende und Aechte auf Erden. Einer soll mit seinen Gaben dem Andern helfen; durch Befehl und Gehorsam abwechselnd sich Eins mit dem Andern verknüpfen. Irdische Bedürfnisse sind wünschenswerth; irdisches Gut ist behaglich. Aber Freiheit und Losgebundenheit des Geistes von aller Herrlichkeit, welche die Erde gibt, ist noch unendlich preiswürdiger; denn solche Freiheit ist der Zweck unsers Lebens. Begreifst du den Sinn dieser Worte nicht, so wirst du ihn erst in der Schule der Noth verstehen lernen. Je mehr dich die Erschütterung deiner häuslichen Umstände, der Verlust dieses oder jenes Genusses schmerzt, desto nothwendiger war dir jene Erschütterung, dieser Verlust. Ohne sie hättest du gemeint, das Leibliche, Sinnliche sei Alles; du wärest im Irdischen untergegangen, du hättest den Geist im Staube ersticken lassen.

Blicke auf Gott, und sei genügsam mit demjenigen Maß

seines Segens, welches er deinen Arbeiten bestimmt. Lerne Alles, reich sein und arm sein; wohlleben und darben; je nachdem die Zeiten und Umstände wechseln. Was liegt daran? Wenige Jahre, und du wandelst nicht mehr auf Erden. Aber das verlerne nicht: im Wechsel der Zeiten und Umstände immer derselbe zu bleiben, wahrhaft, unschuldig, menschenfreundlich. Daran liegt viel. Wenige Jahre, und du wandelst nicht mehr auf Erden; aber was du gewesen bist, das wirst du im Ewigen sein. Die irdischen Aernten sind für das Jahr; es gibt aber eine geistige, heiligere Aernte, ohne welche das ganze Dasein werthlos wäre.

Wohl dem, der auf Gott trauet! denn ein solcher bemächtigt sich einer Aernte, die keine Witterung, keine Menschenlaunen zu fürchten hat. Und sammelt er nicht äussere Schätze, er gewinnt doch, was allen Reichthum übertrifft, und durch alles Gut der Welt nicht gekauft wird, inneres Glück. — Mögen dann die Stürme des Krieges alle Aernten deines lebenslangen Fleißes vernichten — das stille Glück eines mit Gott innig vereinten Gemüthes können sie dir nicht zerstören. — Vertraue Gott, fürchte nichts. Gehe muthig in deinen Berufswegen hin: du bist in deiner festesten Burg, wo du am meisten göttlich thust. Was noch Uebels geschehen könnte, erwäge nicht, ohne immer dabei zu denken, was Gutes auch damit begegnen werde. Zwar du siehst nicht viel Gutes vor; aber weißt du denn auch gewiß, wie viel Böses kommt? Aengstige dich nie um das, was werden wird; das Unglück, selbst das größte, ist nur ein augenblicklicher Streich, und dann vorüber. Aber die in das Künftige hinauswitternde Angst des Menschen ist die muthwillige Lebensvergiftung und eine willkürliche Schöpfung von zehntausendfachem Unglück.

Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist. Wohl dem, der auf ihn trauet! — Und ich will es, mein Herr, mein Gott, mein Schöpfer, der über die Seligkeit einer ganzen Welt, und über die Glückseligkeit des Wurms mit gleicher Liebe waltet — ich will auf Dich trauen. Ich will all mein Anliegen, meine Angst, meine Sorge auf Dich werfen; Du wirst mich,

r Vater verheißen, das weiß er dem Kinde auch wohl zu
füllen. Siehe, was dich im Frühling als Blume anlächelte
m Baume herab, das duftet dich jetzt als süße, nahrhafte
rucht an. Dennoch geht der bange, schüchterne Mensch in
lbstgeschaffener Noth umher, so tief gebeugt, als hätte er
inen Vater im Himmel. — Ach, ohne ihn wäre wohl das
anze Leben werthlos.

Du sagst zwar: ich habe Zuversicht auf Gott. Aber warum
ird dein Auge finster, wenn du an den Verfall deines Wohl-
andes, an das Stocken deines Handels und Gewerbes, an die
erdienstlosigkeit dieser Tage denkst? — Du mußt entbehren,
ausende müssen es wie du. Aber was dir eine schlechte Zeit ist,
as ist tausend andern in andern Gewerben, Künsten und Be-
häftigungen eine wohlthuende, bereichernde Zeit. Und dieser
mschwung der Glücksgüter ist in dem Plane der Weltregierung
gut eingerichtet, als der Sturm, welcher Mauern einreißt,
aaten und Wälder niederschlägt, Schiffe versenkt, und da-
gen aus den gereinigten Lüften Gesundheit über große Land-
riche gießt. Es wechseln Vermögen und Gut unter den mensch-
chen Familien, auf daß Keiner glaube, er allein sei der aus-
wählte Günstling des Himmels; oder daß Keiner glaube,
ese Güter seien das Bleibende und Aechte auf Erden. Einer
ll mit seinen Gaben dem Andern helfen; durch Befehl und
ehorsam abwechselnd sich Eins mit dem Andern verknüpfen.
rdische Bedürfnisse sind wünschenswerth; irdisches Gut ist be-
aglich. Aber Freiheit und Losgebundenheit des Geistes von
ller Herrlichkeit, welche die Erde gibt, ist noch unendlich
reiswürdiger; denn solche Freiheit ist der Zweck unsers Lebens.
egreifst du den Sinn dieser Worte nicht, so wirst du ihn erst
i der Schule der Noth verstehen lernen. Je mehr dich die Er-
hütterung deiner häuslichen Umstände, der Verlust dieses oder
nes Genusses schmerzt, desto nothwendiger war dir jene Er-
hütterung, dieser Verlust. Ohne sie hättest du gemeint, das
eibliche, Sinnliche sei Alles; du wärest im Irdischen unter-
egangen, du hättest den Geist im Staube ersticken lassen.

Blicke auf Gott, und sei genügsam mit demjenigen Maß

38.

Empfindungen des Christen an einem Herbsttage.

Psalm 65, 10—14.

Dankt dem segnenden Gebieter
Der Natur, und singt ihm zu:
Großer Urquell aller Güter,
Wer ist mächtig, gut wie Du?

Freude quillt aus Deinen Höhen,
Segen in die Tief' herab.
Seh'n wir nicht, wohin wir gehen,
Einen Gott, der gibt und gab?

Ja, von Dir quillt alles Leben;
Du hast jeder Kreatur
Ihren Freudenherbst gegeben
In der herrlichen Natur!

Manche Menschen, die da glauben, sie sollen ihren Sinn nur immer gen Himmel richten, und alles Irdische verachten, nennen aus übertriebener, falsch verstandener Frömmigkeit diese Welt ein Jammerthal, ein Land der Thränen und des Trübsals.

Aber ihre Frömmigkeit ist nur erkünstelt, denn sie lieben diese Welt und ihre Reize auch wider ihren Willen. Sie wollen den Aufenthalt hienieden zu einer Wohnung des Kummers und der Noth herabwürdigen, aber jeder frohe Tag straft sie Lügen. — Die Wahrheit ihres eigenen Gefühls, die Stimme der Natur, ist mächtiger, als ihre aus falschen Religionsbegriffen, aus verworrenen Einbildungen entstandene Meinung.

Zwar ermahnt die heilige Schrift selbst an verschiedenen Orten, die Welt und deren Eitelkeit zu verachten; darunter wird jedoch nicht die göttliche Schöpfung, sondern das sündliche, leidenschaftvolle Thun und Lassen verdorbener Menschen verstanden. Zwar verbietet die heilige Schrift, man solle sein Herz nicht am Irdischen hangen lassen, sondern dem Unvergänglichen und Himmlischen nacheilen; allein darunter ist nicht verstanden, man solle alle Lebensfreuden verachten und ihnen ganz entsagen: sondern man solle nur nicht aus dem Leben und Weben in dieser Welt, aus seinen bürgerlichen Geschäften, aus

seinem Arbeiten nach Reichthum oder Ehre oder Hoheit die Hauptsache machen; man solle nur sein Herz nicht an Sachen oder Personen, welche man liebt, mit solcher Innigkeit knüpfen, als könne man sie nie verlieren, als wäre dies Alles für uns ewig vorhanden.

Jesus selbst ermahnet zum frohen Genuß des Lebens: Sorget nicht für den andern Tag mit übertriebener Furcht; jeder Tag hat seine eigene Plage! — Die Apostel ermahnten ihre Gemeinden: Seid allezeit fröhlich! Freuet euch in dem Herrn allewege. — Schon David ermunterte durch seinen Zuruf: Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist! zum unschuldigen Genuß irdischer Lebenswonne.

Nichts aber macht einen allgemeinern und schöneren Eindruck auf die Menschheit, als der immerdar mit eigenthümlichen Reizen verbundene Wechsel der Jahreszeiten. Dieser Wechsel, indem er uns zwar an die Unbeständigkeit der Dinge auf Erden überhaupt erinnert, hat doch für den Sterblichen seine besondere Süßigkeit. Der Mensch, selbst von irdischer Natur, liebt, wie alles Irdische, das Veränderliche und die Verwandlungen. Er gefällt sich wohl darin. Und in allen Verwandlungen der Natur, und in dem Wiedererscheinen der gewesenen Auftritte der Schöpfung liegt für ihn die Ahnung, die Hoffnung seiner eigenen Bestimmung verborgen, seiner künftigen Verwandlung, und seiner Wiedererscheinung im Ewigen unter ganz andern Umständen und Verhältnissen. Er sieht in den ewigen, unausweichlichen, ehernen Gesetzen Gottes, in denen sich alle Erscheinungen der Schöpfung bewegen, verschwinden und wiederkehren, eine Bürgschaft, eine ewige, himmlische Zusage seiner eigenen Fortdauer und Verherrlichung; denn auch er ist ein Theil der Schöpfung, und ein um so edlerer Theil der Schöpfung, da er mehr, als Pflanze, Stein und Thier, den Gang der Schöpfung selbst und den Gang des Schöpfers erkennt.

Der abwechselnde, immer wiederkehrende Tanz der Jahreszeiten um das Leben der Sterblichen gehört zu den reichsten Quellen der Freuden. Diese Freuden sind freilich nicht rau-

schend, sondern still, aber sie durchdringen die Seele tief bis in ihr Innerstes. Sie bestehen nicht bloß aus dem Angenehmen, was der Reiz der Neuheit und Mannigfaltigkeit gewährt; nicht bloß aus dem Gefühl einer anmuthigen Gegenwart, das die Jahreszeit hervorbringt: sondern aus mancherlei schönen Erinnerungen, die aus dem Hintergrunde der Vergangenheit hervorblühen, und aus mancherlei Erwartungen, die uns lächelnd aus dem dunkeln Schoos der Zukunft zuwinken.

Ueberhaupt leitet nichts so sicher zum Genuß entzückender Empfindungen, zu einer stillen Wollust der Seele, als die Natur, als die sich ewig gleich und schön bleibende göttliche Schöpfung. Das Leben im Gewühl der Menschen hat zwar auch seine heitern Augenblicke, aber es ist stürmischer, schnellwechselnder, unzuverlässiger. In der Natur lebet und webet Alles nach ewigen Gesetzen, die immer weise, immer wohlthätig sind. In der ganzen Menschenwelt ändern nicht nur die Menschen ihre Gesinnungen, sondern sogar ihre Gesetze und Ordnungen werden allzuhäufig umgestürzt. — In der Natur ist ewige Wahrheit, Sicherheit, Treue, Einfalt. In der Menschenwelt begegnen wir nur zu oft der Untreue, der Täuschung, der Unbeständigkeit und Bosheit. — In der Natur, im Schooße derselben, empfinden wir Ruhe des Gemüths, die nicht durch Habsucht und Ehrgeiz, nicht durch Launen und Antrieb gestört wird. Wir nehmen im Genuß der Natur die Einfalt und Erhabenheit derselben an; unser Herz fühlt sich reiner und kindlicher; wir stehen gleichsam näher zu Gott, und ein mildes Wohlwollen gegen die Menschheit durchdringt unsere Seelen. — In der Menschenwelt aber drücken Sorgen uns nieder, quält uns die Schlange der Verleumdung, werden wir bald vom Durst nach größerer Ehre, bald vom Begehren größern Vermögens beunruhigt, kommen wir selten recht zu eigener ruhiger Besonnenheit, zum stillen Bewußtsein unsers bessern Selbstes.

Der Weise, das heißt, der Christ, entwindet sich daher gern und oft dem drückenden Gewühl der Menschenwelt; er flüchtet sich, wie Jesus oft that, gern zu ruhigen Betrachtungen in die Einsamkeit der Natur, und badet gleichsam seine Seele im

Strom der Schöpfungswunder von allem Schlamm niedriger Leidenschaften rein; hält sein von bösen Menschen, von Unglücksfällen aller Art, von eigenen wilden Begierden wundgewordenes Herz in der ewigen Ruhe und Harmonie der Weltordnung, der Natur.

Darum will auch ich mich wieder laben an den Herrlichkeiten Gottes in der herbstlichen Natur. Denn wie jede der Jahreszeiten ihren ganz besondern Zauber besitzt, so hat ihn die Herbstzeit auch in vollem Maße. Sie ist die Zeit der Erfüllung, wie einst der Lenz eine Zeit der Verheißung gewesen; sie führt den Tag der Belohnung auf den Tag der Mühe und Sorge herbei.

Einst schwelgte meine Seele mit Trunkenheit nach den langen stillen Wintermonden in der Pracht der wiederaufblühenden Schöpfung des Herrn. Ich sah die Hügel und Wälder mit jungem Grün in den Morgen- und Abendröthen des Frühlings glänzen. Ich sah aus dem Schooße des winterlichen Todes den Keim eines neuen Lebens entstehen. Ich hörte im Rausche blühender Zweige, im Gesange der Vögel, den Ruf Gottes zur Auferstehung des Gewesenen. Ich weinte meine stumme Freudenthräne in das frohe Jauchzen von Millionen gottbeglückter Kreaturen. — Aber der Herbst ist vorhanden — die Blumen welken — tausend Geschöpfe rüsten sich zum langen Winterschlaf — Millionen und aber Millionen wunderbarer Pflanzen verlieren ihre Kräfte und verbleichen. Der Herbst ist vorhanden; ist er für die Betrachtung und Freude des Christen, des Weisen weniger ergiebig, als der blumenvolle Lenz und Sommer?

Nein, mein Gott, Du an Liebeswundern unerschöpflicher, nein, jeder Tag, jede Jahreszeit entfaltet eine neue Herrlichkeit und verkündigt Deine Barmherzigkeit und Güte mit tausend neuen Stimmen.

Mit mannigfaltigern Farben prangen nun die Wälder an den Hügeln, und verschönern den Erdball mit vorher unbekannter Pracht. Das welkende Laub sinkt golden und purpurn beim Rauschen des Windes herab, und bedeckt die zahllosen Samen der Pflanzen mit sanfter Hülle gegen des künftigen Winters Frost, und gibt durch seine Verwesung dem Erdboden neue

Kraft, diesen Samen im Frühling zu ernähren. Nichts, o Allmächtiger, ist in Deiner Schöpfung zu klein und zu gering. Alles versorgest, Alles erhältst Du mit Alles umfassender Vatergunst. Selbst das kleinste Samenkorn, welches der Mensch kaum bemerkt, über welches er gleichgültig hinschreitet, bedeckst Du erwärmend, und Du bereitest ihm Nahrung.

Der Herbst zeigt mir in den zahllosen Früchten und Samen der Bäume, Gesträuche, Stauden und Pflanzen, die von der Hand des Sturms über die Welt ausgesäet werden, lebhaft die ewige Ordnung der Schöpfung. Hier ist Erhaltung des Ganzen, wie des Einzelnen. Hier ist kein auffallendes Glied in der Kette der Natur.

Noch vor wenigen Wochen prangten die Felder mit der goldenen Frucht der Aehre — sie sind öde und füllen die Scheunen. Eine unendliche Menge sterblicher Familien ist durch den Segen Gottes reich geworden, und erfreut sich der Fülle. Die Fruchtbäume senken ihre mit reifem Obst belasteten Zweige unsern Händen entgegen. Zum erfreuenden Labetrunk gährt im warmen Sonnenstrahl noch die Traube in den Weinbergen. Der Monarch und der Bettler, Alle sollen sich dieser Fülle erfreuen. Und auch für den kleinsten Wurm im Staube ist gesorgt, daß er nicht vergehe, sondern Nahrung finde in dem allgemein verbreiteten Reichthum.

Du warst es, Vater, der unsere Gebete erhörte, der unsern Fleiß segnete. Darum singe ich mit David: Du suchest das Land heim und wässerst es, und machest es sehr reich. Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle. Du lässest ihr Getreide wohlgerathen, denn also baust Du das Land. Du tränkest seine Furchen und feuchtest sein Gepflügtes; mit Regen machest Du es weich, und segnest seine Gewächse. Du krönest das Jahr mit Deinem Gut, und Deine Fußstapfen triefen vor Fett! (Ps. 65, 10 — 12.)

Doch nicht die Aerndtefreuden allein sind es, welche den Herbst verschönern. Er erfüllt uns noch mit ganz andern, fast unaussprechlichen Empfindungen. Des Sommers drückende Schwüle ist vorüber. Kühler weht die Luft, und uns durchströmt bei dem allmäligen, schönen Absterben der Natur eine

sonderbare Heiterkeit, ein gewisses erhabenes, unerklärliches Gefühl. Indem wir die Pracht der Erde verschwinden sehen, und wie die ganze Schöpfung in den winterlichen Tod sich niederzusenken scheint, ist es, als wenn unser Geist seine Erhabenheit über das Irdische ganz vorzüglich empfände. Es ist ihm, als sprächen die verbleichenden Fluren, die sich entlaubenden Wälder, die verwelkenden Pflanzen, die fliehenden Vögel des Himmels: „O Mensch, wir vergehen und fliehen, und welken und werden Staub, aber du vergehst nicht! Du stehst noch immer da, und siehest unsern Tod, aber du dauerst unvergänglich fort. Du gehörst nicht in unser veränderliches Reich, du bist in unserm Kreise eine fremde Gestalt, denn wir vergehen und du stehst noch immer da. Wenn aus den Samenkörnern einst unsere Kinder an der Frühlingssonne hervorgehen, sind wir nicht mehr, aber du siehest unsere Kinder, und du bist noch nicht vergangen. O Mensch, doch auch du hast Staub von uns an dir. Auch für deinen Leib wird ein Herbst kommen, und ein Winter wird dein Haupthaar silbern machen, wie Schnee, und deine Blüthe wird verschwinden. Dein Leib wird welken; deine Kräfte werden entfliehen. Aber wenn dann der Staub an dir stirbt und abfällt, wirst du, Unvergänglicher, ihn fallen sehen, und dennoch bleiben; du bist nicht Staub, du bist Geist. Darum bist du unter uns hienieden eine fremde Gestalt. Du gehörst nicht zu uns, sondern in eine andere Welt; du trittst im Tode aus dem Staube rein und klar in dein Element zurück, in das Lichtreich der Geister, aus dem du stammst.“

Mit solchen Empfindungen, die der Herbst dem zartfühlenden Gemüthe einflößt, verbindet sich nun auch das Andenken an die kommenden Tage des Winters, an die stillen Freuden des Lebens, an den Genuß im vertrauten Kreise der Freunde, der unser wartet. Denn der Winter, während er uns die Lieblichkeit der äussern Welt entzieht, drängt die Menschen enger zusammen, macht sie gesellschaftlicher und ihnen die Freuden der Heimath lieber.

Jedem Lande, jedem Menschenalter, jeder Jahreszeit hat die gütige Hand Gottes einen eigenthümlichen Schmuck, ganz

eigenthümliche Anmuth gegeben. Der fruchtbare Herbst, welcher uns reichlicher als jede andere Jahreszeit den Segen Gottes spendet, erweckt daher in dem Herzen des Christen fromme Gesinnungen der Dankbarkeit lebhafter, denn jeder vergangene Mond.

Dank gegen Gottes unaufhörliche Güte wird von allen Empfindungen, die im Herbst mein Herz bewegen, die herrschendste. Gott erscheint als der Allerfreuer, als Vater seiner Welt, umringt von der Fülle seines Segens, mit dem er uns überstreut. Der Herbst führt uns den Anblick der göttlichen Wohlthätigkeit näher vor das Auge. Der Jubelgesang des Schnitters und des Winzers, die Freude des Landmanns ist auch die Freude des Bürgers. Für die Früchte der Erde tauscht nun der Handwerker, der Künstler, der Geschäftsmann die Frucht seines Fleißes aus. Einer bedarf des Andern. Gottes Segen glänzt für Alle. Alle erheben dankbar ihren Blick zum Geber aller guten und vollkommenen Gaben. — Auch der Dürftige, der nicht säete und nicht ärnten konnte, ist von Gott bedacht. Er wird nicht umkommen. Sein Ueberfluß reicht für Alle hin, selbst noch für die Thiere und Gewürme, deren sogar der Sterbliche nie gedenkt. — Sehet die Vögel unter dem Himmel, ruft Jesus Christus: sie säen nicht, sie ärnten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater ernährt sie doch.

Daher erfüllet jeder Herbst des Christen Gemüth mit neuem Vertrauen auf Gottes Fürsorge. Die gnadenreiche Hand, die auch diesen Herbst so viel tausend Wohlthaten auf die Welt herabgestreut, es ist dieselbe, welche dir immer geholfen hat; und sie hilft dir auch in jeder Zukunft. Seit Jahrtausenden war die Erde fruchtbar genug für das Menschengeschlecht — sie wird noch Jahrtausende lang fruchtbar bleiben, und unsern spätesten Nachkommen Freuden und Ueberfluß gewähren, wie uns. Du Kleinmüthiger, der du dich um das Schicksal deiner Kinder, um ihre Versorgung vielleicht nach deinem Tod, oder um dein eigenes Fortkommen so ängstlich, so unmäßig bekümmerst: erhebt dieser große Gedanke deine Seele nicht? richtet er deinen

Muth nicht wieder auf? — Zittre nicht länger! — Arbeite redlich, erfülle deine Pflichten, und für das Andere überlaß die Sorge dem, der Alles am beſten beſorgt. Er verläßt ſeiner Geſchöpfe keins, auch das kleinſte nicht. — So ſäet der Sämann im Frühling und Herbſt ſein Korn; er legt es vertrauensvoll in den Schoos der Erde, und wartet ruhig die Zeiten und ihren Lauf ab. Er kann nicht mehr thun; von Gott hängt der Segen ſeiner Mühe ab. Dann erſcheint der Herbſt, und erfüllt die Hoffnungen, und belohnt das Vertrauen!

Der Herbſt erfüllet das Menſchengeſchlecht mit Freude und Zufriedenheit. Die unſichtbare Vaterhand überſchüttet uns mit unermeßlichen Geſchenken. Ach, dieſe Freude, dieſe Zufriedenheit, welche Gott verbreitet, iſt der reinſte Lobgeſang auf ſeine Gnade ohne Ende.

Der Chriſt, weil er ſelbſt der Freude und Zufriedenheit voll iſt, ſoll in Nachahmung Gottes ebenfalls ſolche Empfindungen in Andern verbreiten. Freude und Zufriedenheit den Bekümmerten geben, dies allein iſt göttliche Wonne. Der Herbſt fordert uns zu dieſer reizenden Tugend auf. Wir ſollen nicht ſelbſtſüchtig nur an uns denken. Freigebig im Kleinen, wie der himmliſche Vater im Unendlichen, freigebig gegen Bedürftige, gegen Verlaſſene, gegen einzelne Leidende, die wir kennen, wie Gott freigebig ſpendet allen Völkern, dem Gerechten wie dem Ungerechten, ſollen wir durch Werke der Wohlthätigkeit den Herbſt feiern. Dies iſt wahre Chriſtenfeier einer Jahreszeit, die uns ſelbſt mit Wohlthaten überhäuft und zum Wohlthun ſo ſehr ermuntert!

Der Herbſt iſt der Beſchluß der ſchönen Jahreszeiten. Jeder fühlt es. Jeder genieſſet nun den einzelnen heitern Tag, den einzelnen Sonnenblick um ſo inniger. Eine Reihe angenehmer Sommertage flog vorbei, und ward nicht ſo mit Begierde genommen und genoſſen, wie jetzt der einzelne ſchöne Augenblick; man ſah noch eine lange Folge lieblicher Tage vor ſich, und verpraßte gleichſam die vorhandenen mit gleichgültiger Verſchwendung. Nun aber ſind die reizenden Stunden des Sommers zur Neige; nun wuchern wir mit einzelnen lieblichen Minuten.

So ist der Mensch! Der größte Ueberfluß kann ihn kaum so sehr beglücken, als in der That der goldene Mittelstand, oder selbst die Armuth. Alles Gute, in geringem Maße gewährt, dünkt uns köstlicher, als wenn wir in der Fülle schwelgen.

So ists mit dem Leben! — Wie leichtsinnig wird der Frühling unserer Tage, die Vorbereitungszeit auf das ernstere Leben, die Jugend, oft vertändelt und verschwendet! Wie gleichgültig sind der Jüngling, dann der Mann, der junge Hausvater, die Mutter und Gattin, oft gegen das Glück ihrer Lage, gegen die Anmuth ihrer Verhältnisse! Wie wenig wissen sie die Schönheit und den Werth ihrer Stunden zu schätzen!

Dann kommt der Herbst des Lebens. Die Stunden gehen zur Neige. Jetzt, je älter der Mensch wird, je theurer wird ihm das Leben. Bald muß er auch auf das geringere Glück Verzicht thun. Schon winkt der Tod — sein Winter.

Vater, Vater, Geber alles Guten, unerschöpflich in Reichthum, Macht und Güte! ach, laß mich meiner Lebensstunden Werth bedenken; laß mich wuchern mit jeder Minute meines Hierseins, daß ich keine ganz ungenossen verscherze, daß mich keine einzige gelebt zu haben gereue.

Jede Freude, welche Du mir gewährst, will ich mit herzlicher Dankbarkeit empfangen, keine mir durch eigene Schwachheit, Laune oder Leidenschaft selbst verbittern. Und die schönste, die göttlichste aller Freuden, o mein Gott, Dir ähnlich handeln, Dir nachahmen in Wohlthätigkeit und Milde, ach, diese göttlichste der Freuden, laß sie mich oft empfinden. Dann werde ich in Betrachtung dieser Deiner Welt oft mit Entzücken rufen: Wie herrlich schön ist sie, mein Gott! — Und jene deren Seligkeit Du mir bereitet hast von Anbeginn, die mich jetzt schon erfreut aus Jesu Verheißungen: wie herrlich wird sie, wie schön sie sein!

36.

Des Menschen Erhabenheit.

1. Mos. 1, 27.

Der Güte Quell versieget nie,
Und fleußt von Jahr zu Jahr;
Sie bleibt so groß und reich, wie sie
Seit ihrer Schöpfung war.

Genießt mit froher Dankbarkeit
Den Segen eures Herrn,
Und wenn ihr seiner Huld euch freut,
So gebt, wie er, auch gern.

Hoch über andre Kreatur
Seid ihr vom Herrn erhöht.
Es zeuget laut euch die Natur
Von seiner Majestät.

Die ihr nach Gottes Ebenbild
Von Gott geschaffen seid,
Seid nun, wie er, barmherzig, mild,
Und voll Gerechtigkeit.

Die Natur, welche so lange um uns her blühte, fängt an sich zu verwandeln. Die Sonne entfernt sich allgemach von ihrer Höhe. Was Blüthe gewesen, ist Frucht geworden. Es rüsten sich die Thiergattungen zur Abreise in wärmere Weltgegenden, oder zum langen Winterschlaf in ihren Höhlen. Andere, die den bevorstehenden Winter treu bei uns verweilen, sammeln noch Vorräthe für die Tage des Mangels ein. Auch der Mensch ist beschäftigt, sich für die Monate zu versorgen, da sein Erdboden unfruchtbringender, sein Himmel trüber und rauher wird. Und Gott, der Alles ernährende Weltvater, hat seinen Segen weit umher verbreitet, daß Jeder nach seinem Bedürfnisse genug finde, und daß noch davon übrig bleibt.

Das Thier ist nur auf seine eigene Erhaltung bedacht. Es kennt keine edlere Anwendung des Ueberflusses vom göttlichen Segen. Zwar sorgten die Alten noch Anfangs für ihre Jungen, und brachten ihnen Futter, so lange es dieselben nicht selbst suchen konnten. Aber kaum waren die jüngern Thiere dazu fähig, wurden sie von den Aeltern verstoßen und vergessen. Sie bekümmern sich nicht mehr um einander.

Nicht so ist es bei den Menschen. Nicht also soll es sein. Hier halten die Aeltern ihre Kinder in langer Pflege. Sie arbeiten nicht nur zu deren Bestem viele Jahre lang, sondern vergessen ihrer auch im spätesten Alter nicht. Ja, sie sorgen selbst für diejenigen, welche ihnen nicht blutsverwandt sind. Es sorgt der Hohe für den Niedrigen, die Herrschaft für den Diener, der Reichere für den Aermern. Wie Gott über den unendlichen Kreis seiner Werke und Geschöpfe mit Vaterliebe waltet; so soll der Mensch über das Glück aller derer wachen, die in seinem Wirkungskreise leben. Der Reichere, welcher sich jährlich beträchtlicher Einnahmen und Aernten erfreut, kann von diesem Allem nicht mehr verzehren, als der Arme. Daher bleibt ihm ein großer Ueberfluß. Dieser Ueberfluß ist ihm gegeben, ihn weise zu verwalten, und zum Besten seiner Nebenmenschen anzuwenden. Zwar auf Erden ist er von der Anwendung seines Eigenthums, sobald sie nicht zum Schaden Anderer geschieht, Keinem Rechenschaft schuldig; denn Niemand vertraute ihm dasselbe zu solchem Zwecke als ein bloßes Darlehen an. Darum nennt er, was er besitzt, und was kein Anderer mit Recht ansprechen kann, sein vollkommenes Eigenthum. Aber mit Hinblick auf Gott haben wir gar kein Eigenthum. Alles ist Gottes. Alles ist nur ein anvertrautes Darlehen aus der Vaterhand des Allmächtigen, zu weiser Benutzung für uns und Andere. Ihm sind wir verantwortlich. Wie er aus der Fülle seines Reichthums Allem gibt, was lebt, so sollen wir, als Verwalter eines größern oder geringern Theils dieser göttlichen Gabe, davon denen auf zweckmäßige Weise mittheilen, die weniger empfingen. Wir sollen ihm auch darin ähnlich werden; wir sollen trachten, gleich wie er, vollkommener zu sein, nach Maßgabe unserer Lage, unserer Kräfte. Denn Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn. (1. Mos. 1, 27.)

Diese Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott und unserer Erhabenheit über die ganze thierische Schöpfung muß für uns einer der stärksten Beweggründe sein, mit dem, was Gottes Segen verleiht, göttlich groß zu handeln; ihn nicht bloß eigen

nützig oder geizend, gleich den vernunftlosen Thieren, ausschließlich für unser Wohlsein anzuwenden.

Zwar diese Wahrheit, dies Pflichtgebot, ist schon unzählige Male ausgesprochen — aber wie Viele sind, welche sich davon erwärmt fühlen? Sie läugnen zwar diese Wahrheit nicht, aber demungeachtet bleiben sie den nur für sich besorgten Thieren gleich, und verschwenden in hundert erkünstelten Bedürfnissen einen großen Theil dessen, was ihnen ihr Gott lieh. Ja es fehlt nicht an solchen, welche nicht nur in ihrer Selbstsucht thierisch sind, sondern sogar ein Vergnügen daran finden, ihre höhere Würde absichtlich zu verläugnen; den Menschen für eine höhere Thierart anzusehen, die ohne Aehnlichkeit mit Gott ist, und im Tode ebenfalls vernichtet bleibt. Es fehlt nicht an solchen, welche allen Witz aufbieten, die Majestät des Menschen zu verspotten, und darzuthun, daß vom Weisesten der Sterblichen bis zum Affen, vom Affen bis zum Wurm, vom Wurm bis zur Thierpflanze, von der Pflanze bis zum Kristall und Stein, Alles eine Reihe unmerklicher Abstufungen von Geschöpfen sei. Sie wollen die unermeßliche Kluft nicht sehen, welche zwischen dem rohesten, unwissendsten Wilden und dem klügsten aller Thiere liegt, damit sie der Rohheit ihrer thierischen Gelüste desto frecher und lauter das Wort reden können.

Doch ist es kein vergebliches Wort, welches die heilige Schrift spricht: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde. Laut bezeuget dasselbe die Natur in der Fülle des Herbstes. Es ist gut, daß der Mensch sich von seiner eigenen Majestät, von seiner ungeheuern Verschiedenheit von den Thieren, lebhaft überzeuge, damit er desto geneigter werde, ähnlich der weltbeglückenden Gottheit zu wirken, der zum Ebenbilde er geschaffen worden.

Kein Thier sorgt und sammelt aus eigenem Triebe für die Menschen Nahrung ein, in der Absicht, dieselben damit zu erhalten. Aber der Mensch sammelt auch für das Thier, dem er die Freiheit raubte, um es zu seinem Nutzen zu gebrauchen. Kein Thier übt Herrschaft über das menschliche Geschlecht; wohl aber dieses über das gesammte Thierreich. Man kann es

nicht läugnen, daß auch der einfältigste Mensch im Stande ist, das klügste der Thiere zu meistern und zu leiten; er macht es sich dienstbar zu mancherlei Zwecken, und das zwar weniger durch überlegene Stärke und Geschicklichkeit, als durch die Gewalt seines Geistes, indem er beobachtet, überlegt und Zwecke hat, für welche er Mittel erfindet. Wir finden niemals unter den Thieren, daß sie, so stark oder klug sie auch sein mögen, andere im eigentlichen Sinne beherrschen, und zu ihrem Gebrauch dienstbar machen, sich von ihnen Nahrung suchen, Wohnungen bauen, Wunden heilen, oder sich bewachen lassen. Zwar das stärkste frißt das schwächere: aber unter ihnen ist keine Rangordnung. Alle sind von gleicher Natur, von gleichen Bedürfnissen; jedes ist und bleibt, was es seiner Art nach war.

Der Mensch theilt sich Wünsche, Absichten, Vorstellungen und Gedanken, von denen gar kein Gegenstand in der irdischen Welt vorhanden ist, vermöge der Sprache mit. Aber das Thier hat nur eine Stimme, um seine angenehmen oder schmerzlichen Empfindungen auszudrücken. Der Mensch besitzt Vernunft: dadurch ist er des Wunders der Sprache mächtig. Er kommt nicht darum zur Vernunft, weil er sprechen kann, sondern durch die Vernunft gelangt er zur Sprache. Wir wissen, daß die Zungen vieler Thiere sehr geschickt zum Sprechen eingerichtet sind; sie lallen nach, was wir sie lehren, aber sie verstehen nicht, was sie reden. Es fehlt ihnen also nicht das Vermögen zu sprechen, sondern der Gedanke zum Sprechen. Sie haben keine Denkkraft, fähig, ausserſinnliche Vorstellungen hervorzubringen.

Es läßt sich nicht läugnen, der menschliche Körper besteht, wie der thierische, aus irdischen Stoffen. Er empfindet daher, wie das Thier; er begehrt wie das Thier. Aber das Thier kann sich nicht rühmen, den Gott ähnlichen, zum Ergründen, Forschen, Erfinden und Herrschen geeigneten Geist zu besitzen. Es ist nichts Aehnliches darin beim Thiere mit dem Menschen. Hier ist auch keine allmälige Emporstufung der Thierheit zur Menschheit, keine Abstufung unter den Menschen bis zum

Thiere. Der Armseligste unter den Wilden, der Dümmste unter den Menschen, hat noch Begriffe, Vorstellungen, Gedanken, welche auch die klügsten aller Thiere nicht hervorbringen können. Die menschliche Dummheit, welche an das Thierische zu grenzen scheint, ist nichts als eine Wirkung der mangelhaften Beschaffenheit seiner innerlichen Seelenwerkzeuge, seines Knochen- und Nervenbaues. Diese fehlerhafte Beschaffenheit ist aber etwas Zufälliges. Geistarme Menschen sind keine besondere Menschenart, sondern nur in ihrem innern Bau beschädigte Personen. Sie können oft Aeltern sehr kluger und geistreicher Kinder sein. Folglich ist und bleibt zwischen dem geistarmen Sterblichen und dem klügsten Thiere eine unendliche, leere Kluft, die durch nichts, durch keine Zwischengattung von Geschöpfen, ausgefüllt ist. Auch sind Personen, die wir arm am Geiste nennen, nicht am Geiste, sondern nur an denjenigen innern Mitteln und Werkzeugen arm und mangelhaft, durch welche sie ihren Geist wirksam erscheinen lassen können: so wie ein kluges, verständiges Thier, dem wir einen gewissen Grad Vernunft beilegen, wirklich keine Vernunft, sondern nur einen wunderbaren, bloß auf seine Erhaltung abzweckenden, dunkeln Trieb besitzt, den man Instinkt zu nennen pflegt. — Auch der Mensch, insofern er einen Leib hat, ist mit solchen Instinkten begabt. Wer lehrt zum Beispiel den Magen die wunderbare Arbeit des Verdauens? Wer lehrt das kaum geborne Kind die Mutterbrust suchen? Wird man deswegen sagen, der Säugling habe schon Ueberlegung und reife Urtheilskraft? Warum schließt das Kind, dem noch Niemand in die Augen gestoßen, schnell die Augen, wenn man plötzlich dahin mit der Hand zu fahren scheint? Ist dies schon Klugheit, schon wirkliche Aeusserungen des Verstandes? — Nein, es ist ein dunkeler, unwillkürlicher Naturtrieb — Instinkt.

Und also ist es auch mit dem beschaffen, was wir bei Thieren für Verstand und Klugheit zu halten, oder, doch immer mit Unrecht, sehr uneigentlich also zu benennen pflegen, weil die Aeusserungen dieser Naturtriebe oft so wunderbar, und, wenn sie mit starkem Gedächtnisse verknüpft sind, so täuschend

erscheinen, daß wir sie für Wirkungen eines Verstandes und einer Vernunft zu halten geneigt werden. Ein Thier kann gelehrig sein, vermöge seines Gedächtnisses. Aber es kann Seinesgleichen nicht wieder in dem, was es lernte, unterrichten. Dazu mangeln Verstand und Vernunft auch dem scheinbar verständigen Thier.

Kein Thier lernt vom andern. Es thut, was es thut, durch Anspornung seiner Natur. Man entdeckt darin oft so ausserordliche Weisheit und Vorsicht und Sorgfalt, daß der einsichtvollste Mensch es unbegreiflich findet, wenn er nicht annehmen soll, das Thier habe auch Ueberlegung und Vernunft. Und doch ist das Thier ohne den Gedanken. Aber was wir betroffen anstarren, ist der Gedanke des allweisen Schöpfers. Eine junge Spinne, wenn sie, sobald sie dem Ei entschlüpft, fern von allen andern Spinnen ist, folglich von ihren Aeltern nicht unterwiesen werden kann, was sie nun zur Erhaltung ihres Lebens thun müsse, versteht es sogleich eben so gut, als ihre Mutter, die Faden zu weben, mit erstaunlicher Regelmäßigkeit dieselben zu ordnen, und die Fliege darin zu fangen. Jede weiß das zarte Netz auf die für sie vortheilhafteste Art zu bilden; die eine senkrecht zwischen Zweigen, wo die Hauptfaden wie Strahlen vom Mittelpunkt unter gleichen Winkeln ausgehen, und die Querfaden in genau berechneten Verhältnissen zu einander herumlaufen; die andern beutelförmig in den Ecken der Fenster und Mauern, wo sie wissen, daß Beute für sie kommen müsse; die dritte hängt ihr trichterförmiges Gewebe an Pflanzen beim Wasser. Jede trifft die zweckmäßigsten Anstalten, ohne sie vorher gekannt oder gelernt zu haben.

Unter allen Insekten ist keins so reich an wunderbaren Eigenschaften, als die Biene. Sie ist eins von den Meisterwerken des allmächtigen Gottes in ihrer Art. Was ist das kunstvolle, mühsam gebaute Vogelnest gegen die große Stadt von weislich geordneten Zellen, worin die Bienen wohnen? Da leben sie in der selbstgebauten Stadt: alle nach gleichen und unveränderlichen Gesetzen; alle für einander schaffend; alle unter einem Haupt, nämlich einer Königin, der Mutter aller. Da schwär-

men sie aus, suchen die Blumen, bedecken mit deren feinem Staub ihren kleinen haarigen Leib, fliegen zurück, und bringen damit den Stoff zu Wachs und Honig ein, den sie dann kunstvoll bereiten. Eine Arbeitsbiene liefert der andern das Benöthigte zu. So wohnen sie in Eintracht beisammen, oft von zweihundert bis fünfzehntausend in einem Stock, ohne daß die ungeheure Menge im Geringsten ein Hinderniß der Ordnung würde. Die Regelmäßigkeit in der Einrichtung ihrer Wohnungen ist für den größten Künstler unter den Menschen ein Gegenstand des Erstaunens.

Mit gleicher Gewandtheit bauen die Wespen ihr Nest, bald, indem sie es sicher vor Sturm und Regen an verfaultem Holz oder in Mauerlöchern befestigen; oder, wie aus zartem, grauem Papier blätterig gebildet, einen halben Fuß tief in der Erde errichten, mit vielen tausend kleinern Zellen versehen. Mit welchem Fleiße und wie sinnreich arbeiten die thätigen Ameisen, deren Staat, aus vielen tausend Mitgliedern bestehend, ein wohlgeordnetes Ganzes ist! Jedes einzelne Thierchen hat darin seine Bestimmungen und Geschäfte; jedes kennt seine Verrichtungen, seine Straßen, und was fehlt.

Die Haushaltung und Lebensart und die Fähigkeiten vieler vierfüßigen Thiere aber sind dem Menschen viel bekannter. Wer hat nicht von der scheinbaren Verständigkeit des Elephanten gehört, oder von der List des Fuchses, mit welcher er seinem Raube auflauert, oder seinen Feinden zu entrinnen sucht? Schlau und versichtig, nichts übereilend, richtet er sich allezeit nach den Umständen. Er legt seine Höhle am Rande der Wälder oder in der Nähe der Dörfer an, wo für ihn Beute ist, und verbirgt den Eingang seines Aufenthalts klüglich. Unermüdlich lauernd erhascht er seinen Raub, bedeckt ihn mit Moos, versteckt ihn sorgfältig, daß ihn Keiner finde, und geht nach neuem aus. Kein Vogelnest ist vor ihm ganz gesichert; selbst den Wespen und Bienen macht er den Krieg, um ihren Honig zu erobern. Und doch ist alle seine List kaum vorzüglicher, als die der Katze, mit welcher sie den Mäusen auflauert, oder der Spinne, die im Verborgenen das Glück ihrer zarten Netze ver-

sucht; seine Kunst kaum bedeutender, als die der Biene, die ohne langes Ueberlegen die schwere Aufgabe löset, in der kürzesten Zeit das zweckmäßigste Gebäude für sich in möglichst kleinstem Raum und mit der größten Ersparniß herzustellen.

Von allen uns bekannten Thieren ist vielleicht der Hund durch seine höhern Fähigkeiten am merkwürdigsten. Mehr als jedes andere hält er sich zum Menschen, überläßt sich dessen Herrschaft, scheint ihn zu verstehen, und Vergnügen darin zu finden, ihm zu dienen. Gelehriger als alle andern Thiere, thut er, was ihm befohlen wird: jagt das Wild, bewacht Haus und Hof, vertheidigt seinen Herrn, und beobachtet dessen Mienen, dessen Stimme, um seinen Willen zu errathen. Seine Treue und Anhänglichkeit ist rührend. Der Hund ist das einzige Thier, welches in seiner Zuneigung zum Menschen lieber das Leben, als die Treue aufopfert; seinen Herrn und dessen Freunde immerdar kennt; der es hört und darauf achtet, wenn man ihm beim Namen ruft. — Dennoch ist Alles, was wir an ihm Verstand und Gedanken nennen, nur eine Selbsttäuschung von unserer Seite. Der Hund, mit dem reizbarsten Empfindungsvermögen der thierischen Seele begabt, zeigt nur, wie viel diese auch ohne Geist zu leisten fähig ist. Daß er sich zähmen und zum Diener der Menschen verwandeln läßt, ist die Wirkung der gleichen Ursache, welche den Adler bewegt, sein Nest an den Gipfeln der höchsten Felsen zu bauen, von wo er in weiten Fernen umher seine Nahrung ausspähen kann. Seine Treue ist die bindende Macht der Gewohnheit; seine Gelehrigkeit ist die Frucht des Gedächtnisses, oder der Erinnerung angenehmer und unangenehmer Eindrücke bei gewissen Handlungen.

Doch ihm, wie allen Thieren, fehlt der Gedanke. Er kann lernen, aber seine Jungen nicht das Erlernte wieder lehren. Empfindung und Gedächtniß, verbunden mit der Macht des Instinkts, ist der Inbegriff aller thierischen Fähigkeiten. Kein Thier hat eine Vorstellung von dem, was wahr und gerecht ist; kein Thier eine Vorstellung von der Verknüpfung der Ursachen und Wirkungen; nur was es immer gewohnt ist beisammen

oder nach einander folgend zu sehen, das glaubt es immerdar verbunden. Darum zittert der Hund vor der donnernden Stimme seines Gebieters, der oft schmerzliche Mißhandlungen folgten; aber eben deswegen rächt er sich auch oft mit den Zähnen an dem nach ihm geworfenen Stein, statt an demjenigen, der ihn schleuderte. Kein Thier hat Sinn für das Erhabene und Schöne. Ihm sind der Palast, der prachtvollste Tempel und der elendeste Stall, ihm die Musik und das Gekreische gleichgültig. So hat weder die Biene, noch die Spinne einen Sinn, die Vortrefflichkeit und hohe Zweckmäßigkeit ihrer Arbeit einzusehen, so wenig, als der menschliche Säugling die weise Einrichtung erkennt, mit der sein Inneres thätig ist, die eingesogenen Nahrungsbestandtheile seines Körpers umzuschaffen, oder vermittelst welcher Einrichtung er fähig ist, die empfangene Milch zu verschlucken. Und doch thut er es, und weiß, daß er es thut, ohne zu wissen warum.

Hätten die Thiere auch nur den geringsten Theil jenes Lichtfunkens, der die innere Welt des Menschen erleuchtet: sie würden nicht immer in ihren Arbeiten und Lebensarten die gleichen bleiben. Aber ein Thier treibt sein ihm von der Natur gegebenes Geschäft nicht besser und nicht schlechter, als das andere; da ist keine Abwechselung, keine Vervollkommnung ihrer Einrichtungen. Wie seit den Schöpfungstagen der Sperling und Falke ihre Nester flochten, der Biber seine kunstvolle Höhle am Wasser baute, so geschieht es noch heute seit Jahrtausenden, so noch in folgenden Jahrtausenden. Jede Thiergattung, jede Pflanzengattung sind die gleichen geblieben.

Aber der Mensch nicht also. Nur sein Leib, insofern derselbe thierischer Natur ist, hat keine Vervollkommnung erfahren; er besteht und handelt in den alten Naturtrieben. Hingegen der Geist, dieser Strahl aus Gott, ist immer der gleiche. Er, im ewigen Kampfe mit der ihn verdunkelnden Thierheit, erhebt sich in Majestät über das Ganze der Natur, und erkennt sich, die Welt, die Herrlichkeit Gottes. Ein von den Naturtrieben unabhängiger Wille herrscht selbst über diese. Dadurch wird er zum Ebenbild seines Schöpfers. Je höher der Geist

sucht; seine Kunst kaum bedeutender, als die der Biene, die ohne langes Ueberlegen die schwere Aufgabe löset, in der kürzesten Zeit das zweckmäßigste Gebäude für sich in möglichst kleinstem Raum und mit der größten Ersparniß herzustellen.

Von allen uns bekannten Thieren ist vielleicht der Hund durch seine höhern Fähigkeiten am merkwürdigsten. Mehr als jedes andere hält er sich zum Menschen, überläßt sich dessen Herrschaft, scheint ihn zu verstehen, und Vergnügen darin zu finden, ihm zu dienen. Gelehriger als alle andern Thiere, thut er, was ihm befohlen wird: jagt das Wild, bewacht Haus und Hof, vertheidigt seinen Herrn, und beobachtet dessen Mienen, dessen Stimme, um seinen Willen zu errathen. Seine Treue und Anhänglichkeit ist rührend. Der Hund ist das einzige Thier, welches in seiner Zuneigung zum Menschen lieber das Leben, als die Treue aufopfert; seinen Herrn und dessen Freunde immerdar kennt; der es hört und darauf achtet, wenn man ihm beim Namen ruft. — Dennoch ist Alles, was wir an ihm Verstand und Gedanken nennen, nur eine Selbsttäuschung von unserer Seite. Der Hund, mit dem reizbarsten Empfindungsvermögen der thierischen Seele begabt, zeigt nur, wie viel diese auch ohne Geist zu leisten fähig ist. Daß er sich zähmen und zum Diener der Menschen verwandeln läßt, ist die Wirkung der gleichen Ursache, welche den Adler bewegt, sein Nest an den Gipfeln der höchsten Felsen zu bauen, von wo er in weiten Fernen umher seine Nahrung ausspähen kann. Seine Treue ist die bindende Macht der Gewohnheit; seine Gelehrigkeit ist die Frucht des Gedächtnisses, oder der Erinnerung angenehmer und unangenehmer Eindrücke bei gewissen Handlungen.

Doch ihm, wie allen Thieren, fehlt der Gedanke. Er kann lernen, aber seine Jungen nicht das Erlernte wieder lehren. Empfindung und Gedächtniß, verbunden mit der Macht des Instinkts, ist der Inbegriff aller thierischen Fähigkeiten. Kein Thier hat eine Vorstellung von dem, was wahr und gerecht ist; kein Thier eine Vorstellung von der Verknüpfung der Ursachen und Wirkungen; nur was es immer gewohnt ist beisammen

oder nach einander folgend zu sehen, das glaubt es immerdar verbunden. Darum zittert der Hund vor der donnernden Stimme seines Gebieters, der oft schmerzliche Mißhandlungen folgten; aber eben deswegen rächt er sich auch oft mit den Zähnen an dem nach ihm geworfenen Stein, statt an demjenigen, der ihn schleuderte. Kein Thier hat Sinn für das Erhabene und Schöne. Ihm sind der Palast, der prachtvollste Tempel und der elendeste Stall, ihm die Musik und das Gekreische gleichgültig. So hat weder die Biene, noch die Spinne einen Sinn, die Vortrefflichkeit und hohe Zweckmäßigkeit ihrer Arbeit einzusehen, so wenig, als der menschliche Säugling die weise Einrichtung erkennt, mit der sein Inneres thätig ist, die eingesogenen Nahrungsbestandtheile seines Körpers umzuschaffen, oder vermittelst welcher Einrichtung er fähig ist, die empfangene Milch zu verschlucken. Und doch thut er es, und weiß, daß er es thut, ohne zu wissen warum.

Hätten die Thiere auch nur den geringsten Theil jenes Lichtfunkens, der die innere Welt des Menschen erleuchtet: sie würden nicht immer in ihren Arbeiten und Lebensarten die gleichen bleiben. Aber ein Thier treibt sein ihm von der Natur gegebenes Geschäft nicht besser und nicht schlechter, als das andere; da ist keine Abwechselung, keine Vervollkommnung ihrer Einrichtungen. Wie seit den Schöpfungstagen der Sperling und Falke ihre Nester flochten, der Biber seine kunstvolle Höhle am Wasser baute, so geschieht es noch heute seit Jahrtausenden, so noch in folgenden Jahrtausenden. Jede Thiergattung, jede Pflanzengattung sind die gleichen geblieben.

Aber der Mensch nicht also. Nur sein Leib, insofern derselbe thierischer Natur ist, hat keine Vervollkommnung erfahren; er besteht und handelt in den alten Naturtrieben. Hingegen der Geist, dieser Strahl aus Gott, ist immer der gleiche. Er, im ewigen Kampfe mit der ihn verdunkelnden Thierheit, erhebt sich in Majestät über das Ganze der Natur, und erkennt sich, die Welt, die Herrlichkeit Gottes. Ein von den Naturtrieben unabhängiger Wille herrscht selbst über diese. Dadurch wird er zum Ebenbild seines Schöpfers. Je höher der Geist

über dem Einflusse der Sinnlichkeit steht; je mehr er das Nützliche dem Eiteln, das Gerechte dem bloß Nützlichen, das Gütige dem bloß Gerechten vorzieht; je mehr er eigenes irdisches Wohl über das Glück seiner Freunde und Feinde vergessen kann: um so ähnlicher wird der Geist des Menschen Gott, der weltbeseligend seine Sonne aufgehen läßt über Sünder und Fromme.

Nach Deinem Ebenbilde, o du Erhabenster, hast Du mich geschaffen. Eine unendliche Kluft ist zwischen mir und dem Wesen der Thiere. Sollte ich selbst jemals meiner Würde vergessen können, und nicht mehr sein wollen, als das vernunftlose Thier, das nur um seine Selbsterhaltung und Fortpflanzung bekümmert ist? Nein, nein, meine Sehnsucht richtet sich zu Dir hinauf! Wie Du unaufhörlich mildreich, und auch in diesen fruchtbringenden Herbstzeiten mit überschwenglicher Güte für Alle sorgst, will auch ich thun, und nicht bloß für mich sammeln. Wo sind Leidende zu trösten? ich will ihnen eine frohe Stunde bereiten helfen. Wo sind Arme? ich will sie erquicken helfen. Wo sind Verlassene? ich will ihr Freund und Rathgeber werden. Wo sind Unglückliche, welche den bevorstehenden Winter und seine Strenge fürchten? ich will, was meine Kräfte vermögen, ihren Besorgnissen abhelfen. Nur das Thier ist um sich selbst bekümmert; nur Gott gehört dem großen Weltall an. So soll der Mensch ein Gott in seinem kleinern Wirkungskreise sein. Daß ich es werde, Vater im Himmel, verleihe mir den Beistand Deiner Gnade. Amen.

40.

Blicke zum Sternenhimmel.

Erſter Theil.

Pſ. 104, 24.

Der Sonne goldne Miriaden,
In ihren unerforſchten Pfaden,
Sind Staub vor Dir, Dein Werk, und Dein!
Auch die fern von des Auges Grenzen
Unſichtbar uns im Ew'gen glänzen,
Und jede Welt um ſie, iſt Dein!
Du biſt der unumſchränkte Meiſter
Der Welt, die durch Dich worden iſt;
Allmächtig, gütig, Herr der Geiſter,
Und ewig bleibſt Du, der Du biſt!

Das Reich des Alls lenkt Deine Rechte;
Die Seraphim ſind Deine Knechte;
Die Thronen ſind Dir unterthan.
In allem Sein und allem Weben,
Gott! Schöpfer! Vater! webt Dein Leben,
Und Alles fleht Dich kindlich an.
Der Himmel Himmel ſingt Dir Lieder,
Viel tauſend Himmel zu erfreu'n.
Sie hören's, fühlen, fallen nieder,
Und ſenken ſich in Dich hinein.

---

nn ich von den Leidenſchaften, Umtrieben, Entzweiungen,
igen Planen und dem ewigen Einerlei des gemeinen Lebens
ödet bin; oder wenn ich meine häuslichen Sorgen, meine
en, Hoffnungen, meine eigenen Entwürfe allzuſehr ver-
ıge, ſo daß ich nichts Anderes, als nur dieſes Irdiſche
en kann und mag, und doch mich wieder vom Staube zum
ılichen zu erheben, und in mir ſelbſt ein edleres Leben zu
ı wünſchte: dann werfe ich meinen Blick zum geſtirnten
mel, und betrachte das ewige, ſtille Leuchten und Wandeln
r Welten. — Wenn ich in frohen Geſellſchaften und ſelbſt
Vergnügens voll bin; wenn ich mich vor meiner eigenen
ıde fürchte, daß ich mich leicht in ihr vergeſſen könnte, und
ı ich auch dann mich Gott nähern und durch ihn meine
ılichkeit heiligen, meine Beſonnenheit zurückrufen möchte,

— dann trete ich hinaus und erhebe mein Auge zu den Wundern des Himmels, und ahne meine Schicksale und Bestimmungen. — Wenn mich ein Schmerz des Lebens allzutief ergreift, wenn mich die Angst zu Boden drückt, und ich beten möchte, und mich nicht zur Andacht sammeln und beten kann: dann sehe ich hinaus in die Unermeßlichkeit des Himmels über mir.

Und je länger ich mich beim Anschauen und Betrachten des Ewigen und Grenzenlosen, welches über mir schwebt, verweile, je ruhiger wird es in mir. Vor der Unendlichkeit des Weltalls wird auch das Größte, was auf Erden ist, klein; und nur mein Geist fühlt noch eine Erhabenheit, weil er sich über den Staub der Erde in die Unendlichkeit hinaufschwingen kann. Der Sturm der wilden Freude legt sich in meiner Brust, und ich fühle ein Streben, meiner selbst würdiger zu bleiben. Der Menschen Thun und Lassen scheint mir so nichtig, so verächtlich; sie gleichen geschäftigen kleinen Würmern, die von der Erde leben, um ihre Erhaltung Alles thun, und nicht ahnen, wo sie sind und wer über ihnen wacht. — Jeder Kummer, jede schwere Lebenssorge, die mich beugen will, wird leicht und unbedeutend; denn die Allmacht Gottes und die Weisheit und Gnade des Weltregierers stellt sich mir lebhafter dar, und ich denke: Was härmst du dich doch so vergeblich? Kurz ist das Leben, ewig der Geist. Warum willst du in deinen Besorgnissen verzagen? Bist du denn allein? Ist nicht Gott im Weltall; kann ein Stern ohne seinen Willen aus den angewiesenen Bahnen weichen, in denen er sich mit Tausenden und tausenden von Jahren fortbewegen muß; kann ein Sperling ohne seinen Willen vom Dache fallen, und sind nicht alle Haare auf deinem Haupte gezählet?

Wahrlich, es ist zu begreifen, daß der Mensch endlich ganz irdisch gesinnt wird, wenn er seinen Blick immerdar zur Erde kehrt, wie alle Thiere, und vergißt, daß er gebaut ist, um aufrecht zu gehen, und das Angesicht zum Himmel zu wenden; der Sterbliche ist nicht bloß da für die Erde: warum beschäftigt er sich denn fast nur allein mit der Kenntniß dessen, was die Erde

gibt? Er ist ein Bürger des Weltalls, ein Antheilhaber der Ewigkeit, ein Bruder der Geister, ein Kind der Gottheit!

In den Urzeiten, da die Völker der Erde noch ihrem Ursprunge nahe waren, klebten sie noch nicht so sehr an der geringen Erdscholle, auf der sie wandelten, wie heutiges Tages. Sie wußten mehr von göttlichen Dingen, als von irdischen Vortheilen. Sie waren der ganzen Natur inniger verwandt, und mit den Wundern des Himmels vertraut, wie mit den Wundern des Erdballs. Sie konnten noch keine Seidenzeuge weben, keine Paläste bauen, keine zierlichen Geräthschaften erfinden, und den Hunger mit mannigfaltiger Nahrung zu stillen, war noch keine eigene Kunst: aber sie wußten von Gottes Allmacht mehr, als wir, zu sagen, und verloren sich mit Entzücken in Betrachtungen seiner Weisheit und Gnade. Sie hatten schon den Lauf des Mondes um die Erde berechnet, und die Stellungen der Sonne in den Sternbildern des himmlischen Thierkreises, ehe sie nur den geringsten Theil aller Bequemlichkeiten kannten, mit welchen die Sterblichen in spätern Jahrhunderten ihren Leib verweichlichten, und den größten Zeitraum ihrer Tage vertändelten. — Leben wir denn nur für unsern Gaumen, für unsere Kleider, für unsere Spiele, für unser Geld, oder für das Ewige? Leben wir denn nur für unsere Bedeutung in Gesellschaften, für unser Ansehen, für unsern Rang unter den Menschen hier, oder für unsern Rang unter den zum unendlichen Sein erwählten Geistern? Wie wenige Christen sind, welche der Gottheit wirklich näher verwandt wären, als ihren thierischen Bedürfnissen! Wie wenige sind, die in ganzer Fülle erkenntnißvollen Entzückens das Wort des Psalms sprechen können: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güte! (Psalm 104, 24.)

Es wäre zu wünschen, daß noch heutiges Tages — wie in den Zeiten des Alterthums Propheten, Patriarchen und Lehrer, oder wie Jesus Christus, wenn er unter seinen Schülern stand — die öffentlichen Volkslehrer, die Gottesgelehrten und Prediger ihre Zuhörer oft auf die Herrlichkeit des Schöpfers durch Schil-

derungen der Natur hindeuteten! — Die Schrift ist von Gott eingegeben: aber ist die Natur nicht auch das Buch Gottes, in welchem wir lesen sollen? Was hilft es, zu sagen von den Eigenschaften Gottes, wenn wir durch bessere Kenntniß seiner Werke keine lebhaftere und anschaulichere Vorstellung von seiner Majestät gewinnen? Wenn der Sterbliche unter dem Sternenhimmel hinirrt, was weiß er sich mehr dabei zu denken, als daß diese zahllosen Lichter da oben seinem Auge gefallen? Ja, wie wenig stellt er sich bei Wahrnehmung jenes großen Tagesgestirns vor, welches durch den Einfluß Alles mit Licht und Wärme durchdringender Strahlen zum Leben weckt? Höchstens gefällt ihm die angenehme Empfindung der Wärme; oder er berechnet, ob es einen schönen oder trüben Tag geben könne; oder ob seine Aernten in den Feldern wohlgerathen werden. Ihm ist die Sonne nur ein Beistand zur Gewinnung kleiner Vortheile, eine Tagesleuchte, und mehr nicht: etwas Gemütherhebendes findet er nicht darin, denn er kennt sie nicht näher.

Wenn wir ihm aber sagen, jene glänzende Scheibe, in die du nicht mit Gefahrlosigkeit deiner Augen sehen kannst, ist in ihrem Durchschnitt über hundertmal größer, als der Erdball, den du bewohnst, und den du oft die ganze Welt nennst; wenn wir ihm sagen, dieser hundertmal größere Weltkörper, welcher dir so klein erscheint, und doch so nahe leuchtet und erwärmt, ist bei zwanzig Millionen Meilen weit von dir entfernt; wenn wir ihm sagen, diese große und ferne Welt, welche dir alle Morgen aufgeht, um den Tag zu bringen, und des Abends untergeht, bewegt sich keineswegs, wie dir es scheint, am Himmelsgewölbe um deine viel kleinere Welt, auf der du wandelst, sondern die Erde schwingt sich, in der ungeheuern Leere eines unendlichen Himmels leichter als eine Feder schwebend, von Gottes Allmacht gehalten, um die Sonne herum, so wie sich der Mond um die Erde bewegt, und folglich auch mit ihr zugleich um das große Sonnengestirn; wenn wir ihm sagen, die Erde, während sie sich in einer länglich runden Bahn um die Sonne schwingt, fliegt in jeder Minute mit Allem, was sie trägt, und unablösbar an sich festhält, zweihundert und vierzig

Meilen weit fort durch den Himmelsraum; wenn wir ihm sagen, jene Sonne, die dir eine ewig brennende Feuerkugel zu sein scheint, und deren Strahlen dir wegen ihrer Hitze oft beinahe unerträglich fallen, hat nur nahe an der Erde eine so große Wärme, aber je höher man sich in die Luft erhebt, je weiter hinauf man auf Berge steigt, je kühler wird die Luft, je mehr nimmt alle Sonnenhitze ab, also daß die Gipfel der höchsten Berge zuletzt mit Schnee und Eis seit Jahrtausenden bedeckt sind: — wird er dann nicht in Erstaunen versinken und erschrecken vor der nie geahneten Wunderbarkeit der Welt, ihrer Größe und der Majestät des Schöpfers, zu dem er oft betete, ohne ihn so erkannt zu haben? Wird er dann nicht mit ganz anderm Sinn als ehemals beten: Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel; Du hast sie alle weislich geordnet!

Nun erst wird die Aufmerksamkeit in ihm erwachen; nun erst die Wißbegier nach den göttlichen Dingen rege werden, und hundert Fragen werden geschehen: Wie ist es möglich, daß die Erde dahinschwebe im leeren Weltraum? — oder daß wir nichts von der ungeheuern Schnelligkeit im Fortfluge verspüren? — oder daß die Sonne, je näher wir ihr kommen, statt mehr zu brennen und zu wärmen, kälter wird, und nicht wie anderes Feuer thut?

Allein hier bleibt in den meisten Dingen unsere Wißbegier unbefriedigt. Wir nehmen viele Wunder Gottes wahr, aber die Erklärung davon ist uns unmöglich; Alles, was wir darüber sagen würden, wäre bloße Vermuthung. Wer könnte in die Geheimnisse des Schöpfers dringen?

Sehr wahrscheinlich also ist die Sonne kein irdisches Feuer, wie wir es haben; denn das Feuer verzehrt, was es ergreift. Und wäre die Sonne eine brennende Welt: würde man nicht vermuthen müssen, daß sie sich endlich selbst verzehren müsse? Was ist sie also und wie ist sie beschaffen?

Es ist der menschlichen Kunst gelungen, solche Fernrohre zu erfinden, vermittelst welcher wir weit entfernte Gegenstände tausendmal größer und deutlicher erblicken, als mit bloßen

Augen. So können wir das weit von uns entlegene gleichsam näher an unser Auge heranziehen, und wie groß muß unser Erstaunen werden, wenn auf diese Weise unser Blick auf fremden Welten umherwandelt, da er bisher nur gewohnt war, die Landschaften und Gewässer auf Erden zu sehen! — wenn er dort eine ganz andere Ordnung und Haushaltung wahrnimmt, wie hier auf Erden!

Schon längst bemerkte man durch jene Hilfsmittel, daß die Sonne keineswegs, wie sie den bloßen Augen vorkommt, ein einziges Flammenmeer sei, sondern es zeigten sich dunkle Stellen darin, wie Inseln in einem Ozean von Licht. Manche derselben bewegten sich, immer in gleich weitem Abstande von einander, von einer Seite der Scheibe zur andern, und kamen wieder regelmäßig, nach immer gleicher Zeit, auf der ersten Seite wieder genau den gleichen Gang zu nehmen. Erst daraus erkannte man nun offenbar, daß auch die Sonne nicht stille stehe, sondern daß sie sich um sich selbst herumdrehe, so wie sich auch die Erde nicht nur um die Sonne in Jahresfrist, sondern auch um sich selbst binnen vierundzwanzig Stunden herumdreht. Aber was bei unserer kleinen Welt, auf der wir eine kurze Zeit leben, in zweimal zwölf Stunden vollbracht ist, dauert bei der großen Sonnenkugel fünfhundert und zweiundfünfzig Stunden, oder was bei uns einen Tag und eine Nacht ausmacht, währt dort über siebenundzwanzig unserer Tage.

Die dunkeln Stellen in der Sonne, welche man aber auch zu ungleichen Zeiten oft unter dem allgemeinen Glanz wieder verschwinden sieht, zeigen, je länger sie beobachtet werden, mancherlei Verschiedenheiten. Es gibt deren, die ganz schwarz und von blassem Rand umgeben sind; andere, die keine finstere Mitte haben, sondern überall gleich grau sind. Eben so zeigen sich wieder in dem weiten Lichtmeer einzelne Punkte, die weit heller strahlen, als alles Uebrige. Das Lichtmeer trennt sich zuweilen; an andern Orten wallt es wieder zusammen. Wo es auseinander geht, sehen wir die finstern Stellen des Sternkörpers, und bemerken, daß er nicht brennend ist, sondern für sich selbst dunkel und so strahlenlos wie unser Erdball.

Bei noch sorgfältigerm Untersuchen nimmt man deutlich wahr, daß, wenn die finstern Sonnenstellen sich beim Umdrehen dieses Weltkörpers dem Rande der Scheibe nähern, noch ehe sie den äusserſten Saum erreichen, schon verschwinden unter der seitwärts stehenden Lichtmenge. Folglich steht die Lichthelle wohl weit höher, als der dunkele Boden der Sonne. Ja, was noch weit merkwürdiger ist, zwischen dem Lichtmeer, welches die Sonne umstrahlt, und zwischen dem strahlenlosen Grund derselben, und selbst noch über diesem weit erhaben, zeigt sich ein anderes, von beiden verschiedenes Wesen, gleichsam ein zweites der Sonne, beweglich, abwechselnd, ungleich, von grauer Farbe. Wenn wir auf einem andern Sterne wohnten, und von dem aus unsere Erde betrachten könnten, würden die Wolken, welche den Erdball umziehen, ebenfalls einen ähnlichen grauen Schleier um ihn her bilden, der dann und wann zerrisse, und zu andern Zeiten wieder zusammenflösse.

So wäre die Sonnenwelt, mit unserer Erdenwelt verglichen, also ein strahlenloses Weltall, wie unsere Erde ist, und ebenfalls wie diese mit einem Wolkenhimmel umzogen; aber weit über demselben wölbten sich ringsum Lichtwolken. Man hat den Abstand des Sonnengrundes von den dunkeln Wolkenschichten, und den Abstand dieser von dem höhern Lichtmeer mit vieler Bestimmtheit wahrgenommen. Aus mancherlei Beobachtungen und Berechnungen hat sich ergeben, daß die Lichtwolken vier- bis sechshundert Meilen weit von dem darunter liegenden Sonnenboden entfernt sind, folglich vier- bis sechshundertmal höher über der Sonne, als die Gipfel der allerhöchsten Berge über dem Erdboden stehen.

Risse in den Strahlenwolken, wenn man das herrliche Lichtmeer so nennen darf, welches jenen Weltkörper umschwebt, entblößen uns fast immer den darunter schwebenden grauen Wolkenhimmel, und dieser ist, wie es scheint, so allgemein und ausgedehnt, daß die Lichthülle selten oder nie unmittelbar über dem Sonnenboden steht. Denn so groß auch die Oeffnung der Glanzmenge wird, bemerkt man dennoch weit unter derselben vorgehend die grauen Wolken, und erst wenn sich diese in ihrer

Mitte öffnen, erblickt man den Sonnenboden selbst als einen schwarzen Fleck, der wie mit einem mattleuchtenden, grauen Rand umgeben ist.

Die schwarzen Stellen des Sonnengrundes sind oft von beträchtlicher Größe. Man sieht sie zuweilen in einer Ausdehnung von zehn- und zwanzigtausend Meilen Weite; ja man sah sie schon so groß, daß sie einen Raum von zweihundert Millionen Meilen ins Gevierte einnahmen, das heißt, mehr denn zwanzigmal größer waren, als die ganze Oberfläche des von uns bewohnten Erdbodens. Man sah die Lichtschale deutlich wie ein glänzendes Gewölbe über einer finstern Tiefe hängen, noch tiefer, als die graue Wolkendecke steht, vereinzelte Gewölke zwischen dieser und dem festen Boden der Sonne schwimmen.

Von so ungeheuerm Umfang aber auch die von ihren Gewändern zuweilen entblößten Stellen der Sonne sind, ist es bis dahin demungeachtet noch nicht möglich gewesen, etwas Näheres zu erkennen von dem, was sich auf der festen Oberfläche des Körpers selber befinden mag. Es würde Täuschung sein, da von Gestalt der Landschaften, von Thälern und Gebirgen reden zu wollen. Jener wunderbare, von unserm Erdball ganz verschieden geformte Ball ist viel zu weit von uns entfernt, oder vielmehr auch unsere vollkommensten Sehrohre sind bis jetzt noch viel zu unvollkommen, um auf dem von seinem grauen Wolkenschleier beschatteten Sonnenrunde Einzelnheiten wahrzunehmen. Alles, was darüber gesagt wird, ist sicherheitslose Muthmaßung; so wie, wenn man aus öfters an gewissen Gegenden immer wieder erscheinenden finstern Stellen schließt, daß daselbst hohe Berge sind, welche über die grauen Wolkenmeere öfter, als das tiefer liegende Land, hervorragen und sichtbar werden können.

Bis jetzt müssen wir uns lediglich mit dem begnügen, was wir an der zweifachen Sonnenumgebung bemerkt haben, und selbst auch dieses ist noch Weniges und Unbestimmtes. Ja, wir sind noch nicht einmal im Stand, alle daran wahrgenommenen Erscheinungen zu umfassen, oder gar zu erklären. Wir wissen sogar nicht einmal uns Rechenschaft zu geben, warum in manchen

Jahren die Sonne beträchtlich größer und ein anderesmal kleiner erscheint. Nach Versicherung der Sternseher hat sie, oder vielmehr die Lichthülle ihrer Scheibengröße, um drei- bis sechshundert Meilen abgenommen. Wäre dies der Fall, möchte man fast für wahrscheinlich halten, daß die strahlende Glanzhülle zu gewissen Zeiten sich vom Sonnenkörper entfernte und ausdehnte, und zu andern Zeiten wieder gegen ihn einsänke und zusammenzöge. Doch scheint dieses Größer- oder Kleinerwerden des Umfangs, welches im Verhältniß zur ausserordentlichen Größe der Sonne gering ist, keinen bedeutenden Einfluß auf Licht und Wärme hier auf Erden zu haben; eben so wenig, wenn in der Sonne viele oder große dunkele Stellen sichtbar werden.

Wir wissen noch so wenig vom Weltenbau Gottes, und doch schon so Vieles, das unser ganzes Erstaunen rege machen muß! Wenn wir noch dazu denken, daß, mit Ausnahme einzelner Sterne, alle übrigen Gestirne, welche wir Nachts am Himmel erblicken, eben so gut selbstleuchtend sind, wie die Sonne, und wahrscheinlich von Licht umflossene Sonnen sind, wie die unserige; wenn wir dazu denken, daß unsere schärfsten Sehrohre zu schwach sind, diese Sterne auch nur um das Allergeringste zu vergrößern, weil sie in allzuunermeßlichen Entfernungen von uns schweben; wenn wir denken, daß, so wie unsere Sonne der Mittelpunkt ist, um welchen sich neunundzwanzig kleinere Welten, wie unsere Erde oder der Mond ist, bewegen, um von allen Seiten Beleuchtung zu empfangen, und daß um jene weit entfernten übrigen Sonnen sich wahrscheinlich eben solche, für sich selbst dunkele Weltkörper in ewig gleichen abgemessenen Kreisen bewegen; wenn wir bedenken, daß der Erdball, auf dem wir leben, nur einer der kleinsten Weltkörper von allen denen ist, die wir mit bloßen Augen in jeder heitern Nacht sehen, und daß doch die Oberfläche dieses verhältnißmäßig kleinen Erdballs über neun Millionen Meilen ins Gevierte hat; wenn wir erwägen, daß auf diesem Erdenrund Alles bevölkert ist mit lebendigen Wesen, deren Arten und Gattungen wir noch nicht

einmal alle kennen; wenn wir wissen, daß hier jeder Wassertropfen, jeder Grashalm gleichsam eine eigene kleine Welt ausmacht, worin zahllose nur unter dem stärksten Vergrößerungsglase erst sichtbar werdende Thierchen leben und weben; wenn wir uns erinnern, daß die Anzahl der Menschen allein, die auf der Oberfläche des Erdbodens zerstreut wohnen, über achthundert Millionen beträgt: wie könnten wir bei solchem Schwindel erregenden Blick vom Größten bis zum Kleinsten, vom Einzelnen zu der unendlichsten Menge, gefühllos bleiben, und ohne von einem heiligen Schauer durchdrungen zu werden! Wie sollten wir, die wir vom grenzenlosen Hause Gottes, dem Weltall, nur einen der unbedeutendsten Punkte, und selbst diesen bei weitem noch nicht ganz kennen, nicht von Ahnungen ergriffen werden, daß jene größern Welten vom Gott und Vater des Lebens wohl auch mit lebenden Wesen bevölkert sein mögen, die seine Majestät anbeten? Und wenn von jenen Tausenden von Sternen über uns jemals ein einziger auf immer verschwände: wer auf Erden würde das Dasein desselben vermissen! Wenn unser ganzer Erdball, mit Allem, was ihn bewohnt, plötzlich in Nichts verginge: was verlöre das reiche All der Welt an diesem Staubkorn, welches wir Lebenden jetzt noch unsere ganze Welt nennen!

Dennoch ist der Vater dieses überschwenglichen Reichthums mein Vater, und der Gott aller jener Welten mein Gott! Dennoch willst Du, ewige Allmacht, ewige Barmherzigkeit, mich nicht verloren gehen lassen, und nicht versäumen; sondern wunderbar einzig, wie Du für jede besondere Welt und für jeden besondern Wurm im Staube bist, als wäre jene Welt, dieser Wurm allein Deiner Liebe und Sorge Gegenstand; so bist Du wunderbar einzig für mich, als wäre ich Dein einzig erschaffenes Wesen, und Alles meinetwillen angerichtet! Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel; Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güte!

Ich fühle mich in diesem Ozean des Lebens so klein,

) nichtig, wenn ich mich in dem Gedanken der Unendlich-
eit oder in dem Abgrund Deiner Schöpfung verliere, und
ühle mich wieder so groß, daß ich, ein ewiger Geist, Gott,
Dich denken, Dich anbeten kann! Ich fühle mich so arm
nd verächtlich, wenn ich mein geringes Wissen, mein we-
niges Haben hier im Staub wahrnehme, und fühle mich
ieder so reich, wenn ich mich erinnere dessen, dem mich
Jesus zuführte.

Wie ist es auch möglich, daß ein Sterblicher unter den
leinlichen Bekümmernissen dieses kleinen Erdenlebens verzage,
enn er Dich kennt, auf den er vertrauen kann? Wie ist
s möglich, daß er auf sein irdisches Besitzthum einen so großen
Werth lege, wenn er das Göttliche einmal wahrgenommen
at? Wie ist es möglich, daß der für das Ewige und Gött-
iche Geborne nicht seinen Fehlern und Leidenschaften absagen
ann, um Dir ganz anzugehören? O, Dein Wille geschehe
uf Erden auch von mir, wie in allen Himmeln! Amen.

41.

Blicke zum Sternenhimmel.

Zweiter Theil.

Ps. 19, 2—4.

Die Himmel ruhen, jeder ehret
Die Größe Gottes, seine Pracht!
Die ausgespannte Feste lehret
Die Werke, die sein Arm gemacht.
Und aller Welten Harmonie
Verkündet und besinget sie.

Es strömt von einem Tag zum andern,
Gleich Bächen, ihre Rede fort;
Und eine Nacht erzählt der andern
Leicht ihr gedankenvolles Wort.
Es sind nicht Sprachen, die sie spricht:
Doch wer weiß ihre Worte nicht?

Die Ordnung kunsterfüllter Kreise
Verherrlicht Gottes Wunderhand,
Und macht, wie hold er ist und weise,
Der allerfernsten Welt bekannt.
Der Sterne hoher, ew'ger Gang
Ist seiner Allmacht Hochgesang!

Mit Recht kann gesagt werden: es ist darum so wenig tiefe Gottesliebe und wahre Gottesverehrung in der Welt, weil die meisten Menschen Gott nur so weit erkennen, als sie dazu fähig sind. Denn wer auch nur eine schwache, doch immer würdige Vorstellung von der Allmacht, Weisheit und Güte des höchsten Wesens hat, kann nicht anders, als von einer Ehrfurcht und einer Andacht erfüllt werden, die Alles übertrifft, was wir je Aehnliches gegen Menschen empfunden haben. Solche Ehrfurcht und Andacht ist die heilige Weihe zur Frömmigkeit, die Jesus von seinen Jüngern und Jüngerinnen gefordert hat.

Kann auch ein Kind seine Aeltern wirklich lieben und verehren, wenn es dieselben nicht einmal kennt? Wie sollen wir den Ewigen und Unsichtbaren lieben, und aus Liebe zu ihm ein heiliges Leben führen, wenn wir weniger von ihm wissen, als von unsern irdischen Aeltern? Viele Christen sind bekannter

mit den Handlungen oder Schicksalen frommer Leute, oder der Heiligen ihrer Kirche, als mit den Wundern und Thaten Gottes. Und doch deutete Christus nicht auf Menschen hin, sondern immer auf Gott, und sprach: Nur er ist heilig! — Vergebens prediget ihr Glauben, Buße, Besserung und Gottesfurcht: nicht bloße Ermahnungen machen den Menschen weiser und besser, sondern die Erkenntniß des Heiligsten und Höchsten. Die Gottesliebe, die Tugend kann in kein Gemüth hineingelegt werden: sie muß von selbst dem Gemüthe erblühen.

Das ist das große Uebel in vielen Ländern, daß diejenigen, welche sich berufen fühlen, Gott zu verkündigen, ihn selber oft zu selten in seiner Majestät erkannt haben, und in ihren Vorstellungen von ihm zu dürftig sind; daß sie, statt ihn in seinen Werken zu schauen, sich ein dunkeles Bild von ihm und seinen Vollkommenheiten, und eine Liebe zu ihm erkünstelt haben, welche sie dann Andern einzuflößen suchen. Aber ihre Art der Liebe kann nicht das Gefühl eines Jeden sein, und ihr Bild von Gott ist oft zu schwach und klein, um andere Gemüther zu erheben.

Nicht der Mensch, Gott selbst verkündigt sich den Sterblichen am herrlichsten, und lehret, wer er sei! Fragst du: Wo soll ich es hören und erfahren? Schon das Alterthum antwortet dir: Rede mit der Erde, sie wird es dich lehren, und die Fische im Wasser werden es dir erzählen. Wer weiß nicht, daß solches Alles des Herrn Hand gemacht hat? (Hiob 12, 8. 9.) Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und das Firmament verkündigt seiner Hände Werk. Ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht thut es der andern kund. Es ist keine Sprache und Rede, da man nicht ihre Stimme höre. (Ps. 19, 2—4.)

Lange glaubten die Bewohner der Erde, daß sie recht den Mittelpunkt des großen Weltalls bewohnten; und nun erst, aus vielen Beobachtungen des Weltgebäudes, nehmen wir wahr, daß wir unendlich weit davon entfernt sein mögen; daß, gleich wie der Mond als ein Trabant um die Erde fliegt, und der Erdball wieder als ein Trabant um die Sonne, auch die Sonne nur als ein geringerer Trabant um eine uns unbekannte, sehr

entfernte Sonne, in ewiger Kreisbahn mit allen sie begleitenden Gestirnen hinschwebt. Lange glaubten die Menschen, daß über unserm Wolkenhimmel der Aufenthalt seliger Geister sei. Nun aber wissen wir, daß jener Sternenhimmel nichts Festes sei, sondern ein unendlicher Raum, welchen nichts durchströmt, als das Licht von Millionen Sonnen, deren Entfernungen von uns auszumitteln kein Werkzeug erfunden und kein Maß erdacht werden kann.

Wir dürfen kaum zweifeln, daß sich jene Sonnenwelten, die uns nur als kleine Sterne erkennbar sind, nicht ebenfalls bewegen; aber wir sind von ihnen allzuweit entfernt, um es beobachten zu können. So glauben wir auch von einem Menschen, der auf einer Landstraße weit von uns erblickt wird, er stehe still, ob er gleich wandelt; und die Menschen, ob sie gleich den Himmel seit Jahrtausenden betrachtet haben, beobachten ihn noch viel zu kurze Zeit (denn was sind doch sechstausend Jahre gegen die Unendlichkeit der weiten himmlischen Räume!), als daß sie in den Stellungen der entfernten Sterne zu einander eine wirkliche Veränderung hätten wahrnehmen können. Eben so sehr ist wahrscheinlich, daß, wie unsere Sonne neunundzwanzig verschiedene Erdbälle um sich hat, die sie beleuchtet, auch jede der entferntern Sonnen von ähnlichen Weltkörpern begleitet sei. Aber diese können wir nicht mehr erblicken, theils weil sie kleiner als ihre Sonnen, theils nicht selbstleuchtend sind, theils diesen ihren Sonnen zu nahe und folglich von den Strahlen derselben für uns gleichsam verhüllt stehen. Denn wenn wir auf demjenigen zu unserer Sonne gehörenden dunkeln Weltkörper wohnten, der von ihr am allerfernsten schwebt, so würden wir von da aus unsern Erdball auch nur als einen ganz kleinen Stern erkennen, der aber so nahe um die Sonne herumzulaufen schiene, daß wir ihn kaum vor dem Glanz ihrer Strahlen deutlich erblicken könnten.

So scheinen alle Sterne am Himmel festzustehen; nur an zwanzig und einigen bemerken wir, daß sie sich in ihrer Stellung gegen andere verändern, folglich bewegen. Aber eben diese sind es, welche noch zu unserer Sonne gehören, gleichsam

Geschwister des Erdballs sind, und sich, wie er, um die gemeinschaftliche Sonne drehen. Darum heißen sie Wandelsterne oder Planeten. Die einen stehen der Sonne näher und vollenden ihren Kreislauf um sie schneller als andere entferntere. Unser Erdball vollbringt seinen Lauf in einem Jahre; derjenige Erdball, welcher der Sonne am nächsten schwebt, vollbringt ihn aber schon in achtundachtzig Tagen; hingegen der, welcher am weitesten ist, und mithin die größte Bahn zu machen hat, vollbringt den Lauf erst in dreiundachtzig von unsern Jahren.

Diese sämmtlichen Wandelsterne und Brüder unserer Erdenwelt schwingen sich, eben so wie diese, um sich selbst rollend herum; alle, gleichwie der Erdball, beschreiben in ihrem Lauf um die Sonne einen länglich runden Kreis; alle sind in gewissem Verhältnisse von einander abstehend; so daß, je weiter einer um den andern von der Sonne entfernt ist, er auch entfernter von den ihm benachbartesten Wandelsternen schwebt; die der Sonne nächsten sind sich unter einander näher; die der Sonne entlegensten unter sich selbst entlegener; alle ihre Bahnen um die Sonne liegen mehr oder weniger in der gleichen Fläche, und eben so die Bahnen der Monde, die wieder um die Hauptwandelsterne oder Planeten kreisen; alle sind dunkele, nicht selbst leuchtende Welten, so wie unsere Erdenwelt, und empfangen ihr Licht allein von der Sonne, wie wir. Einige sind kleiner, andere aber wieder weit größer als der Stern, auf welchem wir Sterbliche wohnen, und in allen, wenn man sie mit Hilfe der besten Fernrohre beobachtet, findet sich die mannigfaltigste Verschiedenheit ihrer Einrichtung und Gestalt. Wir sind über vierunddreißig Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt; der uns bekannte entfernteste Wandelstern aber bei vierhundert Millionen. Und noch wissen wir nicht, ob nicht jenseits des letzten, den wir kennen, noch andere ähnliche Erden schweben, die wegen ihres schwachen Lichtes und ihrer Entfernung durch die besten Fernrohre nicht gesehen werden können.

Still, ewig in ungestörten Ordnungen, in festbestimmten Zeiten, umschweben alle diese Welten ihre gemeinschaftliche Sonne. So wie vor Jahrtausenden, noch ehe ein Wesen

wußte, ob auch ich einst sein würde, so wird es nach Jahrtausenden sein, wenn ich auf Erden längst vergessen bin. Ein jegliches Haus wird von Jemand bereitet; **der aber Alles bereitet, der ist Gott!** (Hebr. 3, 4.)

Mit ernstem Schweigen und Erstaunen betrachte ich die Wunder der unermeßlichen Räume — und was mein Geist unermeßlich nennt, ist nur der kleinste Punkt des Alls, das Er mit einer mir unbegreiflichen Weisheit geordnet hat; und überall ist Er Gott und Herrscher allein. Der Blick meines Geistes verfinstert sich, indem ich zu ihm empor sehe; die Flügel meiner Einbildungskraft erlahmen, indem ich dies Unendliche mit den Gedanken durchschweben will. **Gott, dem ewigen Könige, dem Unvergänglichen, Unsichtbaren und Alleinweisen, sei Ehre und Preis in Ewigkeit!** (1. Tim. 1, 17.)

Derjenige, welcher von allen um die Sonne schwebenden Sternen ihr am nächsten ist, wird von den Himmelsbeobachtern **Merkur** geheißen. So nahe ist er dem blendenden Strahlengewande der Sonne, daß er des Nachts nie, sondern nur neben der Sonne am Tage gesehen, und auch da nicht recht erkannt werden mag, weil er fast immer von ihrem Glanze verdeckt wird. Demungeachtet ist er noch mehr als acht Millionen Meilen von ihr entfernt, das heißt, hundert- und sechszigmal weiter, als der Mond von uns. Ob nicht noch andere Welten zwischen ihm und der Sonne schweben, wissen wir nicht; Raum genug zu ihren Bahnen wäre vorhanden; aber schwer, sie aus dem Strahlenmeere herauszufinden. Man hat wohl dunkele, runde Körper schon vor der Sonne, ihr sehr nahe, vorbeiwandeln sehen, ohne angeben zu können, welch eine Bewandtniß sie mit derselben haben. Selbst ihre Kleinheit verhinderte, sie deutlicher zu erblicken. Auch der Weltkörper Merkur ist einer der kleinern; sein Durchmesser beträgt etwa nur zwei Fünftheile von dem Erddurchmesser; demungeachtet übertrifft er dennoch weit die Größe unsers Mondes.

Dies Alles verursacht, daß man von seiner Beschaffenheit wenig hat entdecken können, obgleich man wohl bemerkte, daß

r ein ähnlich dunkeler, gerundeter Körper wie die Erde sei, nd, nach seinen verschiedenen Stellungen zur Sonne, eben so ngleich mit zu- und abnehmendem Lichte erscheine, wie unser Mond in den verschiedenen sogenannten Vierteln. Auch ist aus erschiedenen Umständen mehr als wahrscheinlich, daß wir mehr ine ihn umgebende, von der Sonne bestrahlte Wolkenumhüllung, als seinen festen Körper selbst, erblicken, und jene Hülle ohl sehr dicht sein möge. Wenigstens lassen sich oft dunkele Wolken wahrnehmen, die nicht bei gleichem Orte bleiben, nach erschiedenen Richtungen ziehen, und sich bald auflösen, bald eu bilden.

Ist dieser Weltkörper von Wesen bewohnt, die mehr oder eniger mit uns Sterblichen Aehnlichkeit haben, welche ganz ndere Naturordnung würden sie dort sehen, als wir! An rem Himmel würde unser Mond kaum bemerkbar, unsere rde aber als ein schöner, glänzender Stern erster Größe glänn, und die Sonne dreimal größer sein, als an unserm Himel. Da ihr Jahr nur achtundachtzig Tage lang ist, wie hnell fliegen dessen Winter, Frühlinge, Sommer, Herbste rüber! Aber wer kann auch nur dunkel ahnen, ob dort die eschöpfe Gottes im mindesten denen auf unserm Erdball glei=en; ob dort Pflanzen, Meer- und Luftbewohner sind? Welche endlich mannigfaltige Reihe von Wesen erkennen wir nicht hon auf Erden, die einander alle ungleich sind; und selbst nter Gestalten gleicher Art, wie große Abweichungen! Von en vielen Millionen Menschen hienieden, wo würden ihrer wei gesehen, die einander vollkommen gleich wären? Und so ißt sich wohl glauben, daß dieselbe Verschiedenheit göttlicher eschöpfe statt finde von einem Weltkörper zum andern, so wie ese selbst einander durchaus nicht gleichen. Wie große Abechselungen der Dinge müssen nicht allein schon durch eine ößere oder entferntere Nachbarschaft von der Sonne bewirkt erden; wiewohl man keineswegs glauben darf, daß in so oßer Sonnennähe Alles verbrennen muß. Denn wir wissen, ß die Sonnenhitze sogar bei uns auf Erden abnimmt, je weir wir an sehr hohen Bergen aufwärts steigen, und folglich der

Sonne um so viel näher kommen. Zudem scheint jener Stern Merkur nicht vergeblich aus der Fürsorge des Weltenbaumeisters jene dichte Wolkenhülle empfangen zu haben, die ihn wie ein Gewand umgibt.

Ein ähnliches Kleid trägt auch jener glänzende Weltkörper, welcher (nach dem Merkur) der Sonne am nächsten steht; daher er auch von uns nur bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, nie aber des Nachts erblickt werden kann, und aus dieser Ursache gewöhnlich der Morgen- oder Abendstern genannt wird. Der Morgen- und Abendstern sind ein und derselbe Stern; die Beobachter des Himmels nennen ihn die Venus. Wer kennt ihn nicht, wenn er, der erste der Sterne, des Abends den Reigen der Gestirne anführt, funkelnder als alle, oder der letzte am Morgen unter dem Glanz der aufgehenden Sonne verschwindet! Schon das hohe Alterthum pries ihn in Gesängen, und die heilige Schrift gedenkt dieses herrlichen Weltkörpers. Er ist nicht viel kleiner als unsere Erde, wandelt in seiner Bahn zwischen uns und dem Merkur, in beinahe zweihundert vierundzwanzig Tagen um die Sonne herum, und ist von derselben ungefähr fünfzehn Millionen, von uns nur fünf Millionen Meilen weit abstehend.

Den vorzüglichen Glanz, welchen er hat, scheint er dem Zurückprallen der Sonnenstrahlen von seiner Wolkenumgebung zu danken haben. Diese aber ist es, welche uns auch vorzüglich hindert, die auf ihm befindlichen größern Gegenstände mit einiger Klarheit wahrzunehmen. Inzwischen läßt sich aus allen angestellten Beobachtungen die Wahrscheinlichkeit folgern, daß dort viel Aehnliches mit unserm Erdball sei; dort sind Morgen- und Abenddämmerungen, wie bei uns; dort ist wechselnder Tag und Nacht, wie bei uns. Wir erblicken ihn vermittelst der Fernrohre, gleich einer Mondscheibe, zuweilen halb verdunkelt, sichelförmig, mit wachsenden Hörnern, gleich wie unsern Mond. Aber wir erkennen noch mehr. Dieser Weltkörper hat hohe Gebirge. Denn man bemerkt nicht nur von Zeit zu Zeit glänzende kleine Hervorragungen von der Lichtseite in die Nachtseite der Venus; also Erhebungen, an denen die Sonne strahlt, wäh-

end das Uebrige noch im Finstern ruht; sondern, obgleich sel-
n, sogar eine schimmernde Gegend am Aussenende eines
horns, die durch dunkeleres Schwarz von dem übrigen erhell-
en Theil ganz getrennt, folglich eine große Ungleichheit, eine
rhöhung ist, die früher erleuchtet wird, als die Tiefe. Noch
iele andere Gründe bewähren, daß auf jenem Weltkörper
roße Gebirgsketten sind; und Berge, drei-, vier-, ja fünf-
al höher, als die allerhöchsten auf unserm Erdenstern.

Wenn wir von Reisenden die Beschreibungen lesen oder an-
hören, welche sie von der majestätischen Gestalt der Hochgebirge
eben, die weit über den Ländern der Menschen ihr Haupt in
en Wolken des Himmels tragen, mit Schnee und Eis auf
hren Gipfeln seit der Schöpfung bedeckt liegen, und Thiere,
Gewürme, Pflanzen in ihren Höhen nähren, von denen nur
enige unten an ihrem Fuße, in den von Menschen bewohnten
Landschaften, gedeihen: welch ein Schauspiel muß der Anblick
oder die Ersteigung jener Gebirge gewähren, die sich auf dem
Abendsterne erheben! Welch eine neue andere Welt dort, als
ie unserige! Und doch ist dieses nur die geringere Verschieden-
heit der Venus von unserm Erdball. Gott hat dort noch anders
gewaltet.

Ueber dem Dunstkreis oder Wolkenhimmel jener Welt, der
sich allenfalls zehn Meilen weit ausdehnen mag, schwebt noch
etwas Anderes, uns ganz Unerklärbares. Es ist wie ein Ring,
der dünn und schmal den dunkeln Körper sammt dessen Wolken-
himmel umfängt. Er gleicht einem bleichen Nebelstrich, doch
ist er so zart, daß schwerlich ergründet wird, weder was er
sei, noch zu welchen Zwecken er da sei. Einen ähnlichen Ring
hat man um den Merkur erblickt. Darin sind sich diese zwei
Welten einander ähnlich. — Nicht minder wunderbar ist eine
andere Erscheinung, daß nämlich die nicht von der Sonne er-
hellte Seite der Venus manchmal nur grau dämmernd, manch-
mal aber ganz röthlich-leuchtend gesehen wird, ungeachtet man
bisher keinen Mond bei der Venus entdeckt hat, der ihre in
Nacht verhüllten Länder erhellt. Wer aber kennt die Mittel
des Schöpfers, wer die Tiefe seines Reichthums? Ist es nicht

auch seine Hand, welche in den kalten Gegenden unserer Erde, wo monatlange Nächte herrschen, die hoch über unserm Wolkenhimmel flammenden Nord- und Südlichter anzündet? Wo hat seine Kraft ein Ende, wo hat seine Weisheit Schranken? Ueberall ist er Gott und Vater seiner Geschöpfe, dort wie hier.

Ist dort edeln Wesen vergönnt, unsern Erdenstern zu betrachten, wie wir den ihrigen: wahrlich, nicht minder unbegreiflich muß ihnen derselbe in Allem, von dort aus gesehen, erscheinen; sie mögen auf den gleichförmigen Schwung des Mondes um uns, oder durch den Schleier unserer Wolken auf unsere Länder, Meere und Hochgebirge blicken, die sie kaum unterscheiden. Glänzende Punkte in grauen Dämmerungen würden ihnen unsere großen Inseln im weiten Ozean, strahlender noch vom Widerschein die weiten Sandwüsten um die Mitte der Erde, oder die unermeßlichen, ewigen Schnee- und Eisflächen an den beiden entgegengesetzten Enden des Erdballs sein, um die er sich durch die Himmel rollend, wie das Rad um die Achse, wendet. Unsere Dörfer, die Paläste der Fürsten, die größten Städte des Erdrundes, die weitläufigen Waldungen, Alles ist im einförmigen Grau verschwunden, und ihr Dasein wird nicht geahnet, noch weniger ihre Gestaltung, obgleich die Erde den Bewohnern der Venus weit näher steht, als ihnen die Weltkugel des Merkurs ist.

Der Stern, welchen wir Sterbliche eine Zeitlang unsern Wohnplatz nennen, der zwanzig Millionen Meilen weit von der Sonne schwebt, ungeachtet er ihr, nach Merkur und Venus, der nächste von allen ist; der zu seinem Kreislauf um sie mehr als dreihundert fünfundsechszig Tage gebraucht; der einen Umfang von fünftausend vierhundert Meilen hat — wie klein, wie unbedeutend erscheint er in solchen Fernen, unter tausend andern, oft tausendmal größern Welten, den etwaigen Wesen auf andern Gestirnen! Und doch wie groß, wie wichtig erscheint sich der Sterbliche auf diesem Staubpunkt! Wie riesenhaft kommen ihm seine Arbeiten, seine Sorgen, seine Entwürfe vor! Wie wird er von seinen gemeinen, dem Staube

entfliegenen Begierden gefesselt, daß er nur seine ganze Aufmerksamkeit auf das Nichtige hinlenkt, das unter ihm liegt, und darüber das ganze Weltgebäude und den Gott des Weltalls und das Ewigsein im Weltall vergißt!

Was ist im Verhältniß zur unendlichen Herrlichkeit, welche von der Sonne bis zur letzten der zu ihr geordneten Welten ausgebreitet ist, der allmächtigste Monarch auf dem kleinen Erdball? — Weniger, als eine kaum sichtbare Milbe, am Laube einer tausendjährigen Eiche klebend. Dennoch, wie demüthigen sich tausend und tausend andere Sterbliche vor dem Nichts; wie beben sie vor dem Zorn dessen, der Staub ist, wie sie; wie bewundern sie seinen Reichthum; wie preisen sie seine Macht; wie eifrig fliegen sie, seine Wünsche zu erfüllen und sich ihm wohlgefällig zu machen! —— Aber der Einzige, Hohe, Unvergängliche — Gott, vor welchem aller Glanz des Weltgebäudes matt ist; vor dem die ungeheuern Sonnen und alle um sie fliegenden Welten nur Staub sind — der große Unsichtbare, Alleinheilige, er ist von den Sterblichen vergessen, während sie sich vor der Milbe beugen; seine Weisheit und Macht ist von ihnen kaum gekannt, während sie vor kleinlichen Spielen Ihresgleichen erstaunen und es Kunst heißen; ihn zu verehren, anzubeten in seiner Herrlichkeit, ist ihnen nur Nebensache, oft lästiges Herkommen, dessen sie gern los sein möchten, während sie vor denen in tiefster Ehrfurcht sich beugen, die nicht wissen, ob sie morgen noch athmen. Wer ihnen ein wenig Vergängliches hinbietet, Staub und Asche, was sie Reichthum nennen, oder ein Traumwesen, das sie Ehre und Rang heißen, dem stammeln sie in hoher Rührung Dankbarkeit; aber gleichgültig blicken sie auf den Herrn des Weltalls, der ihrem Geiste Ewigkeit, zur Heimath das Weltgebäude, und zum letzten Ziele namenlose Seligkeit gab. Ach, sie bezweifeln bisweilen wohl gar sein Dasein, während er Miriaden Welten durch das Endlose des Universums sendet, ihn zu verkünden.

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündigt seiner Allmacht Werk. Ein Tag sagt es dem andern, und eine Nacht thut's kund der andern. Es ist keine Sprache

noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre! Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth! Alle Welten sind seiner Ehre voll! Amen.

42.

Blicke zum Sternenhimmel.

Dritter Theil.

Jesaias 40, 26.

Um seinen Thron her strömt ein Licht,
Das ihn vor uns verhüllet.
Ihn fesseln alle Himmel nicht,
Die seine Größe füllet.
Er bleibet ewig, der er war,
Verborgen er, und offenbar
In seiner Liebe Wundern.

Was schirmt den Weltbau ohne Dich,
O Gott, vor seinem Falle?
Allgegenwärtig breitet sich
Dein Flügel über Alle.
Du bist die Freundlichkeit, die Huld,
Die Gnade bist Du, die Geduld,
Der Vater, der Erbarmer!

Dir nur gebühren Preis und Dank,
Dir nur ist Macht und Ehre!
Ihr Welten werdet, zum Gesang,
Singt ihm, ihr Sonnenheere!
Der Herr ist Gott! und Keiner mehr!
Was gleicht ihm? Keiner ist wie er,
Der Unsichtbare, Ew'ge!

Ein Blick in die Tiefe des Weltgebäudes und auf jene glänzenden Ordnungen ist genug, um dem Weisen die Majestät Gottes so lebendig zu vergegenwärtigen, daß ihm Alles, was im Irdischen groß heißt, verächtlich wird, und sein eigener Geist sich, vor der Nähe des Herrn, wie vernichtet fühlt. — Das ist ein anderer Gott, welchen mir die Unendlichkeit der Himmel verkündet, als der, welchen mir die Schulweisen, beschränkt von kleinlichen Begriffen und vorgefaßten Schulmeinungen, nennen; oder als der, welchen ich in den dürftigen Bildern des

Katechismus und seiner Erklärer fand, die wohl oft Schriftgelehrte, selten aber Gottesgelehrte sind.

Hebet eure Augen in die Höhe und sehet! Wer hat solche Dinge geschaffen und führet ihr Heer bei der Zahl heraus? Der sie alle mit Namen rufet? (Jes. 40, 26.) So mahnet der ehrwürdige Prophet des Alterthums das gottesvergessene Menschengeschlecht seiner Tage; so mahnet uns seine Stimme heute noch. Hebet eure Augen in die Höhe und sehet!

Noch sind die Werkzeuge, welche der Mensch zur Schärfung seiner Blicke erfand, allzu unvollkommen, um die entfernten Welten und ihre natürliche Einrichtung deutlicher zu erkennen. Selbst der Mond, wiewohl unter allen Sternen uns der nächste, da er nur ungefähr einundfünfzigtausend Meilen weit von uns schwebt, bleibt uns in seiner Bildung räthselhaft. Und doch ist man schon im Stande, Gegenstände daselbst ziemlich zu unterscheiden, wenn sie einen Durchmesser von vier- bis fünftausend Fuß haben.

Nicht unsere Erde allein, sondern auch andere ähnliche, von der Sonne weit entfernte Wandelsterne, haben zur Beleuchtung ihrer Nächte einen Mond, ja meistens mehrere Monde. Alle diese Monde sind darin dem unserigen ähnlich, daß sie sich, wie der Mond um unsere Erde, beständig um ihre Erde drehen; daß sie ihrer Erde immer die gleiche Fläche zuwenden, so daß ihre andere Seite nie von den Erdbewohnern erblickt wird, und daß sie kleiner sind, als der Planet, um welchen sie schweben. Während unser Erdkörper eine Fläche von siebenzehnhundert und zwanzig Meilen hat, ist die des Mondes nur von vierhundert achtundsechszig Meilen.

Der Mond, mit bewaffneten Augen betrachtet, stellt eine große, helle, von der Sonne beleuchtete Scheibe dar, die einer geschmolzenen und wieder hart gewordenen Schlacke mit vielen kleinen Löchern und Anhöhen und ungleich hellern Stellen nicht unähnlich sieht. Große zusammenhängende, dunkele Gegenden, die ohne Zweifel tiefer liegen, oder von einer andern Art sind, daß sie nicht viel Licht zurückwerfen können, bedecken wohl den

noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre! Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth! Alle Welten sind seiner Ehre voll! Amen.

42.

Blicke zum Sternenhimmel.

Dritter Theil.

Jesaias 40, 26.

Um seinen Thron her strömt ein Licht,
Das ihn vor uns verhüllet.
Ihn fesseln alle Himmel nicht,
Die seine Größe füllet.
Er bleibet ewig, der er war,
Verborgen er, und offenbar
In seiner Liebe Wundern.

Was schirmt den Weltbau ohne Dich,
O Gott, vor seinem Falle?
Allgegenwärtig breitet sich
Dein Flügel über Alle.
Du bist die Freundlichkeit, die Huld,
Die Gnade bist Du, die Geduld,
Der Vater, der Erbarmer!

Dir nur gebühren Preis und Dank,
Dir nur ist Macht und Ehre!
Ihr Welten werdet, zum Gesang,
Singt ihm, ihr Sonnenheere!
Der Herr ist Gott! und Keiner mehr!
Was gleicht ihm? Keiner ist wie er,
Der Unsichtbare, Ew'ge!

Ein Blick in die Tiefe des Weltgebäudes und auf jene glänzenden Ordnungen ist genug, um dem Weisen die Majestät Gottes so lebendig zu vergegenwärtigen, daß ihm Alles, was im Irdischen groß heißt, verächtlich wird, und sein eigener Geist sich, vor der Nähe des Herrn, wie vernichtet fühlt. — Das ist ein anderer Gott, welchen mir die Unendlichkeit der Himmel verkündet, als der, welchen mir die Schulweisen, beschränkt von kleinlichen Begriffen und vorgefaßten Schulmeinungen, nennen; oder als der, welchen ich in den dürftigen Bildern des

atechismus und seiner Erklärer fand, die wohl oft Schriftgehrte, selten aber Gottesgelehrte sind.

Hebet eure Augen in die Höhe und sehet! Wer at solche Dinge geschaffen und führet ihr Heer bei er Zahl heraus? Der sie alle mit Namen rufet? (Jes. 0, 26.) So mahnet der ehrwürdige Prophet des Alterthums as gottesvergessene Menschengeschlecht seiner Tage; so mahnet ns seine Stimme heute noch. Hebet eure Augen in die Höhe nd sehet!

Noch sind die Werkzeuge, welche der Mensch zur Schärfung iner Blicke erfand, allzu unvollkommen, um die entfernten Zelten und ihre natürliche Einrichtung deutlicher zu erkennen. Selbst der Mond, wiewohl unter allen Sternen uns der nächste, i er nur ungefähr einundfünfzigtausend Meilen weit von uns hwebt, bleibt uns in seiner Bildung räthselhaft. Und doch ist an schon im Stande, Gegenstände daselbst ziemlich zu unrscheiden, wenn sie einen Durchmesser von vier- bis fünftaund Fuß haben.

Nicht unsere Erde allein, sondern auch andere ähnliche, on der Sonne weit entfernte Wandelsterne, haben zur Beuchtung ihrer Nächte einen Mond, ja meistens mehrere Monde. lle diese Monde sind darin dem unserigen ähnlich, daß sie sich, ie der Mond um unsere Erde, beständig um ihre Erde drehen; aß sie ihrer Erde immer die gleiche Fläche zuwenden, so daß re andere Seite nie von den Erdbewohnern erblickt wird, und aß sie kleiner sind, als der Planet, um welchen sie schweben. Bährend unser Erdkörper eine Fläche von siebenzehnhundert nd zwanzig Meilen hat, ist die des Mondes nur von vierhunert achtundsechszig Meilen.

Der Mond, mit bewaffneten Augen betrachtet, stellt eine roße, helle, von der Sonne beleuchtete Scheibe dar, die einer eschmolzenen und wieder hart gewordenen Schlacke mit vielen leinen Löchern und Anhöhen und ungleich hellern Stellen nicht nähnlich sieht. Große zusammenhängende, dunkele Gegenden, ie ohne Zweifel tiefer liegen, oder von einer andern Art sind, aß sie nicht viel Licht zurückwerfen können, bedecken wohl den

sich statt des Lichtfleckens ein anderthalb Meilen weiter Abgrund von Ringbergen umschlossen, welcher zuvor nie gesehen ward. Eben so hat man noch andere neu gewordene Abgründe gesehen, die von Jahr zu Jahr an Umfang zugenommen haben, und beweisen, daß dort noch immer die Hand des Allmächtigen wunderbar zur Gestaltung der Mondesfläche wirkt.

Von der andern Seite sollte man beinahe vermuthen, nicht selten auch Spuren von der Thätigkeit solcher Wesen zu erblicken, die jenen Weltkörper bewohnen, und anbauen, gleich wie wir den unserigen; man bemerkt deutlich auf den Flächen mancher Ebenen und minder hohen Gebirge Veränderungen in der Farbe, oder im Umriß derselben, kleine Stellen, Erscheinungen und Gestalten, die, nach ihren Schatten berechnet, kaum hundert Fuß hoch sind, deren Entstehen sich wohl dem Bemühen von Geschöpfen zuschreiben liesse, die dort leben; denn vom Monde aus nach unserer Erde gesehen, würden Landschaften, die von ihren weiten Wäldern befreit und angebaut werden, ähnliche Verwandelungen ihrer bisherigen Farben zeigen; oder unsere Städte, unsere Dörfer mit ihren hundert und mehrere hundert Schuh hohen Thürmen als ähnliche, unerklärliche Pünktchen erscheinen. Freilich von dort aus sehend würde uns Vieles am Erdball, der uns als ein Mond von viermal größerm Durchmesser erschiene, ein ewiges Räthsel sein müssen. Wir würden nicht die über ihn hinschwimmenden Nebelflecken erklären können, von denen wir wissen, daß es Wolken sind, die oft sich in hundert Meilen weiter Ausdehnung hinwälzen. Wir würden nie erklären können, warum in einer Hälfte des Jahres ein großer Theil der einen Seite des Erdballs blendend hell und weiß erscheint, dann von seinem Glanze abnimmt, während der entgegengesetzte Theil des Erdenrundes an Weiße und Helligkeit in der andern Jahreshälfte zunimmt. Wir aber kennen den Glanz des Eises und des Schnees, der abwechselnd bald die nördlichen, bald die südlichen Gegenden der Erdkugel in dem alle Jahre wiederkehrenden Winter bedeckt, je nachdem die Erde ihre Stellungen gegen die Sonne ändert.

Dergleichen wird nicht am Monde gesehen; dergleichen ist

auch nicht an den Weltkörpern des Merkur und der Venus erkannt worden. Wohl aber finden wir dieſe uns auf Erden nicht unbekannte Erſcheinung auffallend wieder an demjenigen Wandelſtern, der uns zunächſt, doch zwölf Millionen Meilen weiter als der Erdball von der Sonne, ſchwebt. Er wird von den Menſchen Mars geheißen. Sein Jahr dauert über ſechshundert und ſiebenundachtzig unſerer Tage, während ein Jahr und eine Nacht bei ihm nicht viel länger iſt, als bei uns.

Keiner von allen Weltkörpern, die ſich, wie der von uns bewohnte, um unſere Sonne ſchwingen, hat ſo viel Verwandſchaft mit dem Erdball, als der Mars. Er iſt demſelben an Größe zwar nachſtehend, obgleich nicht gar viel kleiner, aber er iſt von einem Dunſtkreis und einem Wolkenhimmel umgeben, der ſich, wie bei uns, bald dichter zuſammenzieht, bald aufklärt, bald verſchwindet. Dieſe Gewölke, welche die Scheibe wie blaſſe Wolken umſchweben, haben keineswegs einen beſtändig gleichen Zug. Wie bei uns Strömungen der Luft und Sturmwinde die Gewölke bald nach dieſer, bald nach einer andern Weltgegend fortreiſſen; ſo finden wir daſſelbe bei den Wolken der Marswelt.

Herrſchen dort auch, wie auf unſerer Erde, ſanfte Lüfte und Orkane? Verkünden dort auch, wie hienieden, Flammen aus dem Schooſe regenſchwerer Gewölke und des hallenden Donners Stimme den zitternden Kreaturen die Majeſtät des Allgegenwärtigen, der überall mit gleicher Gnade waltet?

Wie im Winter bei uns die gegen Norden liegenden Länder mit einer weißblendenden Schneedecke verhüllt ſind, die, je höher die Frühlingsſonne ſteigt, wieder abſchmilzt, während die von der Sonne verlaſſenen Südgegenden des Erdbodens ihren Winter haben: ſo erblickt man ganz das Gleiche an jener uns benachbarten Weltkugel. Vom reinſten Wiederglanze ſtrahlen die Nordgegenden derſelben zu ihrer Winterzeit weiß wie Schnee. Je höher aber die wiederkehrende Sonne rückt, je ſenkrechter ihre Strahlen darauf niederfallen, je mehr verkleinert ſich die ſchimmernde Bedeckung, und es bleibt davon nur noch ein mäßiger Punkt an der äuſſerſten Nordſeite übrig, ſo wie auch bei uns im Nordpol das ganze Jahr hindurch ewiges Eis und unzer-

schmelzlicher Schnee bleibt. Unterdessen ist die Südseite (eben so wie bei uns) winterlich weißglänzend geworden, bis in der folgenden Jahreshälfte die Sonne kräftiger auf sie scheint.

Also sind auch in jener Welt, die unsern bloßen Augen als ein röthlich glänzender Stern aus einer zwölf Millionen Meilen weiten Ferne freundlich herschimmert, auch dort also Frühlinge, Sommer, Herbste und Winter, Morgen- und Abendröthen, Regenschauer und Schneegestöber, heitere und trübe Tage. Und wenn dort kein Wasser, wie das unserige, kein Schnee wie der unserige wäre: so sind doch die Erscheinungen und ihr regelmäßiger Wechsel wunderbar dem ähnlich, was wir auf Erden haben. Und für wen diese Frühlinge, diese Herbste dort? — welche Ahnungen erwachen in mir bei diesem Gedanken? O Gott, o Gott des Lebens, wie groß bist Du, wie unergründlich ist Deine Güte und Deine Macht! Mit frommem Schauern hebe ich meine Augen in die Höhe und stammle mit dem Propheten: Wer hat solche Dinge geschaffen? Er, der sie alle mit Namen ruft.

Aber jene blühende Welt ist nicht die letzte. Hinter derselben, in noch größern Fernen, schweben noch andere. Doch scheint plötzlich die wunderbare Ordnung in den Abständen von einem Planeten zum andern unterbrochen. Es entsteht eine weite Leere. Lange wurde in derselben ein den übrigen ähnlicher Wandelstern gesucht. Mit bloßen Augen ließ sich nichts wahrnehmen, bis — erst in unsern Zeiten ist es geschehen — glimmende Sternpünktchen da den schärfsten Sehrohren bemerkbar wurden, wo man seit Alters einen großen Weltkörper in der Art des unserigen vermuthete. Diese Sternpünktchen sind so klein, daß sich an ihnen wenig, als ihre unbedeutende Größe erkennen läßt. Zwei dergleichen schwebten dort in gleichen Abständen von der Sonne, aber weit von einander getrennt, um dieselbe. Es scheinen nicht mehr Sterne, sondern nur Trümmer eines Sterns zu sein! Man hoffte derselben noch mehrere zu finden; verfolgte die Nachforschungen in den unermeßlichen Weiten, und entdeckte in der That noch ein drittes und viertes Stück. Ceres ward das erste, Vesta das zweite, Juno das

dritte, Pallas das vierte genannt. Noch werden die Forschungen fortgesetzt, in der Hoffnung, mehrere dieser Sterntrümmer zu erblicken. Keiner derselben, welche bis heute wahrgenommen worden sind, hat über achtzig Meilen Durchmesser oder Dicke. Sie stellen sich dem Sehrohr dar, nicht wie kleine runde Mondscheiben, gleich den andern Planeten, sondern unförmlich, mit sehr abwechselndem Licht. Das erste und zuletzt genannte dieser Trümmerstücke ist fortdauernd mit einem weiten, durch die Sonne erhellten Dunst umflort, durch welchen man, gleich wie bei Kometen, nur mühsam den festen Kern unterscheidet. Alle sind ungefähr achtundfünfzig Millionen Meilen von der Sonne entfernt, alle vollenden ihre Bahn um dieselbe in vier Jahren und hundert sechsunddreißig bis zweihundert zweiundzwanzig Tagen; nur die Vesta allein ist ungefähr zehn Millionen Meilen der Sonne näher, als die andern Trümmer, und bringt auch ihren Lauf um diese schon in drei Jahren und zweihundert achtundachtzig Tagen zu Ende.

Nicht ohne Entsetzen kann ich den Gedanken fassen: Trümmer einer todten Welt, durch des Schöpfers Wink zermalmt, fliegen dort seit Jahrtausenden immer noch, mehr oder weniger ihrer alten Bahn treu, durch die Räume des Himmels, und geben den erstaunten Beobachtern in der Ferne das Schauspiel eines Weltuntergangs. Da fliegen sie, wie in Staub aufgelöset, durch die Unermeßlichkeit als ein erschütterndes Denkmal der Allgewalt dessen, der aus dem Nichts Welten wie Blumen aufblühen und zu ihrer Zeit welken läßt. Dieser Erdball mit seinen Gebirgen, Ebenen und Meeren, auf welchem wir heute noch lächelnd und weinend einherwandeln, er mit seinen Fürstenthümern und Königreichen, ist er nicht ebenfalls in der Gewalt dessen, der Sonnen und Monde wie Seifenblasen auslöscht, die lange in bunter Pracht schimmern mochten?

Und wenn der Allmächtige winkt über das Schicksal unsers Sterns; wenn die Abgründe verfallen und spalten, und die höchsten Gebirge mit ihren beschneiten Felsgipfeln wie Sandhügel zusammenrollen; wenn die Weltmeere ausstäuben wie Dunst, und das Innerste der Erde zwischen tiefgebrochenen Fel-

sen seine nie gesehenen Eingeweide dem Sonnenlicht entblö
wenn die entzügelte Macht der Elemente wieder den schred
vollen Kampf beginnt, der da war, ehe die Allmacht win
es werde Licht! — wenn die unterirdischen Flammen m
Häupter der Berge spielen, die heute über des Himmels W
ken ragen, und die Weltmeere und die zerspalteten Tiefen d
Weltballs rauschen, der sich theilt und in das Unendliche
aus zersplittert zu einzelnen, formlosen, grausenhaften Stück
letzter Tag dieser Erdenwelt, du, den das Alterthum pro
tisch nannte, wenn du in deiner entsetzlichen Majestät erschei
wie wird denen sein, die dich erblicken! Eine Welt voll
der wird dich erblicken, und verzweifeln. Ihre Träume v
unvergänglichem Nachruhm sind verflogen; ihre Künste
Wollust vernichtet; ihre Paläste, ihre Hütten fliegende
ihre Thronen ein Nichts. — Was bleibet? Alles ist verlore
das Irdische todt, zerbrochen und gestaltlos. Doch vernich
ist auch, was einmal des Irdischen vorhanden war, nicht.
rollen die öden Trümmer des Erdballs, treu den ewigen
setzen des Herrn, die alte Erdbahn um die Sonne hin, m
vielleicht in andern Sternen suchen mit Erstaunen bessere W
sen die Bruchstücke des Erdensterns, der ihnen vormals als ein
Ganzes freundlich aus der Ferne an ihrem Himmel strahlte.
Und unvernichtet, wie auch das zerstörte Irdische im Raume
des endlosen Weltgebäudes fortdauert, dauern die Geister fort,
die einst den zermalmten Stern ihren Aufenthalt nannten!
Ewig ist Gott, der Herr; Ewigkeit gehört den Urstoffen des
Irdischen, Ewigkeit den Geistern an, die er zum Sein beru-
fen hat; wehe, wenn sie es zum sündigen Sein erniedrigten,
mehr dem Staube, als dem Göttlichen hingaben!

Aber meine Seele schaudert vor den Bildern der ungeheuern
Zerstörung, die ich selbst im Gebäude des Alls erblicke. Ob
Gottes Wink jemals unsern Erdball im Lauf der Jahrhunderte
zerstieben wird, es ist in seiner Gewalt, in seinem Rath.
Warum jener große Weltkörper zerschlagen ward, durch welche
Kraft er sich in Trümmer auflösete, die von uns achtunddreißig
Millionen Meilen weit schweben — wer kann es enträthseln,

er den Sinn des Allerhöchsten erforschen? — Ich aber hebe
ine Augen in die Höhe und sehe. Und der solche Dinge ge-
haffen hat, und ihre Heere herausführt bei der Zahl; er, der
alle mit Namen ruft — mein Gott, mein Herr, mein Er-
rmer ist er; er nimmt sich auch meiner Seele an!

Herr, Gott und Erbarmer! So nennen Dich in allen
nmeln die Welten, und Deine Gnade, Deine Huld preisen,
e Deine Weisheit, alle Sterne. Wie die Erden schweben
i ihre Sonnen, angezogen von ihnen, und wie die Sonnen
weben in unerforschten Aetherbahnen um andere unerforschte
onnen: so umgeben dich selig, stumm anbetend, die Miria-
n von Geistern; o Du, ihr Schöpfer, Vater, allbeseligen-
r Urgeist! Je näher Dir, je höher über das Irdische, je
igkeitvoller jauchzen sie Dir. — Ach, auch ich jauchze, auch
)! aber mit Thränen jauchze ich; denn tief, wie meine Liebe,
das Gefühl meines Unwerths. Darf ich Dein Kind heißen,
r ich Deinen Willen auf diesem Erdensterne so oft vergessen,
d oft mehr für den Staub, als für Dich lebte? — O Er-
rmer! blicke gnadenvoll auf mich herab. Endlich wird es
rch Deine heiligende Macht mir gelingen, mich vom Irr-
um, Sünde und Finsterniß heraufzubringen zur Weisheit,
gend und zum Licht! zu Dir, mein Erbarmer, mein Gott,
Dir! Amen.

43.

Blicke zum Sternenhimmel.

Vierter Theil.

Ps. 8, 4. 5.

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Die Sterne singen seinen Ruhm;
Ihn preis't der Erdball, ihm rauschen die Meere;
Das Weltall ist sein Heiligthum.

Auf, jauchz', o Mensch, in den heiligen Chören,
Du Geist vom Geist, du Licht vom Licht!
Ich hob er über die Sterne der Sphären,
Du bist es, du, zu dem er spricht:

Mein ist die Kraft, mein Himmel und Erde,
An meinen Werken kennst du mich;
Ich bin's und werde sein, der ich sein werde!
Dein Gott, Dein Vater ewiglich.

Ich bin die Allmacht, die Weisheit und Güte,
Auch dich erkor ich ew'gem Heil!
Dem reinen Sinn, dem reinen Gemüthe
Wird Geisterseligkeit zu Theil.

Jenseits jener Welttrümmer, welche um die Sonne in fast gleichen Entfernungen von derselben ihren Lauf haben, schwebt noch ein anderer Wandelstern, größer als alle, die zwischen ihm und unserm glänzenden Tagesgestirn hinrollen. Es ist eine Welt von ganz neuen Eigenthümlichkeiten, und nur darin unserm Erdball ähnlich, daß, wie bei uns, auch dort Mondenlicht die Nächte erheitert. Wir nennen auf Erden jenen Stern, der auch noch unsern bloßen Augen sichtbar ist, den Jupiter.

Er ist der größte aller uns bekannten Weltkörper, die, gleich unserer Erde, zur großen Sternenfamilie der Sonne gehören: sein Durchmesser ist mehr als eilfmal größer, denn der Durchmesser unsers Erdballs. Dennoch funkelt er, obgleich hellen Lichtes, nur als mäßiger Stern am Nachthimmel. Denn er schwebt über achtundachtzig Millionen Meilen weit von der Sonne! Welche ungeheure Fernen! Sie können nur noch in Zahlen gedacht werden, aber die Einbildungskraft verliert jeden Maßstab dafür. Denn wie nichts dagegen verschwindet der Um-

ang unſers Erdballs, der uns ſo groß erſcheint, und doch kaum echstauſend Meilen beträgt. Aber für die göttliche Allmacht ibt es keine Entfernungen; allgegenwärtig wirkt ſie, wie bei ns, auf jener weit entlegenen Welt.

Obgleich dieſelbe ſo groß iſt, daß aus ihr mehrere Erdbälle, die der unſerige, geformt werden könnten, wird es uns doch, wegen jener auſſerodentlichen Ferne, ſehr ſchwer, von ihrer Beſchaffenheit einige beſtimmte Kenntniſſe zu erhalten. Wie ganz anders muß es dort ſein, wo, was bei uns den Zeitraum eines Jahres einnimmt, beinahe zwölf Jahre dauert, wo die Sonne viel kleiner am Himmel ſteht, als bei uns, und unſere Erde nur als einer von den Sternen geringer Größe unter den tauſend übrigen leuchtenden Welten erkannt werden mag!

Doch nimmt man deutlich mit bewaffneten Augen am Jupiter wahr, daß ſeine Scheibe von ſechs, acht und mehrern ſchmälern oder breitern, dunklern oder hellern Banden, wie von Gürteln umwunden iſt, die alle neben einander liegen. Aber wer kann dieſe Erſcheinung deuten, die an keinem andern Wandelſtern oder Planeten geſehen wird, und nichts Aehnliches auf unſerer Erde zeigt? Sind es theilweiſe ſtärkere oder ſchwächere Verdichtungen des Dunſtkreiſes, in welchen der Schöpfer jenen Weltkörper eingehüllt hat? Iſt es der unleiche Widerſchein der Sonne an der Auſſenſeite der Wolken? llerdings ſollte man es faſt glauben, da ſich dieſe Streifen in rer Breite nicht gleich bleiben, bald fünfhundert, bald tauend, bald mehr Meilen breit ſind, bald wieder abnehmen. uch hat man ſchon klar geſehen, wie eine der dunkeln Banden nfangs aus einem geringen Fleck entſprang, der ſich allmählig nmer weiter dehnte, gleichwie bei uns aus einem Wölkchen lötzlich ein ganz bedeckter Himmel werden kann.

Allein jene grau und weiß glänzenden Banden verändern ch in ihrem Umfang nicht ſo ſchnell, wie bei uns, etwa in enigen Tagen oder Wochen, ſondern ſie bleiben oft Jahre ang dieſelben. Was erzeugt ſie, daß ſie ſo lange und beharrich fortwähren können? Und ſind es die hellen oder die dunkeln Streifen des Dunſtkreiſes, durch welche wir den Körper der

Jupiterwelt vielleicht selbst erblicken? — Was ist es, das dort vorgeht? Sind das alles wirklich nur mannigfaltige Wolkenreihen, oder ist der Jupiter noch eine unvollendete Welt, wo die Elemente vermischt durcheinander kämpfen, wie hier, als auf Erden das Feste und Flüssige geschieden ward, und der Geist Gottes über den Gewässern schwebte? Zuweilen werden dort einzelne dunkele Flecken erblickt, welche sich nach verschiedener Richtung bewegen, aber mit großer Schnelligkeit, wie keine Wolke bei uns im allerwildesten Sturm. Hundertmal schwinder, als der reissendste Orkan auf Erden, fliegen jene finstern Massen, oft von tausend und mehr Meilen Umfang. Wer will hier Erklärer der göttlichen Werke sein?

Ueberhaupt werden wir ohne Zweifel uns eben so oft betrügen, als wir es wagen, das, was wir in entlegenen Welten erblicken, mit Dingen zu vergleichen, die wir auf Erden vielleicht ihnen ähnlich zu finden glauben; noch mehr, wenn wir was dort vorgeht, aus Gesetzen unserer irdischen Natur erklären wagen. Gott ist Gott überall, seine schöpferische Weisheit und Güte sich überall gleich; aber überall verherrlicht sich in neuen Verhältnissen, Gesetzen und Gestalten, von welchen uns keine Vermuthung möglich ist.

Doch, was er auch geschaffen habe, er ist der Gott der Gnade und des Lebens. Auch dort bereitet er Glückseligkeit. Nicht vergebens gießt er in die Nächte jener fernen und großen Welt, wie bei uns, Mondenlicht. Aber, ein neues Wunder! nicht ein Mond, sondern vier Monde schweben um dieselbe, welche alle, gleich unserm Monde, ihr immer die gleiche Seite zukehren. Vier Monde am Himmel strahlend, doch alle von ungleicher Größe! Nur derjenige, welcher jenem majestätischen Weltall am nächsten steht, mag den Bewohnern desselben so groß erscheinen, wie der unserige unsern Augen; um die Hälfte kleiner sind ihnen die Scheiben des zweiten und dritten ihrer Monde, und den vierten sehen sie nur etwa den vierten Theil so groß, als den ersten. Dies läßt sich theils durch die verschiedene Größe, theils auch durch die verschiedenen Abstände der Monde unter sich selbst und vom Jupiter, sehr gut abnehmen.

Wie er in seiner ungeheuern Bahn um die Sonne von vier
londen umtanzt wird, so gibt es noch einen andern, noch
eit hinter ihm durch die Räume des Weltgebäudes fliegenden
Handelstern, der von sieben Monden begleitet wird. Man
ennt ihn den Saturn. Er ist im Durchmesser wohl zehnmal
rößer, als unsere Erdenwelt, über hundert und neunundsie-
enzig Millionen Meilen von uns, über hundert und neunund-
eunzig Milljonen Meilen weit von der Sonne, um die er
inen Lauf, den unsere Erde in einem Jahre vollbringt, erst
neunundzwanzig Jahren und hundert siebenundsechszig Tagen
ollendet. Ein einziges Saturnjahr füllt beinahe die ganze Le-
enszeit eines auf Erden wohnenden Menschen aus.

Dieser Weltkörper gleicht darin dem ihm benachbarten des
upiters, daß auch er von grauen und hellweißen Banden um-
ogelt ist, die in ihrer Breite, wie in ihrer Farbe, sich zwar
angsamer, doch sehr langsam, ändern. Ob sie nun Wirkungen
er verschiedenen Dichtigkeit oder Stoffe eines Dunstkreises, oder
er eigenthümlichen Natur seines Bodens sind, wird nie leicht
on einem Sterblichen ausgemittelt werden. Es ist auch gesehen
orden, daß jene Gegenden auf dem Saturn, in welchen ver-
ittelst ihrer Stellung die Jahreszeit herrschen sollte, die bei
ns der Winter ist, weißlicher geworden sind, während sie nach
res Frühlings Erscheinen wieder dunkeler und grauer wurden,
ie wenn der Schnee sich zurückzöge. Doch auch hieraus
chlüsse zu folgern, wäre voreilig. Denn wo ist der Mensch,
elcher den Saturn schon während mehrerer seiner Jahre be-
achtet hätte, oder beobachten könnte? Erst aus den gesammel-
n Erfahrungen mehrerer Menschenalter werden dereinst unsere
nkel darüber einige Kenntniß empfangen können.

Eben so wenig ist von den sieben Monden dieser fernen
elt zu sagen. Unter den stärksten Vergrößerungen bis jetzt
fundener Sehrohre erscheinen sie nur äusserst klein, und der
m Weltkörper am nächsten steht, ist nur als ein feiner Punkt
kennbar; daher kann von ihrer Größe nichts genau bestimmt
erden; doch ist es wahrscheinlich, daß die meisten kaum so
oß sein mögen, als unser Mond, mit Ausnahme des sechsten

Mondes, von Saturn weg gegen uns gezählt, der wohl zweimal größer als der unserige sein kann.

Welch ein prachtvolles Schauspiel, der Anblick von sieben schimmernden Monden am gestirnten Himmelsgewölbe! Und doch ist dies noch nicht Alles, womit der Reichthum der Allmacht jene große Welt ausgestattet hat. Rings um die Mitte derselben, mäßig weit vom Grunde und Boden derselben entfernt, breitet sich wie ein ungeheurer Ring etwas Schwebendes aus, das sehr dünn und fein, doch beträchtlich breit ist, und von der Sonne erleuchtet wird. Dieser vom Weltkörper abgesonderte, flache, dünne Ring, der seinen schmalen, innern Rand dem Saturn, den äussern den Monden desselben zuwendet, ist vielleicht nicht ein einziger, sondern aus mehrern in einander liegenden bestehend, welches sich aus einem schwachen ringsum gehenden Streif in ihm erkennen läßt, der ihn für unser Auge in zwei Ringe trennt. Er ist nicht ein selbstleuchtendes Wesen, sondern er kann verschattet und verdunkelt werden. Er ist ein fester Körper, denn er wirft, je nachdem er gegen die Sonne steht, einen Schatten auf den Weltball, welchen er (wahrscheinlich sich mit ihm drehend) umschwebt. Er hat hin und wieder auf der Oberfläche seiner Breite einzelne, besonders stark am Sonnenlicht glänzende Punkte.

Wat sollen wir von der Natur dieser Erscheinnng sagen, oder von den geheimnißvollen Absichten des Schöpfers muthmaßen? Dreimal höher, als unser ganzer Erdball dick ist, schwebt dieses Wesen, fünftausend siebenhundert und zwanzig Meilen weit von der Oberfläche der Saturnwelt entfernt, sie rings umgebend; sie hat eine Dicke von ungefähr nur hundert Meilen, dagegen eine Flächenbreite von beinahe sechstausend Meilen, wenn man den in ihr rings umhergehenden schwarzen Strich dazu rechnet, welcher sechshundert Meilen Breite hat.

Wir haben keine Vorstellung weder von der Beschaffenheit, noch von dem Anblicke dieses über dem Weltkörper und Mondenlicht glänzenden, ganze Sternbilder vom Aufgang zum Niedergang bedeckenden Kreises. Unser Witz erstirbt, unsere Einbildungskraft fühlt ihre Ohnmacht. Wir kennen Gottes Thaten,

und nichts bleibt uns, als Erstaunen und Anbetung. Dieser Kreis und die Weltkugel selbst, und alle ihre sieben leuchtenden Monde, empfangen ein helles Licht von der Sonne, und doch ist diese Sonne in so ungeheurer Ferne, daß sie, mit menschlichen Augen von dort aus gesehen, nur etwa den zehnten Theil so groß erscheinen würde, als bei uns. So wie wir auf Erden denjenigen der Planeten kaum erkennen, welcher der Sonne am nächsten steht, so wird von menschlichen Augen, vom Saturn aus die Erde betrachtet, diese fast gar nicht mehr unter den Sternen deutlich erkannt und der Sonne allzunahe gefunden werden.

Und dennoch steht jener wundervolle Weltball noch lange nicht am äussern Saum des zu unserer Sonne gehörenden Theils vom unendlichen Raum der Dinge. Noch jenseits desselben fliegt eine andere Welt, mit andern Monden und andern Naturen, um die Sonne in einer wohl siebenzigmal ausgedehntern Bahn, als die Erde. Beinahe vierhundert Millionen Meilen weit von der Sonne, dreihundert sechsundsiebenzig Millionen Meilen weit von uns, vielmal größer als der Erdkreis, schwingt sich jene Welt erst ein einziges Mal um die Sonne herum, während die Erde ihren Lauf dreiundachtzigmal macht. Das längste Menschenalter wäre dort erst ein einziges Jahr, und hätten höhere vernünftigere Wesen dort eine Lebenslänge von so viel ihrer Jahre, wie der Mensch hienieden nach der Anzahl irdischer Jahre: wie müßten sie mitleidig auf die Kürze unsers Daseins blicken! Dies gleicht beinahe dem flüchtigen Leben einer Eintagsfliege, die am ersten Strahl der Morgenröthe lebendig wird, Abends schon ihr höchstes Greisenalter erreicht hat, und schon gestorben ist, ehe der letzte Sonnenstrahl erblaßt. Dort sind andere Jahreszeiten, als die unsrigen, denn anders ist die Stellung jenes Weltkörpers zur Sonne, als die Stellung aller übrigen Planeten. Dort herrscht auf der einen Hälfte ein beinahe vierzigjähriger Winter und beinahe vierzigjährige Nacht, während auf der andern Hälfte ein eben so langer Sommertag blüht. Wir nennen jene Welt den Uranus; sie ist so fern, daß wir sie unter den Gestirnen des Himmels nicht

mehr mit bloßen Augen, sondern nur vermöge der stärksten Fernrohre erblicken.

Daher wird es begreiflich, daß wir von der Beschaffenheit ihrer Oberfläche gar nichts erforschen können. Von dort aus betrachtet, würde sogar die Sonne nur als der größte unter den funkelnden Sternen erscheinen. Und doch, so gewaltig und wunderbar ist die Gewalt des Schöpfers, strahlt der Glanz der Sonne dort so hell, daß wir nicht nur den Uranus selbst zurückglänzen sehen, sondern selbst seine ihn umschwebenden Monde. Bis jetzt hat man von diesen an der Zahl sechs entdeckt. Allein sie erscheinen uns nur als kleine Punkte, und selbst die zwei größten sind so matt an Licht, daß sie sich verdunkeln, wenn sie in ihrer Bahn dem Glanze des Planeten zu nahe kommen, den sie umschweben. Nur so viel wissen wir ungefähr von ihnen, daß der nächste am Uranus denselben alle sechs Tage einmal umkreiset, und der entfernteste dazu über eins unserer Vierteljahre gebraucht. Der nächste ist beinahe von ihm so weit, als unser Mond von uns; der entfernteste ist sechszigmal weiter.

Ob nicht noch mehrere Monde den Uranus durch seine ungeheure Bahn hin begleiten? Ob ihn nicht Ringe umschweben von jener wundersamen Gestaltung, wie es die in der ihm benachbarten Welt sind? — Wer kann es ergründen? —

Ja, wer weiß es denn, ob er der allerletzte der zur Sonne gehörigen Weltkörper sei, oder ob nicht noch in unermeßlichen Tiefen des Himmelraumes weit jenseits seiner Bahnen ein anderer schwebt, welchem mehrere unserer irdischen Jahrhunderte erst für ein Jahr gelten? — Frage nicht: woher will er Licht und Wärme nehmen? Kannst du den Abgrund göttlichen Reichthums durchschauen? Oder glaube nicht etwa, daß auf dem Uranus die übrigen uns sichtbaren Sterne des Himmels, diese unendlich fernen Sonnen, vielleicht schon mit menschlichen Augen gesehen, etwas größer erscheinen könnten. Stünden wir auch auf dem Uranus, wir würden den Sternen um nichts näher gekommen sein. Die drei- bis vierhundert Millionen Meilen, die wir ihnen näher ständen, sind im Verhältniß zum nächsten Stern, das heißt, zur nächsten wie die unserige selbst-

leuchtende Sonne, wie drei bis vier Schritte, die wir auf Erden thun, um einen Gegenstand zu erreichen, der tausend Meilen von unserm Wohnhause ist.

So ungeheuern Raum die Sonne mit allen sie umschwimmenden Welten einnimmt, es ist ein geringer Punkt im Weltgebäude. Denn sind alle die zahllosen Sterne des Himmels Sonnen, wie die unserige: wer kann unwahrscheinlich finden, daß nicht alle auch unsern Augen aber ewig verborgen bleibende Erden haben, welchen sie Licht und Lebensreiz geben? — Gesetzt, daß der größte jener selbstleuchtenden Sterne des Himmels, welchen wir den Sirius oder Hundstern zu nennen pflegen, so groß wäre als nur unsere Sonne, so würde er bei fünfhunderttausend Millionen Meilen noch vom Uranus entfernt sein, das heißt, zweitausendmal weiter von ihm als von der Sonne.

Herr! Gott! Schöpfer! und diese Himmel sind Deiner Finger Werk, der Mond und die Sterne, die Du bereitest! Was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest, und des Menschen Kind, daß Du Dich seiner annimmst? (Ps. 8, 4. 5.)

Schnell ist der Lauf des Lichtes. Es durchfliegt in einer Sekunde weit über vierundvierzigtausend Meilen; und doch kann manche der entferntern Sonnen dastehen, und noch nicht ihr Licht bis zu uns herabkommen lassen. Wir erblicken am heitern Nachthimmel immerdar helle Flecken, in immerdar gleicher Entfernung von gleichen Sternen. Diese sind Schimmer und Abglanz von so entlegenen Sonnen, daß wir sie selbst mit bloßen Augen noch nicht sehen. Nur bei einigen hat man durch gute Ferngläser erkannt, daß sie aus vielen kleinen Sternen bestehen. So scheint auch der helle, weiße Streifen, welcher bei heitern Nächten um den ganzen Himmel zu gehen scheint, nichts als der Glanz endlos entfernter und zahlloser Sonnen zu sein, welche uns zwar schon ihre ersten Strahlen zusenden, selber aber noch nicht sichtbar geworden sind, auch durch die besten Sehrohre der Himmelsbeobachter nicht. Es gibt Sterne, welche vor Jahrhunderten gesehen worden, und jetzt für uns verschwunden sind. Noch heute können wir wohl von

andern ihr Licht und ihr Strahlenbild sehen, das noch immer durch die unaussprechlichen Fernen und noch lange auf uns fällt, ehe es endet, inzwischen die Urheber dieses Lichts sich längst schon tiefer von uns weg in die Ewigkeiten verloren haben.

Daß die Millionen und Milliarden aller jener fernen Sonnen ihre eigene Bewegung haben; viele derselben vielleicht wieder mit andern von ihnen beleuchteten Welten um eine Hauptsonne, die Hauptsonnen wieder um Ursonnen kreisen, allesammt in ewig gleichen Bahnen, Verhältnissen und Gesetzen, — ist kaum zu bezweifeln. Doch kein Sterblicher erspäht diese. Ist uns doch selbst der Lauf und das Gesetz noch fremd, nach welchem sich gewisse andere Weltkörper bewegen, welche der Erde oft sehr nahe kommen, und von uns Schweifsterne oder Kometen geheißen werden. Vielleicht schwingen sie sich unabhängig von einer Sonne in unermeßlichen Kreisen um andere; durchfliegen mehrere Weltfamilien, und kehren erst nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden in die alten Gegenden zurück. Denn fest geordnet ist vom Schöpfer auch die Bahn, und ohne Gefahr noch Störung der andern. Verschiedene Bahnen der Kometen, bei hundert derselben kennt man, sind beobachtet; aus dem kleinen Bruchstücke derselben, welches dem menschlichen Auge erscheint, ist der ganze Lauf berechnet worden, und wirklich war eine dieser Berechnungen schon so genau, daß die Voraussagung der Wiederkunft des gleichen Schweifsternes auf das Jahr und auf den Tag eintraf. Auch sie sind dichte, von einem ungeheuer schimmernden Dunstkreise umhüllte Weltkörper. Sie ziehen diesen Dunstkreis, der uns bald als Schweif, bald als Bart, bald als Ruthe erscheint, viele Millionen Meilen weit durch die Himmelsräume nach sich.

Mit immer wachsendem Erstaunen sehe ich in die Tiefen der göttlichen Haushaltung hinein. Ich verliere mich in ihnen. Wunder drängen sich an Wunder. Ich begreife auch das allerkleinste und das allernächste derselben nicht, und selbst die verwegensten meiner Muthmaßungen verstummen. O Gott, Unsichtbarer, Du, bei dem allein Macht, Größe, Weisheit und Heiligkeit ist, was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest?

und des Menschen Kind, daß Du Dich seiner annimmst? — O, wie schattenhaft, wie ganz nichts erscheinen mir alle Güter dieser Erde; wie unbedeutend ist der Mensch selbst in diesem Abgrund der Unendlichkeiten! Eine schauervolle Bangigkeit, ein verzweifelnder Kleinmuth will mich ergreifen, wenn ich meine Nichtigkeit in dem Unermeßlichen Deines Weltalls erwäge. Es ist mir, als wäre ich Deiner Sorge nicht werth. — Und doch, Vater der Ewigkeiten, läßt mich Deine Gnade nicht sinken, und das Licht Jesu erleuchtet meine Finsternisse. Bin ich denn Staub, wie jene zahllosen Welten? und ist die Größe der Geister nicht eine andere, als die Größe der Körper? So ungeheuer jene Sonnen, jene Erden, ihre Wirkungen, ihre Bahnen sind: der nach Deinem Bilde geschaffene Geist überschaut sie, berechnet sie, und erkennt Dich in ihnen. Du, erhabener und herrlicher als Alles, was Du aus dem Nichts hervorgerufen, gestaltet, geregelt hast, Du wirst von menschlichen Geistern erkannt, gedacht, angebetet. Ich bin erhabener, als die Schöpfung, welche mich umstrahlt, denn ich durchforsche sie mit einer Göttlichkeit von Kraft, wie Du, Herr der Welten; Du aber das All des uferlosen Raumes, in dem Sonnen und Erden sich regen, ich vom unendlichen Ozean nur ein Tropfen! Und doch spiegelt auch dieser Tropfen mir die Hoheit und Gottähnlichkeit meines unvergänglichen Geistes!

Wie erhebend, wie tröstend wird mir dieser Blick auf meine Stellung im Weltall, und — Gott aller Erden und Sonnen! — mein Verhältniß zu Dir. Ich bin Dein Kind. Du hast mich geliebt und hervorgezogen. Miriaden Deiner erschaffenen Wesen ahnen, kennen Dich nicht; Miriaden wissen ihr eigenes Dasein nicht. Aber ich, im Hochgefühl meines Seins, ich habe Dich in anbetenden Gedanken, Dich in meiner Erkenntniß und Liebe. Sollte ich wohl jemals verzagen, wenn es mir an kleinlichen Bedürfnissen auf Erden fehlt? Sollte ich wohl jemals verzweifeln, wenn sich meine Schicksale verfinstern? — wenn irdisches Elend, wenn Schmach und Tod dräu'n? Was ist auch Elend, was Tod? — Ich hebe meine Augen in die Höhe; Du sprichst: Ich bin der Herr, Dein Gott! Wandle vor mir und sei fromm!

Wer rein, sein Irdisches überwindend, im heiligen Geiste vor Dir wandelt, wie Jesus, der kann auch zu einem Weltuntergang lächeln. Er lebt, und ginge auch der Erdball in Trümmer, derselbe ist nur ein Staubpunkt. Er lebt und weiß: in Deinem unendlichen Hause, o Vater, sind viele Wohnungen! — Ach, Du hast die meinige schon ersehen. Schweigend, mit frommem Entzücken folge ich Deinem heiligen Willen. Amen.

44.

Gott im Sturm.

Tobias 3, 22. 23.

Wer kann Dich denn verstehen
In Deinem Schicksalsplan?
Wer Deine Ziele sehen,
Und was Du hältst, umfah'n?
Du lösest, was wir binden,
Du stürzest, was wir bau'n;
Wir können's nicht ergründen,
Wir können nur vertrau'n.

Du liebst mich ja nicht minder,
Als den geringsten Wurm.
Du hütest Deine Kinder,
Du segnest sie im Sturm;
Läss't sie ihr Bestes finden
Oft unter Noth und Grau'n;
Wir können's nicht ergründen,
Wir können nur vertrau'n.

Zu den majestätischen Schauspielen, welche die Natur in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit zuweilen darbeut, gehört die Gewaltthätigkeit der Sturmwinde. Wenn diese sich in ihrer Kraft erheben, daß die Wälder erbrausen, die Thürme zu wanken, die Berge zu erschüttern scheinen, bebt noch ängstlicher oft das leicht verzagte Menschenherz; besonders wenn mit dem Schrecken des Sturmes sich die Finsterniß der Nacht verbindet. Der Aberglaube heidnischer Völker wähnt, daß es die Luftgeister sind, welche im Kampf wider einander rasen. Doch auch unter den Christen fehlt es nicht an Abergläubigen, welche den Sturmwind für den geheimnißvollen Verkünder irgend einer bevor-

ehenden unglücklichen Begebenheit des Landes, für die Anzeige
om nahen Tode einer hohen Person, oder dem Ausbruch eines
rieges oder einer andern Landesplage ansehen. Wie beinahe
lezeit, ist auch hier die abergläubige Meinung daher entstan-
n, daß ungebildete Leute in ihrer Unwissenheit dasjenige miß-
rstanden haben, was vernünftige Leute als sehr natürliche
Zirkungen gedeutet hatten. Wohl melden Orkane oder heftige
Stürme allerlei Unglücksfälle an, nicht die erst geschehen sollen
nd mit ihnen ausser Verbindung sind, sondern solche, die sie
lbst verursachen, und die wir erst später erfahren: Schiffbrüche
if dem Meere, Feuersbrünste, Zusammensturz einzelner Ge-
iude und andere Ereignisse.

Wegen solcher Unglücksbegebenheiten, und weil sie uns oder
nsere Freunde und Bekannte treffen können, sind daher wohl
uch Personen, welche nichts weniger als abergläubig sind,
ährend der tobenden Winde in sorgenvoller Unruhe, und
hnen sich nach dem Augenblick zurückkehrender Luftstille. Die
esorgniß wird durch das Schauerliche der großen Naturerschei-
ung erhöht. Denn es scheint unter der Macht heftiger Orkane
s ganze Weltall um uns her in Aufruhr. Die Wolken des
immels fliegen schnell und finster dahin, von der Geißel des
Windes verfolgt; finstere Staubwolken steigen kreisend empor
om Boden und wandeln über die Ebenen wie ungeheure
auchsäulen. Die Bäume, groß und klein, verworren, umher-
rissen, beugen sich seufzend; ihr Laub fliegt; man hört das
rachen ihrer gebrochenen Aeste. Die hohen Wälder heulen
schlagen. Es fallen die mächtigsten Tannen des Forstes wie
alme gebrochen; ihr Sturz ist zerschmetternd über andere.
er Boden regt sich über den zuckenden Wurzeln der vielhundert-
hrigen Eichen. Die Thiere flüchten zitternd in ihre Höhlen.
ie Vögel verbergen sich angstvoll. Die Menschen verstehen
genseitig ihren Ruf nicht mehr; denn die ganze Natur ist
timme geworden. Jeder Strauch, jeder Stein, jedes Gebäu
bt Töne und Geschrei. Die Ziegel prasseln von den Dächern
r Wohnungen. Man fürchtet den Sturz der erhabenen
ürme. Die Gebäude werden erschüttert. — Aber der Geist

des Christen bleibt unerschüttert. Er sieht in der Furchtbarkeit des Sturmes, in der Entsetzlichkeit des empörten Elementes, die segnende Hand seines Gottes.

Denn wie grauenvoll auch der Anblick des Sturmwindes und wie gefährlich seine Herrschaft ist, besonders einsamen Schiffen auf den Meeren, die oft von ihm in die Tiefen der Wogen niedergerissen oder an Klippen zerschmettert werden, ist das Alles doch im Ganzen nicht verheerender und verderbenvoller, als jede andere große Naturerscheinung; vielmehr eben so wohlthätig für das Ganze, dem nur ein kleiner Theil geopfert wird.

Dies wird um so deutlicher, wenn wir uns erinnern, daß die Luft, in der wir umherwandeln, die wir athmen, die sogar mit ihren feinern Stoffen unsere Gesundheit nährt, gleichsam ein weites, den ganzen Erdball umgebendes und hoch über ihn hinausgehendes Meer ist, in welchem wir leben und uns bewegen, wie der Fisch sich in einer dichtern Flüssigkeit, nämlich im Wasser, bewegt. Der Fisch, aus dem Wasser gehoben in die feinere Flüssigkeit der Luft, stirbt. Der Mensch, wenn er sich über den Luftkreis, der sein eigenthümliches Element ist, hinausbegibt, wenn er entweder in den Luftschiffen über die Wolken des Himmels emporzusteigen wagt, oder die Gipfel der höchsten Gebirge erklettert, wo keine Pflanze, auch kein Moos, keine Flechte, mehr gedeihen mag, verliert das Vermögen zu athmen; seine Kräfte schwinden, das Blut dringt ihm aus Lippen und Augen hervor.

Auch andere Aehnlichkeit hat, rücksichtlich auf das Lebensvermögen, das Element des Wassers mit dem Meere der Lüfte. Stillstehende Wasser werden zu faulen Sümpfen; werden den Fischen, die in der beweglichen und immer erneuten Fluth fröhlich baden, giftig und tödtlich. So würde das Luftmeer, in welchem wir wandeln, uns giftig und tödtlich werden, ein faulender Sumpf pestilenzialischer Dünste, eine ungeheure Quelle des allgemeinen Todes für Alles, was auf Erden wohnt, nicht nur für Menschen, nein, auch für Thiere und Pflanzen,

wenn die beweglichen Luftwellen nicht in beständiger und zuweilen in starker Regung wären.

Und dafür sorgte er, dessen Liebe das Weltall gebaut hat. Seiner Allmacht waren unzählige Mittel zu Gebot, das Luftmeer in beständiger Erschütterung zu erhalten. Er legte diese Mittel, die Keime der Sturmwinde, in die Natur dieses Elements selbst. Noch kennt sie der Mensch nicht alle, doch schon viele. Er gebot der Sonne und dem Monde, diese Keime abwechselnd zu wecken oder zu unterdrücken; und so mußten aus den weiten Fernen des Himmels entlegene Weltkörper die Diener unserer Gesundheit, die Pfleger unsers Wohlseins werden.

Wenn im Wasser ein volles Gleichgewicht ist, so steht es stille; so wird es mit der Zeit faulend. Sobald das Gleichgewicht aufgehoben, auf einer Seite das Wasser erhöht wird, fließt es nach der niedrigen Stelle hin und reinigt sich durch die Bewegung. Eben so ist es mit der Luft. Ihre innern Bewegungen, nämlich die Winde, sind nur Störungen vom Gleichgewicht ihrer innern Theile. Dieses Gleichgewicht der Luft, und daß sie nicht überall gleich schwer sei, wird am meisten gehindert durch Wärme und Kälte, oder durch abwechselnde Verdünnung und Verdichtung der Luft. Jedermann weiß, daß man die Luft durch Wärme verdünnen und leichter machen kann. Darum steigt der Rauch gen Himmel, weil er warm und folglich leichter ist, als die übrige Luft um ihn her. Er, weil er warm ist, dehnt die mit ihm verbundene Luft aus, und drängt wegen seiner Ausdehnung die übrige von seinem Platze. So entsteht eine Lufterschütterung. So steigt im Wasser vom Boden des Gefäßes eine Luftblase aufwärts, weil sie leichter als das Wasser ist. Je größern Raum ein Rauch oder Feuer einnimmt, je größer ist natürlich auch die dadurch bewirkte Luftbewegung. Daher wird man gewöhnlich bei großen Feuersbrünsten Wind in ihrer Nachbarschaft verursacht sehen.

So wie einerseits die durch Wärme verdünnte und ausgedehnte Luft die kältere von ihrer Stelle zurückdrängt, strebt anderseits die kältere oder dichtere Luft in diejenigen Räume hinzufliessen, wo durch die Verdünnung der Luft gleichsam we-

niger Luft vorhanden ist. So entsteht ein unsichtbares Durcheinanderströmen. Wir bemerken dies schon in erwärmten Zimmern, wenn eine Thür gegen kalte Luft geöffnet wird, im Kleinen. Es fährt oberhalb der Thür ein warmer Luftzug aus dem Zimmer, unterhalb stürzt die kältere Luft zum Zimmer herein. Die bewegliche leichte Flamme einer Kerze weht im obern Luftzug zum Zimmer hinaus, unterhalb aber in demselben Augenblick zum Zimmer herein.

So ist hier im Kleinen das Räthsel vom Ursprung der Winde und Stürme im Großen erklärt. Daher fühlen die Inseln und Küstenländer, deren Boden von der Sonnenhitze mehr erwärmt wird, als der Spiegel des Wassers, sich am Tage meistens von Seewinden gekühlt, die nach den verdünnten Lufträumen strömen. Daher, wenn die Sonne die Luft der südlichen Erdhälfte stärker erwärmt, und bei uns Winter ist, strömen die Winde häufiger von Norden und Osten nach jener Gegend hin. Daher weht gewöhnlich Nachts von den Inseln und Länderküsten ein sogenannter Landwind gegen das Meer, weil sich das Meer schneller erkältet, als der Erdboden, und weil die von demselben erwärmte Luft sich nun stärker gegen die über den Gewässern erkaltende Luft ausdehnt, welche weniger Widerstand leistet, je weniger sie selbst durch Wärme ausgedehnt ist.

So entstehen jene große Strömungen im Luftmeer, die oft uns erquicken, oft uns erschrecken; jene Luftströme, die uns bald als laue Westwinde schmeicheln, bald als Orkane beschädigen. Sie kommen, wir wissen nicht von wannen, sie ziehen, wir wissen nicht wohin sie fahren. Ihre Richtung ist so mannigfaltig, wie ihre Eigenschaften sind. Bestimmt fahren viele aus unbekannten Höhen gegen die Erde nieder; andere von der Oberfläche des Erdbodens aufwärts gegen die Wolken; andere gleiten, wie ein Wasser, über die Länder hin. Oft strömen zwei entgegengesetzte Winde über einander hin; der eine in der Tiefe, der andere in der Höhe. Zuweilen stürzen sie gegen einander, und verursachen bei ihrem Zusammenprallen furchtbare örtliche Stürme, die, Alles zerschmetternd, wie zwei gegen einander fahrende Meereswogen sich aufwärts drän-

gen, Wirbel schlagen, Bäume entwurzeln und wegschleudern, oder große Lasten emporheben, und Dächer entführen. — Der ganze Dunstkreis wird von ihnen bewegt und aufgerührt. Stoß auf Stoß folgen die Winde, mit abwechselnder Stärke, wie die Ringe auf der Oberfläche des Wassers, wenn dessen Ruhe eine hinabgestürzte Last stört.

Die Stürme sind aber weit häufiger und stärker in den höhern Regionen des den Erdball umgebenden Luftmeers, als in der Tiefe. Auf den Höhen der Gebirge rasen oft Orkane, während die bewohnten Thäler darunter in tiefer Stille ruhen. Das mag jene Naturkraft bewirken, welche, droben in größerer Menge gesammelt, auch die Erscheinung der Gewitter und Blitze, der Nordlichter, und andere große Schauspiele erzeugt. — In tiefern Gegenden aber vermehren sich Stärke, Wuth und Verwirrung der Winde, wenn ihr Strom zwischen Bergen eingeklemmt, oder von Bergen zurückgeworfen wird.

Inzwischen ist die Geschwindigkeit des Windes nicht so groß, als man gewöhnlich glaubt. Man hat darüber mancherlei Messungen angestellt, theils durch leichte, fliegende Körper, oder Bewegungen eines Rades, oder durch Messung des Ganges der Wolken oder ihres Schattens. Gewöhnliche Winde durchlaufen im sechszigsten Theil einer Minute, das heißt, binnen einer Sekunde, kaum sechs bis zehn Fuß; starke Winde, gegen die ein Fußgänger nur mühsam angeht, zwanzig bis vierundzwanzig Fuß. Sehr schnelle Rosse können aber in einer Sekunde wohl fünfzig Fuß und darüber zurücklegen. Ein Sturmwind von solcher Schnelligkeit reißt schon Mauern nieder, und entwurzelt die stärksten Bäume. Die allerheftigsten und schnellsten Stürme, die ganze Wälder niederstürzen, durchfahren aber auch hundert und mehr Fuß in einer Sekunde. Doch sie sind selten. Je schneller der Zug des Windes, je größer ist seine Macht. Kann doch schon ein Luftstrom, der nicht schneller läuft als ein Mensch, Mühlen treiben. Was vermag der schnellste? Unter entsetzlichem Geheul erschüttert er die stärksten Wohnungen, bricht er Wälder wie dürres Schilfrohr, stürzt er Felsen

von den Berggipfeln, treibt er Flüsse in ihrem Laufe empor-schwellend zurück, und hebt er schwere Lastwagen auf.

Bewunderungswürdig, wie die Gewalt der Winde, ist ihre verschiedene Eigenschaft, die sie oft nur von den Gegenden annehmen, aus welchen sie zu uns kommen. Die über das Weltmeer ziehen, bringen Feuchtigkeit und Regengüsse; die, welche weite Landstrecken durchstreifen, bringen Trockenheit. Einige erscheinen abwechselnd; andere regelmäßig zu gewissen Tages- und Jahreszeiten: andere in manchen Weltgegenden sind fast immer von einerlei Weltgegend kommend. Die einen tragen auf ihren Flügeln Wetterwolken, die andern Thau und Fruchtbarkeit; manche führen Verderben und selbst den Tod mit sich.

Wenn, von den glühenden Sandwüsten Afrika's her, der heisse Wind nach Europa zieht, den sie Sirocco nennen, wird die ganze Luft, die er durchfährt, schwer und heiß und erstickend. Die Thiere retten sich in ihre Höhlen; die Menschen schliessen sich in ihre Wohnungen ein. Wer hinaustritt, dem schlägt eine Hitze entgegen, wie aus der Gluth eines Ofens. Die Menschen hören auf zu arbeiten. Sie sind matt und erschlafft. Die Freude ist von ihnen gewichen. Das Laub der Bäume, das Gras des Feldes welkt hingesengt. Die ganze Natur will verschmachten.

Aber die göttliche Weisheit hat es geordnet, daß weder dieser Wind, noch jeder ihm ähnliche, von langer Dauer ist. Z. B. der schreckliche Chamsin, der in Aegypten nach der Nachtgleiche im Frühling folgt, und aus dem Innersten Afrika's brennend hervorströmt, währt nur zwei bis drei Tage. Aber dann ist Aegypten ganz in Gluth versunken. Die Luft ist finster, grau, wie voller Staub. Die Sonne scheint trübe hindurch, wie eine bläulich-roth glühende Kugel. Die Hitze wird allen lebendigen Wesen unerträglich. Gras und Pflanzen verdorren in wenigen Stunden. Den Bäumen entfällt schnell das Laub. Die Steine und Mauern, das Eisen und Wasser werden heiß. Der Umlauf des Blutes in den Adern stockt; man kann nicht mehr athmen. Das Innere des Mundes und Halses wird

trocken. Alles scheint in dieser allgemeinen Gluth verderben zu müssen. Dann entfliehen die Thiere in Felsenspalten, Höhlen und Klüfte, oder bohren ihre Köpfe in die Erde. Die Menschen verschliessen sich in ihre Wohnungen, in Keller und Gruben. Ganz Aegypten scheint ausgestorben, so lange der Chamsin geht.

Nicht minder furchtbar erscheint in Arabien und an den Küsten Persiens der Giftwind Samum. Schon in der Ferne kündet er sein Kommen durch eine glühende Röthe in der Luft an. Die Welt scheint in Flammen zu stehen. Was er im Fortzuge Lebendiges berührt, ist plötzlich des Todes. Menschen und Thiere entgehen ihm nur, indem sie sich schnell auf den Boden werfen, und Mund und Nase in die Erde oder in den Sand verbergen. Der Samum geht über sie hin. Ein erstickender Schwefelgeruch durchdringt Alles. Man hört ein dumpfes Zischen und ein Knistern, wie vom Feuer. Doch binnen einer Viertelstunde ist das schauerliche Wesen vorüber, und die Luft wieder rein und heiter.

Ganz anders äussern sich an den Ufern des Senegalstromes in Afrika die Tornado-Stürme. Eine drückende Schwüle der Luft geht ihnen voran. Düstere Wolken erheben sich zwischen Osten und Mittag, und färben dort den Himmel schwarz, von einzelnen Blitzen durchzuckt. Man verspürt auch nicht das Wehen eines Lüftchens. Alles ist in Todesstille. Menschen und Thiere verkriechen sich. Immer finsterer wird die Luft. Nichts regt sich weit umher. Plötzlich stürzt ein Alles verheerender Sturm eiskalt und mit Brausen und Heulen durch die Landschaft. Palmen brechen, Hütten zertrümmern, Schiffe stürzen um. Donner, Blitz und Regengüsse bilden das Gefolge des vorübergegangenen Sturmes.

Wie groß, wie wunderbar erscheint Gott in allen seinen Schöpfungswerken! — Schrecklich sind zwar die Wirkungen jener Stürme, dieser Boten seines Willens; aber gewiß sind sie auch wohlthätig, und zum großen schönen Zweck des Ganzen unentbehrlich. Auch wenn wir diesen Zweck nicht erkennen, dürfen wir es nicht bezweifeln, da wir die Güte und Barm-

herzigkeit des Schöpfers überall und selbst da oft wahrnehmen, wo nur Zerstörung herrschen zu sollen scheint.

So ist jener scharf austrocknende Wind, welcher unter dem Namen des Harmattan bekannt ist, die größte Wohlthat für die Gegenden Afrika's, welche, statt des Winters, eine lange und anhaltende Regenzeit haben. Denn die überhandnehmende Feuchtigkeit bedroht das ganze Land mit Versumpfung; alle Niederungen sind überschwemmt; die Menschen erkranken an bösartigen Fiebern und Ruhren. Plötzlich tritt der Harmattan von Norden her ein. Der Himmel ist wie vom Nebel bedeckt und trübe und ohne Gewölk. Der Wind bläst heiß und trocken. Niemand kann sich ihm ohne Lebensgefahr aussetzen. Er ist so trocken, daß ihm preisgegebene Thiere nach wenig Stunden umkommen; daß den Menschen die Lippen aufspringen und die Augen sich entzünden; daß die Landseen und Pfützen schnell versiegen; daß alles Holzwerk zusammenschwindet und reißt. Aber die allgemeine Nässe ist dann verschwunden nach wenigen Tagen, und alle Krankheiten, welche Folgen der nassen Jahreszeit waren, sind durch den Harmattan eben so plötzlich geheilt.

Also werden die Windstürme, wie grausenhaft auch zuweilen ihre Gestalt sein mag, nur Diener der göttlichen Gnade gegen das menschliche Geschlecht. Wie sie in den heißen Himmelsstrichen die Erde nach der langen Regenzeit austrocknen und fruchtbar machen; wie sie dort Fäulniß verhüten, und Krankheiten heilen: so müssen sie in den kalten Gegenden des Erdkreises das Eis von den Ufern der Länder und Inseln wegbrechen, damit die Meere schiffbar werden; müssen sie jenen winterlichen Fluren, wo die Erde nicht mehr Kraft hat, Bäume hervorzubringen, aus gemäßigten Ländern Treibholz mit den Wellen herbeiführen, daß die einsamen Bewohner der Schneefelder sich Hütten bauen und erwärmen können.

Wahrlich, bei diesem Anblick der weisen Fürsorge des Weltenkönigs für sein unermeßliches Reich, bei diesem Anblicke seiner Wundermacht, in welcher er den Lauf und Einfluß entfernter Welten des Himmels mit dem Wohlsein von einzelnen

Bewohnern unſers Erdballs verknüpft; bei dem Anblicke der unbändigen Sturmwinde, die ſelbſt in ihrem ſchauerlichſten Walten nur Diener ſeiner ewigen Huld für das menſchliche Geſchlecht ſein müſſen — wer könnte da ohne Erſtaunen, ohne Rührung, ohne Trieb zur dankbaren Anbetung des allein Anbetungswürdigen bleiben? Wer ſollte da länger zweifeln, daß auch das ſcheinbare Naturübel zuletzt nur eine der fruchtbringendſten Segnungen ſei? Wer könnte länger zweifeln, daß denen, die Gott angehören, nicht endlich alle Dinge zum Beſten gereichen müſſen?

Ja, ich ſpreche es mit dem betagten Tobias, und aus der Fülle ſeiner Erfahrungen, und aus der Tiefe ſeines frommen Herzens: „Ich weiß es fürwahr, wer Gott dienet, der wird nach der Anfechtung getröſtet, und aus der Trübſal erlöſet, und nach der Züchtigung findet er Gnade. Denn Du haſt nicht Luſt an unſerm Verderben. Denn nach dem Ungewitter läſſeſt Du die Sonne wieder ſcheinen, und nach dem Heulen und Weinen überſchütteſt Du uns mit Freuden. Deinem Namen ſei ewiglich Ehre und Lob, du Gott Iſraels!“ (Tob. 3, 22. 23.)

Wie kann ich doch zuweilen ſo kleinmüthig ſein, da ich ſehe, wie gnädig und mild er überall ſein Regiment führt in der belebten und unbelebten Natur! Wie kann ich doch auch verzagen, wenn es mir nicht immer ſo geht, wie ich es in meiner Einfalt, und wahrlich in meiner Kurzſichtigkeit oft, ohne daß ich es glaube, zu meinem eigenen Schaden, wünſche! Er, der alle unſichtbaren Faden des Schickſals in ſeiner Hand zuſammenhält; er, der allein weiß, wohin er mich durch die Finſterniſſe meines Daſeins führen will; er, der mich wahrlich nicht vergebens hineingerufen hat in das Weltall, und zum Genoſſen des Lebens, und zur Erkenntniß ſeiner Macht und Herrlichkeit — kann ich ſagen, daß es wirklich böſe ſei? Erwarte doch ruhig und vertrauensreich den Ausgang, dann wirſt du erfahren, wie er es mit dir wohlgemeint hat, ſelbſt dann, wenn du glaubteſt, er habe dich verlaſſen und verſäumt.

Geben wir doch unſern thörichten Vorwitz und den vermeſſenen Stolz auf, klüger zu ſein als der, welcher die Verhäng-

niſſe regierte, ehe wir auf Erden waren, und ſie weislich leiten wird, wenn wir nicht mehr hier ſind! Wie können wir die Fügungen deſſen beurtheilen, wie können wir die Zwecke deſſen begreifen, der aus den Stürmen ſegnet, und aus den Gewittern Ueberfluß und Fruchtbarkeit ſendet? Was wiſſen wir von ſeinen Rathſchlüſſen, wir, die wir nicht einmal einſehen und begreifen, wie er den Grashalm gebaut und die Mücke belebt hat, die ihr kurzes Daſein freudig im Sonnenſtrahl vertanzt?

Und wie ſehr wir uns auch kümmern, wie bitter wir auch über unſer Loos murren: Gott, der Alleingütige, der Alleinweiſe, hat es beſchloſſen; und Himmel und Erde wirken zuſammen, den heiligen Beſchluß des Allmächtigen zu vollſtrecken. Wozu dein Kummer, wozu dein Murren, als dir ſelbſt und vielleicht auch Andern Beweiſe deiner Thorheit zu geben, wie das unmündige, unverſtändige Kind, welches den liebevollen und erfahrnen Aeltern wider ſeinen Willen und doch zu ſeinem wahren Glück gehorchen muß!

Ja, je näher ich Dich, mein Gott, mein Vatrr, in Deinen Werken erkenne, aus denen Du zu mir und zu allen Deinen Erſchaffenen täglich redeſt, je lebendiger überzeugt mich Alles, daß das wohlgethan iſt, was Du thuſt. Freilich finde ich wohl noch viel Böſes in der Welt, aber das Böſe iſt nicht Dein Werk, ſondern es iſt die Frucht des Widerſpruchs vom menſchlichen Herzen gegen Deine weiſen und unveränderlichen Weltgeſetze; es iſt der Schmerz, den wir uns durch dieſen Widerſpruch ſelbſt verurſachen; ein Schmerz, der uns hinwieder belehrend und heilſam iſt.

Nun, ſo will ich ſchweigen, und mit Ergebung in Deine Führungen gehen. Ich will mein eigenes Herz beſſern, will meinen Stolz, meine Habſucht, meine Neigung zum ſinnlichen Wohlleben, meine Gehäſſigkeit gegen andere Menſchen unterdrücken; will in der Weisheit, Demuth und Nächſtenliebe Jeſu vor Dir wandeln: dann wird ſich mit dem Böſen in meinem Gemüth zugleich das Böſe vermindern, was ich auſſer mir in der Welt ſo häufig zu finden glaubte.

Walte Du, mein Vater! ich kann nicht über mein Schicksal walten. Walte Du, denn ich würde oft mein Glück verstoßen, weil ich es verkenne, und oft mein Unglück verlangen, weil mich ein Schein betrügt. Walte Du! Und wenn es auch trübe wird um mich her, ist es hell in mir durch liebendes Vertrauen auf Dich! Und wenn ich auch Deine Führungen und Deine Werke nicht begreife, und mein schwacher Geist Deine Zwecke nicht erkennt — aber ich kenne Dich. Vater, Vater, ich kenne Dich. Und wenn mir Vieles, was mir wohl theuer ist, verloren geht — aber Dich verliere ich nicht. Und wenn der Sturm des Lebens mich zu vernichten droht — ich weiß es ja, Du segnest auch im Sturm.

Wer darf denn mit Dir rechten?
Wer kennt sein bestes Loos?
Licht rufst Du aus den Nächten,
Glück aus des Unglücks Schoos.
Wenn Hoffnungssterne schwinden,
Läss't du uns Sonne schau'n;
Wir können's nicht ergründen,
Wir können nur vertrau'n!

45.

Betrachtung der Witterungswechsel.

Erster Theil.

Psalm 111, 2.

Dein ist der Tag, Dein ist die Nacht,
Dein sind des Jahres Zeiten;
Du rufst der Völker gold'ner Pracht
Und den Unfruchtbarkeiten.

Du sendest aus des Himmels Höh'
Uns Sonnenschein und Regen;
Und Thau und Nebel, Reif und Schnee
Wird uns durch Dich zum Segen.

Du wandelst groß und unsichtbar,
In Nähen und in Fernen;
Und wirkest still und wunderbar,
Mit Stäubchen, wie mit Sternen.

Dir, dessen weise Vaterhand
Des Wetters Wandel führet,
Dir bringe jedes Volk und Land
Den Preis, der Dir gebühret.

Groß sind die Werke des Herrn! Wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran. So sang vor Jahrtausenden der fromme Dichter, begeistert von der Majestät seines Gottes, die sich in den Schöpfungen offenbart.

Auch ich werde nicht satt, die Herrlichkeit des Allerhöchsten in seinem Wunderreiche zu betrachten. Ach, warum geht doch der größte Haufe der Menschen so kalt und unempfindlich durch dies ewige Reich der Wunder umher, und bleibt lieber mit Entzücken vor dem elenden Machwerk menschlicher Hand stehen? Warum ermahnen die Lehrer des Volks, die Priester des Herrn, zur Anbetung des Allmächtigen, ohne nur einmal den Blick auf die erstaunlichen Thaten Gottes zu richten?

Sie sehen umher und suchen die Thaten Gottes, und finden sie nicht. Gewohnheit blendet sie. Augen haben sie, und sehen nicht mehr; sie haben Ohren und hören nicht.

Das Alltägliche ist das Wunderbarste, und was jede Stunde bringt, ist das Unbegreiflichste.

Ihr tretet hinaus und betrachtet den Himmel, den Zug der Wolken, und forschet, ob das Wetter schön oder schlimm werde.

Noch einen Schritt weiter, und der Zauber der göttlichen Macht würde euch mit Schaudern der Ehrfurcht erfüllen.

Unsere Wälder und Felder wollen öde werden. Die Lüfte werden rauher. Der Thau des Morgens hört auf, und bald will sich an Halmen und Zweigen statt seiner ein Silberreif hängen; bald der Schnee die erstorbenen Fluren und die Straßen der Stadt bedecken. Schon jetzt ist in Ländern, die weiter gegen Mitternacht liegen, furchtbare Winterkälte. Die Gewässer sind dort schon fester geworden, brausende Wasserfälle sind in ihrem Sturz erstarrt; Eisbrücken gehen über die Ströme; tiefer Schnee bedeckt Berge und Thäler, und der Speichel, welchen der Mensch aus dem Munde wirft, gefriert und fällt wie ein Hagelstück auf den Erdboden. So im Norden. Aber in den Ländern, welche auf der andern Seite des Erdballs liegen, unter unsern Ferse, blüht der Frühling in Millionen Blumen und glüht der Sommer mit verzehrender Hitze.

Wir wissen, dies ist die Wirkung der Jahreszeit, oder der Stellung und Richtung des von uns bewohnten Weltkörpers gegen die Sonne, in seinem Lauf um dieselbe. Aber wissen wir auch, warum eine ganze Reihe von Jahren feucht und regnerisch bei uns wird, oder auch trocken? Wissen wir auch, warum die Kälte des Winters früher eintritt oder später? Wissen wir auch, woher es kam, daß gestern ein lieblicher Tag über uns leuchtete, und heute schon wieder Sturmwinde frostig und regenschwer daherbrausen? Oder warum noch vor wenigen Stunden die Luft rauh ging, und nun plötzlich lau geworden ist?

Nur diese Fragen zu beantworten, müssen wir in das ganze Labyrinth der Schöpfung eindringen. Denn Alles hängt in ihr innig mit dem Andern zusammen. Das Höchste wirkt auf das Niedrigste herunter, und das Kleinste bestimmt den Gang des Größten. Daß wir heute Regen, morgen Sonnenschein, heute milde Witterung, morgen durchdringenden Frost erfahren, kann die Wirkung von Ereignissen sein, die in Weltkörpern vorgegangen sind, welche viele Millionen Meilen weit von uns entfernt in den himmlischen Räumen schweben.

Daß z. B. der Mond, aus seiner fünfzigtausend Meilen

weiten Entfernung von uns, großen Einfluß auf die Witterungsveränderungen habe: wer könnte wohl daran zweifeln? Obgleich am körperlichen Inhalt wohl fünfzigmal kleiner, als unsere Erde, zieht er doch, wo er senkrecht über den Weltmeeren steht, dieselben empor, ungeachtet ihrer Schwere; also daß sie, regelmäßig wie er wandelt, zur Fluth anschwellen, und hingegen nothwendig andere Orte abnehmen an Wassermenge. Kann nun der Mond, vermöge seiner anziehenden Kraft, die ungeheuern Lasten des Weltmeeres heben, daß sie wie angeschwollene Wasserberge werden, um wie viel mehr muß er den leichten Dunstkreis bewegen, der die Erde umhüllt!

Wer zweifelt, daß die Sonne, welche beinahe anderthalb Millionen Mal größer ist, als die Erde, auf der wir leben, durch Wärme und Licht den wichtigsten Einfluß auf Luftveränderungen habe? Aber wer ergründet die Ursachen ihres mannigfaltigen Wechsels in Kraft? Die Sonne ist ein dunkeler Weltkörper, wie unsere Erde, aber von einer hoch über ihr schwebenden blendenden Lichthülle umgeben. Dem Einflusse dieser Lichthülle und ihrer Strahlen danken wir unsere Tage, die Beleuchtungen des Mondes, und die Fruchtentwickelung des Erdbodens. Oft aber zerreissen die Glanzwolken der Sonne, und ihr dunkeler Körper wird dazwischen sichtbar. Man nennt solche dunkele Stellen in der Lichthülle gewöhnlich schwarze Sonenflecken. So unbedeutend dieselben unsern Augen oft zu sein scheinen, sind sie doch zuweilen größer, als die gesammte Oberfläche des von uns bewohnten Erdballs. Solche lichtarme Stellen — sie nehmen manchmal wohl den dritten Theil derselben ein — bleiben gewiß nicht ohne Wirkung auf uns und die Veränderungen in der Luft. Sie dauern zwar nie lange, selten über einige Monate, aber mehr oder weniger Licht wirkt allemal mehr oder weniger herab. Woher nun jene veränderlichen Zustände der Lichtwolken der Sonne? Sind auch sie nicht vielleicht wieder Einwirkungen noch entfernterer Sonnen im Weltgebäude? Einwirkungen von Sonnen, die in den endlosen Räumen des Himmels unserm Auge gar nicht mehr erkennbar sind wegen ihres allzuentlegenen Standes? — Daß also, o Land-

ann, deine Felder und Aecker im Sommer oder Frühling zu enigen Regen oder zu viel haben sollen: daß deine Weinberge eberfluß oder Mangel an Wärme erhalten, wird in den Entrnungen des Weltgebäudes bereitet, deren Größe auszusprechen r Mensch keine Zahlen mehr hat. So waltet der allmächtige ott in den Himmeln, und in den Halmen der Flur einer ndlichen Familie.

So gewiß das Licht den größten Einfluß auf den die Erde mhüllenden Luftkreis, und auf das Leben und Gedeihen von flanzen und Thieren hat; so gewiß ein Stern dem andern Licht ısendet, und schon dadurch mit ihm in Verbindung tritt; so ewiß nicht nur auf Erden, sondern hoch über derselben, so eit hinauf keine Wolke mehr steigt, jenes wunderbare Feuer altet, das bald sichtbar, bald unsichtbar wirkt, im Blitz und ordlicht, wie im Funken des mit Stahl geschlagenen Steins nd im Leuchten geriebener Thierfelle, und im erschütternden chlage mancher Fische erscheint; so gewiß diese wunderbare aturkraft durch die Einwirkungen der Sonnen gemehrt und eschwächt wird: eben so gewiß stehen alle Sternenwelten durch iese geheimnißvolle Kraft, welche sie in sich erregen oder minern, in wunderbarer Verknüpfung. Und es ist nicht ganz zu erwerfen, daß die sich täglich ändernde Stellung und Verhältiß unsers Erdkörpers zu der Sonne, dem Monde und den ibrigen Wandelsternen oder Planeten eine der Haupturſachen on den Luftveränderungen bei uns, von der Wärme und Kälte es Tages, von der abwechselnden Feuchtigkeit und Trockene der uft und dem Unbestand der Witterung ist. Das Weltall ist eine ränzenlose Wunderuhr, worin ein millionenfältiges Räderwerk pielt, Alles vom Größten zum Geringsten ineinander greift, nd dennoch Alles zu seiner Zeit und Stunde seinen vorher bestimmten Ort einnehmen muß.

So wie Gott weit entfernte Sonnen und Monde nimmt, um Wohlstand oder Verarmung, Fruchtbarkeit oder Unfruchtarkeit in einzelnen Familien der Sterblichen, in einzelnen Dorfschaften, Städten, Ländern zu bestimmen: wirkt auf sein Geheiß wieder die verborgene Kraft des Erdballs aus seinem

Innerſten hervor gegen andere Welten, und folglich auch auf den nahe liegenden Dunſtkreis ganz unmittelbar. So wie die Luft, mit allen ihren Beſtandtheilen, in das Waſſer und tief in die Erde eindringt: ſo dringt wieder das Waſſer in die uns umgebende Luft, und ſchwebt verdünſtend in dem Nebel um uns her, in den Wolken hoch über unſern Scheiteln. Die Elemente haben ihren ewigen Verkehr. Man kann ſich leicht eine Vorſtellung vom Einfluſſe des auf Erden vorhandenen und verdünſtenden Waſſers auf die Luft machen, ſobald man die Menge deſſelben denkt. Ungerechnet die zahlloſen Bäche, Flüſſe, Ströme, Seen, nehmen die Meere den größten Theil von der ganzen Oberfläche unſerer Weltkugel ein; ſie betragen mehr als zwei Drittel von derſelben; das feſte Land nimmt kaum ein Drittel des ganzen Raumes ein. So erſcheint die Welt, die wir jetzt bewohnen, von auſſen mehr wie ein Waſſerball, als wie ein Erdball.

Wenn nun die weiten Waſſerflächen verdünſten und die Waſſertheilchen in die Luft aufſteigen, wird durch ihr Emporſteigen anderes aus der Stelle verdrängt, und die zarte, bewegliche Luft dadurch erſchüttert. Dieſe Erſchütterung heißt Wind. Schnelle und ſtarke Verdünſtungen erregen Sturm. Der Sonnenſtrahl, welcher dich vor deiner Hütte erquickt, verdünnt mit erregter Wärme die Luft, anderswo beſchleunigt er die Verdünſtung des Waſſers; bewirkt hier ein kühlendes Lüftchen, anderswo erregt er einen Sturm, der Schiffe zerſchmettert und die Tannen des Waldes entwurzelt. Das iſt, o Sterblicher, die Macht des Allmächtigen in ſeinem Sonnenſtrahl. Du wärmeſt dich an demſelben gedankenlos, oder ſinneſt, wie das Thier, auf deine Nahrung und Wolluſt, während groß und feierlich dieſer Strahl die Majeſtät des Ewigen verherrlicht.

Gleich wie der menſchliche Körper aus feſten und flüſſigen Theilen beſteht, und das Blut wunderſam durch verborgene Höhlen und Adern ſtrömt und die Waſſertheile durch die Haut ausdünſtet, in ſeinem Innern aber von einer eigenthümlichen Wärme erfüllt iſt, welche er keinen äuſſern Umſtänden dankt: ſo iſt auch das Innere der Erde. Da liegen tief und ſtarr die

Felsen und Metalle, als feste Theile, wie des ungeheuern Körpers Knochentheile und Gerippe; darum legen sich Luft- und Erdtheile an, wie sein Fleisch, und Ströme, kalte und heisse, rauschen zwischen Klüften und Spalten unaufhörlich, wie das Blut in den Adern. Dabei hat der große Körper seine natürliche Wärme, welche unter den Eis- und Schneehüllen fortdauert, dieselben unterhalb abschmilzt, und oft die erschrecklichsten Feuerfluthen erzeugt, die zuweilen bei Erdbeben aus dem Boden hervorfahren, oder aus den feuerspeienden Bergen strahlen. So möchte man fast sagen, der Erdball sei ein lebendiges Wesen, welches sich im Himmelsraum bewegt.

Diese natürliche Wärme, diese Bewegungen in den Eingeweiden der Erde, diese Ausdünstungen des Weltkörpers und wieder sein Verschlucken der äussern Luft und des Wassers, haben auf die Verwandlungen des Dunstkreises, folglich auf die Witterungen, einen unvermeidlich großen Einfluß. Man weiß, daß zur Zeit großer Erdbeben oder starker Auswürfe von feuerspeienden Bergen ein mondenlang dauernder, trockener Dunst, Höhenrauch geheißen, zuweilen einen ganzen Erdtheil bedeckt hat; daß davon die Gesundheit von Menschen und Thieren und die Fruchtbarkeit des Erdbodens Veränderungen erlitten. So arbeitet alles in den Himmeln, wie in den tiefsten Tiefen der Erde ununterbrochen, ewig in einander zusammen. Der Mensch weiß es nicht, ahnet es kaum, und es ist sein Schicksal, sein Gedeihen, sein Lebensfaden, was dort in den Abgründen der Erde und des Himmels gearbeitet und gesponnen wird. O allmächtiger Gott, ich bebe, wenn ich an Dein allmächtiges Herrschen in Höhen und Tiefen gedenke. Der Gedanke an Deine grenzenlose Majestät, in der ich mich als ein unbedeutendes Nichts verliere, erhebt und vernichtet mich.

Von der Beschaffenheit der Luft, von den Zuständen der Witterung hängt mein Wohlbefinden, meine ganze körperliche, daher oft auch meine gemüthliche Stimmung ab, ja meine Lebensdauer. Welche ungeheure, weit verbreitete Kräfte wirken deswegen unaufhörlich in Eins zusammen! — und zu ihnen mischt sich nun noch die örtliche Beschaffenheit der Gegenden,

die man bewohnt. Daher die Witterung nicht aller Orten auf Erden dieselbe ist, ja oft in einerlei Zeit und einerlei Lande verschieden wird.

Denn die Pflanzen dünsten besondere Art Luft aus und saugen andere zu ihrer Nahrung ein, und bewirken schon damit sehr verschiedene Zustände der Luft. Große Wälder begünstigen die Bildung von Nebel und Wolken; stehende Wasser und Moräste erzeugen ungesunde Dünste, Bergketten ändern die Richtung der Luftströme oder Winde, und scheiden sogar oft das Wetter in solchem Maase, daß es verschieden wird an ihren entgegengesetzten Seiten. Bewohnte und angebaute Länder, die Verdünstung der Thiere, der Dampf und Rauch von Städten, Dörfern und zahlreichen Werkstätten, Alles hat seinen besondern Einfluß.

Die Regeln der Wetterbeobachter können daher, auch wenn sie nicht ganz ohne Grund sind, von keiner bedeutenden Allgemeingültigkeit sein. Ihr Werth beschränkt sich auf die Gegend, auf die Berghöhe, auf das Thal, auf die Ebene, wo sie entstehen. Und wenn auch in einer und derselben Stunde über dem ganzen Welttheil die Spannkraft, Dichtheit und Dünnheit vollkommen einerlei wäre: würde es darum nicht minder in derselben Zeit in einer Gegend warm, in der andern kühl; in der einen trocken, in der andern feucht; in der einen windstill, in der andern stürmisch sein. Es wird bei uns schneien, wenn es anderer Orten regnet, anderer Orten liebliches Wetter und Sonnenschein, und wieder anderswo Gewitter ist.

So ist auch der Gang der Witterung mit den verschiedenen Landstrichen, mit den Jahreszeiten, ja selbst mit den wechselnden Jahrhunderten, im engsten Verband. Inseln und Länder an großen Meeren haben immer einen gemäßigtern Zustand von Wärme oder Kälte, als Gegenden, die vom Meere weit entfernt sind. Denn die großen Wasserflächen des Meeres werden im Sommer weder so erhitzt, noch im Winter so durchkältet, als der Erdboden. Daher mäßigen sie auch die Wärme und Kälte der ihnen benachbarten Luftstriche. Beinahe ähnliche Wirkung, wie die Meeresflächen, bringen waldreiche Gegenden

hervor. Diese machen die Sommer kühler, die Winter milder. In Ländern, welche ihre meisten Gehölze, von denen sie einst bedeckt waren, verloren haben, wird die Sommerhitze, wie der Winterfrost empfindlicher. Als unser deutsches Vaterland beinahe noch ein einziger ungeheurer Wald war, voller Moräste, war es ein kaltes, unwirthbares Land, der Sommer winterlich, aber der Winter doch sanft. Da wohnten hier noch Auerochsen, Rennthiere und Elennthiere, die man jetzt nicht mehr bei uns sieht, sondern welche sich in die kältern Mitternachtsländer zurückgezogen haben. So hat die Hand des Menschen den ganzen Himmelsstrich und die Witterung des Landes verwandelt, indem die Wälder ausgerottet, die Sümpfe ausgetrocknet, und die Felder angebaut wurden. Wie anmuthig ist jetzt bei uns der Wechsel der Jahreszeiten; selbst viele Pflanzen der wärmern Weltgegenden gedeihen bei uns.

In den gemäßigten Himmelsstrichen, unter welchen wir zu wohnen das Glück haben, ist jedoch die Witterung ausserordentlich veränderlich. Die gemäßigten Länderstriche auf beiden Hälften des Erdballs breiten sich nämlich zwischen dem heissen und dem kalten Himmelsstrich aus; die Luft wird daher abwechselnd beständig durch die Ausflüsse davon erschüttert.

In den kalten Nordlanden ist die Witterung weit dauerhafter und gleichförmiger. Eben so in den heissen Ländern zwischen den Wendekreisen der Sonne, wo die Strahlen derselben fast senkrecht zur Erde niedergehen. Hier sind sich die Jahre so gleich, daß in jedem die Winde, die Gewitter, die Regen und die heitern Tage immer in derselben schon bekannten und gewohnten Ordnung folgen. So kann man, ohne große Witterungsbeobachtungen anzustellen, das Wetter beinahe auf die Stunde voraussagen, wenn man es nur vom vergangenen Jahre im Gedächtniß behalten hat. Es gehört zu den Seltenheiten, wenn ein gewöhnlicher Regen ausbleibt, oder ein unerwarteter Sturmwind eintritt. Wir haben in unserer Weltgegend von solchem bestimmten Gang der Witterung kaum eine Vorstellung.

Dieser stets gleiche Lauf derselben bleibt aber nicht immerdar jenen Himmelsstrichen eigen. Er gehörte ihnen wohl nicht von

jeher. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß es eine Zeit gab, wo er in unserer Weltgegend statt fand. Hier, wo jetzt der Winter die Ströme in Eis verwandelt und die Regenschauer in Silberflocken, wandelten vor Jahrtausenden einmal die Thiere, welche nur in den heissesten Ländern auszudauern im Stande sind. Ueber unsern Boden schritten einst die Heerden der Elephanten, die Nashorne und andere Ungeheuer, die jetzt nur noch in den glühenden Wüsten Afrika's und andern warmen Gegenden erblickt werden. Noch findet man das Elfenbein, noch die grossen Gerippe und Gebeine jener Geschöpfe zahlreich in unserm Vaterlande, ja im kältesten Norden Amerika's und Asiens.

Die Geschichte des menschlichen Geschlechts kennt die Zeiten nicht, da diesen Zustand der Erde war. Er kann wiederkommen. Aber Jahrtausende und Jahrtausende müssen verfliessen, ehe die Erde bei ihren Umkreisungen der Sonne allmälig ihre eigene Richtung gegen dieselbe so weit ändert, daß die Strahlen des grossen Tagesgestirns senkrecht auf die Meere und Länder herunter niederschauen, welche jetzt unter beständigem Schnee und tiefem Eis verschüttet sind. Und doch wird sich aus der Ewigkeit auch dieser Tag wieder nähern.

Und ich, was bin ich in diesen Zeiten, in diesen großen Wechseln und Umgestaltungen! Wo bleibe ich? Wo bleibt mein Staub? Die Geschlechter der Menschen vergehen, und die Jahrhunderte und Jahrtausende schreiten über die Asche der Menschen hin, deren Thaten und Namen verloren sind. Es kommen andere Zeiten, es kommen andere Wesen. Niemand gedenkt einst meiner; und ob ich war, weiß dann Niemand zu sagen. Die Natur geht ihren stillen, zermalmenden und befruchtenden Wundergang fort; es werden die hohen Berge in allmäliger Verwitterung ebenes Land, und die weittönenden Meere verstummen und trocknen aus; und Anderes stellt sich dar, wo es Niemand erwartete. Und über den weiten Verwandlungen ziehen schweigend die Wolken, darüber lodern mit unvergänglichem Lichte die Gestirne, die Erden, die Monde, die Sonnen in nie beufertem Weltraum. Und in Allem Einer waltend, und Alles den

ewigen, ehernen Gesetzen des Einzigen gehorsam, der da waltet. Das ist Gott der Herr, allein, einzig, machtvoll, allenthalben!

Ich schaudere, verstumme. Meine Gedanken enden. Ich habe nichts, als das Gefühl meiner Ohnmacht. O Gott, Herr, allein, einzig, machtvoll, allenthalben! Darf ich von den Ahnungen Deiner Herrlichkeit durchschauert noch aufblicken? Darf ich Kind des Staubes zu dem Alleingroßen noch beten?

Nein, ich bin kein Kind des Staubes, ich bin das Kind des Allbarmherzigen, des Alliebenden, des Urgütigen, des Höchsten und Ewigen. Drückt mich der Gedanke an die Allmacht meines Gottes nieder, wie in die Abgründe der Vernichtung, zieht mich der Gedanke an die Gnade des lebendigen Gottes empor in den höchsten der Himmel. Und ich kann beten, darf zu ihm beten, wie das Kind zum Vater betet. Der Anblick seiner Schöpfungen ist der Blick auf eine Bürgschaft für sein Erbarmen, für seine ewige und unermeßliche Huld gegen mich. Darum jauchze auch ich: Groß sind die Werke des Herrn! Wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran.

46.

Betrachtung der Witterungswechsel.

Zweiter Theil.

Psalm 148, 3.

Gott winkt. Und eine Wolke speit
Ein Meer von Flammen nieder.
Gott winkt. Und voller Freundlichkeit
Lacht dir die Sonne wieder.
Er ist der Herr. Wie er gebeut,
Gehorcht das All der Ewigkeit;
Der Wurm im Staub, und Cherubinen,
Sie müssen seiner Gnade dienen.
Ein Hauch der Luft, ein Körnchen Sand,
Sind Wunderwerkzeug seiner Hand.

So zittre nicht mehr, du Gerechter.
Gott ist dir nah; er ist dein Schild.
Und triumphire nicht, du Gottverächter,
Er ist dir nah! Mit seinen Schrecken füllt
Er jene Finsterniß, die dein Vergehn verhüllt!
Er ist mir nahe. Mir zur Rechten,
Zur Linken hier ist Gott!
In meinen Tagen, meinen Nächten
Umfängt mich Gott;
Im Winterſturm, im Frühlingsregen,
In Allem waltet Gott;
Und Alles, Alles wird sein Segen,
Denn überall ist Gott!

Er hält die Himmel immer und ewiglich; er ordnet sie, daß sie nicht anders gehen müssen! — Dieser Gedanke Davids, so wahr, so erhaben, ergreift mich jedesmal, so oft ich die Wunder der Allmacht beobachte, oder auch nur dem täglichen Gang der wechselnden Witterungen mit Aufmerksamkeit folge.

Bewunderungswürdig mag die endlose Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zwischen Himmel und Erde sein. Wo wäre der Sterbliche, der nur schon den kleinsten Theil von dem Labyrinth der irdischen Schöpfungen durchwandelt hätte? Wo wäre der Sterbliche, der auch nur alle Arten Pflanzen, alle Arten Fische oder Steine, oder Insekten, oder vierfüßigen Thiere, mit ihren

verschiedenen Beschaffenheiten, Einrichtungen und Kräften gekannt, oder auch nur schon alle gesehen hätte? Diesen Reichthum des Wissenswürdigsten erschöpft der größte Geist auf Erden in keinem hundertjährigen Lebenslauf. Bewunderungswürdig mag die Mannigfaltigkeit von Seltenheiten sein, die sich alltäglich im Luftkreise erzeugen. Aber noch bewundernswürdiger scheint mir die Einfachheit der Mittel und Ursachen, aus denen das Mannigfaltige hervorgeht, und die Einfalt der Naturgesetze, in denen sich Alles bewegt. Nichts von Allem, was vorhanden ist, kann die seit Ewigkeit vorgezeichnete Bahn verlassen. Alles folgt aus einander und auf einander, nach strenger Nothwendigkeit, und kann es nicht ändern. Er hält die Himmel immer und ewiglich. Er ordnet sie, daß sie nicht anders gehen müssen. (Psalm. 148, 6.)

Freilich, die Ordnungen der Natur überall zu ergründen, ist nicht immer möglich. Soll ich deswegen mich berechtigt glauben, überhaupt das Dasein einer solchen Ordnung zu bezweifeln? Es ist wahr, von vielen Dingen in der Welt weiß ich nicht, warum und wozu sie vorhanden sein mögen. Soll ich deswegen überhaupt die Zweckmäßigkeit aus der Natur und ihren Wirkungen hinwegläugnen? Wahrlich, ein Läugner und Zweifler solcher Art ist wohl ein vorwitziges Kind, welches darum, weil es die Gründe und Absichten bei den Handlungen seines Vaters nicht zu erkennen oder zu beurtheilen im Stande ist, sich einbildet, sein Vater lebe und thue ohne allen Verstand, mit gedankenlosem Leichtsinn. Was ist aber die Einsicht des klügsten Sterblichen gegen die unermeßliche Weisheit, welche das Weltall hervorbrachte und den Hauch des Lebens hineinblies?

Es mag auch wohl nicht selten der Fall eintreten, daß der Mensch den Dingen in der Natur Zwecke zuschreibt, die sie gar nicht haben. Vielleicht thun wir sogar Unrecht, überall Zwecke zu erfinden und sie der Natur anzudichten. Denn wer ist denn so gewaltigen Blicks, daß er das ungeheure Werk der Weltenuhr durchspähen, und den Zusammenhang und das Füreinander sein und Ineinandergreifen aller Theile sich deutlich vorstel-

len könnte? Wahrhaftig, es ist Vermessenheit, wenn ein Mensch sich aufwirft, die Absichten Gottes zu errathen und zu offenbaren in allen seinen Werken.

Hingegen ist es auch entschiedener Wahnsinn, wenn man durchaus auf das Erkennen der Ursachen und Wirkungen ganz Verzicht thun, und selbst da gegen das Zweckmäßige in den Einrichtungen Gottes blind sein will, wo es hell am Tage liegt. Das würde heißen, das große, unermeßliche, überall belebte Ganze für ein Zusammenspielen todter, sich ihrer selbst unbewußter Kräfte halten. Dann würde die bildende Macht der Natur der Gott sein, der, ohne davon zu wissen, ohne allen Willen, ohne allen Zweck Wunder an Wunder mit unbegreiflicher Weisheit ins Dasein riefe. Dann wäre der Mensch ein ganz anderes Wesen, als die Natur, oder der Gott; denn er ist sich doch seiner selbst bewußt. Ja er wäre weit erhabener, denn er ist doch vermögend, die Reihen der Dinge, die Arbeiten der Natur zu übersehen, von denen sie selber nichts wußte, und von denen kein Gott, kein Schöpfer wußte.

So eingeschränkt der menschliche Verstand ist, um überall die Absichten des Allerhöchsten zu ergründen, kann er doch nicht anders, als gern nach solchen Absichten fragen. Ueberall Zweckmäßigkeit hinzudenken, ist selbst ein Naturgesetz des Geistes, ist Eigenheit des menschlichen Denkvermögens. Und die Erfahrung zeigt jedem gesunden Blick nicht nur die bewunderungswürdigste Anordnung im Bau jedes einzelnen Körpers, wo die kleinsten Mängel das Verderben des Ganzen nach sich ziehen würden, sondern lehrt auch, daß überhaupt im Naturreiche Tausende von Dingen zusammenwirken müssen, um das Dasein eines Einzigen zu erhalten. Eins fehle im Zusammenhang, und es muß eine Weltveränderung folgen.

Besonders auffallend ist mir immer die Wechselwirkung zwischen der Natur und dem menschlichen Geschlecht gewesen. Der größte Theil unserer Schicksale ist mit dem großen Gange des Naturganzen aufs engste verflochten, und zwar durch die Witterung und deren Veränderlichkeit. Diese bestimmt beinahe den ganzen Lauf und die Richtung unsers Lebens. Sie ist in der

Hand Gottes gleichsam das sichtbare Leitband zur Regierung unserer Schicksale. Die Beschaffenheit und Art der Witterungen auf der Erdoberfläche bewegt, ändert, treibt das Menschengeschlecht, wohin es soll; gibt die Verschiedenheit der Beschäftigungen, Gewerbe, Sitten, Bedürfnisse, Lebensarten, Sprachen und Denkarten an, und greift vernichtend oder begünstigend in die Plane der Begebenheiten einzelner Personen, einzelner Familien, wie in das Geschick ganzer Nationen ein.

Schon im Allgemeinen betrachtet, welchen entscheidenden, Alles bezwingenden Einfluß haben die rauhen Lüfte in den Nordländern auf deren Bewohner, auf die Art ihrer Bekleidung, Wohnung, Nahrung, Beschäftigung, Lebensordnung und Vergnügen! — auf Bau und Stärke ihres Körpers, auf ihre Neigungen, auf ihre Geistesthätigkeit! — Eben so denke man nur an die Wirkung der heissen Tage, der erschlaffenden Winde, der langen Regenzeiten in den warmen Ländern. Wie träge und weichlich wird da der Körper, wie lebendig die Einbildungskraft, wie reizbar und unbändig die Begierde; und wie mächtig bestimmt dies die Eigenthümlichkeit dort wohnender Nationen in Einrichtung ihrer Wohnplätze, ihres Unterhalts, ihrer Landesverfassungen, ihrer Verhältnisse zu andern Völkern!

Die verschiedene Art der Witterung in den Ländern eines und desselben Welttheils ist der wesentliche Grund von der Verschiedenheit des Karakters der Nationen. Die Wärme Spaniens und Italiens muß ein anderes Volk erzeugen, als die rauhe Luft Norwegens und Rußlands, als die feuchte Witterung Englands, als die von vielen Dünsten geschwängerte Luft Hollands. Die davon herrührenden Gemüthseigenthümlichkeiten der Nationen wirken wieder kräftig auf ihr gegenseitiges Betragen, auf ihre Kriege und Frieden ein.

Will ich auf diese allgemeinen Einflüsse der Witterung unter verschiedenen Himmelsstrichen nicht achten, so ist für mich Bemerkenswerthes genug im Einfluß der Witterung auf Leben, Wohlstand und Schicksal der Familien und Gemeinden, zu denen ich selbst gehöre. Ich muß mir oft sagen: hier ist Gottes Finger! Und wenn ich auch nicht immer die göttlichen Absichten

im tiefwirkenden Wechsel der Witterung einsehe, kann ich mir doch nicht verhehlen, daß eben die Hand der Allmacht am meisten, ich möchte sagen, am unmittelbarsten, einwirkt.

Wenn die steigende Wärme der Frühlingssonne den Frost bricht, und den Luftkreis mit den ungesunden Ausdünstungen des Erdbodens füllt, und alle Säfte, wie in Pflanzen, so in thierischen und menschlichen Körpern, in neue Gährung bringt, — welche Veränderungen, Freuden oder Unruhen werden damit in tausend und tausend Familien hervorgerufen! Hier erliegen Schwächlinge dem gewaltsamen Eindruck der verwandelnden Witterung; Gesundscheinende erkranken, Kränkliche sterben; dort jubeln andere freudig unter jungen Blumen. Das Alles ist die Frucht einer und derselben Naturerscheinung. Der Tod eines Hausvaters verändert das Schicksal einer ganzen Familie. Die Krankheit einer Hausmutter gibt dem Gange der Wirthschaft eine andere Richtung. Weder die Krankheit noch der Tod waren Menschen-Schuld, sondern Einwirkungen der Jahreszeit auf den menschlichen Körper. Meinst du, sie und ihre Folgen wären dem Allwissenden unbekannt geblieben? Meinst du, der Schöpfer des Gewürms habe des Menschen vergessen? Ihm dienen die Lüfte des Frühlings, wie die naßkalten Stürme des Herbstes, oder das schneidende Wehen des Wintertages, zur Vollführung seiner weisen und immer grundgütigen Absichten. Sie aber zu erforschen, wage ich nicht; doch habe ich oft erst spät hintennach eingesehen, warum gut war, daß geschah, was geschehen war. Und die Witterung der Jahreszeit ist sein Werkzeug zu meinem dauerhaften Glück, vielleicht zu der Wendung gewesen, die von da an alle meine Begebenheiten genommen haben.

So sorgfältig wir uns auch gegen den nachtheiligen Einfluß der Witterung verwahren mögen: es ist unmöglich, ihm ganz auszuweichen, weil wir ihn nicht immer kennen, oder voraussehen. Was braucht es denn mehr, um die Flamme eines Menschen auszublasen, als den Hauch einer kalten Luft gegen die erhitzte Oberfläche von einem Theil unsers Leibes! Oft ist der Dunstkreis mit giftigen Stoffen unsichtbar gemischt, die wir

einathmen, ohne es früher gewahr zu werden, als die Krankheiten davon allgemein hervortreten. Nun hören wir von Klagen und Jammern in den Häusern; von Todten, die zu den Gräbern getragen werden. Ein Sturm tritt ein, ein Gewitter schreckt die Welt — die Lüfte sind gereinigt; die Erkrankten genesen; die Thränen verwandeln sich in Freude. Gott hat seine Absichten erreicht. Ich aber empfinde, daß ich, bei aller meiner Vorsichtigkeit und Klugheit, und bei Ausübung aller Pflichten, die ich meiner Gesundheit schuldig bin, doch immer in der Gewalt des Herrn bleibe, und mich ihr so wenig entziehen kann, als der Luft, in der ich athme. Wie kommt es doch, daß der Mensch die Nähe Gottes so selten bedenkt, da er sie doch in allen Abänderungen des Wetters fühlen muß? Welche Wetter eintreten sollen und müssen, sind die Verfügungen des Allmächtigen; dazu müssen aus den namenlosesten Fernen des Himmels uns unbekannte Weltkörper mitarbeiten. Und er, der die Himmel immer und ewiglich hält, und sie ordnet, daß sie nicht anders gehen müssen, sollte er das Geringere nicht thun, und das Schicksal und Leben eines Menschen ordnen? Bei ihm ist Alles Zusammenhang, nichts ein Bruchstück. Auch ich gehöre zum Ganzen. Auch mich hat er gezählt. Wahrlich, es gehört zu den Beweisen von ungeheuerm Leichtsinn der Menschen, wenn sie, die vom leisesten Hauch der Luft abhängig sind, ihre Tage und Wochen oft ohne einen Gott verleben! Der Nebel, der dich umschwebt, der Tau, den die Nacht ausgießt, der Reif, der die Gesträuche umflimmert, die Wolke, welche den Himmel verdüstert, der Schnee, welcher heute, der Regen, welcher morgen aus den Höhen fällt, Alles ist Werkzeug Gottes, auf Deine und der Deinigen Gesundheit hingerichtet. Du bist immerdar in Berührung mit Gott, ihm stets nahe. Aber wo ist deine Verehrung seiner? Wie ist dein Wandel vor ihm?

Das haben wir längst schon als Kinder in den Schulen gelernt, daß die Vorsehung unsere Schritte regiert. Daran haben wir weit weniger gedacht, welcher Mittel sich die Vorsehung bediene. Vielleicht am allerwenigsten fiel uns bei, daß der Wechsel der Witterung, dieses so unbedeutend scheinende, weil wir

es beständig sehen, eins der gewöhnlichsten und größten Mittel Gottes sei! — Du hast einen Spaziergang, einen Besuch, eine Reise vor. Ein wildes Regenwetter schreckt dich ab. Kannst du berechnen, was nun die Folgen deines für jenen Augenblick unterlassenen Besuchs oder aufgeschobenen Reiseplans sein müssen? In der Stimmung, wie du heute gegangen wärest, wirst du morgen nicht gehen. Was man dir heute gesagt hätte, wirst du morgen nicht hören. Denen du heute begegnet sein würdest, die können dir morgen nicht begegnen. Daher sind in dir ganz andere Gedanken, Neigungen und Entschlüsse rege geworden, als wenn dich der Regen nicht im ersten Vorsatz gestört hätte. Die ganze Reihe deiner Vorstellungen ist damit eine andere geworden, folglich auch zugleich eine unübersehbare Reihe von Handlungen, die sie bei dir veranlaßt haben, oder die du nun bei Andern veranlaßt hast.

Glaube nicht, das wäre einerlei gewesen, und sehr gleichgültig. Es gibt im Lauf der Ereignisse nichts Geringes; wenigstens sind wir kurzsichtige Sterbliche es nicht, welche es unterscheiden können vom Wichtigern. Das Merkwürdigste, was in der Welt geschieht, hat immer eine unbemerkte Kleinigkeit zur ersten Ursache.

Nichts so lebhaft, als der Gang der Witterung, erinnert uns an unsere Abhängigkeit von der Gnade Gottes. Mehr oder minder ist unser irdischer Wohlstand eine Folge davon. Der Lauf des Wetters ist gleichsam die sichtbare Hand Gottes, welche uns Segen spendet. Die Gewölke, wie sie am Himmel her und hinziehen, weben unser Schicksal; die Lüfte, ob sie etwas wärmer oder kälter wehen, stoßen gütig oder rauh an unser Glücksgebäude. Wie viel ist an einem Jahre gelegen! Welche Veränderungen bringt eine ganze Reihe fruchtbarer Jahre im Wohlsein eines Volkes hervor; und wie unbedeutend darf die Witterung nur von der Art abweichen, in der sie wohlthätig wäre, um mit unfruchtbaren Zeiten uns zu schlagen! Ein lange verschleierter Himmel, ein Spätfrost, eine Hagel gebärende Luftschicht über unsern Häuptern, eine Nacht, eine Stunde kann uns in unserm Wohlstand zurückbringen. Wer

leitet die Wolke, wer kältet die Luft aus, wer ruft die Kraft zusammen, welche nirgends anders, als eben über unsern Häuptern, den Hagel bilden muß? — Fühle dich, Mensch, in Gottes Hand; du empfindest sie, wie du hinausblickst, und Sonnenschein und Regen oder Schnee und Frost dir begegnen. Du stehst unter den Gesetzen der Natur, und durch die Natur ist's, daß die Vorsehung dein Schicksal leitet.

Wir ringen und kämpfen, wir sorgen und arbeiten — und doch vermögen wir nichts. Gott hat Alles in seiner Macht. Die Natur predigt es dir an jedem wiederkehrenden Morgen, o Mensch voll Leichtsinns: Was du empfängst, ist Gottes Gabe, nicht die Frucht deiner Mühe, Kunst und Klugheit! Und wie der Himmel hell oder trüb in das Fenster deiner Hütte hereinscheint, sagt er dir: An Gottes Segen ist Alles gelegen! — Sei nicht so stolz auf deinen Wohlstand. Es fällt nur ein Funke aus einer Wetterwolke: dein Haupt ist Asche. Ein warmer Wind streicht nur über die hundert Meilen entfernten, von dir nie gesehenen Gebirge: da löset sich ihre Schneelast zu schnell; es rauscht eine Wasserfluth aus hundert Thälern; die Ströme schwellen an. Feste Brücken und gewaltige Dämme werden wie Halme zerbrochen; weite Ebenen verwandeln sich in Seen. Es fallen feste Mauern. Es schwimmen ertrinkende Heerden dahin. Dörfer zertrümmern, und ungesunder Dunst des Schlammes säet Krankheiten in die Städte. Das ist Werk einer höhern Macht! — Immer mahnt sie unsern Stolz oder Leichtsinn, an sie zu denken, an sie zu glauben.

Wirklich lehrt uns die Erfahrung, daß die mit der Witterung verbundenen Erscheinungen bei unwissenden Nationen immer zuerst Lehrerinnen vom Dasein eines höhern Wesens gewesen sind. Diese erfanden eben so vielerlei Gottheiten, als sie wohlthätige oder schreckliche Naturereignisse wahrnahmen. Sie erfanden Götter dem Regen wie dem Blitz, der belebenden Sonnenwärme, dem Regenbogen, dem Sturm und dem Lüftchen. Und, wer weiß es nicht aus eigenen Begebenheiten oder den Schicksalen Anderer, daß ähnliche Umstände auf unsere sittliche und religiöse Denkart oft die entscheidendste Wirkung gehabt

haben? daß sie uns erst mit erschütternder Macht an die Größe und Gegenwart Gottes mahnten und einen bleibenden Eindruck hinterließen? — Der Sturmwind, welcher dem Frevler Schiffbruch droht, und ihn beten lehrt; der Blitzstrahl, welcher blendend und zerschmetternd in die Nähe des Gotteslängners fällt; das Erdbeben, welches Ebenen und Berge bewegte — — sie erscheinen nicht vergebens. Sie waren die Boten Gottes, die Priester der Allmacht und Barmherzigkeit.

Könige und Völker, so furchtbar ihre Stärke sein mag, sie sind nicht die Gebieter des Verhängnisses, sondern von jeher und bis auf den heutigen Tag empfanden sie, daß sie sich beugen müssen mit ihrem Uebermuth unter der Hand eines Gewaltigern. Ein Umschwung der Witterung entschied den Ausgang der größten Unternehmungen und den Erfolg der verzweiflungsvollsten Anstrengungen. — Unüberwindliche Flotten segelten zum Verderben vieler tausend glücklicher Familien über die Meere dahin. Wer konnte ihnen widerstehen? Aber Gott waltete. Es änderte sich die Luft, der Himmel ward trüber, und zermalmende Windstöße fuhren über die erkorne Bahn der Schiffsflotte. Sie ward zerstreut, wie Spreu; der Abgrund der Wellen nahm sie auf.

Ist es unerhört, daß alle menschliche Kunst eitel ward, ein Land gegen den Anfall seiner Feinde zu schirmen? Da standen Festungen, da breiteten sich unschiffbare Seen aus, da rauschten brückenlose Ströme. Wer mochte diese Hindernisse besiegen? Es kam der Frost einiger Nächte; die Ströme erstarrten; die Seen wurden fester Boden, und das Feindesheer mit Roß und Mann zog hinüber zum Siege. So wollte es Gott, der das Schicksal der Nationen in seiner Hand hält.

Wo blieb die Macht der Könige, wenn sie an der Spitze ungeheurer Heeresschaaren das Verhängniß anderer Völker stolz vorherverkündigten, und eine naßkalte Witterung Ruhr und Seuchen plötzlich in ihren Kriegslagern verbreitete? Menschengewalt war zu schwach wider sie. Aber sie demüthigte eine feuchte Herbstluft.

Sprich, Zweifler, es war Zufall. Aber der Zufall traf in

der zur großen Wirkung am besten berechneten Zeit ein, und in der dazu ganz allein geeigneten Gegend. Zweifler, dein Zufall ist weiser, als deine Weisheit. Erkenne Gott! Zweifler, dieser allen menschlichen Scharfsinn vereitelnde Zufall beglückte Millionen, gab Unterdrückten Freiheit, gab Muthlosen Kraft, gab einem großen und edeln Theil der Menschheit den Glauben an sich selbst wieder — dieser Zufall war voll Weisheit und Erbarmens, wie in keines Menschen Brust wohnt!

Ich erkenne Dich, Gott! Gott, Vater des Menschengeschlechts! Du bist es, der in den Himmeln waltet, wie auf Erden. Dein Name sei geheiligt. Dein Wille geschehe! Du umfängst mich, Du trägst mich mit väterlicher Fürsorge. Du bist der mir allezeit Nahe! Du rauschest um mich in den Regenwolken; Du wirfst mein Loos aus den Nebeln; Du wandelst um mich im Sturm und berührest mich im leisen Lüftchen, das meine Wangen im Sommer kühlt. Du sprichst aus den schlagenden Donnern, und begrüßest freundlich mein Herz in den goldenen Strahlen des Tages, und rührst es in den Schauern der sternenreichen Nacht. Gelobet sei Deine Güte und Barmherzigkeit von meiner Seele, gelobt und gepriesen in allen Ewigkeiten. Amen.

47.

Der Schnee.

Pſalm 147, 5. 16. 17.

Hier ſteht, Beherrſcher der Natur,
Im Schatten Deiner Werke,
Mein Auge wie im Spiegel nur
Die Größe Deiner Werke.
Wie ſchön iſt, was mein Auge ſieht!
Doch, ach! o Gott, wie viel entflieht
Nicht meinem blöden Blicke!

Groß biſt Du, wie auf Sina's Höh'n,
Der in den Himmel ſtrebet,
Auch in dem Staub, der, kaum geſeh'n,
Im Sonnenſtrahle ſchwebet.
Groß biſt Du in des Sommers Pracht,
Und wundervoll ſtrahlt Deine Macht
Uns aus des Winters Eisflur.

Wenn Strom und See bepanzert ſtehn,
Vom Reif die Zweige flimmern,
Wenn Silberflocken uns umwehn,
Nordlichter gaukelnd ſchimmern,
Eisblumen an den Fenſtern blühn,
Vom Sturm die Wolken röthlich glühn:
Das Alles iſt Dein Segen.

O Vater, deß mein Herz ſich freut,
Du ſchufſt mich nicht vergebens.
Wie viel gibſt Du der Seligkeit
Mir ſchon im Traum des Lebens!
Wie wenig iſt's, was ich hier ſeh',
Hier, o mein Gott, von Dir verſteh';
Doch macht ſchon das mich ſelig.

Wenn an einem lieblichen Frühlings- oder Sommermorgen die abwechſelnde Herrlichkeit unzähliger Blumen und Blüthen unſer Auge entzückt, ein unſichtbares Meer von Balſamdüften uns umſchwimmt, eine milde Wärme uns anweht, und das Schwirren des Käfers, das Sumſen der Biene, der Geſang der Vögel uns um ertönt, oder wenn der reiche Herbſt die hohen Saaten vergoldet, mit Beeren und Früchten aller Geſtalt die Zweige der Bäume und Geſträuche niederbeugt, und ſtatt des Grüns endlich dem Laube der Wälder einen vielfarbigen Schmuck gibt, — dann empfinden wir dieſes reine, ſtille

Entzücken, welches nur die Anmuth der Natur gewähren kann, und die Seele des gefühlvollen Christen zur Anbetung des grundgütigen Schöpfers stimmt.

Doch wahrlich ist die feierliche Pracht eines schönen Wintertages nicht geringer, wenn Alles vom Froste starrt, die ersten Sonnenstrahlen im hellen Reif sich spiegeln, dessen Kristalle, wie blitzende Diamanten, wunderbar von den Händen der Natur um alle Zweige gehängt sind; wenn Höhen, Thäler und Ebenen vom reinsten weißen Schnee überlagert schimmern, in dessen zarten Eisspitzen die Sonne alle Farben spiegeln läßt; wenn dieser helle Silberteppich, der die Wohnungen der Menschen, wie ihre Felder, deckt, die weite Landschaft zu einer unabsehbaren, schönen Einsamkeit verwandelt hat, in welcher wir uns kaum wieder erkennen; und wo wir uns, wie durch einen Zauber, in ganz fremde Gegenden versetzt wähnen. Die Winterlandschaft, das Einfache und doch Blendende ihrer weißen Hülle, das große, ewige Schweigen nah und fern, erregt in uns unwillkürlich die Empfindung des Erhabenen, wie der Sommer das Gefühl des Anmuthigen aufweckt. Wer, wenn er nicht mit thierischer dumpfer Gleichgültigkeit durch seine Tage hingeht, sollte noch nie durch jene Empfindungen im Winter gerührt worden sein!

Doch der gewöhnliche Mensch, wenn ihn schon das Schauspiel der winterlichen Welt vergnügt, nimmt es auch nur wie ein Schauspiel. Er theilt beim Anblick desselben seine Freude in Worten der Bewunderung mit, ohne einer geistigen Erhebung fähig zu sein. Anders der Christ. Er sieht in der Natur immer zugleich die Majestät des Urhebers. Immer ist er in Gedanken dem allgegenwärtigen Gott nahe. Seine Freude, seine Bewunderung, sein stummes Entzücken wird zum Gebet und Psalm.

So sah von jeher jeder höhere Sterbliche die Verwandlungen der Natur. Nicht dies allgemeine Schweigen in den beschneiten Fluren, nicht dieser Farbenglanz, nicht die Spiegelflächen des Eises auf Strömen und Seen, sind das Bewundernswürdige, sondern die geheime, unendliche, zweckvolle Schöpfungsmacht

des gütigen Weltenvaters. So betrachtete David, der große königliche Beter, die Natur. Immer schwang sich vom Anblicke der Schöpfungen sein andächtiger Geist zum Schöpfer hinauf. „Unser Herr ist groß," sang er: „unser Herr ist groß und von großer Kraft; und er ist unbegreiflich, wie er regiert. Er gibt Schnee, wie Wolle; er streut Reif, wie Asche. Er wirft seine Schlossen wie Bissen; wer kann bleiben vor seinem Frost?" (Ps. 147, 5. 16. 17.)

Ja, groß ist er, und unbegreiflich, wie er regieret! — Aber wie wenige Menschen sind es, welche in den merkwürdigen Erscheinungen des Winters etwas Großes und Unbegreifliches wahrnehmen! Sie sehen die gewaltigen Veränderungen des Tages, und erblicken darin nichts, als etwas Gewöhnliches. Wie der Rabe über die Schneefelder hinfliegt, seine Nahrung zu suchen, ohne eines andern Gedankens fähig zu sein: so die Menge der Menschen, welche, gleichgültig um das, was sie umgibt, nur Gedanken für Erwerb, Nahrung oder Vergnügen hat. Ihr ist Eis Eis, Reif Reif, Schnee Schnee, und mehr als dies weiß sie nicht zu denken, bemüht sich auch nicht, weiter zu forschen.

Und doch ist schon jede einzelne Schneeflocke, wie sie von ihrer Wolke niederschwebt, ein Wunderbild, und verkündet: Er ist unbegreiflich, wie er regieret! — Wie entspringen diese ungeheuern Massen zartgefrornen Wassers in den unendlichen Räumen des Himmels? Wer hält diese Lasten, unter welchen die Zweige der Bäume einbrechen; Lasten, die manche Hütte zusammendrücken, und die doch in vielen tausend Zentnern federleicht und lange unsichtbar im Firmament schweben, daß sie nicht niederfallen, bis es Zeit ist, und sanft zur Erde in unendlich kleinen Theilen niedersinken, damit auch der zarteste Halm nicht von ihrem Falle verletzt werde?

Wir können zwar sagen, Dünste ziehen sich über uns in Wolken zusammen und gefrieren, wie sie sich verdichten, und gewinnen größere Schwere, also daß sie nothwendig durch die Luft herabfallen müssen; — allein welche Kraft ist es, die unbegreiflich schnell am reinsten Himmel plötzlich Dünste in Wol-

ken zusammenzieht? Wie entsteht das Gefrieren? Was ist die Kälte? Warum erscheint die Kälte im strengsten Winter bald wirksam in den höchsten Höhen, bald unwirksam? — Ach, noch ist dies unbegreiflich; noch drang das Auge keines Sterblichen in die geheime Werkstatt des immer schaffenden Gottes.

Betrachten wir den fallenden Schnee aufmerksamer, so bemerken wir, daß jede Flocke desselben, besonders wenn sie bei stiller Luft herunterschwebt, aus einer Menge kleiner, ungemein zarter Eisspitzen besteht, welche zuweilen zwar etwas verworren durch einander liegen, meistens aber in einer wunderbaren Regelmäßigkeit zusammenhängen. So bilden sie gewöhnlich kleine, sechseckige, fein durchbrochene Sterne, deren halbdurchsichtige Kristalle auf das zarteste zugespitzt sind. Bald gleichen sie faserigen Blumen wie aus Moos geflochten, bald Federn, bald den Gestalten der Tannen mit ihren regelmäßig auseinander strebenden Aesten. So überaus zart sind diese himmlischen Gebilde, daß der leichteste Wind sie im Fallen wieder zerstäubt.

Welchen Scharfsinn man auch anwende, das Entstehen dieser Milliarden wunderschön und mannigfaltig geformter Kristallensterne in den Höhen der reinsten Luft zu erklären: immerdar wird dem Forscher ein unerklärtes Warum zurückbleiben. Ja, es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß die in den Wolken entsprungenen Schneeflocken sich im Herabfallen noch vermehren können, auch wenn sie durch eine dem Anblicke nach ganz dunstlose Luft fallen. So bemerkt man zum Beispiel, daß, wenn der Blitzstrahl in ein Wohngebäude fällt, die himmlischen Feuerfunken auch da zünden, brennen, zersplittern, wohin der Strahl selbst gar nicht gefallen ist. Der vom Himmel fahrende Blitz entwickelt um sich her beim Fall aus der Luft andere ihm ähnliche kleinere Funken. So bemerkt man, wenn man in Wasser, worin eine beträchtliche Menge Salz aufgelöset ist, nur einen kleinen Kristall desselben Salzes fallen läßt, daß dieser sogleich im Fallen die umliegenden Salztheilchen zum Niederschlag und zum Kristallisiren bewegt, so daß sie sich regelmäßig um ihn anlegen, und in regelmäßiger Gestalt vergrößern.

Ja, jeder spitzige Körper bewirkt fast das Gleiche; man beobachtet dort zum Beispiel in Werken, wo das Salz gesotten wird, das Anschiessen desselben durch Anlegung von Dornen in das Salzwasser, wo sich dann die ersten Kristalle gern an die äussersten Spitzen der Stacheln anzusetzen pflegen. So ist es gar wohl möglich, daß die zarten Eisnadeln des Schnees, wie sie durch Luftschichten fallen, in welchen aufgelöstes Wasser enthalten ist, einen Niederschlag der wässerigen Theile bewirken, die Entstehung neuer Eisnadeln befördern, und sich durch diese vergrößern. Der Schnee ist dabei weit leichter, als das gewöhnliche Eis, so wie dieses leichter als Wasser ist. Das Eis ist im ganzen Umfang ungefähr immer ein Neuntel größer, als das Wasser, aus dem es zusammengefroren ist; während frischgefallener Schnee zehn- bis zwölfmal größern Raum einnimmt, als das Wasser, das die gleiche Menge Schnees gibt, wenn er geschmolzen ist. So hat der weise Schöpfer im Schnee die Härte des Eises mit der Weichheit des Wassers, mit der Leichtigkeit des Dunstes verbunden, daß diese in unzählbarer Menge fallenden Eistheile den Gewächsen und Bewohnern der Erde keinen Schaden zufügen können. Jede der feinern Schneenadeln ist halb durchsichtig wie anderes Eis. Wird der Schnee fest zusammengedrückt, so verliert er seine Weiße, und wird auch durchscheinender, was er nicht sein kann, so lange er locker auf einander liegt, wo dann eine Nadel von der andern durch Lufträume getrennt ist, und an den vielen Oberflächen das Licht zu häufig gebrochen wird. Es hat der Schnee überhaupt die Eigenschaft, das Licht stark zurückzuwerfen, und es gleichsam damit zu vermehren. Ein langes Wandern in Schneegefilden, von der Sonne beglänzt, überzeugt uns davon. Das Licht ist so blendend und angreifend, daß es nicht nur leicht Entzündung der Augen, sondern selbst Blindheit verursachen kann. Eben diese Eigenschaft ist eine der preiswürdigsten Wohlthaten des Schöpfers, besonders in jenen fast immer kalten Ländern, wo ein neun Monden langer Winter fast eine beständige Nacht ist, und die Sonne nur wenige Stunden leuchtet, oft Wochen und Monden lang nicht aufgeht. Dort ist es die Klarheit des

Schnees, welche die anhaltenden Nächte und sonnenlosen Tage erhellt, auch dann noch, wenn weder der Mond sein Licht gibt, noch die Nordlichter ihren dunkelrothen, wundersamen Schimmer verbreiten.

Unser Herr ist groß und von großer Kraft, und er ist unbegreiflich, wie er regieret. Nicht das Licht, welches der Schnee in den Finsternissen verbreitet, ist seine einzige Wohlthätigkeit: auch seine Wärme verdient Achtung. Nicht daß er an sich selbst warm wäre, aber doch erwärmt er, obschon aus lauter Eisspitzen bestehend, Alles, was er bedeckt. Er wehret von der Erde und den darin dem Frühlinge entgegenschlummernden Samenkörnern, Thierkeimen und Gewürmen den Frost ab. Ein Winter mit erstarrender Kälte, aber ohne Schnee, würde für die Welt von weit traurigern Folgen sein, als ein warmer Sommer ohne allen Regen. Die Hitze würde nicht so viel versengen, als der Frost in den letzten Keimen und Wurzeln tödten könnte. Mitleidig bedeckt der Himmel die Thäler und Wiesen hochliegender Gegenden und die fruchtbaren Triften der Gebirge immer zuerst mit der erwärmenden Schneehülle, und nimmt sie von da zuletzt hinweg, weil auf den Bergen und Hochländern die reinste und kälteste Luft am strengsten und anhaltendsten zu herrschen pflegt. Erfrorne Menschen und Thiere, so wie einzelne erfrorne Gliedmaßen, erhalten ihre natürliche Wärme und Leben am leichtesten wieder, wenn sie ganz in Schnee gehüllt, oder mit Schnee gerieben werden. — Wie kann ihm so große Macht beiwohnen? Ist er nicht selbst ein Kind des erstarrenden Frostes? Wie kann, was in sich nur Kälte trägt, die belebende, milde Wärme herbeiziehen und fesseln? — Mensch, du fragst nach Wundern, und täglich umringen sie dich; dein Fuß wandelt über zarten Gebilden auf Erden, die sich in den Wolken des Himmels erzeugt hatten; kein Künstler mit allem Witz könnte Aehnliches hervorbringen durch seine Geschicklichkeit, oder könnte die erwärmende Kraft in den Schoos des Todten legen.

Ausser der milden Erwärmung, welche der Schnee dem Erdboden erhält, führt er auch den Pflanzen selbst eine reine

und kräftige Nahrung zu, indem er abschmilzt, und, in den feinsten Thau verwandelt, an den Wurzeln der Kräuter, Stauden, Gewächse und Bäume hinabschleicht. Sei es, daß er selbst schon gedeihliche Luftarten mit sich verbunden hat, oder wohlthätige Kräfte aus der Luft an sich zieht: er ist der Pflanzenwelt so fruchtbar, als ein Gewitterregen sein kann. Er durchdringt und löset die festern Erdtheilchen gewaltsamer und fressender, als das gemeine Wasser der Flüsse und Brunnen, und selbst des Regens. So düngt er die Felder und Wiesen des Landmanns, während er die Spuren reissender und wilder Thiere verrätherisch offenbart, wenn diese, aus ihren unbekannten Höhlen und Schlupfwinkeln durch den Hunger hervorgetrieben, sich blutdürstig den Heerden oder den Wohnungen der Menschen nähern.

Durch seine Schönheit entzückt er, durch sein Licht erleuchtet er, durch seine Hülle erwärmet er, durch seine Kraft befruchtet er. Wer kennt aber allen Segen, welchen die Weisheit des gütigen Schöpfers in diesen einzigen kleinen Theil seiner unermeßlichen Schöpfung gelegt hat? Der Wanderer wie der Landmann, der Wurm wie die Pflanze, der Naturforscher wie das unwissende Kind, erfreuen sich dieser Erscheinung. Kaum fröhlicher mag die Jugend den ersten Blumen des Frühlings, den ersten Früchten des Herbstes begegnen, als sie die ersten fallenden Silberflocken begrüßt, deren jede nun vom Himmel zu kommen scheint, um Zahl und Wechsel ihres Vergnügens zu mehren. Nicht allein der Jugend, auch den Erwachsenen, auch den Greisen gewährt dieser Anblick Lust. An Alles, was Gott gibt, knüpft Gott eine Freude für seine geliebten Erschaffenen — er will uns froh und glücklich sehen.

Das Wiederverschwinden des Schnees verkündet uns den Anzug des Frühlings. Zuerst befreien sich die tiefer liegenden Ebenen und Thäler von der winterlichen Hülle, deren Wohlthat sich im Aufsprießen zahlloser Blumen offenbart. Der weiße Schleier zerreißt, und wird immer weiter zurückgedrängt nach den höhern Gegenden; endlich stufenweise an den Bergen hinauf bis zu ihren Gipfeln; da vergeht er am spätesten. Denn

hier ist es auch, wo der Frost am längsten verzögert, und Pflanzen und Thieren die erwärmende Bedeckung erst später entbehrlich wird. Aber auf den Höhen der höchsten Berge, wo auch kaum noch Kräuter gedeihen können, bleibt er beständig während der heißesten Sommertage liegen. Nur wenige Monden, oft nur wenige Wochen, fehlt er gänzlich auf den höchsten Bergfluren, wo noch nahrhafte Pflanzen für die Viehheerden wachsen mögen; aber gewiß trägt auch die Kraft des Schneewassers nicht wenig dazu bei, daß dort die Pflanzen ihr Aufkeimen, Blühen und Reifwerden in so ausserordentlicher Schnelligkeit bewerkstelligen, wie man davon in ebenen, tiefen Ländern keine Vorstellung hat.

Die erhabenen Reviere der Berge, wo der Schnee nie, auch in dem wärmsten Sommer nicht, verschwindet, sind auf den Alpen sieben- bis achttausend Fuß über der Oberfläche des Meeres, als der niedrigsten Fläche des Erdballs, erhöht. In heissern Erdstrichen aber fängt der ewige Schnee erst in einer Höhe von vierzehn- bis fünfzehntausend Fuß über der Meeresfläche an.

Auf jenen, von wenigen Sterblichen besuchten Höhen ruhen die ungeheuern, unzerstörbaren Schneelagen, durch ihren eigenen Druck in ein halbdurchsichtiges, blaugraues Eis verwandelt, oft hundert und mehr Klaftern dick über den Felsplatten und in den Klüften und Abgründen. Was an diesen Eispanzern unterhalb die natürliche Wärme der Erde, die auch in den Gebirgsgipfeln nicht ganz abstirbt, unaufhörlich abschmilzt, oder der Sonnenstrahl von der glänzenden Oberfläche wegnimmt, ersetzt von Zeit zu Zeit immer wieder der frisch hinzufallende Schnee mitten im Sommer, während es in den untern, von Menschen bewohnten Ländern nur regnet. So sinken die weitläufigen Eislager wie ausgefressene Gewölbe, oben immer neu belastet, nach, und erfüllen die große Einsamkeit durch ihr Brechen und Bersten mit furchtbaren Donnern. Wie in den wilden Ebenen und Thälern, arbeitet die Natur unablässig auch auf jenen nie besuchten Höhen des Erdbodens. Gott waltet droben in der

Einöde, wohin sich selbst der Adler nur selten verliert, wie er überall waltet in Flur und Hütte.

Unser Herr ist groß, dort wie hier, und von großer Kraft, und er ist unbegreiflich, wie er regieret. Denn jene ewig beschneiten Berggipfel sind die Behälter unaufhörlich rinnender Wasserquellen. Daß die reichsten und meisten Quellen den erhabensten Spitzen der Berge am nächsten liegen, ist eine der weisesten Welteinrichtungen. Denn nur dadurch ist es möglich, daß sie, ehe sie die Tiefe des Meeres erreichen, den weitesten Weg durch die bewohnten Länder fließen, und Alles befruchten, erquicken und nähren. Der Schnee aber ist es, welcher allein das dauerhafte Rinnen der Quelle unterhalten kann. Denn Regen würde zu schnell herabfließen, und das Höhere bald trocken liegen lassen. Fest ruht der Schnee, von den ungeheuern Felszacken hoch über den Ländern der Menschen aufgefangen und gehalten. Schnell verdünstet der Regen; nur spärlich dünstet der Schnee aus, und wird daher weniger leicht verzehrt. In trockenen, heissen, regenarmen Sommern müßten die meisten Quellen aus Mangel an Nahrung nothwendig abstehen, die meisten Bäche versiegen, die meisten Flüsse und Ströme wasserleer und unschiffbar werden. Doch die gewaltigen, Meilen und Tagereise weiten Eis- und Schneelasten der Hochgebirge halten dem Ueberfluß und Mangel des Wassers ein wohlthätiges Gleichgewicht. Indem sie Nachts und Tags, Winters und Sommers, fort und fort durch die Erdwärme allmälig und gleichförmig auf ihrer Unterfläche abschmelzen, wie sie oberhalb durch neue Ueberschläge aus den Wolken auch während des Sommers beständigen Zuwachs empfangen, nähren sie unaufhörlich die Quellen auch in den verschiedensten Jahreszeiten.

Und so wie sie Ländern, Menschen und Thieren die versiegenden Wasserströme senden, sind sie es auch, welche nicht geringen Antheil am Entstehen der Winde, oder an deren Kühlung im Sommer haben. Immer sind Winde, welche über hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge ziehen, kälter, frischer und erquickender. Die Verdünstungen der den Wolken nahe liegenden Eismeere und Schneewüsten erzeugen eben so

ſtarke Bewegungen in der Luft, als die Erkältungen in der Luft, wodurch wärmere Luftſtröme nachgezogen werden. Und blicke ich hinweg von dieſen überſchneiten Gipfeln der Hochgebirge, dieſer Vorrathskammer der edelſten Waſſerquellen, und ſchaue in jene entfernten rauhen Gegenden, wo der Schnee nur kurze Zeit die Fluren der Völker verläßt: wie viele Wunder und wie vielen Segen würde ich noch dort wahrnehmen! Wohin ſich auch die Aufmerkſamkeit meines Gemüthes wenden mag, Gott, mein Gott, auch im Kleinſten unendlich groß! überall und jederzeit biſt Du herrlich, weiſe und ſegensreich.

Lob Dir, und Preis Dir und Dank, Herr unſer Gott, unſer Vater; der Du unſer gedenkeſt zu allen Stunden des Jahres, in allen Höhen und Tiefen; der Du zähleſt die Sterne, und ſie alle nenneſt mit Namen.

Du, Herr, biſt groß, und von großer Kraft, und biſt unbegreiflich, wie Du regiereſt. Du verdeckſt den Himmel mit Wolken, erfüllſt ſie mit Feuerflammen und Waſſerfluthen, daß ſie ſegnend werden zu ihrer Zeit Allem, was da lebet auf Erden. Du gibſt Schnee wie Wolle, Du ſtreueſt Reif wie Aſche. Du wirfſt Deine Schloſſen wie Biſſen; wer kann bleiben vor Deinem Froſt? Du ſprichſt, ſo zerſchmelzt es; Du läſſeſt Deine Winde wehen, ſo thauet es auf.

Herr, unſer Gott, allmächtig, allweiſe und voller Gnade, die kein Ende nimmt, ich will Dich aufſuchen und erblicken in den Herrlichkeiten Deiner Werke; denn was iſt ſeliger, als Dich ſchauen! Ich will Deine Gnade preiſen und Deine Barmherzigkeit rühmen, die meiner gedachte, ehe ich war, und mich ſchirmte, ehe ich die Gefahr kannte. Herr, mein Wandel ſei vor Dir Preis, Dank, Anbetung in Chriſto Jeſu. Amen.

48.

Der Untergang der Welt.

Matth. 24, 36.

Auch jene Sonnen, die dort schimmern,
Sie alle werden einst vergeh'n;
Auch dieser Erdball wird zertrümmern,
Und wie ein todter Staub verweh'n! —
Gott! Gott! wenn Alles stirbt und bricht,
Vergeht doch Deine Liebe nicht.

Hier, eh' Du kommst mich zu entkleiden,
Ist all mein Wissen nur ein Traum,
Von hunderttausend Deiner Freuden
Vermuth' ich träumend eine kaum.
Doch hoff' ich die mit Zuversicht,
Die Deine Treue mir verspricht.

Oft stehe ich sinnend still, und betrachte mit Vergnügen die ausserordentliche Mannigfaltigkeit der göttlichen Schöpfungen selbst da, wo ich sie am wenigsten vermuthete. Welch eine abwechselnde Verschiedenheit der Erdarten, die der Pflug des Landmanns umwühlt! Hier leichter Sand, dort fester Leimgrund, und dort wieder schwarzes, fruchtbares Erdreich, aus dem Moder verweseter Pflanzen und Thiertheile entstanden! — In einer Gegend unermeßliche, harte Felsen des fast unvergänglichen Granits, in andern Gegenden ungeheure Berge von Thonschiefer; in andern wieder ausgebreitete Lager von Sandstein oder Kalk! — — Warum sollte ich gleichgültig an diesen Erscheinungen in der Natur vorüberziehen? Von Allem, was der Schöpfer schuf, und wäre es noch so klein, noch so einfach, ist nichts gleichgültig und gering. Dem Auge des Weisen offenbart sich die Allmacht und Größe des höchsten Wesens auch in dem Geringsten. Er erkennt in jenen verschiedenen Felsen-, Stein- und Erdlagern, aus welchen der Erdball zusammengesetzt ist, einen Theil von der ältesten Geschichte des Weltkörpers, den er für wenige Jahre zu bewohnen hat.

Denn es ist gewiß, daß eben dieser Weltkörper nicht zufällig aus einerlei Massen zusammengesetzt worden sei; — auch kein

Grashalm, auch kein Staubkorn ist von der Hand des blinden Ungefährs gebaut! Eben so ist es offenbar, daß der Erdball in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht plötzlich und mit einemmale entstanden sei; denn wir finden in allen Welttheilen die offenbaren und untrüglichen Spuren einer stufenweisen, langsamen Ausbildung und Veränderung, bis er geworden ist, wie er jetzt ist. Zwar mag das menschliche Geschlecht ihn wohl noch viel länger, als seit sechstausend Jahren, bewohnt haben. Aber wie viel tausend Jahre gingen vorher, ehe Gott den Menschen schuf, wo die Erde schon in unförmlicher, wüster, unbewohnbarer Gestalt vorhanden gewesen sein mag! — Zwar spricht Moses: Im Anfang der Dinge schuf Gott der Herr Himmel und Erde — aber wann war dieser Anfang? Wer blickt in die Ewigkeit der Vergangenheiten zurück? — Was sind Millionen von Jahrtausenden vor dem Ewigen? — Ach, kaum ein flüchtiger Augenblick!

Und die Erde war wüste und leer, spricht Moses in seiner Beschreibung der Schöpfung. Aber wie lange war sie es? Viele Jahrtausende mochten verfliessen, ehe sich die gährenden Elemente schieden; ehe sich das Licht trennte von der Finsterniß, das Wasser vom Trocknen; ehe Pflanzen aus dem befruchteten Erdboden hervorstiegen; ehe Gewürm und Vögel und Thiere aller Art Obdach und Nahrung finden konnten.

Was war dieser Erdball, ehe ihn durch Gottes Willen die ersten Menschen bewohnten? Wie lange stand er schon, ehe ein Sterblicher die Wunder desselben anstaunen und seine Knie beugen konnte in den Staub desselben, um den Schöpfer so vieler Herrlichkeiten anzubeten? —

Wenn wir den Erdball der heutigen Tage betrachten, wenn wir erfahren, wie tief man mit ungeheuerm Fleiß durch die Oberfläche desselben durchgedrungen ist: so entdecken wir, daß die ungeheure Erdkugel, deren innerer Kern uns ewig verborgen bleibt, gleichsam in mehrere Schalen von verschiedenen, erst nach und nach entstandenen Erd- und Felslagen eingewickelt ist. Ehe eins solcher Lager verhärtete, und ehe sich ein zweites

und ein drittes darüber anlegte, vergingen vielleicht viele Jahrhunderte und Jahrtausende.

Mit Bewunderung findet der Reisende auf den allerhöchsten Gebirgen der Erde, verschlossen in den härtesten Felsen, Muscheln und Ueberreste von Seethieren, welche in unsern Zeiten entweder in Meeren wohnen, die auf einer ganz entfernten oder entgegengesetzten Seite des Erdballs sind, oder welche überhaupt nirgends mehr lebendig gefunden werden. — Die gleichen Entdeckungen macht man im Schooße der Erde, wo in Kalksteinlagern, viele hundert Klaftern tief unter der Oberfläche, ganz zu Stein geworden, die Ueberbleibsel fremder Thierarten eines ehemaligen längst verschwundenen Weltalters ruhen, und wieder von unermeßlich dicken und weiten-Steinlagern vergraben worden sind, zu deren Bildung mehr als ein Jahrhundert oder Jahrtausend gehörte.

Also war dieser Erdball doch schon einmal von lebendigen Wesen bewohnt, und zu einer Zeit, von der wir nichts wissen.

Und das Alles ward wieder von einer unbekannten Gewalt verschüttet und vernichtet, ehe denn ein Mensch war. Denn unter allen zu Stein gewordenen Muscheln und Knochen der Vorwelt, die im Innern der Felsen gefunden werden, ist noch niemals die entfernteste Spur eines menschlichen Gebeins gesehen worden.

Solche Verwandlungen des Erdballs müssen schon mehrmals statt gehabt haben. Denn meistens erblickt man in den tiefsten und ältesten Stein- und Felsenmassen ganz andere Thierspuren, als in den darüber liegenden, folglich jüngern. Also ward eine schon zum andern- und drittenmal belebte und aufgeblühte Welt zum andern- und drittenmal vernichtet, und gleichsam durch einen unermeßlichen Ueberguß von Kalk und Thon vergraben. In denjenigen Steinschichten oder Felslagern, welche der Oberfläche der Erde am nächsten sind, die sich folglich erst am spätesten geformt zu haben scheinen, wird man einen neuen Schöpfungsmorgen gewahr. Man erblickt darin, ausser den Ueberbleibseln von Thieren, auch die zu Stein gewordenen Holzarten und Pflanzen, von denen wir noch viele erkennen,

daß sie auch heutiges Tages vorhanden sind. Aber Wunder und Räthsel anderer Art steigen uns aus diesen Grüften entgegen. Wir sehen in ihnen die Gräber von Thieren und Pflanzen, die heutiges Tages nur in ganz andern Welttheilen daheim sind. Thiere, die unter den heissesten Himmelsstrichen zu leben gewöhnt sind, liegen da verscharrt im tiefen Grund der Erde, wo heutiges Tages das Eis beständig dauert, und der Schnee kaum hinwegschmelzt; Niederlagen von Palmenwäldern, wo man sie heutiges Tages nur aus Beschreibung und Gemälden kennt. — Welche Kraft hat den Erdball so verrückt, daß er seine alte Stellung gegen die Sonne verändern mußte? — daß einst da vielleicht heisse Wüsten waren, wo jetzt Alles vom ewigen Frost erstarret? — Und in welchen Zeiten geschah dies Alles? Keine Geschichte meldet davon. Kein Mensch lebte damals, oder hinterlies Denkmäler!

Von der jüngsten Zerstörung der Erdoberfläche meldet uns Moses, melden uns die ältesten Sagen der ältesten Völker. Es war die Vernichtung des größten Theils vom menschlichen Geschlecht durch die Sündfluth. Aber die Dauer dieser erstaunlichen Ueberschwemmung war nur von kurzer Zeit; nicht Alles ward vernichtet, und die Erdoberfläche erholte sich bald, und ward wieder belebt und bevölkert. Diese ausserordentliche Begebenheit geschah erst vor fünftausend und einigen hundert Jahren. Vielleicht gingen damals oder durch andere theilweise Ueberschwemmungen jene riesenhaften Thierarten unter, deren mächtige Gebeine von Menschen unserer Zeit mit Entsetzen, noch nicht gar tief in der Erde liegend, erblickt worden sind.

Wie dem Allem aber auch sei — ein heiliger Schauer ergreift mich. Ich denke an die entfernte Vorwelt und an die Schicksale dieses Erdballs, ehe ihn ein Menschengeschlecht bewohnte, und bebe. O Gott, Wunderbarer, Gewaltiger, wie unergründlich ist Dein Thun! Was war, ehe ich? Ach, was wird geschehen, wenn ich nicht mehr bin? Alles verwandelt sich, Alles löset sich auf in den Fluthen der Zeit; o Gott, Gott, nur Du bleibst ewig, der Du ewig warst, und in Dir ist kein Wandel!

Ist diese Erdenwelt in unbekannten Jahrtausenden schon mehrmals mit ihren, mir unbekannten Bewohnern untergegangen: so erkenne ich darin nur mit Grausen die Möglichkeit, daß sie früher oder später wieder untergehen könne. Ja, diese Möglichkeit wird mir zur Wahrscheinlichkeit, zur Gewißheit, weil ich weiß, daß alles Erschaffene vergänglich ist, und nichts beständig bleibt, was es ist. Diesen Untergang der Erdenwelt weissagte Jesus Christus — — fast alle Völker glauben einen **Weltuntergang.**

Also auch dieser Erdball, den ich bewohne, ist nicht von **Dauer. Er wird einst vergehen**, zertrümmern, vielleicht ganz **verschwinden. Und wenn** er unter den zahllosen Miriaden von **Welten des unendlichen** Himmelsraumes verschwände, wer **wird ihn vermissen? Er** ist ja nur einer der kleinsten Welt**körper; er ist nichts, als** ein Stäubchen in dem unermeßlichen **All der Schöpfung! Die** Bewohner anderer Welten würden, **wenn diese Erde vernichtet** wäre, nur einen Stern weniger **sehen! — Welch ein erschütternder** Gedanke!

Ja, erkenne es mit Schaudern und Ehrfurcht vor der Majestät des Allmächtigen, o meine zitternde Seele: diese Erdenwelt war nicht von Ewigkeit her, und wird nicht ewig sein! Es wird ein Tag kommen, welcher der letzte des ganzen Weltkörpers ist — dieses Tag naht in dem Vorbeifluge jeder Minute. Gott kennt diesen Alles auflösenden Tag, und hat ihm in der Reihe der Zeiten seine Stelle angewiesen, als er das grenzenlose All der Schöpfung ordnete. Da erkannte er, wann der Lauf der Gestirne sich verwickeln, und diese Erde vielleicht durch das Aufsteigen einer fremden Welt zerschmettern würde. — Sind nicht vielleicht jene geringen Weltkörperchen, welche erst vor wenigen Jahren von unsern Sternkundigen entdeckt wurden, und die nachbarlich beisammen, gleich unserer Erde, sich um die Sonne bewegen, — sind auch sie vielleicht nicht schon Bruchstücke einer zermalmten Welt? Lehren sie uns nicht das Schicksal derjenigen, die wir heute bewohnen?

Diese Meere und Seen und Ströme werden einst also zerreissen und verdampfen? diese himmelhohen Gebirge in ihren

Grundfesten wanken und zusammenstürzen? Diese Thäler, diese Hügel, für die noch jetzt der Frühling seine prachtvollen Blüthenkränze bereitet, werden verstäuben? Diese zahllosen lachenden Dörfer mit allen ihren glücklichen Bewohnern, diese Städte mit ihren hohen Palästen und den stolzen Werken der Kunst, werden einst verfliegen und verschwinden, als wäre nichts von ihnen da gewesen? — Tag des namenlosen Entsetzens, welcher das Ende aller Dinge herbeiführt, du bist von Gott gerufen, und deine Zeit ist schon gewählt!

Schon vor Jahrtausenden hielten Viele diesen Tag des allgemeinen Untergangs für sehr nahe. Er ist noch nicht erschienen. Auch gegenwärtig gibt es noch Menschen, welche glauben, er sei nahe vor der Thür. Sie werden sich ebenfalls täuschen. Sie wollen die Auflösung der Welt errathen, bald aus den dunkeln Schilderungen der Propheten des alten Testaments, bald aus den Bildern der noch unenträthselten Worte der Offenbarung Johannis. — — Was thun diese Leute? Sie treiben aus vorwitziger Neugier ein unnützes und doch freches Spiel. Sie erhitzen ihre Einbildungskraft mit schauerlichen Träumereien, und finden ihre Eitelkeit geschmeichelt, wenn andere ihre thörichten Vermuthungen glauben wollen. Sie haben keine unmittelbaren Offenbarungen von Gott, und wollen doch Verräther der himmlischen Rathschlüsse sein. Sie haben keinen höhern Verstand als andere Sterbliche, und wollen doch ergründen, was ein Geheimniß des Allwissenden ist. Sie brüten über leere Hirngespinnste, und geben sie bald als Wahrscheinlichkeiten, bald als Wahrheiten aus, um sich Anhänger und Ansehen zu verschaffen. Sie nehmen den Ton christlicher Demuth und Bescheidenheit an, und reden, wie der Stolz auch der Einsichtvollsten nicht geredet haben würde. Hütet euch vor diesen falschen Propheten, vor diesen Schwärmern, welche in der Welt zu allen Zeiten waren, und nie Gutes mit ihren schwärmerischen Einbildungen stifteten! Nicht an ihnen haltet euch, sondern an unserm göttlichen Lehrer, an dem ewig wahren Wort des ewigen Sohnes! — denn während sie die Zeit des jüngsten Tages, des tausendjährigen Reichs oder des Weltuntergangs mit stolzer

Frechheit ankündigen, muthmaßen oder berechnen, gestand Jesus, unser Aller Meister: niemand kenne Zeit und Stunde. **Von dem Tage aber und von der Stunde weiß Niemand**, sagte er zu seinen Jüngern: **auch die Engel nicht im Himmel wissen es, sondern allein mein Vater!** (Matth. 24, 36.)

Die Furcht mancher Menschen, aufgeschreckt durch die Vermuthungen träumerischer Schwärmer, die Furcht vor der Nähe des jüngsten Tages ist daher nicht nur sehr vergeblich, sondern auch sündlich. Sie glauben dem anmaßlichen Eigendünkel eines armen Sterblichen mehr, als der Versicherung des großen Welterlösers.

Und warum denn diese thörichte Angst vor dem Untergang der Welt? Was ist denn Weltauflösung mehr, denn Tod? Was ist denn Tod mehr, als eine Verwandlung, die ich dennoch erfahren muß und erfahren werde, die übrige Welt vergehe, oder bleibe? Was liegt meinem erstarrenden Herzen, was meinem Staube daran, ob über ihn noch eine Frühlingssonne scheine, oder nicht? Es versinke der todte Erdball, mein Geist aber lebt unsterblich fort.

Gewöhnlich benutzen ehrgeizige oder auch gutmüthige Schwärmer die Erscheinung irgend eines Kometen am Himmel zur Bekräftigung oder Wahrscheinlichmachung ihrer Prophezeihung. So lange die Menschen noch nicht wußten, welch eine Bewandtniß es mit den Kometen habe, hielten sie das Erscheinen eines solchen ungewöhnlichen Sterns für das Zeichen des göttlichen Drohens. Sie wähnten am Himmel eine feurige Zuchtruthe zu erblicken, und zweifelten nicht, daß Hungersnoth und Pestilenz darauf erfolgen würden, unerachtet dergleichen Uebel statt fanden, ohne daß die Kometen vorausgingen.

Seit aber nach mehrhundertjährigen Beobachtungen des gestirnten Himmels wir nun wissen, daß die Kometen ebenfalls himmlische Weltkörper sind, gleich andern Sternen; seitdem unsere Sternkundigen, unterstützt von vielen Erfahrungen, den Umlauf des Mondes und der übrigen Sterne, seitdem man daher die Wiederkehr schon längst erschienener Kometen mit

ziemlicher Zuverläßigkeit vorausſagen konnte, verſchwand jene ungegründete Furcht vor ihnen, als Vorboten von Krieg und Peſtilenz, — hingegen nahmen nun die ſeinwollenden Propheten eines tauſendjährigen Reichs oder des jüngſten Tages davon Anlaß, mit den Erſcheinungen der Kometen den Untergang der Dinge zu verkündigen.

Allein auch dieſe abergläubige und grundloſe Angſt verſchwindet immer mehr, und jene unberufenen Enthüller der göttlichen Rathſchlüſſe finden mit Recht immer weniger Glauben im Volke, je mehr und mehr die Bahn jener Kometen durch vielfache Beobachtung bekannt geworden iſt.

Zwar mögen es, ſo viel man bisher hat beobachten können, mehrere Hundert verſchiedener Kometen ſein, die ſich auf ihren Bahnen mehr oder weniger dem Wirkungskreiſe unſerer Sonne oder dem Umlaufskreiſe unſers Erdballs nahen; denn viele Kometen erſcheinen in ſo ungeheuern Fernen an unſerm Himmel, daß man ſie mit bloßen Augen nicht erblickt. Aber wenn man erwägt, wie weiſe berechnet die gegenſeitigen Bewegungen aller Himmelskörper ſind, und mit welcher feſten Ordnung die Geſtirne durcheinander fortſchreiten, ſo daß ſie ſich nie berühren, nie verirren können; — wenn man weiß, welche unendliche, durch keine menſchliche Zahl auszudrückende Räume und Entfernungen für die Bahnen der fernen und nahen Weltkörper vorhanden ſind; ſo iſt es die höchſte Unwahrſcheinlichkeit, daß ein Komet ſich in mehrern Jahrtauſenden der Erde ſo weit nähern werde, daß er ſie zerſtören könne. Denke ich mir einige kleine Sonnenſtäubchen in einem leeren Raum von tauſend Meilen ſchwebend, Sonnenſtäubchen, die ſich in feſten und beſtimmten Reihen und Kreiſen bewegen: ſo habe ich ein Bild von der Größe der Weltkörper im Verhältniß zum großen Himmelsraum, in welchem ſie, durch den Willen des Allmächtigen, dahinſchweben; ſo habe ich ein Bild, welches mir die Unwahrſcheinlichkeit deutlich macht, daß ein Komet, auch in einer Reihe von Jahrtauſenden, dem Erdball zerſtörend begegnen werde. — So eitel aber auch alle Furcht vor dem baldigen Untergang der Erdenwelt iſt: zu ſo erhabenen Gedanken leitet dennoch die

Erinnerung an die einst gewiß erfolgende Vernichtung dieser irdischen Schöpfung. Bürgen dieser künftigen Vernichtung sind uns das göttliche Wort selbst, und die Spuren von jenen schrecklichen, schon vor Jahrtausenden einmal statt gehabten Verwandelungen unsers Weltalls.

Und wenn auch erst nach Jahrtausenden oder nach einer Million von Jahren die Welt zertrümmert oder unter ungeheuern Fluthen begraben wird, wie es schon geschehen: immer bleibt diese Vorstellung erschütternd für den menschlichen Geist!

Nach hundert Jahren ist nichts mehr von mir und meinen meisten Zeitgenossen übrig, und nach einem Traum von vielleicht hunderttausend Jahren ist selbst von dieser Erde nichts mehr übrig. Verschwunden sind dann diese Länder, diese Völker, diese Städte, diese Werke menschlichen Fleißes und menschlicher Kunst! Alles liegt, als wäre es nie erschaffen gewesen, in dem ungeheuern Grabe verloren! Wozu dann, ihr Herrscher dieser Welt, eure Begierde, unermeßliche Weltreiche zu gründen? — Ach, eure Werke sind nicht mehr da, und neue Gebirge liegen über euern verschütteten Reichen. Wozu, ihr Ehrgeizigen, dann euer unmäßiges Streben um langen Nachruhm bei den Völkern? Ach, diese Völker sind nicht mehr, und von euern Thaten ist das Gedächtniß entflohen. Ihr waret, als wäret ihr niemals gewesen. Vielleicht neue Menschengeschlechter wandeln nach Millionen Jahren über diesen Erdball in einer neuen Schöpfung, und ahnet nicht, daß vor ihnen schon Andere gelebt und gehandelt haben; finden keine Spur ihrer Vorwelt, die auf ewig ausgelöscht worden; höchstens erstaunen sie in der Tiefe der Felsen, bei einzelnen versteinerten Gebeinen.

Alles, Alles, was irdisch heißt, wird vergehen, nur Du, Ewiger, der Du von Deinem Thron das Spiel der großen Verwandelungen siehest und ordnest, Du nur bist der Ewige und Unveränderliche immerdar! — Alles wird vergehen, Alles verwandelt, was vom Staube erzeugt ist: nur die Kräfte dauern fort, welche den Staub in allerlei Formen beseelen. — Mein Leib wird verschwinden, aber die erhabene Kraft in ihm lebt fort, der ihn belebende Geist.

Wie? ist nicht jeder Tag ein Weltuntergang? Sehe ich nicht alle Tage, wie sich das, was ist, verwandelt; wie das Alte einstürzt, das Verblühte hinmodert? Und immer neues Leben nimmt neue Gestalten, und über dem Schutt erheben sich neue Wohnungen, über dem Moder gewelkter Pflanzen steigen mit der wiederkehrenden Sonne neue Blumen empor!

Hinweg, o eitler Stolz auf den vergänglichen Ruhm irdischer Herrlichkeit! Wer weiß von mir noch nach Jahrtausenden, ob ich war, und was ich gethan? — Meine Seele soll nicht am Irdischen hängen, sondern an dem, was ewig bleibt!

An Dir, an Dir, Weltvater, Urgeist der Dinge, Licht des Lichts, Allmächtiger, alliebender Herrscher der geistigen Welt, Vater, mein Vater! — Ich will vergessen des irdischen Ruhms, wenn ich nur vor Dir, dem Ewigbleibenden, gelte. Ich will vergessen ob mich Reichthum umringt — was habe ich von diesem Staube? Nur wie mein Geist sich veredelt durch Deine Lehren, o mein himmlischer Lehrer, Jesus, so bleibe ich; nur dies ist mein ewiger Reichthum.

Alles vergeht, o meine Seele, vergiß es nie, Alles! doch Gott, der Alliebende, nicht! — Alles, Alles, doch der durch Tugenden vollkommenere Geist nicht!

49.

Die Heimathliebe der Völker.

Psalm 66, 5.

Aus heißer Wüste Palmen
Wölbst Du ein Schattenzelt:
Dem Wurm baust Du, in Halmen,
Voll Reichthums eine Welt.

Der Adler schwebt in Lüften,
Auf Fittigen des Sturms:
Es freut sich in den Klüften
Das Wild des stillen Schirms.

Mit wundervollem Bande
Knüpft Du den Menschen fest
An seiner Heimath Lande,
Daß er sie nie verläßt.

Es mag kein Pünktchen geben
Im Weltall weit und breit,
Wo nicht ein frohes Leben
Sich Deiner Güte freut.

Oftmals, wenn mich ein Unfall betrifft, wenn mich eine süße, falsche Hoffnung betrügt, wenn mich eine Unvorsichtigkeit in Verlegenheit stürzt, oder wenn mich eine innige Schwermuth in den Erinnerungen um verlornes Geliebtes durchzittert, oder wenn mich Furcht oder Verzagen wegen der Zukunft überfällt, dann denke ich: warum kann ich doch nicht froh sein? wie sind doch Andere weit glücklicher, als ich!

Und es kommen auch wieder Stunden, in welchen ich die ganze Annehmlichkeit meiner Lage lebhafter als sonst empfinde; Stunden, in denen ich mich meiner Freunde und Geliebten, meines Standes, meiner Stellung im Leben freue; Stunden, in welchen ich mir den ganzen Umfang dessen, was mich zufrieden machen kann, klarer vorstelle und vergegenwärtige; Stunden, in denen ich mit den Gepriesensten der Menschenkinder nicht tauschen möchte. Dann denke ich: Wer ist im Grunde glücklicher als ich? Selbst kleine Unannehmlichkeiten verschönern nur das Bild meines Lebens; sie sind nur die das Licht erhebenden Schatten des Gemäldes.

Wann habe ich denn Recht? — Vielleicht jedesmal? — oder vielleicht nie? — Woher weiß ich denn, ob Andere weit glücklicher sind, als ich war? — woher, daß im Grunde Keiner glücklicher ist, als ich?

Dann versetze ich mich in die Lage Anderer. Und je tiefer ich in den Zustand Anderer mit meinen Beobachtungen eindringe, je heller überzeuge ich mich, daß dasselbe Auge, welches lacht, auch Thränen hat; daß dasselbe Herz eben so oft froh klopft im Vollgenuß seiner Seligkeit, als es bange und ängstlich schlägt, oder gar unter seinem Schmerz brechen will.

Der Tag des Greises vergeht, wie der Tag des Kindes. Nur äussern sich die Empfindungen des Mannes ruhiger, milder, als die der Jugend. Denn jener lebt mehr mit seinen Gedanken und Sorgen für die Welt, das Kind mit seinen Gefühlen mehr aus der Welt, und aus dem, was die Welt ihm beut. Jener runzelt in derselben Stunde düster die Stirne, in der er wieder zufrieden lächelt. Das Kind weint in derselben Stunde überlaut, in der es fröhlich hüpft und jauchzt. — Reizbare Personen empfinden jedes Ungemach lebhafter; sind sie darum unglücklicher? Nein, ihres Gemüthes zarte Saiten ertönen auch leichter von jedem leisen Anhauche der Freude und des Glückes. — Kalte, phlegmatische Personen werden nicht so leicht von jeder kleinen Widerwärtigkeit verwundet, ja sie bleiben selbst unter größern Unfällen ruhiger, und verachten das Uebermaß fruchtloser Betrübniß. Sind sie darum glücklicher? Nein, sie bleiben auch bei tausend Gelegenheiten freudenärmer, und kennen und schmecken unzählige zarte Vergnügen nicht, von denen der Empfindsamere bewegt und beseligt wird. Sie gleichen denen, die, blöden Gesichts, nicht so viel Widerliches, aber auch nicht so viel Anmuthiges um sich her erblicken, als hellere und schärfere Augen.

So hat die Weisheit Gottes in der Natur jedes empfindenden Wesens ein Gleichgewicht in der Lust und Unlust gelegt. Zwischen beiden schwankt das Geschöpf: das vernunftlose Thier, unter der Führung und Gewalt dunkeler Naturtriebe; der Mensch aber wählend nach Eingebung seiner Erfahrung, seiner Vernunft

und seines Gewissens. Wahrlich, Gott hat Alles wohl gemacht. Er schuf nichts, um es elend zu machen.

Alles ist in Allem gerecht für sich selbst geschaffen. Das ganze Weltall Gottes ist gleichsam ein unermeßlicher Freudenborn, zu welchem Miriaden höherer und niederer Wesen kommen, um Vergnügen zu trinken. Und jedes naht hinzu, trinkt und genießt; jedes auf seine Weise, je nachdem es verschiedene Werkzeuge des Genusses empfangen hat. Man kann nicht sagen, dieses oder jenes Werkzeug sei vortrefflicher; jedes ist für sich selbst vortrefflich, und für das Geschöpf und für das, was es ist und sein soll, allein zweckmäßig. Man kann nicht sagen, dieses oder jenes Thier sei vollkommener oder unvollkommener. Jedes ist in seiner Gattung ganz vollkommen, und kann nicht anders sein zu seinem Glück und zum Wohl der großen Gesammtheit. So wenig ein Löwe, ein Hund, ein Adler oder eine Schlange, wenn sie menschenähnlich Ueberlegungen anstellen könnten, begreifen würden, worin denn der nackte, unbeschirmte, zarte Mensch Vorzüge vor ihnen habe, eben so wenig würden sie wünschen, eine andere Thierart zu sein. Der Löwe in der Wüste würde in seinem Machtgefühl nur den Vogel in der Luft verachten, und die leichte, zart und wunderbar gebaute Fliege den Fisch in der Welle bemitleiden. So wenig der Mensch seinen von der Natur empfangenen Zustand für den eines andern Geschöpfes hingeben möchte, würde jedes andere das Glück des Menschen beneidenswerth finden. Denn jedes kennt nur sich selbst, und was vermittelst seiner empfangenen Sinne und Triebe die Welt für ihn ist; kennt aber nicht den Andern, und was die Welt den Sinnen und Trieben des Andern zeigt und darbeut.

Durch diese weise Weltordnung, die der Allmachtvolle und Alliebende wollte und ewig hält, hat Alles ein zugemessenes Maas der Lust, und ist Alles da, wo es hingestellt ist, und sonst nirgens, an seinem rechten Platze. Eben dadurch ist Alles, was wir sehen und nicht sehen, mit lebendigen Wesen bevölkert, selbst das, was wir für unbewohnbar halten. Durch seine verschiedenen Naturen ist das Lebendige an einen gewissen Wohn-

ort geknüpft, und kann und will ihn nicht verlassen und verwechseln mit andern. Der Vogel bleibt ewig seinem Luftrevier, der Fisch seinen Gewässern, der Tiger seinen Wüsten, der Steinbock und die Gemse den höchsten Gebirgsgipfeln, der Regenwurm und Maulwurf den unterirdischen Gängen, die Muschel den Klippen und Tiefen der Meere und Flüsse, das Rennthier den Schneefeldern des Nordens, der Affe den Wäldern heisser Himmelsstriche getreu. Eben dadurch ist bei der unzähligen Menge der lebendigen Wesen in der Welt doch Alles von einander wohl getrennt und abgesondert: und obwohl tausenderlei verschiedene Wesen auf einem kleinen Raume bei uns durch und über und unter und in einander wohnen, entsteht keine Verwirrung, und ist keins dem andern im Wege. Keins verlangt des andern Wohnung, keins des andern Speise, keins des andern Vergnügen. Jede Gattung der Geschöpfe, unbekümmert um die übrigen, findet der Fülle genug für sich. Jede möchte glauben, das Weltall mit seinen Genüssen sei nur für sie vorhanden, nur für sie berechnet, und alles Uebrige, was lebt, Nebensache, von dem man nicht einsieht, warum es ist. — So hat Alles seine eigenthümliche Welt; so ist, ich will nicht sagen, das große All der Dinge, sondern nur der kleine Stern der Erde, den wir bewohnen, eine Menge eben so vieler unsichtbarer Welten, die sich einander durchkreuzen und durchdringen, als es unzählbare Gattungen lebendiger Wesen gibt.

Diese ungeheure und doch so richtige Vorstellung durchschauert mich; und der Gedanke, wie natürlich, wie einfach er auch ist, erfüllt mich mit Furcht und freudiger Bewunderung. Ich verliere mich in den Miriaden der Familien von Gottes Geschöpfen. Ich erkenne die Größe des Allerhöchsten von einer neuen Seite, die Größe dessen, der sich durch Jesum Christum mir als mein Vater offenbarte. O, meine Miterschaffenen, kommet her, und sehet an die Werke Gottes, der so wunderbar ist mit seinem Thun unter den Menschenkindern! (Ps. 66, 5.)

Zwar auch dem Menschen ist seine Schranke gesetzt, und das Element ihm angewiesen, in welchem er leben soll, daß er dem Leben und Glück anderer Wesen nicht lästig falle oder dem-

selben ganz zerstörend werden könne. Allein reicher an Gottesgaben, wie zur Herrschaft und Erkenntniß der Dinge erkoren, ist er in keiner Region ganz fremd. Er dringt in den Abgrund der Meereswogen und sammelt Perlen von dem verborgenen Fuße der tiefsten Klippen des Ozeans. Er schwingt sich ohne Flügel zum Adler über die Wolken des Himmels. Es gebricht seinem Willen nur an Mitteln, nicht an Kühnheit, den Erdball unter seinen Fersen zu verlieren, und der Welt des Mondes zuzufliegen, ihre Beschaffenheit zu erforschen. Er treibt seine Schachten bohrend in die Eingeweide des Erdballs, wohin kein anderes bekanntes, lebendiges Wesen geht, und schlägt Metalle aus unterirdischen Tiefen, die nie das Tageslicht bestrahlt hat. Er klettert auf die Spitzen ewig beschneiter Hochgebirge, wohin selbst die Gemsen zu klimmen sich scheuen. Der Mensch will überall zu Hause sein. Er ist nirgends Fremdling. Er bringt sich Genüsse herbei, die kein anderes Thier ahnet; schafft Getränke, welche die Natur nicht ursprünglich selbst bereitet; nichts ist ihm ungenießbar, was andern Geschöpfen zur Speise dienen könnte: er selbst ist das größte Raubthier, der den Vogel in der Luft verfolgt, den Wallfisch in den Eismeeren sticht, und mit Kugeln oder Pfeilen das schnelle Wild der Einöden ereilt.

So wie es für die Belebung des ganzen Erdballs eine weise Anordnung Gottes ist, daß jede Thierart, vermöge ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit, nur eine bestimmte Gegend bewohnen kann, daß sie alle weit auseinander bleiben, und sich nicht zu ihrem eigenen Verderben in eine Gegend vereinen und zusammendrängen mögen: so ist es für die höhere Bestimmung des Menschen nicht minder weise Anordnung, daß er so eingerichtet ist, allenthalben auf Erden seinen Aufenthalt nehmen zu können. Andern Thierarten ist nur ein gewisser Himmelsstrich zuträglich, ist die ihnen angemessene Speise nur in bestimmten Weltgegenden vorräthig. Der Mensch findet seine Speise, seine Behaglichkeit unter allen Zonen. Löwen, Panther, Tiger, Affen, Elephanten u. s. w. würden in den nordischen Eis- und Schneefeldern gänzlich untergehen. Ihnen ist die glühende Sonne über dem Haupte Bedürfniß. Der Eisbär, das Renn-

thier hingegen können nicht in warmen Landen bestehen; sie den in den fruchtbarsten Gefilden Hungers sterben, weil ihre Speise, ihr Moos, ihre Flechte nur an den magern, vielbeschneieten Felsen kalter Mitternachtländer wachsen. Der Mensch hingegen baut sich leichte Hütten von Baumzweigen in den glühenden Sandwüsten und pflückt die Kokusnuß vom Gipfel des Palmbaums; er streut und ärntet vervielfältigt die Saaten seines Bruders in den Boden gemäßigter Erdgegenden; er wohnt an den Felsen des Eismeers, gräbt sich in den Boden unter dem Schnee sein Haus, und trägt Vorräthe von Fischen hinein.

Man möchte fast besorgen, daß eben diejenige Eigenschaft des Menschen, die dazu dienen soll, durch ihn alle Weltgegenden zu bevölkern, das Gegentheil bewirken und verursachen könnte, daß sich einmal alle Menschen auf einen Fleck der Erde zusammendrängen. Denn weil sie ihrer Natur nach fähig sind, überall wohnen zu können: warum sollten sie nicht einmal auf den Wunsch kommen, die rauhen und wilden Weltgegenden, oder die brennenden Wüsten der heissen Zone, gegen schönere und mildere Himmelsstriche zu vertauschen? — oder unfruchtbare Einöden, in denen sie herumstreifen, gegen fruchtbare Landschaften, die Alles, was das Leben reizend und bequem macht, in Ueberfluß erzeugen? Wenn dies je geschehen sollte, welche ungeheure Völkerwanderung! Welch ein entsetzliches Kriegen und Morden zwischen denen, die da kommen, und denen, die verdrängt werden sollen!

Und doch lehrt eine vieltausendjährige Erfahrung, daß ein solches Besorgniß ganz ohne Grund sei. Nicht deswegen, weil die Völker, welche in angenehmen Landen wohnen, stärker und tapferer sind, als alle übrigen, und ihnen Furcht einflößen. Nein, sie können es nicht immer, und die Menge der Uebrigen würde endlich auch die Tapfersten erdrücken. Nicht deswegen, weil die Bewohner unfruchtbarer Länder die lieblichern Weltgegenden nicht kennen. Nein, denn sie sind ihnen durch ihre Reisenden gar wohl bekannt. Und es sind in andern Welttheilen noch unermeßliche Landstriche vorhanden, welche unbewohnt

sind und von denen wir wissen, daß sie schöner, milder, üppiger sind, als unsere Vaterlande. Auch nicht deswegen, weil in allen Menschen ein gewisses Rechtlichkeitsgefühl so mächtig herrscht, daß Keiner den Andern aus seinem Wohnsitze und Eigenthum vertreiben möchte. Nein, denn größer, als das Rechtlichkeitsgefühl, ist meistens die Habgier und unbarmherzige Selbstsucht der Menschen. — Und doch verlassen die Nationen ihre Sitze nicht, sondern bleiben auf den Stätten, die ihnen Gott angewiesen hat. Ja, sie sehnen sich nicht einmal in die schönern Gegenden, denn jede Völkerschaft findet, daß eben diese Heimath, auch bei manchen Mängeln derselben, die vorzüglichere sei.

Durch keinen rohen, bloß thierischen Naturtrieb also sind die Völker an die Weltgegenden gebunden, die sie einnehmen; durch keine Furcht, durch kein Gewissen, sondern durch den Zauber der Heimathliebe. Dies unsichtbare Band ist so mächtig, daß es gegen die Vorzüge fremder Länder gleichgültiger, aber gegen deren Nachtheile empfindlicher macht, wie es umgekehrt mit allen inländischen Mängeln aussöhnt, und alle Vortheile des vaterländischen Himmels reizender darstellt.

Wahrlich, die Macht der Heimathliebe ist nicht minder wunderbar, und ihre Wirkung zum Besten des menschlichen Geschlechts nicht minder ausserordentlich, als ihr göttlicher Ursprung. Man erkennt den Finger Gottes auch hier, daß Millionen mit Begeisterung eben den Erdstrich lieben, den bewohnen zu müssen Millionen ihr größtes Elend heißen würden. So ist Gott überall Gott; nur er wirkt überall weislich, gnadenvoll, unbegreiflich. Kommet, und sehet an die Werke Gottes, der so wunderbar ist mit seinem Thun unter den Menschenkindern!

Jene Heimathliebe, die allen Völkern natürlich ist, kann man durchaus nicht für eine Frucht der Gewohnheit halten. Sie ist etwas anderes, und mehr, als bloße Gewohnheit! Das bezeugen tausend und tausend immer sich wiederholende Erfahrungen. Unzählige verlassen, ihr Brod, ihren Erwerb in frem-

den Landen zu suchen, die Heimath; ziehen hinaus in die reizendsten Gegenden der Erde, verleben da bei weitem den größten Theil ihres Lebens, und kehren doch am Ende immer wieder zur Heimath zurück, der sie lange entwöhnt worden sind. Der Alpenbewohner, im rauhen, einsamen Felsenthale erzogen, wird in den üppigsten Fluren, in den freundlichsten Städten, in den schönsten Palästen, mitten im Schooße des Ueberflusses vom Heimweh überfallen. Er kann die Fremde nicht lieben; sie bleibt seinem ganzen Gemüthe fremd. Sein dürftiges Felsenthal ist zu arm, es kann ihn nicht ernähren; er muß es verlassen, um sein Brod in entfernten Gegenden zu suchen. Er sucht und findet es, arbeitet, sammelt, und hat er genug gesammelt, kehrt er in sein dürftiges Felsenthal zurück. — Der gewerbsame Stadtbewohner verläßt aus Liebe zu größerm Reichthum die Heimath, überschifft Meere, siedelt sich in paradiesischen Landschaften an, treibt daselbst den größten Theil seiner Tage unter Geschäften des Handels zu, endlich kehrt er, reicher an Geld, nicht an Freuden, in das Städtchen seiner Heimath zurück, wo seinem Herzen allein die Freude recht erquickend ist. Es sind aus den wüsten, unwirthlichen Schneefeldern des entlegensten Nordens junge Leute in die angenehmsten Gegenden und Städte unsers milden Himmelsstrichs geführt worden, um sie zu bilden, zu unterrichten. Es sind Reisende aus den heissen Ländern zu uns gekommen, wo sie statt der Sandwüste blühende, grüne Auen, statt der reissenden Thiere, statt der entsetzlichen Schlangen zahme, freundliche Heerden fanden, statt der Armuth vielfältigen Genuß, den Natur und Kunst gewähren. Aber nach mehrjährigem Wohnen unter uns kehrte der Nordländer recht freudig und sehnsuchtvoll zu seinem Eislande zurück, wo kaum noch ein Baum grünen mag unter dem ewigen Froste, und der Südländer suchte wieder die von der Sonnengluth versengte Heimath auf.

Oder wer von uns möchte seine Weltgegend auf immer gegen die Einsamkeit der kalten Polarländer vertauschen, wo über schwarze Felder der ewige Winter sein Leichentuch ausbreitet;

wo eine halbjährige Nacht mit einem eben so langen Tage wechselt; wo, in die Felle erschlagener Bären gewickelt, der Mensch mit Lebensgefahr unter den wüthendsten Stürmen zwischen den Eisschollen des Meeres hinschiffen muß, Fische zu seiner Nahrung zu fangen? Und doch wohnen viele glückliche Menschen daselbst, die uns nicht um das beneiden möchten, was wir als Vorzüge preisen. Wer von uns würde unsere freundlichen Landschaften mit dem brennenden Himmelsstriche vertauschen wollen, wo die senkrechten Strahlen der Sonne das Erdenrund durchglühen; wo kühlende Quellen zu den Seltenheiten gehören; bald die ganze Natur in der ewigen Hitze zu verschmachten droht, bald Alles in den langen vielmonatlichen Regenzeiten in Fäulniß verderben will; wo Wärme und Feuchte ein Heer quälenden Ungeziefers zeugt, und der Mensch mit allerlei Ungeheuern der Wüste zu kämpfen hat? Und doch wohnen dort glückliche Menschen, die eben so wenig nach unserm von uns gepriesenen Lande verlangen, als wir nach dem ihrigen.

Diese wunderbare Heimathliebe hat viele Aehnlichkeit mit der Liebe des Säuglings zur Mutter, mit der Liebe der Mutter zu ihrem Säugling. Und böteſt du der Mutter für ihr eigenes Kind auch ein weit schöneres, weit geistvolleres: sie würde es verschmähen, und nur das ihrige lieben können.

Wie soll ich mir ihren Ursprung erklären, da sie kein eigentlicher Naturtrieb, auch keine bloße Frucht der Gewohnheit, noch weniger eine Folge von Ueberlegung ist?

Die Heimathliebe hat ihre ersten Keime in den ersten Empfindungen und Vorstellungen des jugendlichen Alters. So wie da auf das zarte Gemüth, auf das reizbare Gefühl, auf die lebhaftere Einbildungskraft alle Umgebungen einen tiefern Eindruck, einen unverlöschlichern, machen, als in spätern Jahren: so hinwieder lebt der junge Mensch sich gleichsam tiefer und inniger in alle seine Umgebungen hinein; er belebt Alles, auch das Leblose, mit seinen Vorstellungen; er macht spielende Freundschaften, wie mit Kinderpuppen, so mit Gesträuchen, Wohnungen, Bergen, Winkeln. Jeder Tageszeit, jeder Jahres-

zeit, jeder häuslichen und ausserhäuslichen Beschäftigung lauscht er, möchte ich sagen, ihre innerste Natur, ihren feinsten Reiz ab, der erwachsenern Personen kaum empfindbar ist. Gleichsam wie eine geistige Pflanze, schlägt er mit seinem Gemüthe Wurzeln und Ranken in und um alle Dinge seiner Jugendwelt. Er wächset gewissermaßen mit dem, was ihn umgibt, zusammen, und wird Eins mit demselben. Weil sich sein ganzes Wesen Allem auf das zarteste anschmiegt, wird hier auch Alles seinem Wesen vollkommen zusagend.

Je älter aber der Mensch wird, je mehr wird er auf sich selbst zurückgedrängt. Er hat andere Bekanntschaften und Freundschaften, als die mit todten, unbelebten Wesen, Zeiten und Umständen; er kann sich nicht mehr spielenden Träumen hingeben, er gehört den Sorgen, die ihn gegen Aussendinge gleichgültiger machen. Er beachtet diese oft kaum. Ein ganzer Bildersaal macht dem Manne oft kaum das Vergnügen, als einst dem Knaben der Anblick eines kleinen bunten Bildes von rohen Farben und Umrissen. Ein ganzer Brautschmuck, ein Ueberfluß kostbaren Hausgeräthes entzückt die Jungfrau und das Weib nicht mehr so sehr, als ein buntes mit Flittern durchwirktes Band, einst das kleine Mädchen. — So wird der Erwachsene, in Geschäften und Zerstreuungen aller Art verloren, gewissermaßen blinder gegen die Außenwelt; er übersieht Vieles, was das Kind einzeln durchdringt und beobachtet. Was ihn umfängt, macht weniger tiefen Eindruck — aber die ersten Eindrücke aus der frühern Zeit sind noch unerloschen, und verlöschen nicht, wenn sie sich auch verdunkeln. Sie können nicht ganz verschwinden, denn sie hatten auf die bleibende Gemüthsstimmung und die nachherige Geistesrichtung den folgenreichsten Einfluß; und der erwachsene Mensch ist nur zu dem ausgewachsen, wozu er im zarten Beginn des Lebens und der ersten Selbstthätigkeit wird. Daher bleibt ihm auch in spätern Jahren, oft ohne es zu wissen, Vorliebe zu dem, was ihm am frühesten tief zugesagt hatte. Daher kann er in spätern Jahren in der Fremde reizendere, schönere Naturen finden; aber sie ergreifen ihn weniger,

als die Natur der Heimath, mit welcher sein ganzes Wesen einig ist.

So erklären wir uns, warum noch Greise eine heftige Sehnsucht nach den Plätzen ihrer Kinderspiele, und Männer beim Anblick der Gegend, wo sie ihre Jugend verlebten, und wovon sie lange getrennt waren, ein Gefühl haben, welches sich nicht beschreiben läßt, und mit keinem andern Gefühle verglichen werden kann. So erklären wir uns, wie der, welcher in der Fremde allen Reichthum, alle Ehren ärntet, immer auf die Heimath zurücksieht, immer sich im Geiste dort am liebsten befindet und das Damals mit dem Jetzt vergleicht; wie ihm der Ruhm der ganzen Welt beinahe nur wichtig wird, weil er denkt, daß seine ersten Mitbürger, seine Jugendgenossen davon erfahren. So erklären wir uns, wie ganze Völker mit unauflöslichen Gemüthsbanden an ihre Heimath angefesselt sind, daß sie neben derselben auch von der Natur beglücktere Gegenden verschmähen können.

Das ist Gottes Werk, das ist Gottes Weisheit, zur Erhaltung der Ordnung im menschlichen Geschlecht, und daß alle Theile des Erdbodens von demselben gekannt, erforscht, bewohnt und angebaut würden; nicht des Erdbodens willen, sondern des menschlichen Geistes willen, daß er in Erkenntniß des Heiligthums und der Majestät des Schöpfers wachse und vollkommener werde, das heißt, seiner Bestimmung immer mehr entgegenreife.

Das ist Gottes Werk, das ist Gottes Weisheit. O kommet her und sehet an die Werke Gottes, der so wunderbar ist mit seinem Thun unter den Menschenkindern! — Wunderbar! Wann werde ich enden mit der Wahrnehmung Deiner Herrlichkeit, o du an Wunderthaten Unerschöpflicher? Wohin ich mich wende, begegnen mir die glänzenden Spuren Deiner Güte und Weisheit. Und was beim ersten darauf gerichteten Blick mir unerheblich und klein schien, wird, näher betrachtet, zum Gegenstand des Erstaunens und der Anbetung.

Ja, Wunderbarer, o du Vater Aller in den verschiedensten Heimathen, ich falte in Verehrung und Demuth und heiligem Entzücken meine Hände, und bete zu Dir empor! Vater, der Du Freude gibst auch den stillen Einöden und Seligkeit den Wüsteneien für das Menschenherz: könnte ich doch Deines Erbarmens, Deiner Liebe würdig werden, wie Du der unendlichen Verehrung und Anbetung aller Wesen, im Größten wie im Kleinsten, würdig bleibst! — Wie tief durchdrungen bin ich von Dir und Deiner Macht und Huld und Weisheit! Ich sehne mich zu sterben, um ganz aufgelöset zu sein in Dir. Ich sehne mich, alle Welten um mich versammelt zu sehen, um ihnen zurufen zu können: Kommet und sehet, o sehet an die Werke Gottes, der so wunderbar ist mit seinem Thun im Himmel und auf Erden, seit Ewigkeiten und in alle Ewigkeiten. Amen.

50.

Das Erscheinen Christi im Leben.

1. Joh. 4, 9.

Er kam, der Gottmensch kam,
Und von der Menschheit nahm
Er alles Irrthums Binde,
Er allen Fluch der Sünde.
Was mocht' uns alles Wissen frommen,
Wär' Jesus nicht gekommen?

Sonst sah der Mensch in's Grab
Nur hoffnungslos hinab;
Nur Ahnung war vom bessern Leben:
Er hat Gewißheit uns gegeben.
Was mocht' uns alles Ahnen frommen,
Wär Jesus nicht gekommen?

Der Mensch, des Zufalls Spiel,
War ohne höh'res Ziel,
Das Leben eine traur'ge Bürde:
Er kam und gab uns unsre Würde.
Was mocht' uns unser Dasein frommen,
Wär' Jesus nicht gekommen?

Hinweg nun alles irdische Kümmern, alle irdischen Sorgen! Ich flüchte mich aus dem Getümmel der unruhigen Welt in den Frieden der Religion. Da finde ich in heiligen Betrachtungen endlich immer die im alltäglichen Lebensgewühl verlorne Heiterkeit wieder. Und diese Heiterkeit erhebt mich noch lange nachher über das Ungemach des Irdischen, und stärkt mich, daß ich Widerwärtigkeiten mit weisem Muthe bekämpfe, oder, was nicht zu ändern ist, mit weiser Gelassenheit ertrage.

Ich habe ja genug gethan für meine häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse. Auch der Geist fordert nun seinen Feiertag! Und es ist sein Feiertag, wenn er sich über das Drückende der irdischen Umstände emporhebt, und mit Andacht den höchsten Heiligthümern der Welt naht.

Hinweg Angst und Furcht um die Zukunft, Schmerz um die Vergangenheit, kleinliches Sinnen und Sorgen um äussern Wohlstand! Wer sich solchen irdischen Bedürfnissen ausschließlich hingibt, nur dahin seine ganze Aufmerksamkeit wendet,

sinkt in den Kreis der Thierwelt nieder. Denn auch das Thier weiß ja nichts Köstlicheres, als sich vor äusserm Ungemach zu schützen und seines Leichnams zu pflegen.

Aber ich bin Mensch, und in ihren Tempeln begeht zu dieser Zeit die gesammte Christenheit das Fest der Geburt Jesu — das Fest, welches mich an meine erhabene Menschenwürde lebhafter erinnert, als jedes andere Fest. — Ich bin Mensch! auch Christus, der Weltbeseliger, der Gottessohn, ward Mensch! — Daß er es ward, ist mir der herrlichste Beweis von der Würde des Menschenthums selber, und von meinem eigenen Werth, den ich in Gottes Augen habe, mag ich auf Erden groß oder gering, reich oder arm sein.

Es gab vor der Erscheinung Christi im Leben wohl auch hocherleuchtete Weise. Aber welche derselben hatten von ihrer Menschenwürde ein so reines und lebendiges Gefühl, als dasjenige ist, welches uns der Göttliche verlieh? Sie erkannten wohl durch das Entzücken, welches die Tugend ihren Verehrern gewährt, ihre Erhabenheit über andere thierische Geschlechter, und den Werth ihres Geistes, durch dessen große Eigenschaften, durch dessen Sehnsucht nach der Wahrheit und Vereinigung mit Gott. Dennoch schwankten auch die Weisesten ungewiß und schüchtern zwischen Zweifeln, und ihre Lehre war von Erfindungen ihrer Einbildungskraft und sinnreichen Gebilden, ohne Wahrheit, durchflochten.

Viele, weniger erleuchtet als sie, hielten den Menschen nur für ein Thier höherer Gattung, schöner gestaltet, geschickter, kunstvoller, gedankenreicher als den Affen und Elephanten. Sie sahen nur auf seine leiblichen Umstände und die gemeinsten Lebensbedürfnisse. Sie meinten, der Mensch habe erst von den Thieren gelernt, was ihm nützlich sei, und wo diese seine Lehrer stehen blieben, habe der klügere Schüler seine Sache nur vervollkommnet. Sie dachten kaum an den wesentlichen Unterschied ihres Geistes vom Leibe; und wenn sie die Pflanzen des Feldes verdorren; Menschen- wie Thierleiber nach dem Tode vermodern sahen, glaubten sie, mit ihrem letzten Athemzuge werde Alles geendet sein. — Und wenn gleich eine innere

Stimme in ihnen laut rief: du bist unsterblich! so verstanden sie dieselbe kaum. Viele erfanden sich seltsame und thörichte Fabeln von dem Zustande der Geister nach dem irdischen Tode, von Belohnung und Bestrafung der Thaten jenseits des Grabes. Aber die Einsichtvollern im Volk verlachten selbst diese Fabeln, und indem sie solche verwarfen, liessen sie zugleich die Sicherheit ihrer Unsterblichkeit fahren, und legten mit dem Irrthum auch die hohe, in demselben verborgene Wahrheit ab. Dennoch blieb die innere Stimme in ihnen laut und die Sehnsucht nach unvergänglichem Leben. In diesem Widerspruch, welchen sie sich nicht zu lösen verstanden, erwuchs ihre Begierde nach Unsterblichkeit ihres Namens unter den Menschenkindern. Es schien ihnen gleichsam eine Verlängerung des Lebens zu sein, wenn sie glauben konnten, nach dem Tode noch lange im Angedenken der Nachkommen fortzudauern. Und diese Sehnsucht, diese Begierde eines unvergänglichen Nachruhms war die Mutter eben so vieler großer Thaten als verderblicher Unternehmungen.

Andere begriffen weder sich noch die Welt. Es blieb ihnen das große All ein dunkles Räthsel; sie hielten Alles für eine Entwickelung todter Kräfte, und alles Leben und Sein für ein bloßes Spiel des Zufalls. Wohl staunten sie oft betroffen das weise Geordnete im Weltall, wie im einzelnen Schicksal der Sterblichen an. Allein sie erklärten sich dies durch eine über alles erhabene Nothwendigkeit, welche das All beherrsche, ohne sich seiner selbst bewußt zu sein. Was sie Nothwendigkeit hießen, schien Andern bloße Wirkung des blinden Ohngefährs, welches den Sandhaufen am Meer zusammenwehe, und den Lauf der Gestirne ordne, daß in den unendlichen Räumen dort oben nicht Weltkörper gegen Weltkörper stürzen. Dies war die Weisheit des Alterthums. Selbst unter den Juden glaubten die Pharisäer an eine Auferstehung des Fleisches, ohne Veredelung der Geister zu beabsichtigen; und die Saduzäer läugneten mit der Wiedervereinigung der irdischen Leiber die Unsterblichkeit der Geister.

Da ward Christus geboren. Sein Erscheinen auf Erden

selbst ward für die gesammte Menschheit der herrlichste, untrüglichste Beweis ihres Werthes und ihrer Würde. Er gab der Menschheit durch seine himmlische Offenbarung von dieser Würde ein lebendiges Gefühl, eine feste Ueberzeugung — Ueberzeugung, nicht nur, daß Gott die Menschen erschaffen habe und ihre Schicksale leite, sondern daß er sie auch liebe, wie ein Vater seine Kinder liebt. Und diese Liebe der Gottheit zu seinen erschaffenen Geistern begründet die wahre Würde, den hohen Rang derselben in der Reihe aller erschaffenen Dinge.

Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen. (1. Joh. 4, 9.)

Wohl oft habe ich diese merkwürdige Stelle der heiligen Schrift gelesen oder gehört, ohne mir ihren tiefen Sinn in dieser Beziehung deutlich zu machen! Sie redet von einem hohen Werth, den ich schon dadurch habe, daß der ewige Schöpfer mich in die Reihe seiner Wesen zum Menschen schuf. Diesen Werth empfange ich aber erst durch die besondere Liebe des höchsten Wesens zu uns, seinen erschaffenen Geistern; und diese Liebe offenbarte er zu uns am herrlichsten dadurch, daß er uns seinen eingebornen Sohn gesandt hat.

Was der Schöpfer aus dem Nichts ins Dasein rief, liebt er wohl Alles. Denn für Alles sorgt er seit der Schöpfung mit unendlicher, väterlicher Huld. Er bereitete Nahrung überall, für den Löwen in der Wüste, für den Adler in hohen Lüften, wie für den kleinsten Wurm, der im Sonnenstrahl tanzt oder dem Auge kaum sichtbar im Staube irrt. Für Alle erfand er eigene Genüsse, eigene Freuden. — Auch der Mensch ward von seiner Huld nicht vergessen. Es machte Gott demselben die Thier- und Pflanzenwelt unterthan. — Allein der Mensch war mehr als Thier und Pflanze. Es sollte nicht bloß für seine leiblichen Bedürfnisse gesorgt werden — auch für das Höhere, Ewige in ihm, für den Geist.

Einst, da das Geschlecht der Sterblichen aus des Schöpfers Hand hervorgegangen, war schon dafür gesorgt. Es ist kaum

einem Zweifel unterworfen, daß nicht die ersten der Erschaffenen mit der Gottheit in wunderbar nahen Verhältnissen gestanden haben sollten. Denn noch jetzt finden wir in jenen heiligen Büchern und Ueberlieferungen Mosis, die er vor vier Jahrtausenden aus einer mehrtausendjährigen Vorwelt nahm und sammelte, daß jene ersten Menschenfamilien in ihrem einfachen Hirtenleben mehr von Gott und göttlichen Dingen wußten, als die spätern Zeitalter; daß sie über die wunderbare Bildung der Erde und des Himmels und die Gesetze, in welchen sich das unermeßliche All regt, mehr Kenntnisse besaßen, als über die Art und Weise, wie sie sich eine feste und bequeme Wohnstätte bauen, gewöhnliche Kleider, schmackhaftere Leibesnahrung und andere Vortheile oder Annehmlichkeiten für des Lebens Nothdurft bereiten könnten. Noch jetzt haben Nationen, die in jenen Gegenden des Morgenlandes wohnen, aus alten Sagen und Ueberlieferungen der vergangenen Jahrtausende eine Fertigkeit behalten, den Gang der himmlischen Gestirne zu berechnen, ohne daß sie den wahren Grund der Richtigkeit ihrer Berechnungen kennen. Es ist bei ihnen bloße erlernte, todte Gedächtnißsache und Nachmachen geworden.

Je weiter der Mensch sich von seinem Ursprung im Lauf der Zeiten entfernte, je öfter unterließ er das Aufwärtsblicken zu seinem Urheber und in das göttliche All seiner wahren Heimath. Er blickte zu viel hinab auf den Staub, auf das Thier und das Thierische an ihm selbst. Er wühlte sich in die Erde ein, und verlernte den Himmel. Er erfand sich Bequemlichkeiten, Hausgeräthe, neue Speisen, neue Kunstwerke, neue Waffen, neue Spiele, aber vergaß die göttliche Weisheit der hohen Alten, die von dem allem nichts, desto mehr von ihrer Verbindung mit Gott wußten. So sanken die Menschengeschlechter von Zeitalter zu Zeitalter immer tiefer und tiefer. Sie fingen an zu verlernen, nicht nur daß ein lebendiger Gott herrsche — aus Stein, Holz und Erz machten sie sich Götzen — sondern selbst zu vergessen, daß sie Gott verwandte, unsterbliche Geister wären. Sie sanken immer mehr in den Kreis der Thierheit nieder.

Da erbarmte sich Gott des armen Menschengeschlechtes; es war die Zeit, dasselbe zur Erkenntniß vom ersten Ursprung und den hohen Bestimmungen nach diesem Leben zurückzuführn. Also offenbarte sich die Liebe des Schöpfers zu unsern Geistern; sie gab uns das verlorne Gefühl unsers bessern Werthes wieder. Und Gott sandte seinen eingebornen Sohn in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen.

Alle Menschen sind Söhne und Töchter Gottes, Kinder eines gemeinsamen ewigen Vaters. Darum nennt Christus auch uns seine Brüder, seine Schwestern. Aber wo ist der Sterbliche, seit Sterbliche unter dem Monde wandeln, welcher diesem Wunderbaren, Göttlichen jemals gleich gekommmen wäre? Wo ist der Weiseste unter den Kindern des Staubes, der die Tugend so rein, uneigennützig, lichtvoll und in so hohen Beziehungen auf Gott und Ewigkeit dargestellt hätte, als Christus? Wo ist der Scharfsinnigste unter den Gelehrten des Alterthums und der neuesten Tage, welcher das Verhältniß des Menschen zur Gottheit in so ursprünglicher Einfalt und Klarheit zu offenbaren Macht gehabt hätte, als Christus? Wo ist der größte König des Erdballs, der unbezwingbarste Welteroberer aller schon gewesenen Jahrtausende, der durch die Waffen seiner Millionen Streiter, oder durch die in seiner Hand versammelten Schätze aller Länder, oder durch die Kühnheit seines Verstandes und Willens so unaufhörlich fortdauernde, so unvergänglich wohlthätige, ungeheure Wirkungen auf das menschliche Geschlecht gehabt hätte, als Christus, vermöge seines ruhigen Wortes? Wo ist der Edelste unter allen Edeln der Vorwelt und des heutigen Tages, der ein so heiliges, reines Leben geführt hätte, ein Leben, nur ganz überirdischer Liebe zur Menschheit voll, ein Leben, das sich für das Glück der Menschheit freudig selbst zum Opfer darbrachte, als Christus? — Er war ein Mensch; aber es war ein Höheres mit und in ihm, das mit und in keinem andern Sterblichen je gewesen ist. Gott wirkte wunderbar durch ihn. Darum wird er mit Recht von irdischen Zungen der eingeborne Gottessohn genannt, der Auserwählte des Herrn, der Christus!

Das ist das unverwerfbare Unterpfand der Liebe Gottes zu unsern unsterblichen Geistern, daß Gott uns seinen eingebornen Sohn gesandt hat: auf daß wir durch ihn leben sollen.

Ja, Christus brachte durch sein Erscheinen auf Erden ein neues Leben in die Menschheit: das höhere Geisterleben zu Gott. Er brachte uns die Offenbarung wieder von unserer überirdischen Abstammung, von der Würde unserer entweihten menschlichen Natur. Er erhob uns wieder über den Zauberkreis des niedrigen, sinnlichen Genusses und der Thierheit, zum Göttlichen und Ueberirdischen, dem wir entstammen, dem wir angehören, dem wir auch nachher noch verbleiben, wenn die Asche des Sterns, auf dem wir heute wandeln, und welchen wir Erde nennen, von unserm Geist wieder abgefallen ist.

Schon sind beinahe zwei Jahrtausende verflossen seit dem großen, ewig denkwürdigen Tage, da, wie die heilige Schrift sich ausdrückt, Gott geoffenbart ward im Fleisch — Gott durch seinen Auserwählten zur Geisterwelt auf Erden redete. Noch jetzt feiern wir den Tag der Geburt Jesu Christi, als den denkwürdigsten und wichtigsten in der gesammten Weltgeschichte. Kann ich anders, denn ihn als einen Festtag betrachten, an welchem ich meine eigene Würde in der Reihe der erschaffenen Wesen ehre? — Ward Christus Mensch, welch einen Vorzug gewährte der Schöpfer mir, daß auch ich ein Glied der Menschheit, ein Kind und Liebling in der Geisterfamilie Gottes wurde!

Aber ach! neben diesem erhebenden Gedanken drängt sich schnell ein anderer empor, welcher mich und den gerechten Stolz, welchen ich als Mensch hegen könnte, tief niederbeugt. Gott zeigte mir durch seinen eingebornen Sohn seine unendliche Liebe; aber erwiederte ich sie mit unendlicher Liebe? Christus offenbarte mir den Vater; offenbarte ich mich dem Vater durch mein Gemüth als sein Kind? Der Schöpfer erhob mich über Millionen niedriger Wesen empor — ward ich, blieb ich meiner Menschenwürde treu, oder sank ich oft durch eigene Schuld unter dieselbe in das Thierische und Schlechtere hinab?

Wahrlich, das Fest der Menschheitswürde fällt nicht ganz vergebens an den Schluß eines großen Zeitabschnittes, eines

Erdenjahres! — Gern pflegt man am Ende eines Jahrs auf dessen mannigfaltige Begebenheiten zurückzublicken; zu prüfen, ob man in seiner Haushaltung, in seiner Denkart vorwärts oder rückwärts geschritten sei. — Behauptete ich im Laufe des vergangenen Jahres meinen innern Werth, meine vollkommene Würde als Mensch? — Darf ich mich der gegenwärtigen Festzeit und der Geburtsfeier Christi mit Recht freuen?

Ich verstumme. Ich sehe in die Vergangenheit zurück. Ich fühle mich von mancherlei Erinnerungen gerührt. Doch mein Gedächtniß wird irre. Nur einzelne auffallende Ereignisse, nur einzelne lebhafte Empfindungen werden mir deutlich, die ich dabei hatte. Ich kann mich nicht jedes Tages, jeder Stunde mehr genau erinnern, wenn nicht ein ganz besonderer Anlaß das Andenken daran weckt.

Aber ich will — denn wichtig ist mir zu wissen, was ich als Mensch werth bin und wie ich vor Gott stehe! — ich will eine ruhige Stunde, eine Einsamkeit zum Nachdenken über mich selbst suchen. Da will ich prüfen und mir klarer machen, wie ich jetzt bin; wie ich zu wünschen, zu denken und zu handeln pflege. Denn was und wie ich jetzt bin, das bin ich durch meine Art zu sein im vergangenen Jahre geworden. Dies ist der einfachste und zuverlässigste Weg zur Erkenntniß meines Werthes und meines gegenwärtigen Verhältnisses zu Gott und Ewigkeit. Da werde ich denn bald erblicken, ob Jesus, der Gottoffenbarer, für mich vergebens in die Welt getreten ist, ob ich meine angestammte Menschenwürde unter allen Lebensumständen behauptete, oder sie vergaß und verwahrloste; ob ich durch Haß und Zorn, oder durch Wollust, oder durch Neid, oder durch Habsucht, oder durch beständiges Sorgen für meine leiblichen Bedürfnisse, oder durch Wohlgefallen an Schwelgerei, dem Thiere gleich wurde. Ich werde wahrnehmen, ob ich sogar nicht vielleicht noch unter den sittlichen Werth des Viehes sank durch das Laster der Trunkenheit, durch unnatürliche Ausschweifungen anderer Art, durch Verleumdungssucht, Schadenfreude, Lüge und Betrügerei gegen den Nächsten.

Das unfehlbarste Kennzeichen meiner Ebenbildlichkeit mit Gott, meiner rein erhaltenen innern Würde, ist: meines Geistes Freiheit! — Habe ich meine Freiheit immer gegen die Gewalt der Leidenschaften entschlossen behauptet? That ich immer, wie ich einsah, daß es recht sei; wie Vernunft und Gewissen es billigten; wie ich nach Jesu mir geoffenbartem Gotteswillen soll? Oder ward mein Wille nicht durch meine eigene Ueberzeugung, sondern durch unedle Begierden, durch Selbstsucht und Eigennutz, durch Launen, Stolz, Empfindlichkeit beherrscht? Habe ich noch Fehler an mir, die meines Leibes und Geistes Gesundheit und Freude schwächen? Fehler, die den Adel meiner Würde, den Adel eines Gotteskindes beflecken?

Eine Einsamkeit zum ruhigen Nachdenken in stiller Stunde will ich suchen — da, in Prüfungen meiner selbst, da, im Rechenschaftablegen vor mir und dem allwissenden Gott über meine jetzige Denkweise, will ich als ein Weiser dies Jahr beenden, wenn ich es auch vielleicht oft gleich einem Thoren durchlebte; da will ich Dir, o mein Vater im Himmel, Gelübde ablegen, daß ich mit dem neuen Jahre einen Wandel beginne in strenger Aufmerksamkeit auf meine Würde, die Du mir, unendlich Liebevoller, verliehen hast! — O gib Kraft durch Jesum, Deinen eingebornen Sohn! O hilf, laß wohl gelingen! Amen.

51.

Das Reich Gottes.

Lukas 17, 20. 21.

Dir, aller Welten König, Dir
Gebührt Anbetung Aller:
Vor Deinem Thron hin sinken wir
Im Staub hin, Vater Aller!
O Gott, Du, dessen Allmachthand
Den Himmel und die Erd' umspannt,
Gepries'ner aller Geister!

Du Einziger! — In Jesu Christ
Ist Deine Macht erschienen!
Wir glauben, daß er König ist.
Ihm dienen, heißt Dir dienen!
Du bist in ihm: Dein ist sein Reich.
O daß er aller Welt erschein'
Als Stifter Deines Reiches!

Erbarmen ist, was er gebeut,
O daß ihn Alles ehrte;
Daß Weisheit, Kraft und Herrlichkeit
Durch ihn sich täglich mehrte!
Nur der gehört zu jenem Reich,
Der, ihm an stiller Tugend gleich,
Das Glück der Welt erweitert.

Versammelt waren eines Tages die an Jesum Glaubenden. Da wurden sie des heiligen Geistes voll, mit feuriger Beredsamkeit öffentlich den Auferstandenen zu bekennen; ihn öffentlich allem in Jerusalem zu dieser Zeit aus den verschiedensten Landschaften zusammengekommenen Volke zu predigen. Die heilige Begeisterung theilte sich allen mit. Ein verklärendes Himmelslicht schien das Antlitz der Neugeschaffenen zu bestrahlen. Gesänge und Freudenthränen entströmten den Entzückten. Die Kraft dessen, der den Tod und das Grab besiegt hatte, lebte in ihnen. Mehrere Tausend Seelen weihten sich dem Glauben an Jesum, und wurden getauft in seinem Namen.

So erfüllten die Jünger des Messias von diesem Tage an den Befehl des göttlichen Freundes: Gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker! So wurden sie von diesem Tage an seine Gesandten zur Erweiterung des Reichs Gottes auf Erden.

Ganz ein anderes Reich des Herrn auf Erden hatten die

Schüler des Messias erwartet. Erst jetzt, da sie von einem reinen Geiste beseelt worden waren, verstanden sie die Worte des erhabenen Meisters ganz. Ihr Irrthum war verschwunden, der sie ehemals die Erscheinung des Messias zur Gründung eines großen, weltlichen Reichs erwarten ließ!

Dieser Irrthum war aber in jenen Zeiten unter den Juden, welche sich noch immer voll Stolzes für das auserwählte Lieblingsvolk Gottes hielten, sehr gemein. Sie waren damals kein selbstständiges Volk mehr, sondern überwunden und Unterthanen des römischen Kaisers, der sie durch Landpfleger regierte. Die Abhängigkeit von einem entfernt wohnenden heidnischen Fürsten haßten sie. Mit Begierde lasen sie die Weissagungen der Propheten, welche ihnen einen Retter und Erlöser, einen eigenen König unter dem Namen Messias oder Christus, das heißt, des Gesalbten, verheißen hatten. Frei zu werden von der Herrschaft des römischen Kaisers, und ein mächtiges, weltherrschendes Volk zu werden, wie in den Tagen ihres Ruhms zu Davids Zeiten — dies war der höchste Wunsch der Juden.

Als daher Jesus auftrat, und sprach: ich bin der von den Propheten verheißene Gottessohn, ich bin der Christus, der Gesalbte des Herrn, der da gekommen, die Welt zu erlösen, und das Reich Gottes auf Erden zu stiften! — da glaubte die große Menge, er werde Judäa gegen Rom bewaffnen, zu seiner Hilfe himmlische Heerschaaren empfangen, Roms weltbeherrschende Macht zertrümmern, und der jüdischen Krone den alten Glanz wiedergeben.

Daher wollte ihn so oft die versammelte Menge zum König und Anführer ausrufen; daher mußte er sich, weil man seine Worte immer falsch deutete, so oft den Zudringlichkeiten und Anmaßungen eines empörungsbegierigen Haufens entziehen. (Joh. 6, 15.) Daher, weil die Pharisäer ihn gern als einen Aufruhrstifter bei der Obrigkeit angeklagt hätten, fragten sie ihn so verrätherisch forschend aus: ob es auch recht sei, daß man dem römischen Kaiser Zins und Abgaben zahle. Daher tönte ihm, als er nach Jerusalem kam, der Jubel und das Hosianna dem Sohn Davids entgegen; daher, weil man ihn als Unruhe-

stifter verdammen wollte, schlug man die Worte: Jesus von Nazareth, der Juden König, an das Kreuz, an dem er starb.

Selbst seine vertrautern Freunde und Schüler konnten sich nie ganz von dem Gedanken frei machen, Jesus werde früher oder später in seiner Herrlichkeit auftreten, und mit königlicher Gewalt die irdische Welt beherrschen. Denn war er es nicht, auf den sich offenbar die Weissagungen der Propheten bezogen? War er nicht ein Nachkomme Davids?

Darum warfen sich ihm einst seine Jünger Jakobus und Johannes zu Füßen, und baten ihn um die Gnade, daß er ihnen gewähre, bei seiner Herrlichkeit und Macht dereinst an seiner Seite sitzen zu dürfen, das heißt, die Nächsten am königlichen Thron zu sein, oder, was bei morgenländischen Fürsten und ihren Gebräuchen gleichviel galt, die höchsten Ehrenstellen in seinem Staate zu bekleiden. (Mark. 10, 35—37.) Daß aber diese beiden nach den vornehmsten Würden und Aemtern streben wollten, erbitterte sehr die andern Jünger, welche eben so viele Ansprüche als sie auf jene hohen Stufen zu haben glaubten. (Luk. 22, 24.) Es entstand ein Zank unter ihnen, wem von Allen die höchste Stelle gebühre. Aber Jesus belehrte sie auch diesmal mit Nachdruck, daß er kein weltliches Reich zu stiften Willens sei, sondern ein geistiges, ein himmlisches Reich, worin nichts als die Tugend allein glänze, und der Allerdemüthigste und Dienstfertigste auch der Vorzüglichste und Liebenswürdigste sei.

Zuletzt sahen zwar die Jünger und andere unmittelbare Zuhörer Jesu ein, daß er nicht gekommen sei, einen neuen jüdischen Staat zu stiften, und die übrigen Nationen der Erde mit einem irdischen Zepter zu beherrschen. Aber doch hatte er von seiner Zukunft gesprochen, und daß sie ihn wiedersehen würden in seiner Herrlichkeit. Sie gedachten nicht des ewigen Vereins jenseits der Gräber, sondern nur Allzuviele glaubten: Christus werde die Herrlichkeit aller Himmel auf eine wunderbare Weise auf die Erde niederführen, und dann hier, von allen Engeln umgeben, als sichtbarer Gott die Völker beherrschen. Auch die Juden waren von dieser Träumerei voll, indem sie sich unter

ihrem Messias, den sie erwarteten, etwas mehr als einen Menschen, ein göttliches Wesen, dachten.

Diese Hirngespinnste gingen auch zu den Christen über, welche auf die nahe Wiederkunft des Herrn und auf ihren Triumph hofften, und daß sie in einem tausend Jahre langen, immerwährenden Entzücken leben würden. Ja, viele der ersten Christen behaupteten sogar, Jesus habe dies seinem Jünger Johannes bestimmt zugesagt, und Johannes werde gar nicht sterben, sondern bis zum Anfang des tausendjährigen Reiches leben. Aber dieser Apostel widerlegte selbst und auf die klarste Weise die falsche Einbildung der Jünger am Schlusse des von ihm geschriebenen Evangeliums. (Joh. 21, 21—23.)

Unterdessen dauerte die einmal allgemein gewordene irrige Vorstellung von seiner Wiederkunft auf Erden und seiner Stiftung eines wunderbaren, himmlisch-irdischen Reiches fort. Je mehr Unglück und Verfolgung die ersten Christen erduldeten, je tröstlicher war ihnen die Hoffnung eines baldigen, höchst glänzenden Triumphes, wo sie dann Ersatz aller Leiden erwarteten. Ja, und als nun Jahrhundert um Jahrhundert vergieng über jene falsche Hoffnung, glaubten sie, es sei darum für die Gerechten nichts verloren, sondern Gottes Allmacht werde dieselben wieder von den Todten erwecken, um an der Herrlichkeit des fabelhaften tausendjährigen Reiches Theil zu nehmen, das Jesus selbst doch niemals verheißen hatte, nie verheißen wollte.

Doch nicht alle unter den Christen glaubten an die aus dem Judenthume entsprungene Sage von dem neuen mosaischen Reich: sondern nur einzelne sinnlich-fromme Schwärmer, die sich dabei erleuchteter dünkten, als Andere. Ja, die Träumerei hat noch hin und wieder bis zu unsern Tagen ihre Anhänger gefunden, also, daß sie Jesu Lehre vom Reich Gottes immer nach ihrem sinnlichen Wohlgefallen auslegten, und die bildlichen Redensarten, welche im Morgenlande üblich waren, und noch sind, und deren sich Jesus bediente, weil er im Morgenlande lebte, buchstäblich verstanden, wie z. B. das Erscheinen mit Blitz und Donner, das Sitzen zur Rechten und Linken, und andere Ausdrücke, die der Einbildungskraft wohlthun.

Was soll ich aber, als wahrhafter Christ, von dem Himmelreich, dessen Jesus oft erwähnt, von dem Reich Gottes, welches er gestiftet, halten?

Nichts Anderes, als was Jesus selbst davon hielt. Erkläre es dir nicht auf die menschliche und irdische Weise, gleich den einbildungsreichen Träumern, sondern auf diejenige Art, wie es Jesus selbst einfach und sonnenhell erklärt, und woraus man seine Gleichnisse und übrigen bildlichen Redensarten begreift.

Aber wie erklärte Jesus sein Reich, dessen Stifter er geworden war?

In der feierlichen Stunde, da er vor dem Richterstuhl weltlicher Obrigkeit dastand, und aufgefordert ward, die Wahrheit zu bekennen gegen die Ankläger, sprach er zum römischen Landpfleger und zu den versammelten Richtern: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. (Joh. 18, 36.) Und als ihn Pilatus noch genauer fragte: Bist du ein König? antwortete Jesus: Du sagst es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme. (Joh. 18, 37.)

Das Reich Gottes ist also kein irdisches. Christus ist nicht gekommen, etwas Vergängliches zu bauen, und seinen Anhängern Ehre, Würden, äusserliches Wohlleben zu verschaffen. Er wird auch nicht in die Welt kommen, um ein Reich solcher Art zu stiften, das er selbst so laut, so oft verachtete. Nein, der ewige Sohn wollte nur das Ewige, das Göttliche; das Himmelreich war nur im Gebiet der Geister zu gründen, nicht im Gebiet des wandelbaren Staubes.

So sprach er selbst zu seinen Jüngern: Das Reich Gottes kommt nicht mit äusserlichen Geberden. Man wird euch nicht sagen: Siehe, hier ist es, oder da ist es. Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch. (Luk. 17, 21.)

Also haben wir nicht und niemals das uns verheißene Reich Gottes ausser uns zu erwarten, wie die Träumer und Irrlehrer und Schwärmer thun, sondern es ist in unserm Gemüthe zu suchen, in unserm Geiste zu errichten. Da ist die heilige Stätte, wo Jesus wohnen, wo Gott herrschen will.

Das Gottesreich, dessen Bürger alle Gerechten sind und werden sollen, besteht also in der Tugend, das heißt, in der Ausübung der Jesuslehren, in der Erfüllung unserer Pflichten, gegen Gott, gegen Menschen, gegen uns selbst. Es besteht nicht in frommen Fabeln, in übertriebenen Worten, sondern in der Kraft, das heißt, in thätigem Bestreben zur Gottähnlichkeit. (1 Kor. 4, 20.) Es besteht nicht in äusserlichen Herrlichkeiten, wie wir an Königen und Fürsten dieser Welt sehen — ach, auch sie sind ja nur Staub vor dem Allerhöchsten! — sondern in Gerechtigkeit und Friede und Freude in dem heiligen Geist. (Röm. 14, 17.)

Oft nennt unser göttlicher Lehrer das Reich Gottes ein Himmelreich. Beides ist ihm gleichbedeutend; durch beides bezeichnet er seine erhabene Lehre und Offenbarung, die er den Menschen gebracht hat, und jenen seligen Zustand des Geistes, der eine Folge von dessen Selbstvervollkommnung und Sündenlosigkeit ist. Er bezeichnet durch Himmelreich sein Evangelium, das heißt, die Religion, welche er den menschlichen Seelen brachte, um sie durch diese zu veredeln und zu heiligen. So verglich er seine Lehre bald mit den Bemühungen eines Hausvaters in einem Weinberge; bald sprach er: ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen, das heißt, alles Irdische und Aeusserliche vergessen können, um meine Lehren der Demuth und Menschenliebe in ihrem großen Umfang auszuüben; bald verwies er auf die Unschuld der Kinder, und sagte: Wahrlich, es sei denn, daß ihr euch umkehret, und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen, das heißt, ganz und wahrhaft meine Bekenner und die Genossen einer höhern Vollendung und ewigen Geistesseligkeit werden. Denn die Reinheit eines kindlichen Gemüthes ist die Grundlage zu allen Tugenden, welche uns Gott ähnlich machen können.

Jesus, der König und Fürst der Geister, ihr Licht, ihr Führer, ihr Heiliger, wollte Alles auf geistige Art begriffen haben; nicht in langen Gebeten und mit äusserlichem Gepränge, sondern im Geiste und in der Wahrheit wollte er die Verehrung Gottes haben; nicht ein irdisches Reich, sondern eine geistige Herrschaft wollte er gründen. Aber die Menschen, an das

Aeuſſerliche gewöhnt, von dem er Bilder und Gleichniſſe entlehnte, um ſich ihnen verſtändlich zu machen, deuteten Alles auf das Irdiſche hinaus, bis die Erfahrung ſie endlich von ihrem Irrthum belehrte.

So verſtanden ſie das, was er von ſeiner Lehre großem Siege und von dem Glanze ſeines Namens unter den künftigen Geſchlechtern auf prophetiſche Weiſe ſprach, als eine körperliche Wiedererſcheinung Chriſti.

Sehr lehrreich iſt in dieſer Abſicht ſeine Vorherſagung vom Untergang Jeruſalems, von der endlichen Zerſtörung und Auflöſung des jüdiſchen Staates und dem darauf folgenden ſiegreichen Erſcheinen ſeiner Lehre in allen Gegenden der Welt. (Matth. 24.)

Er ſagte den Fall Jeruſalems voraus. Und dieſer erfolgte ſo ſchrecklich, wie er ihn geſchildert hatte, kaum einige dreißig Jahre ſpäter, als er auf dem Oelberge dem herrlichen Tempel gegenüber geſeſſen war, und deſſen Zertrümmerung verkündet hatte. Er ſagte voraus, daß Viele kommen würden, die ſich für den Meſſias, das heißt, für den Befreier des jüdiſchen Staates ausgeben würden, und warnte, ihnen zu folgen. Und in der That ſtanden mehrere Empörer auf; jeder nannte ſich Chriſtus oder Meſſias; jeder verſprach die Herſtellung des jüdiſchen Reichs; jedem folgten Tauſende der betrogenen Juden freudig mit den Waffen in der Hand, um die römiſche Welt zu zertrümmern. Aber Alle gingen in ihrem blutigen Unternehmen zu Grunde, und mit ihnen der letzte Schatten des jüdiſchen Staates, in welchem der erſte und unverſöhnlichſte Feind der chriſtlichen Kirche vertilgt war, und welchen Jeſus, im Sprachgebrauch der damaligen Juden, oft das Weltliche oder die Welt zu nennen pflegte.

Daß er unter dem Ende der Welt aber in der That nichts Anderes, als das Ende der jüdiſchen Welt oder des von ihnen bewohnten Staates verſtanden hat, und nicht die Auflöſung und Vernichtung des Weltballs, erhellet deutlich aus ſeinen Worten, wo er deſſen Untergang mit Zuverſicht weiſſagte, da er ſagte: **Wahrlich, ich ſage euch, dies Geſchlecht wird nicht eher vergehen, bis daß dies Alles ge-**

schehe. (Matth. 24, 34.) Und wirklich hat auch das zu Jesu Zeiten aufblühende Geschlecht noch den schrecklichen Untergang der jüdischen Welt erlebt. Aber dieser Untergang Israels war zugleich der Aufgang des Evangeliums Jesu zu ausserordentlicher Größe und Macht auf Erden. Von der Zeit an verbreiteten sich die aus den Gegenden des gelobten Landes vertriebenen Christen, denn auch sie hielt man lange Zeit für Juden, unter allen Völkern. Von nun an zeigte sich erst die Herrlichkeit Jesu im hohen Glanze, als Kaiser und Könige, anbetend im Staube, durch seine Lehre Gnade vor Gott suchten, und ganze Nationen das Kreuz, als der Erlösung Sinnbild, mit inbrünstiger Andacht umfaßten; als alle gesitteten Völker des Erdbodens durch Jesum sich Gott näherten, und des Evangeliums Kraft selbst die Rohheit der wildesten Stämme in den unbekanntesten Weltgegenden zähmte.

Dies war das Erscheinen Jesu in seiner himmlischen Herrlichkeit, von welcher er sprach. Darum rief er, als er nun das Ende der jüdischen Welt verkündet hatte, seinen bebenden Jüngern zu: Himmel und Erde (Tempel und Staat) werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen. (Matth. 24, 34.) Dann zeigte er in der bildlichen Sprache der alten Propheten, doch furchtbar-majestätischer als sie, die Seligkeit derer, welche seiner Lehre folgen würden. Bei dem großen, allgemeinen Untergang verkündigte er Himmelsfrieden und Seligkeit, wie sie die Tugend gibt, denen, welche seine Lehre ausgeübt haben würden; Jammer denen, welche sein Wort verachtet, ihren Fehlern Treue gehalten hätten. Von dieser herrlichen Umwandlung der Dinge, von diesem Siege des Gottesreiches, welches von da an fort und fort geht, und in den fernsten Zeiten erst ganz entschieden werden wird, weissagte Jesus in geheimnißvollen Bildern, mit welchen er seine Zukunft schilderte. Er sprach von einem großen Gericht, welches er in göttlicher Herrlichkeit über die Erde halten werde, von den Schrecken der Ungläubigen, von der Seligkeit derer, welche seiner Lehre folgen würden. Bei der großen allgemeinen Umwandlung würden sich die Massen der Verächter der Wahrheit und der frommen Bekenner derselben, wie Finsterniß und Licht, scheiden, und er, der Gottessohn, würde ihnen, als

Weltrichter, ihr Urtheil ankündigen, und den Einen die Verdammniß des Unglaubens und Lasters, und den andern die Seligkeit und den Frieden des seligmachenden Glaubens anweisen. In einem lebhaft anschaulichen Bilde stellt er die Gerichtshandlung förmlich vor, wie er den einen ihr Vergehen vorhält, und das Gute, das die Andern gethan, rühmend anerkennt. Er stellte dies seinen Jüngern vor unter dem Bilde des göttlichen Sohnes, der die Welt zu richten erscheint, und nun zu den versammelten Völkern spricht: Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeiset: ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich nicht getränket. Er schilderte in diesem prophetischen Bilde die Entschuldigungen der Sünder, die Bescheidenheit der Gerechten, indem er sie redend einführt, und endet mit der großen Lehre für die Sterblichen: Wahrlich, ich sage euch, was ihr nicht gethan habet einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht gethan! (Matth. 25, 45.)

Was Christus zur lebhaften Darstellung in schönen Gleichnissen und erhabenen Bildern gelehrt, ward von den Menschen oft allzubuchstäblich genommen, statt daß sie hätten, wie es Jesus verlangte, auf den Geist seiner Gleichnisse und Bilder sehen sollen. So hatte er ja auch seinen eigenen Leib einen Tempel Gottes geheißen, und weil er gesagt hatte: brechet diesen Tempel, und am dritten Tage will ich ihn wieder aufrichten! als womit er seine Auferstehung bezeichnen wollte (Joh. 2, 19—22.), verstanden ihn die Juden nicht, und machten daraus gegen ihn eine Anklage; verstanden ihn selbst seine Jünger nicht eher vollkommen, bis nach seiner Auferstehung, wie denn dies Johannes selbst bekannt hat. (Joh. 2, 22.)

Indem die Menschen also Jesu sinnbildliche Redensarten nicht dem Geiste nach, sondern bloß nach dem Buchstaben verstanden, brachten sie in die Religion vielerlei Meinungen, welche irrig sein mußten; — und so ward selbst von dem Reiche Gottes, welches Jesus zu stiften gekommen war, also von dem wichtigsten Zwecke seiner Menschwerdung, oft statt der einfachsten Wahrheit das verworrenste Geträume geglaubt. Wie und wann jene prophetische Vorhersagung vom Siege des Reiches Gottes und der Zukunft

Christi ganz und entscheidend erfüllt werden wird, wissen wir nicht; aber das wissen wir, daß wir davon keine sinnlichen, weltlichen Erwartungen hegen sollen; denn das Reich Gottes kommt nicht in äusserlichen Geberden.

Darum ist es für mich an dem Tage der Pfingsten, an dem heiligen Feste der ersten Ausbreitung des Reiches Gottes durch die Apostel Jesu, eine wichtige Betrachtung geworden, was ich unter dem Reiche Gottes zu verstehen habe, welches mir mein Heiland aufgeschlossen hat! — Nein, es ist, wie Jesus selbst sagt, nicht etwas Irdisches ausser mir, sondern inwendig in mir, in meinem Gemüthe. In meinem Herzen soll Gott herrschen; in meinem Herzen soll der Himmel schon auf Erden sein, jene Seligkeit, welche aus dem Bewußtsein der Tugend und des göttlichen Beifalls quillt; jene Seligkeit, die durch meine höhere Vollendung entsteht, und nothwendig ist, wie der unsterbliche Geist selbst.

Vater unser, der Du bist im Himmel, geheiligt werde Dein Name! Ja, es komme auch zu mir die Lehre Jesu, meines Erlösers, von der Sünde und ihren Folgen, bereite mein Herz, daß es empfänglich werde schon hienieden für die Seligkeit, die Du den Gerechten gewährst. Heiliger Geist Gottes, des Weltvaters, heiliger Geist Jesu, des Menschenbeseligers, durchdringe mein Gemüth, daß es sich ganz im Göttlichen auflöse; daß jede unreine Begierde davor zurückbebe, jede aufwallende Leidenschaft davor fliehe; daß es nichts empfinde, denke, wolle, als was eines unsterblichen Wesens würdige Sache ist; daß es, wie einst auf Erden das Gemüth Jesu, nur erfüllt sei von Demuth, Unschuld, Wahrheit und Gerechtigkeit, von Haß gegen eigene Unvollkommenheiten und Mängel, von Liebe gegen das Gute, was ich an Andern erblicke.

Vater, wie unendlich, wie seligkeitvoll ist Dein Reich! Ach, laß auch mich dazu beitragen, nicht nur, daß es in mir kräftiger, sondern durch mein Beispiel, durch meine Worte und Lehren auch auf meine Freunde und Bekannten ausgebreitet werde. Wo ist denn Ruhe und Heiterkeit des Geistes, als in Deinem Reich?

Mit Inbrunst flehe ich zu Dir durch Jesum Christum: Zu uns komme Dein Reich! Amen.

Inhalt des sechsten Bandes.

		Seite
1.	Die Stufenleiter in der Schöpfung	3
2.	Der gestirnte Himmel	13
3.	Der Morgen	21
4.	Der Mittag	31
5.	Der Abend	41
6.	Die Nacht	50
7.	Der Anblick des Mondes	61
8.	Der Komet	71
9.	Die Naturen im Menschen. (Erste Betrachtung)	79
10.	Die Naturen im Menschen. (Zweite Betrachtung)	88
11.	Die Naturen im Menschen. (Dritte Betrachtung)	97
12.	Die Naturen im Menschen. (Vierte Betrachtung)	106
13.	Die Sprache der Menschen	115
14.	Die Erdbewohner und ihre Religionen. (Erster Theil)	124
15.	Die Erdbewohner und ihre Religionen. (Zweiter Theil)	133
16.	Des Winters Abschied	143
17.	Das Reich der Pflanzen. (Erste Betrachtung)	151
18.	Das Reich der Pflanzen. (Zweite Betrachtung)	162
19.	Der Frühling	172
20.	Frühlingsandacht	180
21.	Die Luft	190
22.	Die Erde	201
23.	Das Wasser	211
24.	Das Feuer	222
25.	Gottes Größe im Kleinen	232
26.	Die Stimmen der Thiere	241
27.	Erinnerungen an die Allmacht Gottes. (Erste Betrachtung)	250
28.	Erinnerungen an die Allmacht Gottes. (Zweite Betrachtung)	258
29.	Das Gewitter	266
30.	Der Wurm und die Allmacht	275
31.	Betrachtung der Sinne. (Das Gefühl)	286
32.	Betrachtung der Sinne. (Der Geschmack)	296
33.	Betrachtung der Sinne. (Der Geruch)	307
34.	Betrachtung der Sinne. (Das Sehen)	318
35.	Betrachtung der Sinne. (Das Gehör)	328

		Seite
36.	Freigebigkeit der Natur. (Erste Herbstbetrachtung)	339
37.	Freigebigkeit der Natur. (Zweite Herbstbetrachtung)	347
38.	Empfindungen des Christen an einem Herbsttage	356
39.	Des Menschen Erhabenheit	365
40.	Blicke zum Sternenhimmel. (Erster Theil)	375
41.	Blicke zum Sternenhimmel. (Zweiter Theil)	386
42.	Blicke zum Sternenhimmel. (Dritter Theil)	396
43.	Blicke zum Sternenhimmel. (Vierter Theil)	406
44.	Gott im Sturm	416
45.	Betrachtung der Witterungswechsel. (Erster Theil)	428
46.	Betrachtung der Witterungswechsel. (Zweiter Theil)	438
47.	Der Schnee	448
48.	Der Untergang der Welt	458
49.	Die Heimathliebe der Völker	468
50.	Das Erscheinen Christi im Leben	480
51.	Das Reich Gottes	489

Neuer Verlag

von

H. R. Sauerländer in Aarau.

A. Bereits erschienen:

Die Baseler Theilungssache. Nach den Acten dargestellt. Drei Abtheilungen in einem Band. gr. 12. geheftet. à fl. 3. 45. — 2 Thlr. 12 gr.

— — — Die erste Abtheilung ist erschienen, die zweite befindet sich unter der Presse; nach Vollendung der dritten Abtheilung wird im nächsten Mai das vollständige Werk auch im deutschen Buchhandel erscheinen, das von einem ausgezeichneten Rechtsgelehrten der Schweiz verfaßt ist, und ohnstreitig auch für Andere im Ausland von Interesse sein wird.

H. v. Maltens Bibliothek der neuesten Weltkunde. Jahrgang 1834. Zwölf Theile, geheftet à fl. 12. — 8 Thlr. (Die drei ersten Theile sind bereits versandt.)

— — — Die ersten vier Jahrgänge 1828, 1829, 1830 und 1831 sind noch um die Hälfte des Ladenpreises à fl. 6. — 4 Thlr. pr. Jahrgang zu haben; diese vier Jahrgänge werden jedoch nur zusammen à fl. 24. — 16 Thlr. abgegeben; die folgenden Jahrgänge von 1832, 1833 und 1834 können aber nur im bisherigen Ladenpreis, jeder à fl 12. — 8 Thlr. abgegeben werden, da der Vorrath nur gering ist.

Mnemosyne. — Schilderungen aus dem Leben, zur Bildung und zum Vergnügen der weiblichen Welt. Von der Verfasserin der Bilder des Lebens. Zwei Theile. 12. geheftet. à fl. 3. 30. — 2 Thlr. 8 gr.

— — — Der erste Theil enthält Nannina. — Der zweite Theil: Die stille Alpe am Vierwaldstättersee. — Briefe über den Beruf und die Bildung der Frauen.

Stunden der Andacht. Zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung. Siebenzehnte Auflage in acht Bänden und in großem Schriftdruck. Auf weißem Papier à fl. 9. — 6 Thlr. Auf halbweißem à fl. 7. 30. — 5 Thlr.

— — — Die vier ersten Bände sind bereits versandt, der fünfte ist fertig und der sechste unter der Presse; der siebente und achte erscheinen nach Johanni. — Auch diese Ausgabe erfreut sich der besten Aufnahme; aber da sie nicht in bedeutender Anzahl gedruckt werden konnte, so ist es wahrscheinlich, daß sie bald vergriffen sein wird.

B. Unter der Presse befinden sich:

Fries, M. G. Wegweiser der englischen und deutschen Conversation; zunächst für Reisende und Studirende. — *Guide* of *english* and *german conversation;* for the use of travellers and student. — Ein Bändchen in Taschenformat.

Fries, M. G. Wegweiser der italienischen und

deutſchen Converſation. Daſſelbe Werk mit italieniſchem Text, gleichwie das Obige in engliſcher Sprache.

— — — Beide Werke ſind von demſelben Verfaſſer der Anleitung zur franzöſiſchen und deutſchen Unterhaltungsſprache, die in ganz Deutſchland als einem längſtgefühlten Bedürfniß entſprechend, äuſſerſt gute Aufnahme findet.

Hiſtoriſche Erzählungen von Charlotte von Glümer, Enthaltend: Gerhard von Avennes. — Liebenſteins Quelle. — 12. Geheftet.

C. v. von Orell, kleine franzöſiſche Sprachlehre für Anfänger. Zweite verbeſſerte Auflage. gr. 12. à 28 Kr. — 7 Gr.

— — — Bei der auſſerordentlichen Menge kleiner franzöſiſchen Grammatiken hat dieſe des Hrn. v. Orell dennoch Eingang gefunden, und wird nun als eines der brauchbarſten Lehrbücher für die erſten Anfänger vorzugsweiſe empfohlen. Dieſe neue Auflage erſcheint im Mai.

Zſchokke, H. Des Schweizerlands-Geſchichte für das Schweizervolk. Fünfte verbeſſerte und mit einer Fortſetzung der neueſten Geſchichte vermehrte Auflage. gr. 12. wohlfeile Schulausgabe auf halbweißem Papier à 36 Kr. — 9 Gr.

— — — Es wird den Freunden der vaterländiſchen Geſchichte eine erfreuliche Nachricht ſeyn, daß ſich der verehrte Herr Verfaſſer entſchloſſen hat, dieſes Lehrbuch durch eine Fortſetzung der neuern Geſchichte bis auf die gegenwärtige Zeit zu vervollſtändigen. Es ſind auch bereits alle frühern Ausgaben vergriffen, da die Beſtellungen für Schulen, in denen es allgemeiner eingeführt worden, in jüngſter Zeit ſehr beträchtlich waren. Dieſe neue Auflage erſcheint ebenfalls Ende Maimonat.

C. Zur Michaelismeße erſcheinen:

La Correspondance française, ou modèles de lettres sur toutes sortes de sujets, avec leurs réponses, par Mr. *Fries*, *professeur* à *Paris*. Un volume en gr. 12.

Lutz, M. Supplement-Band zum geographiſch-ſtatiſtiſchen Handlexikon der Schweiz, enthaltend alle während ſieben Jahren geſammelten Zuſätze, Berichtigungen und Beiträge zur vaterländiſchen Geſchichte bis auf die heutige Zeit. gr. 12. geheftet.

Zſchokke, H. ausgewählte Novellen, Erzählungen und Dichtungen. Dritte vollſtändige Auflage, in zehen Theilen in Taſchenformat.

— — — Erſt ſeit drei Jahren findet dieſe reichhaltige Sammlung des allgemein verehrten und beliebten Schriftſtellers in ganz Deutſchland eine ſo günſtige Aufnahme, daß die zweite Auflage nun vergriffen iſt, und dieſe neue noch im Laufe dieſes Jahres vollſtändig erſcheinen wird.

D. Neuer Verlag vom Jahr 1833.

Appenzeller, J. C. Selmas Erzählungen aus der wirklichen Welt. 12. geheftet à fl. 2. — 1 Thlr. 8 gr.

Bronner, F. X. Luſtfahrten ins Idyllenland. 2 Theile, geheftet à fl. 3. 45 kr. — 2 Thlr. 12. gr.

Fries, M. G. Anleitung zur franzöſiſchen und

deutschen Conversationssprache. gr. 12. geheftet à 1 fl. 20. — 20 gr.

— — — Es ist dieses praktische Lehrbuch einer besondern Aufmerksamkeit werth; denn wo es bisher bekannt geworden, fand es ungetheilten Beifall. Der Herr Verfasser, als Professor in Paris lebend, lehrt darin umfassend und mit Gewandtheit und Fertigkeit die heutige Conversationssprache in Frankreich, was sich bekanntlich bei aller Gründlichkeit und Sprachkenntniß nicht aus Grammatiken lernen läßt.

Götzinger, M. W. Deutsche Sprachlehre für Schulen. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. gr. 12. à fl. 1. — 15 gr.

— — — Wie es erwartet werden durfte, so hat dieses treffliche Lehrbuch in seiner neuen Bearbeitung bereits in mehrern Schulen schon Eingang gefunden. Es vereiniget mit allen Vorzügen der Gründlichkeit und der Korrektheit, auch die des guten Drucks und Papiers, und der äußerst billigen Wohlfeilheit des Ladenpreises.

Hirzel, C. Praktische französische Grammatik, oder vollständiger Unterricht in der französischen Sprache. Neunte von Hrn. Professor C. von Orell vielverbesserte Auflage. gr. 12. à fl. 1. — 15 gr.

— — — Man darf nun in Wahrheit sagen, daß dieses Lehrbuch als eines der vorzüglichsten eine allgemeine Anerkennung gefunden hat, und darum auch eine so bedeutende Verbreitung fand. Auch bei diesem vereinigen sich alle Vorzüge, die einem guten Schulbuch eigen seyn sollen, die sorgfältigste Gründlichkeit und Korrektheit, deutlicher Druck und starkes Papier, und ein ungemein billiger Ladenpreis.

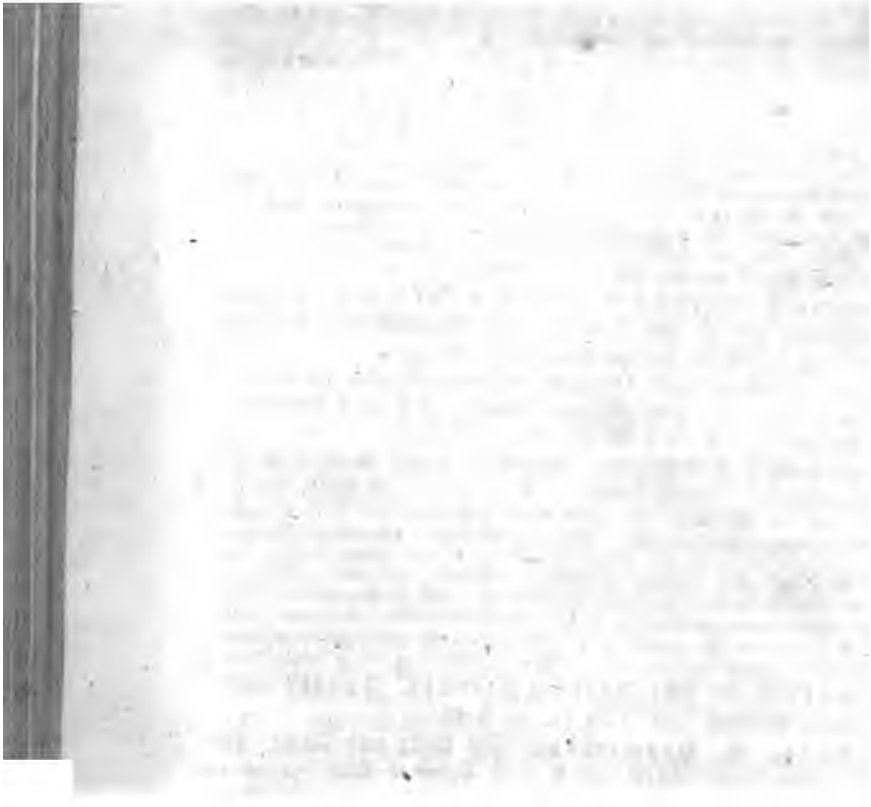
Hirzel, C. Neues französisches Lesebuch; vervollständiget von C. von Orell. Dritte verbesserte Auflage gr. 12. à 45 kr. — 12 gr.

— — *Dictionnaire français-allemand*, und **deutsch-französisch, zum Schulgebrauch. Dritte vermehrte Auflage. gr. 8. à 1 fl. 30 kr. — 20 gr.**

Stunden der Andacht. Sechszehnte wohlfeilste Auflage in einem Band. à fl. 3. 45. — 2 Thlr. 12 gr.

— — — Es haben sich schon mehrere Freunde für diese Ausgabe in Bibelformat mit besonderer Thätigkeit zu deren allgemeinen Verbreitung verwendet, und ihre Bemühungen waren vom besten Erfolg. Da nun diese Ausgabe dermalen vollständig erschienen, und wegen ihrer ausserordentlichen Wohlfeilheit ganz geeignet ist, auch in den unbemittelten Ständen Eingang zu finden, so bin ich gerne bereit, denjenigen verehrten Freunden eine gewisse Anzahl Exemplare im Parthiepreis zu überlassen, welche zur weitern und thätigen Verbreitung sich geneigt finden.

Zschokke, H. Das Goldmacherdorf. Fünfte wohlfeilste Auflage. 12. à 24 kr. — 6 gr.

Zschokke, H. Prometheus. Für Licht und Recht. Erster bis dritter Theil. gr. 8. à fl. 9. — 6 Thlr.

— — — Es ist nicht unbemerkt zu lassen, daß einzelne Stellen im ersten Theil, welche aus Versehen, in Briefauszügen, eigentlich nicht zum Abdruck bestimmt, stehen geblieben, nunmehr abgeändert worden sind.